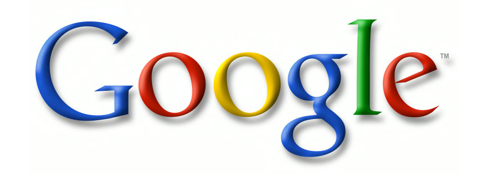
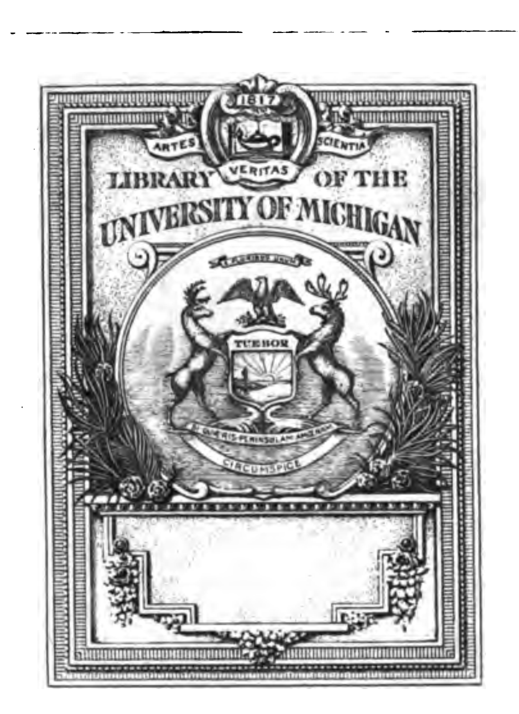



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

ALLGEMEINE
LITERATUR - ZEITUNG

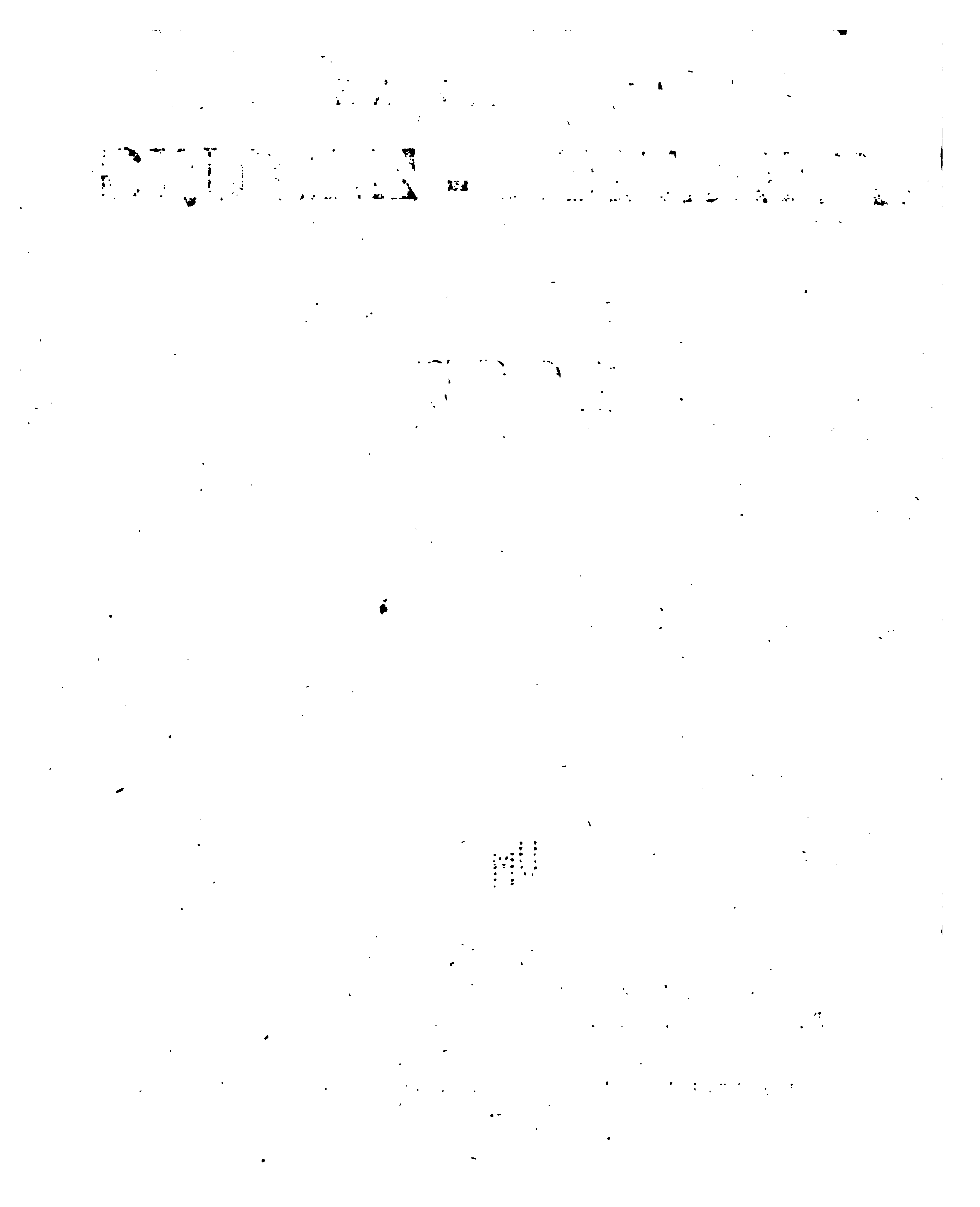
VOM JAHRE
1837.

DRITTER BAND.

SEPTEMBER bis DECEMBER.



HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung
bei C. A. Schwetschke und Sohn,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1837.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

LÄNDERKUNDE.

Leipzig, in der Hinrichs. Buchh.: *Die brittischen Kolonien*, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilen und übrigen socialen Beziehungen, von *R. Montgomery Martin*. Aus dem Englischen bearbeitet von Dr. *Paul Frisch*. Erste Lieferung: Asien. Zweite Lief.: Westindien. Zusammen 352 S. 1835. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Das brittische Kolonialsystem ist eine Erscheinung, deren Aehnliches die Geschichte aller Zeiten und Völker nicht aufzuweisen hat. Ueber den ganzen Erdball verbreitet, begreift dasselbe Gebiete in sich, die an Umfang und Bevölkerung der alten Römerwelt gleichkommen, ja selbst in ersterer Beziehung dieselbe wohl übersteigen. Das Wunderbarste bei dieser Erscheinung aber ist weniger noch der Flächenraum und die Volkszahl jener dem brittischen Scepter unterworfenen Gebiete, als die ungeheuren Entfernungen, in welchen dieselben, nach allen zonischen Richtungen hin zerstreut, von dem Centralpunkte der herrschenden Macht liegen. — Ueber den Ursprung nun, die allmählige Ausdehnung, den jetzigen Belang, Zustand und Beschaffenheit des Systems eine gründliche und erschöpfende Auskunft zu ertheilen, mit einem Worte, eine Geschichte und Statistik der brittischen Kolonien zu schreiben, unternimmt der Vf. des hier befragten Werkes. Beruf und Befähigung aber, dieser eben so viel befassenden als schwierigen Aufgabe zu genügen, wird durch die Ausführung selbst aufser Zweifel gesetzt, wobei ihm jedoch seine persönlichen Verhältnisse sehr zu Statten kommen. Was nämlich den statistischen Theil des Werkes anbetrifft, so bereiste *M. M.* nicht blofs viele Jahre hindurch sämmtliche Kolonien Englands; sondern er hatte auch, in Folge seiner amtlichen Stellung, die günstigste Gelegenheit an Ort und Stelle diejenigen Notizen einzusammeln, die ihm zu dem Behufe erforderlich waren. Um aber auch eine Geschichte des brittischen Kolonialwesens in allen seinen Beziehungen schreiben zu können; so sind ihm hierzu die besten Quellen, zum grofsen Theile Parlamentsberichte, zugänglich gewesen und von ihm, wie das Werk beweiset, mit vielem Fleifse und grofsem Scharfsinne benutzt worden. — Bei dem grofsen Interesse, das somit dieses Werk gewährt, können wir nur bedauern, dafs dessen Fortsetzung — wir wissen nicht, ob blofs der Uebersetzung oder auch des Originals — in Stocken gerathen zu seyn scheint, indem uns davon bisjetzt nur die zwei ersten Lieferungen zu Gesicht gekommen sind. Das Ganze nämlich wird, wie aus der diesen Lieferungen vorgedruckten Anzeige erhellet, aus fünf Lieferungen bestehen, wovon die drei ersten, einen Band bildend, die *ostindischen*, *westindischen* und *nordamerikanischen*, die 4. und 5. Lieferung aber, als zweiter Band, die *afrikanischen*, *australischen* und *europäischen* Kolonien umfassen sollen. Eben derselben Anzeige entnehmen wir auch noch, dafs mit der vor uns liegenden Arbeit des Dr. *F.* keinesweges beabsichtigt wird, dem deutschen Publikum eine vollständige Uebersetzung des englischen Originals zu liefern; sondern dafs dabei diejenigen Stellen desselben übergangen wurden, die ausschliefslich nur auf brittische Bedürfnisse und Interesse berechnet waren. Wir dürfen wohl voraussetzen, dafs durch die angedeuteten Auslassungen der Werth des Buchs für jenes Publikum nur gewonnen hat, da wir im Ganzen genommen die gegenwärtige Leistung als sehr befriedigend anerkennen müssen, auch dieselbe, unseres Dafürhaltens, vollkommen hinreichen dürfte, eine vollständige und klare Uebersicht der brittischen Kolonialmacht zu gewähren.

Ost- und *Westindien* sind unstreitig bei weitem die wichtigsten Bestandtheile eben dieser Macht; es mögen daher, um auch mittelst unseres Berichtes davon einen Begriff zu geben, einige in dem Betreff dem Werke entlehnte Angaben hier eine Stelle finden. —. Das *brittische Reich in Asien* ist wohl, so weit die Geschichte der Menschheit reicht, das ungeheuerste politische Phänomen, das je gesehen ward. Hier nämlich gewahrt man, innerhalb des kurzen Zeitraums von einem halben Jahrhunderte, eine thätige und verständige Bevölkerung von mehr als 96 Millionen Menschen, die über eine halbe Million (englischer) Quadratmeilen des herrlichsten Theils unserer Erde bewohnt, dem Zustande unerhörter blutiger Anarchie entrissen und der friedlichen Ordnung und bürgerlichen Wohlfahrt zurückgegeben. Zu vorstehenden Zahlangaben müssen wir noch bemerken, dafs wir solche zwar einer der ersten Lieferung beigefügten Tabelle entlehnten, diese Angaben aber im Texte selber noch manche Berichtigung erhalten. Darnach wäre für die brittischen Besitzungen eine Bevölkerung von circa 100 Millionen anzunehmen, wozu noch die Bewohner der unter dem Schutze Englands stehenden und der verbündeten Staaten kommen, deren Flächenraum den jener Besitzungen um 100,000 Quadratmeilen übersteigt. Behalten

halten wir nun, mit dem Vf., das so eben angegebene Verhältnifs der Bevölkerung zum Flächenraume bei, so ergiebt sich eine Gesammtzahl von mehr als 200 Millionen Menschen, die direct und indirect unter der Herrschaft Grofsbrittanniens stehen und dem Gouvernement der ostindischen Compagnie unterworfen sind. Noch erstaunenswürdiger als die Thatsache dieser Herrschaft selber, ist das Verhältnifs, in welchem die Zahl des herrschenden Volks zu dem beherrschten, d. i. die Britten zu den Eingebornen Indiens, steht. Nach *M. M.* übersteigt die Zahl der Erstern nicht 40,000, wovon vielleicht nur 5000 *nicht* in Civil- oder Militairdiensten der ostindischen Compagnie sind. Derselbe macht bei diesem Anlafs die scharfsinnige Bemerkung, dafs, würde eine unbeschränkte Einwanderung der Engländer nach Ostindien gestattet worden seyn, von zwei Dingen nothwendig das Eine erfolgt wäre: entweder die Vertreibung der Britten aus Indien, oder die Vernichtung der Eingebornen. Wahrscheinlich bleibe indessen, dafs, so wie die weifse Bevölkerung die Ufer des Missisippi und Orinoco verödete, dies auch an dem Ganges der Fall gewesen wäre. — Was die Bestandtheile der 100 Millionen Bewohner des brittischen Indiens anbetrifft, so sind dies keineswegs, wie seither angenommen wurde, ausschliefslich, oder doch der gröfsern Zahl nach, jene einfachen *Hindus*, die kein Fleisch von irgend einem lebendigen Geschöpfe essen und unabänderlich Anhänger des *Menu* sind. Vielleicht herrscht unter den Bewohnern *Hindostan's* eine gröfsere Verschiedenheit im Charakter und in der Sprache, als dies in Europa der Fall ist. Die mehreren dieser Nationen, Klassen und Secten beiwohnenden charakteristischen Eigenthümlichkeiten aber werden vom Vf. auf folgende Weise bezeichnet: der hinterlistige, grausame und fähige *Brahmine*, der edelsinnige und höfliche *Thakur*, der unterwürfige und fleifsige *Sadra*, der ehrgeizige aber sinnliche *Moslim*, der kriegerische und schlaue *Mahratte*, der friedliche, geldwuchernde *Fain*, der lehnspflichtige und hochgesinnte *Radspute*, die herumschwärmenden und diebischen *Batties* und *Catties*, die gewissenhaft-ehrlichen *Parsen*, der luchsaugige *Jude*, die herrischen *Gurkas*, die handwerksmäfsig mordenden *Thugs* und *Phasingars*, die handeltreibenden *Armenier*, die freibeutenden *Pindaries*, die rachsüchtigen, aber dankbaren *Nairs*, die sittsamen *Nestorianer*, die schmutzigen *Mughs*, die hochmüthigen *Perser*, die kriegerischen *Siks*, die despotischen *Puligars*, die bigotten *Gosseins*, die seeräuberischen *Cancanesen*, die ungestümen *Mhairs* und *Minas*, die herabgewürdigten *Muniporäer*, die blutdurstigen und unbezähmbaren *Kalis*, die Hirtenstämme *Todawars*, die ausgestofsnen *Parias*, die unschuldigen *Karians*, die sittenlosen *Mongolen* u. s. w. In Kurzem, die Anzahl der in Indien gesprochenen Dialecte ist so grofs, dafs es beispielsweise in den obern Provinzen *Bengalens* schwierig seyn würde, die Verordnungen der Regierung in irgend einer Sprache, die für Alle verständlich wäre, zu übersetzen, es sey denn, dafs man für jeden einzelnen Distrikt eine eigene Uebersetzung fertigte. — Man wird wohl zugeben, dafs, je verschiedenartiger Charakter und Sprache der indischen Bevölkerung sind, desto schwieriger auch die Aufgabe wird, diese unermefsliche Menschenmenge, vornehmlich in so grofser Ferne vom Sitze der Herrschaft, nicht nur im Gehorsam zu erhalten, sondern auch in der Art zu regieren, dafs sie diese Herrschaft allmählig lieb gewinnt. Der brittischen Politik scheint es gelungen zu seyn, diese schwere Aufgabe mit Erfolg gelöst zu haben. Ueber die Wege aber, welche sie zu dem Ende einschlug und von denen sie, wie zu erwarten steht, auch fortan nicht abweichen dürfte, entnehmen wir dem Werke noch folgende Andeutungen: „Die *Hindus*, sagt *M. M.*, abgesehen von den Wirkungen des Klimas, des Bodens und deren Nahrung, liefern einen Beweis für die fürchterlich demoralisirenden Wirkungen, welche ein Jahrhundert währender Despotism hervorzubringen nicht verfehlen wird.... Wer jedoch den Charakter der *Hindus* mit Sorgfalt und umfassend studirt hat, mufs einräumen, dafs sie Vorurtheile, denen man willfahren, Neigungen, die man gewinnen, Leidenschaften, die man fürchten, und Tugenden besitzen, die man liebgewinnen und entwickeln mufs. Seit der Eroberung Indiens durch England waren die Britten eifrig bemüht, eine Kette des Feudalismus, welche immerdar für ein Zeitalter der Barbarei zeugt, zu zerbrechen; die Gesellschaft, die früher nur aus zwei Klassen bestand, ist nun dadurch auf den Fufs der Gleichheit gestellt, dafs die sklavische Abhängigkeit der untern Klasse von der höhern beseitigt wurde und Millionen von Menschen zum ersten Male einsehen gelernt haben, dafs sie eignen Werth besitzen und durch Fleifs, Talent und Redlichkeit sich selbst zum höchsten Rang in der Gesellschaft aufschwingen können. Die Menschenopfer wurden abgeschafft, dem Kindermorde Schranken gesetzt und die furchtbare Sitte, Wittwen zu verbrennen, gänzlich aufgehoben; die Palladien der Freiheit, die freie Presse und die Gerichtsbarkeit mittelst Geschworner, wurden allmählig eingeführt und weiter ausgedehnt; die Eingeborenen sitzen zu Gericht und besteigen die Lehrstühle. Wenn man den *Hindus* in ihren Handelsverhältnissen mit England Gerechtigkeit wiederfahren läfst, und nicht den unsinnigen Versuch macht, sich in ihre Religionsgrundsätze einzumischen, so berechtigt die Zukunft zu den schönsten Erwartungen. Betrachtet man dagegen den gewaltigen Widerstand, den die Abschaffung der teuflischen Sitte, die Wittwen zu verbrennen, bei der *Hindu*-Bevölkerung selbst fand, erwägt man ferner das Verhältnifs der Europäer zu den Asiaten in Indien, das wie 1 zu 5000 ist, und der *Mahomedaner* zu den *Hindu* von 1 zu 10, so kann man nicht genug den Grundsatz einschärfen, nicht zu rasch vorwärts zu schreiten, Güte mit Klugheit, feste Grundsätze mit zeitgemäfser Anwendung, und Gerechtigkeit mit rascher Vollstreckung zu paaren."

Die

Die brittischen Besitzungen in *Westindien*, Guyana und Honduras mit inbegriffen, zählen auf einem Flächenraum von 177,140 (englischen) Quadratmeilen — wovon jedoch 100,000 auf Guyana und 62,750 auf Honduras kommen — eine Bevölkerung von nur 74,240 Weifsen und 884,600 Farbigen. Das bewegliche und unbewegliche Eigenthum gibt der Vf. zum Werth von 120,690,00 Pf. St. an, dessen jährlicher Ertrag, mittelst Production, sich auf 21,972,549 Pf. St. beläuft. Für Ostindien wird jenes Eigenthum auf 1933,000,000 Pf. St., dieser Ertrag aber auf 305,705,000 Pf. St. angegeben. Ganz unverhältnifsmäfsig erscheint dagegen der Betrag des Ein- und Ausfuhrhandels, so wie der Schiffahrt, die zwischen den respectiven Kolonien und dem Mutterlande statt finden. Die Einfuhr Westindiens nämlich wird auf 5,606,400 Pf. St. angegeben, der Tonnengehalt der dazu verwandten Schiffe aber auf 238,600; die Ausfuhr 9,932,500 Pf. St. und der Tonnengehalt 260,500. Hinsichtlich *Ostindiens* beläuft sich die Einfuhr auf den Werth von 6,205,382 Pf. St. und die Ausfuhr auf 7,050,000 Pf. St.; der Tonnengehalt aber auf 100,000 u. 106,000. Das aus vorstehenden Zahlangaben sich ergebende Mifsverhältnifs ist auffallend und mag wohl zum Theil seinen Grund in den Begünstigungen haben, deren sich, in Folge der deshalbigen Bestimmungen der brittischen Finanzgesetzgebung, die westindischen Kolonien erfreuen, deren Zucker beispielsweise, nur eine Abgabe von 1 Pf. 4 Sh. pr. Ct. bezahlen, während der ostindische Zucker mit 1 Pf. 12 Sh. pr. Ct. belegt ist, die Auflage *ad valorem* ungerechnet; in Folge deren die schlechtesten Sorten bengalischen Zuckers jetzt in Grofsbritannien überhaupt eine Taxe von 120 Procent auf den Brutto-Preis bezahlen. Gleichwohl entspricht die, dermalen die Handelsverhältnisse der westindischen Kolonie regulirende, Gesetzgebung noch keineswegs den Wünschen des Vf's. „Ich verlange, sagt er in dem Betreff, für die brittischen Pflanzungen in Westindien, dafs ihnen, gemeinschaftlich mit den übrigen englischen Kolonien, *Handelsgerechtigkeit* zu Theil werde; dem Charakter und der Denkweise vergangener Zeiten mag es angemessen gewesen seyn, Monopole zu errichten und die Nationen in einzelne Stücke zu zersplittern; solche Mafsregeln aber können keinen längern Bestand mehr haben — wir müssen aufhören, blofs für Privatinteressen Gesetze zu geben, wir müssen das allgemeine, nicht das individuelle Wohl berücksichtigen, wenn wir menschliches Glück befördern wollen." Zu dem Ende nun beantragt *M-M.* Abschaffung der Auflagen, die seither auf denjenigen Kolonial-Erzeugnissen lasteten, die nach England eingeführt werden. Sodann aber soll den Kolonisten ein freier Handelsverkehr mit dem Kontinente von Europa und Amerika, nach selbst gemachten Bedingungen, ohne alle Hemmungen, gestattet werden, damit sie ihren Ueberflufs an Producten, deren das Mutterland nicht bedarf, dort absetzen und ihre Bedürfnisse zum niedrigsten Preise beziehen können. Endlich müfste die Auswanderung von Europäern oder Weissen nach Westindien auf alle mögliche Weise ermuthigt werden. Noch liegen Millionen *Acres* fruchtbarer Kronländereien wüste; diese sollten zu einem Nominal Erbzinse an Jedermann, dessen Industrie und Charakter dem Zwecke der Kolonisation entsprechen, abgegeben werden. Die wohlthätigen Wirkungen einer solchen ausgedehnten Uebersiedelung aber würden sich, nach des Vf's. Ansicht, nicht nur in Handelsunternehmungen, sondern auch durch das Beispiel fühlbar machen, dafs sie dem Neger und der farbigen Bevölkerung aufstellte, um sie zu gröfserer Geistesthätigkeit und körperlicher Anstrengung, als es gegenwärtig der Fall ist, anzuspornen. — In Betreff des Darlehns von 20 Millionen Pf. St., die bekanntlich den Pflanzern als Entschädigung für die Emancipation der Sklaven durch Parlamentsacte bewilligt würden, besorgt *M-M.*, es möchte dadurch ein Zustand von Apathie hervorgerufen werden, der den Interessen Westindiens in hohem Grade nachtheilig seyn wird. Sind nun aber, wie er sagt, mehrere einflufsreiche Personen der Meinung, dafs durch diesen Act für die Erhaltung der westindischen Besitzungen genug geschehen ist, während sich die Pfandgläubiger, unbesorgt um die Zukunft, ihres gegenwärtigen Gewinnes erfreuen, so theilt derselbe jene Meinung keinesweges unbedingt. Vielmehr sollten, nach seiner Ansicht, der unbezweifelten Ansprüche der Pfandgläubiger ungeachtet, Maasregeln ergriffen werden, um einen Theil der Entschädigungssumme dem Pflanzer zu sichern und nicht dem Gläubiger Alles zuzuwenden, wodurch Ersterer aufser Stand gesetzt wäre, die Kultur seiner Ländereien ferner zu betreiben. Würde dagegen dem Pfandgläubiger eine Garantie seiner Geldinteressen auf 5 oder 7 Jahre ertheilt, mit der Bedingung jedoch, dafs er den Kontract nicht für erloschen erklären kann, so gewönne der Pflanzer Zeit, sich zu erholen und die frühern Schwierigkeiten mit Erfolg zu bekämpfen. Wollte man aber diesem Vorschlage nicht beitreten, so müfste dem Pfandgläubiger die Wahl gelassen werden, wegen seiner Ansprüche einen annehmlichen Vergleich in der Art zu treffen, dafs er gegen Abzahlung der Hälfte oder zweier Drittheile des Kapitals, auf alle weitere Forderungen an dem Pflanzer Verzicht leiste. An die Ergreifung vorbemerkter oder doch ähnlicher Maasregeln knüpft der Vf. endlich die Wohlfahrt, ja selbst die Existenz der Pflanzer, von denen, im anderseitigen Falle, die Hälfte zu Grunde gehen würde, während diejenigen Ländereien, die bei dem gegenwärtigen Systeme ihrem geographischen Umfange nach wenig Werth haben, selbst den innern Werth verlieren müfsten, den sie jetzt noch besitzen. —

Haben wir nun im Eingange unsres Berichts *M-M's.* Beruf und Kompetenz über das brittische Kolonialwesen zu schreiben, unter Hinweisung auf seine persönliche Stellung und die ihm zugänglichen Quellen angedeutet; so können wir demselben auch nachrühmen, dafs er sich bei Abfassung seines Werkes

kes durchgehends nur von Principien leiten läſst und in Folge deren Ansichten entwickelt, die seine echt-philanthropische Gesinnung auſser Zweifel setzen. Als Probe dieser Gesinnung aber mag hier noch schlieſslich eine Anführung, die wir diesem Werke entlehnen und worin der Vf. seine Ansicht über das befragte Kolonialwesen in kurzen Worten zusammendrängt, eine Stelle finden. „Es kann sich unmöglich länger, heiſst es daselbst, mit der Gerechtigkeit oder einer gesunden Staatspolitik vertragen, für Westindien ein Monopol, den englischen Markt mit Waaren versehen zu dürfen, fortbestehen zu lassen; die andern tropischen Kolonien verlangen unsere Aufmerksamkeit und haben ein Recht eine gleiche und billige Behandlung von Seiten des Mutterlandes zu fordern. Ueberdies lähmen wir, durch den gegenwärtigen ausschlieſslichen Schutz des westindischen Kaffees, Zuckers und Rums, unsere eigene Macht, unsere Hülfsquellen und Handel; wir lassen eine starke einheimische Bevölkerung verarmen, ohne, wie es die Erfahrung der Vergangenheit beweist, unsre Kolonialagrikulturisten dadurch zu bereichern. Jene unglückselige, verkehrte Politik, ein Interesse dem andern entgegenzustellen, das *westindische* dem *ostindischen*, das von *Canada* jenem von *Australien*, das *europäische* dem *afrikanischen*, muſs ein für allemal aufgegeben werden; England hat keine Vortheile davon; im Gegentheil es leidet wesentlich dadurch in seinen Einkünften, in seinem Innern und seinem Seehandel, und beraubt sich selbst der freien Kanäle, um seine unbeschäftigte Bevölkerung und seinen Ueberfluſs an Manufacturartikeln nach andern Gegenden der Erde abzuleiten. Ich träume nicht von einem glücklichen *Utopien*; ich war bei Abfassung dieses Werks veranlaſst, die frühere Geschichte der Kolonien und des Mutterlandes zu durchforschen, und habe stets bewährt gefunden, daſs die Bevölkerung, die Kultur und der Wohlstand der brittisch-westindischen Inseln nur der Handelsfreiheit ihren Ursprung verdanken, und daſs, sobald in ihrem Handel mit *Holland*, *Amerika*, *Frankreich* u. s. w. Hemmungen eintraten, sie in ihrem Wohlstande herabsanken. Man gebe dem brittischen *Westindien* jene unbedingte Handelsfreiheit, wozu es seine geographische Lage, sein fruchtbarer Boden, seine schönen Häfen in so hohem Grade befähigen und weder das Mutterland, noch seine Kolonien werden für die Zukunft besorgt seyn dürfen."

DEUTSCHE SPRACHE.

Marburg, gedr. b. Elwert: *Ueber den Ursprung und die Bedeutung der meisten aus dem germanischen Alterthum herrührenden Orts-Völker und Personnamen* (sic!). Eine sprachwissenschaftlich-geschichtliche Untersuchung von Dr. *Wilhelm Mohr*. 1836. 16 S. 8.

Aufmerksam gemacht durch die Ankündigung des vorliegenden Büchleins in den Buchhändler-Catalogen griff Rec. sehr begierig nach demselben: aber nur sehr selten fand er sich in einem solchen Grade getäuscht. An dem kleinen Buche (wenn man 16 S. so nennen darf) ist nämlich nichts bedeutend, dieses aber wirklich groſsartig zu nennen, als die Prahlerei am Ende desselben (S. 16), wo es heiſst: „ich glaube hier eine Quelle entdeckt zu haben, welche an Umfang jede literärische Quelle übertrifft, ein gewaltiges Folioblatt vor den Augen unserer Geschichts- und Sprachforscher ausgebreitet zu haben, *welches gröſser ist, als ein Welttheil, und auf dem doch die Worte, deren jedes von Bedeutung ist, ziemlich dicht neben einander stehen.*" Statt die Bedeutung „der *meisten* aus dem germanischen Alterthum herrührenden Eigennamen" anzugeben und nachzuweisen, beschränkt sich der Inhalt dieses Bogens auf die einzige Bemerkung, die der Vf. als einen *Passe-partout* anwendet, wo sie paſst und nicht paſst, „daſs die meisten dieser Namen nichts als den Begriff *gegeben*, *geweiht*, *heilig diesem oder jenem Gotte* bedeuteten." Daſs eine groſse Menge der Eigennamen in den alten Sprachen diese Bedeutung habe, ist längst bekannt (s. *Gesenius* zu *Jes.* Th. 1. S. 281. *Kosegarten de literat. Aegypt.* S. 26 ff.), und der Vf. hat bei einer Anzahl der altdeutschen Namen vielleicht zuerst darauf aufmerksam gemacht, daſs in denselben (gewöhnlich in der ersten Hälfte derselben) der Name oder Beiname eines Gottes oder Heroen stecke, z. B. *Brunswich*, *Brunhild*; *Harhald*, von *Bruno*, *Har*, Beinamen des *Odin*, *Sigfried* von *Sigge*, Odins Sohn; aber oft unterliegt diese Ableitung noch manchem *Zweifel*, und für die Erklärung der zweiten Sylbe dieser Namen, als *lar*, *mar*, *sal*, *rich*, *lich*, *hild*, *hard*, *rad*, *bert* ist etymologisch so gut als nichts geleistet, und ganz ohne Beweis hingeredet die Behauptung, daſs sie alle *gegeben*, *geweiht* oder dem Aehnliches bedeuten. Erfreulich, männlich, weiblich, meint der Vf., heiſse *zum Erfreuen gegeben*, *dem Manne*, *dem Weibe gegeben*, wo ihn das holländ. *mannelyk*, und das englische *manlike* so leicht auf die richtige Spur hätte führen können. Ja sogar die Endungen *barg*, *burg* (engl. *bury*); *born* (Brunnen) in Paderborn; *furt* (engl. *ford*) d. i. Furth in Frankfurt, *Oxford*; endlich *beck* (Bach) sollen (nach S. 10) die Bedeutung *geweiht* haben: „*denn* (?) sie finden sich auch in *Personen*namen." Was kann aber dieses beweisen? da der natürliche Grund, *daſs solche Personen von ihrem Geburtsorte benannt wurden*, auf der Hand liegt. — Selten ist dem Ref. eine so unreife, auch in der Darstellung und Anordnung so vernachlässigte Schreiberei vorgekommen, die sich angemaſst hätte, unter der Reihe der Bücher aufzutreten. Viel mehr Befriedigung über einen ganz ähnlichen Gegenstand gibt ein bescheidenes Schulprogramm: *Strodtmann*, Probe einer etymologisch-historischen Untersuchung über die Bedeutung der Ortsnamen im Herzogthum Schleswig. Flensburg 1833. 4.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

KUNSTGESCHICHTE.

Berlin, in d. Kunsthandl. v. Steffen: *Die Malerei der Alten* von ihrem Anfange bis auf die christliche Zeitrechnung; nach Plinius, mit Berücksichtigung Vitruv's und anderer alten Klassiker, bearbeitet und erläutert. Nebst theoretischer und praktischer Untersuchung der antiken Tafel-Wand- und Vasenmalerei, der Enkaustik und ältesten Mosaik. Von *Joh. Friedr. John*, der Arzneigelahrtheit Doctor, Professor der Chemie, Assessor der Grofsherzogl. Weimarschen Gesellschaft für die gesammte Mineralogie, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u. s. w. u. s. w. 1836. XVI u. 224 S. 8. nebst Inhaltsregister. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Trotz seiner Länge und Breite giebt der Titel doch nicht genau den Inhalt des Buches an. Man erwartet eine oder mehrere Abhandlungen, eine Geschichte oder historische Darstellung von der Malerei der Alten. Man findet aber in den drei Abtheilungen, in welche das Ganze eingeordnet ist, I. unter der Ueberschrift: Die Malerei der Alten nach Plinius, eine blofse Uebersetzung des 35sten Buchs von *Plinius Historia naturalis* nach der Ausgabe des J. P. Miller Berl. 1766; II. „Auszüge (d. h. Uebersetzung der einzelnen Stellen) aus allen Büchern des Plinius, welche sich auf Malerei beziehen," nach derselben Ausgabe; und III. „Anmerkungen zur 1sten und 2ten Abtheilung; so wie über die Farben der Alten nach Vitruv; über Tafel- und Wandgemälde, Enkaustik, und über antike Vasenmalerei" (p. 103 bis 224). — Es fragt sich zunächst, ob eine Behandlung des Gegenstandes nach diesem Zuschnitte zweckmäfsig sey, um die Malerei der Alten, die, wenn auch nicht völlig *terra incognita*, doch in so mancher Beziehung noch ganz unbekannte Landstrecken enthält, in ein helleres Licht zu setzen. Der Vf. bemerkt in der Vorrede: Es sey ihm Bedürfnifs gewesen, unmittelbar aus den Quellen selbst die archaische Kunst zu schöpfen, besonders weil man bei den neueren Archäologen in der Regel vorgefafste Meinungen, meist Erhebung der alten Kunst über die neuere, seltener das Gegentheil, immer aber dieselben Citate aus Plinius finde, welche nach den individuellen Ansichten der Schriftsteller verändert und gedeutet seyen, so dafs man oft nicht wisse, wo die Alten aufhören und die Ausleger anfangen. Niemand habe das Ganze der Malerei so ausführlich umfafst als Plinius; bei andern alten Autoren seyen nur Ergänzungen und Erläuterungen zu finden. Darum sey er Plinius buchstäblich gefolgt, habe aber alle übrigen Quellen (besonders Vitruv und Pausanias) benutzt, um eine Geschichte antiker Malerei nicht in seinem Sinne, sondern nach den Angaben der Alten, welche in jenen Zeiten lebten, in denen das jetzt Verlorene mehr oder weniger noch vorhanden war oder aus zuverlässigen Quellen geschöpft werden konnte, zu geben, eine Geschichte, die Jedermann zugänglich seyn und ihn in den Stand setzen sollte, seinem eignen Urtheile zu folgen ohne genöthigt zu werden, das Alterthum ohne Ueberzeugung zu erheben oder herabzusetzen. — Dafs Plinius eine Hauptquelle für unsere Kenntnifs der alten Malerei ist, wird Niemand leugnen. Allein Plinius, der Naturhistoriker, konnte und wollte keine eigentliche *Geschichte* der Malerei schreiben. Wir finden bei ihm nur Notizen, an einem dünnen historischen Faden aufgereiht, freilich mehr, als zu seinem Zwecke erforderlich waren, aber lange nicht genug, um eine Anschauung von den ersten Anfängen, den Fortschritten, dem Entwickelungs- und Bildungsgange der Kunst zu geben. Wer blos Plinius, selbst mit guten erläuternden Anmerkungen liest, wird daher keineswegs ein Urtheil über die alte Malerei gewinnen; denn ohne Anschauung, ohne Kenntnifs der geschichtlichen Entwickelung ist ein Kunsturtheil kein Urtheil. Hier also wie überall ist es das Geschäft der Archäologen, durch Tiefe der Intuition und Schärfe der Combination aus den Trümmern und Splittern der Ueberlieferung ein Ganzes, ein Bild zusammenzufügen. Es bleibt nichts andres übrig, wenn auch das Unternehmen wenig Aussicht auf Ersatz bieten sollte, wenn auch mit Gewifsheit zu erwarten stände, dafs Andere anders ausbauen, anders combiniren werden. Um den Leser in den Stand zu setzen, in zweifelhaften Fällen seinem eignen Urtheile zu folgen, kann der Geschichtschreiber ja ebenfalls zugleich Uebersetzer seyn, und die Stellen, auf die er sich stützt, anführen. Bei Gebieten wie die Geschichte der alten Malerei können daher nur beide Aemter vereinigt in einem tüchtigen Würdenträger, zu einem erklecklichen Resultate führen. Ist dies richtig, so kann des Vfs. Schrift, wenn sie eine *Geschichte* der Malerei der Alten vertreten soll, nur einseitig und ungenügend erscheinen. Hr. *John* erklärt nun auch selbst auf der andern Seite (p. XVI), „dafs es seine Absicht nicht gewesen sey, sich im eigentlichen Sinne auf den historischen Theil und auf Kritik der über Malerei der Alten handelnden Schriften einzulassen." Allein da ist offenbar ein Widerspruch. Ohne auf den

den historischen Theil möglichst genau einzugehen, kann man keine Geschichte schreiben, und es ist mithin zuviel prätendirt, wenn der Vf., wie oben bemerkt, sein Buch zugleich als eine Geschichte der antiken Malerei betrachtet wissen will.

In der That besteht nun auch das, was als des Vfs. eigentliches Eigenthum an seinem Buche zu bezeichnen ist (— von dem Uebrigen erscheint er nur als *Possessor*, ob *bonae* oder *malae fidei* bleibe dahingestellt), blos in chemischen und mineralogischen Untersuchungen über die *Technik* der alten Malerei nebst wenigen Bemerkungen über das zur Mosaikarbeit gebrauchte Material. Der gröfste Theil der Anmerkungen in der 3ten Abtheilung ergeht sich in Erörterungen solcher Art über die Farben der alten Maler und über ihr bei der Tafel-, Wand- und Vasen-Malerei wie bei der Enkaustik angewendetes technisches Verfahren. Auch hier läfst sich der Vf. weniger auf die eigentlich-*malerische* Technik ein, sondern verbreitet sich hauptsächlich über die Stoffe der Farben, der Bindemittel und der Gegenstände, auf denen sie aufgetragen wurden, über das Verfahren bei der Bereitung und Anwendung derselben, kurz über die Seite der künstlerischen Technik, von welcher die Malerei zu einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft in Beziehung steht. Rec. dankt dem Vf. in dieser Beziehung manchen Aufschlufs über dunkle oder ungewisse Dinge. Rec. mufs aber auch bekennen, dafs er von Chemie und Mineralogie leider gar Nichts versteht, und also hier leicht zu befriedigen war. Eben deshalb steht ihm aber auch kein Urtheil zu über die eigentlichen Leistungen des Hrn. *John*. Er hat es nur übernommen, sein Buch in historischer oder archäologischer Hinsicht einer Kritik zu unterwerfen, und auch dies nur, weil es selbst sich nun doch einmal auch von dieser Seite präsentirt, und mithin Anspruch darauf macht. Wenn eine solche einseitige Kritik nicht zu seinem Vortheil ausfällt, so wird sich der Vf. darüber weder wundern noch verletzt fühlen können. In der That giebt er hier nichts eignes, sondern hat nur compilirt und verwendet, was Andere geleistet hatten. Seine historischen und archäologischen Anmerkungen enthalten nur die bekanntesten Dinge, welche man in jeder leidlichen Ausgabe des Plinius findet, z. B. öfter wiederholte Erklärungen über Werth und Verhältnifs römischer Münzen, wie viel sie in unserm Gelde betragen hätten u. s. w. Vielfältig bestehen sie nur in Anführung der lateinischen Worte des Plinius zu einzelnen Stellen der Uebersetzung. Der Vf. hätte hier bei sorgfältigerer Benutzung der vorhandenen Werke neuerer ausgezeichneter Archäologen weit Besseres geben können, jedenfalls aber manche irrige und ungenaue Angaben vermeiden, vieles Ueberflüssige weglassen sollen. Ueber so wichtige Fragen, in neuerer Zeit von Kugler (Ueber Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur. Berl. 1835; zu vergl. mit dem Aufsatze in Schorns Kunstblatte 1836 Aug. Nr. 66 ff.), *Wiegmann* (die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, besonders als Decorationsmalerei u. s. w. Hannover 1836), *Letronne* (*Lettres d'un Antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale dans la décoration des temples* etc. Par. 1836), *Raoul-Rochette* (*Peintures antiques inédites, précédées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la décoration des édifices* etc. Paris 1836) u. A. behandelt sind, läfst er sich gar nicht ein, oder fertigt sie mit einer kurzen assertorischen Bemerkung ab. Eben so ist die Uebersetzung des Plinius keineswegs überall getreu und genau, selten fliefsend und präcis. Kurz man fühlt bei jeder Seite, dafs Geschichte, Alterthumswissenschaft und Sprachkenntnifs nicht zur eigentlichen Profession des Vfs. gehören, und sollen wir ehrlich seyn, so müssen wir bekennen, dafs uns des Apelles Wort: *ne sutor ultra crepidam* hier und da unwillkürlich eingefallen ist. Hr. *John* würde daher, glauben wir, besser gethan haben, seine chemischen und mineralogischen Untersuchungen für sich als besondere Abhandlungen zur Technik der alten Malerei herauszugeben. Freilich würde dann seine Schrift nicht gegen 250 Seiten stark geworden seyn. Allein Hr. *John* hätte sich einer Seits des Grundsatzes (dessen Richtigkeit in unsern Tagen gewifs Niemand bestreiten wird): Ein kleines Buch, ein kleines Uebel, erinnern sollen; anderer Seits war es, um seine an sich dankenswerthen Forschungen und Entdeckungen an den Mann zu bringen, in der That nicht nothwendig, mit einer Uebersetzung des Plinius und Compilation von allerlei Anmerkungen dazu sich zu bemühen. Sollen wir daher von unserm Standpunkte aus unser Urtheil über die Schrift des Vfs. mit Einem Worte aussprechen, so kann es nur lauten: dafs uns das Werk um mehr als die Hälfte zu lang und überflüssig erscheine.

Druck und Papier sind erträglich, obwohl nicht von entstellenden Druckfehlern frei.

kui.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Handbuch der Geschichte der Malerei* von Constantin dem Grofsen an bis auf die neuere Zeit. Von Dr. *Franz Kugler*. *Erster* Band.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin d. G. u. s. w. 1837. XIX u. 376 S. 8. (2 Rthlr.)

„Der Vf. — so lautet die Vorrede — wünscht mit diesem Handbuche einem Bedürfnisse entgegenzukommen, welches er selber lebhaft genug empfunden hat, als er zuerst ohne weitere Anleitung bemüht war, eine Ueberschrift von dem Entwickelungsgange der Malerei zu gewinnen. Es fehlt an einem kurzen, leicht verständlichen Faden, der den Unerfahrnen in die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunst und namentlich in die bedeutenden Untersuchungen der jüngsten Zeit einführt" u. s. w. — Durch eine Compilation — dafür erklärt der Verf. selbst

selbst sein Buch — welche, aus den besten Quellen geschöpft und auf eigne Anschauung der wichtigsten Kunstwerke gestützt, „dem Standpunkte der neusten Kritik nahe zu kommen sucht", war hier allerdings am leichtesten und natürlichsten zu helfen. Dafs der Vf. dabei gleichwohl die Absicht gehabt, doch auch seine eigenthümliche Ansicht und Auffassungsweise soviel als möglich zu bewahren, ist nur zu billigen. Wenigstens sollte sich kein Schriftsteller zum bloſsen Compilator hergeben. Es geht dabei durch charakterloses mechanisches Zusammenwerfen der verschiedenen Quellen und Meinungen u. s. w. nicht nur der leitende Faden für den Unerfahrnen verloren, sondern einem solchen Buche gebricht es zugleich nothwendig an aller geistigen Lebendigkeit; es wird zum todten Register, wie so manches gepriesene Geschichtswerk, das im Grunde nichts als eine solche mechanische Compilation von Stellen aus Urkunden und s. g. Quellenschriftstellern ist. Jeder wird es lieber mit einer ausgesprochenen Persönlichkeit zu thun haben wollen, als mit einer s. g. Objektivität der Ansichtweise, die im Grunde nur in dem faden und langweiligen Laviren zwischen den verschiedenen Meinungen und Urtheilen oder in dem kaufmännischen Abwägen des Für und Wider bei jeder Sache besteht. Freilich liegt das andere schlimmere Extrem nahe, jenes Coquettiren des Historikers mit seiner Persönlichkeit, jenes Prangen und Prunken mit seinem Ich und seiner Eigenthümlichkeit, wodurch dem Leser nicht die Sache selbst, sondern z. B. nur der Berliner Professor Hr. Leopold Ranke oder Hr. G. G. Gervinus in Göttingen als Berichterstatter beständig vor Augen gerückt wird. Diesem Extrem ist der Vf. nirgend zu nahe gekommen. Wir hätten im Gegentheil gewünscht, dafs er seine Persönlichkeit noch bestimmter ausgesprochen hätte, d. h. dafs er in manchen Dingen nicht so bescheiden den neusten und allerdings besten Autoritäten der Behandlungsart der Kunstgeschichte gefolgt wäre. Unter „dem Standpunkte der neusten Kritik, welchem er in seiner Compilation nahe zu kommen gesucht," versteht Hr. Kugler nämlich insbesondere die Behandlungsweise, welche zuerst in den Forschungen des „Hrn. *von Rumohr* einen wissenschaftlichen Grund gewonnen hat." Hrn. von Rumohrs Forschungen haben sehr grofse Verdienste; wer weifs das nicht! Sie haben, aufser der gründlichsten historischen Kenntnifs, auf die sie sich stützen, namentlich das doppelte Verdienst, dafs sie jeden Künstler und jedes Kunstwerk auf seinem geschichtlichen Platze zeigen und nicht blos nach seiner mehr oder minder vollkommenen Technik, nach seiner Manier oder seinem s. g. Stile, sondern auch nach seiner geistigen Individualität, nach der ideell-künstlerischen Richtung, die in ihm sich ausspricht, beurtheilen. Dadurch hat Hr. v. Rumohr besonders jener geistlosen, mechanischen Classification der Kunstgeschichte nach den verschiedenen, blos örtlich-bestimmten Schulen, oder den mehr oder minder blos technischen, äufserlichen Stilen das Garaus gemacht. Dafs ihm hierin der Vf. gefolgt ist, und das was jener bei seinen auf einzelne Gebiete beschränkten Forschungen blos andeuten konnte, weiter zu entwickeln und auszubilden gesucht hat, ist ein sehr dankenswerthes und löbliches Bestreben. Allein so gründlich, so gediegen und scharf auch Hn. v. Rumohrs Kritik überall ist, so erscheint sein Standpunkt im Ganzen doch einseitig, weil es eben nur der historisch-ästhetische ist, den er durchweg festhält; es fehlt gröfstentheils die Betrachtung der Kunst, ihrer Productionen und ihres Entwickelungsganges vom *religiösen* und eben damit vom *philosophisch*-historischen Standpunkte. Die Kunstübung und Kunstbildung bis ins 16te Jahrhundert hinein schliefst sich so unmittelbar an die Gegenstände des christlichen Glaubens, an das religiöse und kirchliche Leben und Denken an, dafs nothwendig mannichfaltige wichtige Beziehungen zwischen der Geschichte der Religion oder Kirche und dem Entwickelungsgange der Kunst statt gefunden haben müssen. Es kann nicht so gar schwer fallen, diese Beziehungen historisch zu erfassen und gründlich auszumitteln. Wüfste man sie zugleich darzustellen in ihrem Zusammenwirken mit den Einflüssen der politischen und wissenschaftlichen Bildung der verschiedenen Zeiten auf die Kunst, und umgekehrt in den Rückwirkungen der letzteren auf jene, so würde dadurch die Kunstgeschichte, aus ihrer Absonderung und Einsamkeit herausgerissen, eine allgemeinere Bedeutung erhalten; anderer Seits würden die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunstentwickelung, deren Faden der Vf. gerade zu fassen und aufzuzeigen sucht, an festerer historischer Begründung, Bestimmtheit und Evidenz gewinnen. Die Besorgnifs des Vfs., bei Aufstellung solcher allgemeiner Richtungen oder bei der Abtheilung des geschichtlichen Stoffes in charakteristischen Gruppen es nicht allen recht machen zu können, ist freilich sehr gegründet. Allein darauf kommt es auch gar nicht an. Wie gerade das ein Recht und ein Vorzug der Philosophie ist (was ihr so oft unverständig zum Vorwurf gemacht wird), dafs in ihr System auf System fortwährend folge, um die Unendlichkeit und den ewigen Fortschritt des Geistes zu beurkunden; so soll und kann auch die unendliche Mannichfaltigkeit der Wege und Richtungen, der Gesetze und Principien der Geistesentwickelung niemals erschöpft werden. Jeder redliche Forscher soll und wird hier wieder andere Gänge entdecken und als Hauptrichtungen geltend machen. Dies liegt nicht daran, „dafs der Mensch keine Pflanze ist, und dafs die Freiheit des Einzelnen solcher philosophischen Ansichten spottet," oder vielmehr — denn das wäre im Grunde damit ausgesprochen — dafs solche allgemeine Richtungen (Gruppirungen) doch eigentlich keine Gültigkeit, keine historische Wirklichkeit hätten; sondern, wenn das Einzelne in das Allgemeine nicht ohne Zwang sich einordnen lassen will, so liegt das nur an der Einseitigkeit der Auffassung. Jeder Einzelne *mufs* mit seiner Thätigkeit, wenn sie irgend wirk-

sam seyn soll, in eine allgemeine Richtung des Zeitgeistes hemmend oder fördernd eingreifen; davon eximirt ihn seine subjektive Freiheit nicht; nur die *Art*, *wie* er dies thut oder thun will, ist in seine Freiheit gestellt, und zugleich der Hebel, durch welchen die allgemeine Richtung weiter gebildet oder verändert wird. Es läfst sich daher sogar behaupten, dafs solche allgemeine Richtungen oder Bildungsprincipien des Geistes allein die wahrhaft lebendigen Triebräder der Geschichte sind, durch welche der Einzelne erst in Bewegung gesetzt, durch deren Existenz seine Thätigkeit erst möglich und wirksam wird. Oder woraus will man es erklären, dafs im 9ten Jahrhundert alle Kunstübung in Italien fast plötzlich zu Grabe ging, und im 12ten und 13ten Jahrhundert eben so plötzlich wieder erstand? Soll man glauben, dafs während dreier Jahrhunderte in ganz Italien kein Mensch von künstlerischem Talente und Kunstsinn geboren wurde? Doch wohl nicht. Es war vielmehr der Gang der Staats- und insbesondere der Religionsgeschichte, welcher die Kunst zu Boden drückte. Denn es giebt Ein Grundgesetz der Entwickelung des Geistes, welches überall gleiche Gültigkeit behauptet: dafs nämlich alle Geistesbildung zunächst, ursprünglich und vornehmlich ausgeht und geleitet wird von der Religion und deren Form und Inhalt, dafs alle Geistesentwickelung (nach dem Worte der h. Schrift) abhängig ist von dem Wege auf welchem die Völker Gott suchen. Dies müfste vor Allem die christliche Kunstgeschichte bedenken; denn nirgends deutlicher als hier bewährt dies Gesetz seine Macht und Herrschaft.

Der Vf. theilt nun die Geschichte der Malerei in Italien in sechs Hauptabschnitte ein: I. Die Kunst des christlichen Alterthums; II. Erstes Stadium der Entwickelung — Meister des dreizehnten Jahrhunderts; III. Zweites Stadium der Entwickelung — Meister des 14ten Jahrhunderts; IV. Drittes Stadium der Entwickelung — Meister des 15ten Jahrhunderts und ihre Nachfolger; V. Periode der Blüthe und des Verfalls — Meister des 16ten Jahrhunderts; VI. Restauration und neuer Verfall — Meister des 17ten und 18ten Jahrhunderts. Wir haben gegen dies Schema nichts zu erinnern, aufser dafs wir selbst das 16te Jahrhundert in zwei verschiedene Abschnitte zerlegt haben würden, weil uns der Geist der zweiten Hälfte ein andrer als in der ersten zu seyn scheint. Die chronologische Einrahmung in Jahrhunderte könnte äufserlich und mechanisch erscheinen, wenn nicht einer Seits bei der Geschichte der Malerei in der That die geistigen Einschnitte mit den Zeitabschnitten ziemlich genau zusammenfielen, wenn nicht andrer Seits der Vf. diese Grenzen mit einer gewissen Freiheit behandelte. Der erste Abschnitt ist gleichsam nur Grau in Grau, in allgemeinen Umrissen mit wenig Licht und Schatten dargestellt; es wird hauptsächlich nur auf die *symbolische* Darstellungsweise als das herrschende Princip der Kunstbildung dieser Zeiten hingewiesen. Bei der bestimmten Absicht und den engen Schranken, die der Vf. sich gesetzt, können wir dies nur billigen. Gleichwohl hätte der Vf. eine Hauptrichtung in jenen ältesten Zeiten nicht übersehen oder unerwähnt lassen dürfen. Es ist die Richtung auf vermeintlich-*porträtmäfsige* Darstellung der heiligen Personen, welche in dem Glauben an die s. g. ἀχειροποίητα, an die angeblich-alten, gleichzeitigen Porträt-Statuen und Bilder Christi und an die Werke des h. Lucas und Nicodemus, besonders im 6ten Jahrh. lebendig sich aussprach, und für die spätere Kunstübung von Wichtigkeit wurde, weil sie das Steife, Typische, den Mangel an geistiger Aktion u. s. w. begünstigte. Dafs jener Glaube theils aus einigen prophetischen Stellen des A. T. theils aus ältern Traditionen sich entwickelte, ist bekannt; und in der That dürfte den ältern, später typisch gewordenen Bildern der Apostel, namentlich des h. Petrus und Paulus eine gewisse porträtmäfsige Aehnlichkeit nicht abzusprechen seyn (Münter: Sinnbilder der alten Christen II p. 4 f. 12 f. 32 f. Vgl. Fiorillo: Gesch. d. Malerei in Ital. I p. 43 f.). Diese Richtung ist keineswegs zufällig und bedeutungslos. Es spiegelt sich in ihr vielmehr ein Gesetz der Kunstentwickelung ab, das überall, wo uns ein Blick in das dunkle Kindesalter der Kunst vergönnt ist, mehr oder minder klar hervortritt. Symbol und Porträt, letzteres im engern Sinne, d. h. als blofse Kopie der äufsern Wirklichkeit gefafst, sind die beiden schroffsten Gegensätze der künstlerischen Formgebung. Beim Symbole ist das Ideelle, Ur- oder Uebersinnliche (das Geistige, die Idee) das Erste und das Letzte; das Reale, die Form oder äufsere Erscheinung, wodurch jenes bezeichnet wird, ist völlig Nebensache, an sich bedeutungslos und kann sogar zufällig oder willkürlich erscheinen, sofern hier nicht Identität oder auch nur Aehnlichkeit, sondern blos irgend eine Beziehung zwischen Idee und Form dargestellt werden soll, solcher Beziehungen aber unzählige entdeckt werden können. So lange die Idee selbst noch unentwickelt ist, so lange sie noch im Gefühle gleichsam schlummert, und daher wie das Gefühl an das äufsere Zeichen, an einen äufsern Gegenstand sich liebevoll anklammert, wie das Gefühl in unendlicher Ausdehnbarkeit den ganzen Kreis der Erscheinungen, auch die entferntesten gleich innig und lebendig durchdringt; begnügt sie sich mit jener blofsen Beziehung zu ihrer Form. Sie erscheint daher formell noch wie im Saamenkorn verschlossen, und das geheimnifsvolle Heraustreten des Geistes in die Erscheinung zu organischer Verschmelzung mit ihr ist das noch ungelöste Räthsel, das dem Symbole seine Bedeutung giebt, und welches die künstlerische Phantasie später zu lösen hat. Symbole sind mithin nothwendig die ersten Versuche zur Versinnlichung der Idee in den ersten Zeiten ihrer gährenden Entwickelung. Beim Porträt dagegen ist umgekehrt das Reale, der Körper, die Erscheinung, das Erste und Letzte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1837.

KUNSTGESCHICHTE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Handbuch der Geschichte der Malerei* — — Von Dr. *Franz Kugler* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 154.)

Als bloſse Kopie der äuſsern Wirklichkeit ist es ebenfalls nicht voller, adäquater Ausdruck der Idee; letztere ist vielmehr ihrer ideellen Allgemeinheit, ihrer allgemeinen Gültigkeit beraubt; sie erscheint nicht als reine, allgemeine Idee, sondern ist nur so weit ausgedrückt, soweit sie im Einzelnen, Besondern, das immer zugleich noch etwas Anderes für sich ist, sich abspiegeln kann. Das Porträt ist daher gleichsam das bloſse Behältniſs derselben, welches zwar seinem Inhalte conform gestaltet ist, doch aber ihn nicht ganz und vollständig aufdeckt; thut es letzteres, so ist es nicht mehr Porträt im engern Sinne, sondern wirkliches Kunstwerk, ideale Kunstdarstellung. Symbol und Porträt, obwohl entschiedene Gegensätze, fallen daher doch wesentlich in Eins zusammen, darin nämlich, daſs sie wesentlich nur wie Zeichen zur Erinnerung und Vergegenwärtigung der Idee im eignen Geiste des Beschauers anregen sollen. Eben deshalb springen sie wie alle Extreme unmittelbar in einander über; und wenn die symbolische Bildung das erste, so ist die porträtmäſsige Darstellung nothwendig das zweite Moment im Entwickelungsgange der Kunst. Beide verhalten sich zu einander wie Geist und Körper, Ideales und Reales; und erst durch ihre organische Verschmelzung in einander kann die eigentlich-künstlerische Darstellung entstehen, die hiernach immer zugleich symbolisch, zugleich porträtmäſsig seyn muſs, eben damit aber auch aufhört, blos symbolisch und blos porträtmäſsig zu seyn. — Weil der Vf. die tiefere Bedeutung dieses zweiten Momentes in der Kunstbildung des christlichen Alterthums verkannt hat, so fehlt ihm dann auch der Schlüssel zur Erklärung der zu Ende des 13ten und Anfangs des 14ten Jahrhunderts besonders in Giotto und seinen Nachfolgern hervortretenden *allegorisirenden* Richtung der künstlerischen Auffassungs- und Darstellungsweise. Er erklärt dieselbe aus einer herrschend werdenden Subjektivität des Geistes in der Behandlung der Kunstgegenstände, worin er überhaupt das charakteristische Gepräge der Kunstbildung in ihrem 2ten Entwickelungsstadium des 14ten Jahrhunderts findet. Wir werden diese Ansicht weiter unten berühren. Hier bemerken wir nur, daſs durch die Annahme einer solchen subjektiven Geistesrichtung doch offenbar jene Neigung zur Allegorie auf keine Weise erklärlich wird, diese aus jener nicht nothwendig folgt. Die Allegorie ist vielmehr als Moment im Entwickelungsgange der Kunst der nothwendige Uebergangspunkt zur Vollziehung jener *organischen* Verschmelzung des Symbols und Porträts; sie ist der erste, unvollkommene Versuch zu einer noch nicht organischen, sondern mehr *combinatorischen* Verschmelzung der beiden Gegensätze. Das Wesen der Allegorie besteht selbst in dieser combinatorischen Verschmelzung des Symbols und des Porträts, wodurch zwar beide in ihrer Selbständigkeit und eigenthümlichen Geltung aufgehoben werden, doch aber noch nicht zu organischer Einheit zusammengehen. Durch die Aufhebung des Symbols in seiner Selbständigkeit wird dasselbe zum bloſsen Attribute; durch Aufhebung der Porträtmäſsigkeit der Form wird letztere aus einer besondern, concreten zu einer allgemeinen, abstrakten. Solche todte allgemeine, abstrakte Formen (welche übrigens nur die *menschliche* Bildung haben können, weil nur der Mensch als Individuum, alle übrigen Wesen nur in der Gattung für die Kunst Gültigkeit haben) sind unkünstlerisch, weil die Kunst es nur zu thun hat mit Darstellung der Idee in *lebendigen*, mithin concreten Formen. Während also das Symbol auf die Idee nur hinweiset, das Porträt die Idee ihrer Allgemeinheit entkleidet und sie mithin ebenfalls nicht eigentlich darstellt, sondern nur andeutet, wird sie von der Allegorie allerdings wirklich ausgedrückt, aber noch nicht in der wahrhaft künstlerischen lebendigen, concreten, sondern in jenen unkünstlerischen allgemeinen, abstrakten Formen, welche durch die hinzugefügten Attribute oder durch ihre Zusammenstellung und Beziehung auf einander eine bestimmte Bedeutung erhalten. Hier ist also das Allgemeine, Ideelle des Symbols und das Concrete, Reale des Porträts noch nicht zur Darstellung des Allgemeinen der Idee in lebendiger concreter Form organisch verschmolzen, sondern beide Momente sind zunächst nur negirt; und in ihrer Negation festgehalten, bilden sie zwar eine neue Form, eine neue Darstellungsweise, diese aber ist selbst nur negativ, d. h. unkünstlerisch, und muſs erst durch Aufhebung jener Negation zur wahrhaft künstlerischen Positivität, zu jener organischen Verschmelzung des Allgemeinen der Idee mit dem Concreten der Erscheinung gehoben werden. Während im 13ten Jahrhundert und weiterhin besonders die Sienesische Schule durch den le-

lebendigen Ausdruck eines vollen und innigen Gefühls das Symbolische und Porträtmäfsige der ältesten Kunstbildung von seiner typischen Starrheit und Steifheit zu entbinden suchte; während sodann im 14ten Jahrhundert neben andern Bestrebungen die allegorisirende Richtung sich geltend machte, wendete sich die Kunst im 15ten Jahrh. zur näheren Ausbildung des Concreten, zur Erforschung und Durchdringung der Gesetze der Erscheinung, um so mit dem 16ten Jahrhundert ihren Ziel- und Gipfelpunkt zu erreichen. —

Diesen Gang der Kunstentwickelung, den man, sofern er sich wesentlich um das Verhältnifs zwischen Inhalt und Form, Idee und Erscheinung dreht, den eigentlich-*künstlerischen* nennen kann, begleiteten seit der Wiedererstehung der Kunst im 12ten und 13ten Jahrhundert andere geistige Tendenzen, deren Mittelpunkt mehr in der Geschichte der Religion und Kirche oder im allgemein geistigen Bildungsgange der italienischen Staaten zu suchen ist, die aber nichts desto weniger auf den Charakter der verschiedenen Kunstepochen von wichtigem Einflufs waren. Um jenes Wiederaufblühen der Kunst im 13ten Jahrh. zu erklären, begnügt sich der Vf. mit wenigen Worten auf die veränderten *politischen* Verhältnisse der italienischen Städte und Staaten hinzuweisen. Es versteht sich von selbst, dafs der Einflufs derselben nicht zu bestreiten ist. Allein die Italiener würden der kaiserlichen Gewalt gegenüber nimmermehr zu jener freien politischen Lebendigkeit und Regsamkeit gelangt seyn, wenn nicht der grofse Kampf der Kirche gegen die weltliche Macht vorangegangen wäre. Der frische religiöse Sinn, das neuerwachte religiöse und kirchliche Interesse, welches in Italien wieder lebendig wurde, nachdem der grofse Gregor VII. und seine Nachfolger der katholischen Kirche ihre feste organische Gestaltung und ihre welthistorische Stellung errungen hatten. — Dies war es zunächst und vornehmlich, was dem s. g. *risorgimento dell' arte* in Italien zum Grunde lag. Natürlich wendete man sich zunächst an die vorhandenen Muster der ältesten christlichen Kunstübung, und suchte diese, wie bemerkt, durch die Innigkeit des neuerwachten religiösen Gefühls neu zu beleben. Wie weit dabei die Einwirkung der byzantinischen Kunst gegangen und behülflich gewesen, läfst sich schwer ermessen. Wir können jedoch dem Vf. nicht zugeben, dafs *byzantinische Künstler* von bedeutendem Einflufs gewesen seyen. Schon Rumohr hat mit Recht erinnert, dafs wir von griechischen Künstlern dieser Zeit in Italien so viel wie nichts wissen, und dafs selbst von dem gewöhnlich sogenannten Theophanes nicht einmal sein eigentlicher Name bekannt sey. Es scheint im Allgemeinen nur das Uebergewicht einer ausgebildeten *Technik*, welche die Griechen besafsen, die Italiener bedurften, gewesen zu seyn, das erst, nachdem der Kunstbetrieb in Italien selbstständig sich zu regen begonnen, zur Nachahmung griechischer Muster hinführte; und selbst dabei dürfte von Anfang an die eigentlich-byzantinische Manier mit dem Stile jener frühsten alt-christlichen Kunstübung mehr oder minder verschmolzen worden seyn. Jedenfalls entfernten sich schon Cimabue und Duccio von Siena weit von dem eigentlich byzantinischen Kunst*charakter*. Ihnen gegenüber führte Giotto und seine Nachfolger die Kunst auf eine neue Bahn. Es war indefs nach unserer Meinung nicht, wie der Vf. will, eine rein-*subjektive Richtung*, welche in vollkommener Einseitigkeit mit dem 14ten Jahrhundert sich geltend zu machen anfing, und den Charakter dieser Kunstepoche bedingte. Der Ausdruck: subjektiv, ist wenigstens jedenfalls unpassend; eine rein-subjektive Auffassung des Kunstgegenstandes müfste ja jede Kunstdarstellung als solche vernichten, weil sie nicht die Sache, sondern blos die subjektive Ansicht des Künstlers davon darstellen würde. Aufserdem läfst sich diese Subjektivität in der Kunstbildung des 14ten Jahrh. gar nicht nachweisen und ist auch vom Vf. nicht näher nachgewiesen worden. Allerdings war es indefs nicht mehr jene alt-christliche typisch gewordene Objektivität, in welcher fortan die religiösen Gegenstände aufgefafst und dargestellt wurden; allerdings machte sich ein neuer Geist, eine neue Anschauungsweise geltend. Allein dieser Geist war nicht „der subjektive Geist des schaffenden Künstlers," sondern der eigenthümliche Geist, die eigenthümliche Anschauung der christlichen Lehre, welche in der *katholischen Kirche* objektiv geworden war, und sich vom Charakter jenes alten apostolischen und patristischen Zeitalters wesentlich unterschied. Dieser Geist spaltete sich wie die Thätigkeit der katholischen Kirche selbst im 13ten und 14ten Jahrhundert in zwei verschiedene Tendenzen: hier zur Weltlichkeit auf weltliche Macht und weltlichen Glanz gerichtet, dort in eine phantastische Gefühlsschwärmerei (Ritter- und Mönchthum u. s. w. —) sich versenkend. Jener Richtung folgte seit Giotto die Florentiner Schule: dieser schlossen sich die Sieneser u. A. an. Dort machte sich daher das Streben nach lebendiger Natürlichkeit, schärferer Charakteristik, stärkerem Ausdruck der Affekte und der Aktion, hier mehr Tiefe des Gemüths und Innigkeit des Gefühls in Auffassung und Darstellung der heiligen Gegenstände geltend. Dort wendete man sich eben deshalb mehr zu neuen Objekten aus der späteren Heiligengeschichte der Kirche oder aus noch unbenutzten Gebieten des kirchlichen Dogma (Weltgericht u. s. w.), hier blieb man mehr den ältern Gegenständen und deren Darstellungsweise getreu, und suchte diese nur durch den neuen Geist neu zu beleben. Die Subjektivität des Künstlers tritt hier, wie früher, zurück; sie gab sich hier wie früher an die Objektivität des Zeitgeistes, das heifst des kirchlichen Geistes hin. Jene ältere Richtung, in der Duccio von Siena schon so Ausgezeichnetes geleistet hatte, dafs nur noch wenige Schritte bis zum Gipfel übrig schienen, *mufste* verlassen werden, weil sie dem allgemeinen Bildungsgange des Geistes gegenüber eben nur *subjektiv* hätte festgehalten werden kön-

können. So flofs der Realismus oder Naturalismus der Florentiner wie die mehr idealistische Tendenz der Sienesen u. A. aus derselben Quelle. Beide Seiten, die noch einseitig auseinander gehalten wurden, suchte wiederum das 15te Jahrhundert organisch zu verschmelzen. Das beste Bindemittel dazu war das heidnische, antike Element, welches seit dem 15ten Jahrh. nicht nur formell, sondern auch geistig sich geltend machte (*Squarcione-Masaccio* etc.). Denn nirgend erscheint die sinnlich-weltliche, realistische, formelle Seite der Kunst mit der übersinnlichen, geistigen, ideellen, in ein vollkommeneres Gleichgewicht gesetzt als eben in der antiken Kunstbildung; dies Gleichgewicht ist das innerste Lebensprincip derselben. Nicht so auch der christlichen; sie konnte in dem bloßen Gleichgewichte nicht ihren Zielpunkt finden; die christliche Weltanschauung trieb vielmehr nothwendig darüber hinaus, und forderte eine Kunstdarstellung, in welcher der Geist nicht völlig gesättigt und aufgegangen in der sinnlichen Erscheinung (der formellen Schönheit), sondern zugleich über sie hinausragend, sie durchbrechend und zurücklassend erschiene. Diesen höchsten Gipfel der echt-christlichen Schönheit erreichte die Kunst erst im 16ten Jahrhundert, vor allen durch ihren gröfsten Meister, Raphael.

Wie wir hiernach hinsichtlich der allgemeinen Charakteristik der verschiedenen Kunstepochen nicht überall mit dem Vf. übereinstimmen können, so scheint er uns in Bezug auf das Einzelne zunächst namentlich die Eigenthümlichkeit *Raphaels*, dieses Gipfel- und Mittelpunktes der neueren Kunstgeschichte nicht scharf und tief genug erfafst zu haben. Er hebt zwar mit Recht „den Zauber der Schönheit, der Raphaels ganzes Wesen erfüllte, und durch alle seine Werke hindurch leuchtet, jener Schönheit, die zugleich der Ausdruck des edelsten Geistes und der höchsten Reinheit der Seele ist," als charakteristische Kennzeichen Raphael'scher Schöpfungen hervor. Allein er vergifst das Wesen dieser Schönheit näher zu bezeichnen. Schönheit der Form ohne Adel des Geistes und Reinheit der Seele ist bloſse Anmuth, bloſser sinnlicher Reiz. Eine solche Schönheit galt auch bei den Griechen der bessern Zeit nicht für das Höchste der Kunst, und längst hat man daher aufgehört, die mediceische Venus als Ideal griechischer Schönheit zu betrachten. Wir meinen: auch die Griechen kannten jene Schönheit, welche Hr. *K.* bei Raphael hervorhebt; und dennoch dürften die Schöpfungen des letzteren von denen eines Phidias, Alkamenes u. s. w. sehr weit verschieden seyn. Wir meinen, es sey vielmehr jene *echt-christliche* Schönheit gewesen, deren Bedeutung kein Andrer als Raphael so tief und lebendig verstanden, so klar, so vollendet und ergreifend darzustellen gewuſst, und deren Wesen eben darin besteht, dafs die höchste Schönheit der Form, das Herrlichste der Erde, dem zum Himmel gewandten Geiste nicht genügend, von ihm überwunden, durchbrochen und zurückgelassen erscheint. Von der geistigen Seite aus erreichte Raphael, wie Jeder leicht sieht, diesen Gipfelpunkt der Kunst durch den vollendeten Ausdruck der höchsten Heiligkeit und reinsten christlichen Frömmigkeit im Charakter seiner Gestalten. Von der andern Seite war es zunächst allerdings sein ungemein lebendiger Sinn für die Reize und die Anmuth der sinnlichen Erscheinung, sein klares Verständnifs der Gesetze derselben, wie insbesondere der antiken Kunstformen, welche er, je tiefer er sie von der Höhe seines christlichen Standpunktes aus durchschaute, um so leichter auch verklären und zu seiner Höhe hinaufheben konnte. Es war aber, wie wir glauben, noch ein drittes, eben so sehr reales als ideales, eben so sehr der äufsern Technik als der innern geistigen Auffassungsweise angehöriges Element, wodurch Raphael jene beiden Seiten auf so wunderbare Art zu verschmelzen wufste. Wir meinen Raphael's eigenthümliche Behandlung des *Lichtes*. Man weifs, dafs ihn im Helldunkel, in glänzenden Lichteffekten u. s. w. Coreggio u. A. übertroffen haben. Allein das Licht ist nicht blos da, um die dunkle Malerei äufserlich zu beleuchten; es ist vielmehr zugleich ein inneres Lebenselement jeder lebendigen Erscheinung; es steht in der Natur gleichsam auf der Grenzlinie zwischen Geist und Materie. Raphael, dünkt uns, wufste es wie kein Andrer zu *vergeistigen*. Nicht nur, dafs die Lichtstrahlen äufserlich auf eine besonders klare und ätherische Art seine Gestalten umspielen und an ihnen sich brechen; — diese Gestalten selbst erscheinen wie durchsichtig, wie durchleuchtet und verklärt; es ist ein inneres Licht, das aus ihnen hervordringt und mit dem äufsern zusammentrifft. Wie ja auch bei besonders geistigen Menschen das innere Lebenslicht durch das Auge hindurchstrahlt und dem äufsern in einem eigenthümlichen Glanzpunkte begegnet; so durchbricht in Raphaels Heiligengebilden das himmlische Licht eines überaus reinen, heiligen und frommen Geistes die ganze körperliche Erscheinung, und verklärt sie zu eben jener eigenthümlich-christlichen Schönheit. — Es soll nun dem Vf. keineswegs zum Vorwurf gereichen, dafs er nicht mit denselben Augen sieht wie Ref. Vielleicht wird er trotz der obigen Bemerkungen doch nichts von dem erkennen, was wir zu erblicken meinen; dergl. Dinge lassen sich überhaupt nicht andemonstriren und beweisen; man mufs sie eben sehen oder fühlen, und wahrscheinlich giebt es sehr viele Kunstkenner, gründlichere und gröfsere als Ref. (der auf die Ehre einer besondern Kunstkennerschaft keine Ansprüche machen will), welche jene Bemerkungen für pure Träumereien erklären dürften. Allein darüber möchten wir mit Hrn. *K.* rechten, dafs er, wie es uns wenigstens scheint, an Raphael allerlei zu mäkeln findet. Er opponirt sich zunächst gegen die einseitige Ueberschätzung Raphaels, welche gerade heutiges Tags beliebt sey; und behauptet, „dafs Raphaels Gröfse im Verhältnifs zu andern Künstlern nicht sowohl qualitativer als quantitativer Art sey, indem kein Meister eine so bedeutende Anzahl höchst vorzüglicher Werke hinterlassen als er, dem ein so kurzes Leben vergönnt war" u. s. w. Man sieht nach dem Obigen leicht, dafs wir dem Vf. diese letztere Be-

Behauptung nicht gelten lassen können. Auch Raphael zu überschätzen, im eigentlichen Sinne des Worts, scheint nicht wohl möglich, sofern es für das Höchste keinen Maafsstab giebt, der darüber hinausginge. Soll Ueberschätzen aber nur heifsen ein Mifsachten und Herabsetzen der Verdienste andrer Künstler gegen Raphael, so können wir nicht finden, dafs im Allgemeinen unsere heutige Kunstkritik daran krank sey. Wir freuen uns vielmehr, dafs namentlich die Gröfse der alten deutschen und niederländischen Meister immer mehr Anerkennung findet, und stellen keineswegs in Abrede, dafs sie wie andre Künstler auf ihrem Standpunkte das Herrlichste und Gröfste geleistet haben, obwohl wir freilich mehr zu unserm Leidwesen als zu unserer Lust behaupten müssen, dafs ihr Standpunkt selbst beschränkter und niedriger war als der Raphaelische. Dies Anerkenntnifs ist es, was wir zunächst bei dem Vf. vermissen. Wenn ferner der Vf. im Einzelnen z. B. bei dem grofsen Wandgemälde: Attila und Leo I. u. s. w. in der *Stanza d'Eliodoro*, die Bemerkung hinzufügt: „Das Bild hat einzelne grofse Schönheiten in der Ausführung, ist aber auch nicht frei von manchem Manierirten und Schwachen"; so müssen wir fragen: *Was* ist hier manierirt, *was* ist schwach? Wir denken wenigstens, dafs es bei einem Meister wie Raphael nicht zu dulden ist, wenn ein Kritiker mit solchen hingeworfenen unbestimmten Urtheilen durchschlüpfen will. Auch scheint uns der Ausdruck manierirt unpassend. Wessen oder was für eine Manier ist es, die sich hier ausspricht? Soll aber manierirt nur den Mangel an Natürlichkeit, Lebendigkeit u. s. w. bezeichnen; warum den unbestimmteren, statt des bestimmteren, klareren Ausdrucks wählen? — Andere tadelnde Bemerkungen über einzelne Werke dürften durch eine andere Anschauung vom Ganzen sich leicht zurückweisen lassen. So z. B. rügt der Vf. an dem Wandgemälde der Theologie in der *Camera della Signatura*, hinsichtlich der Totalwirkung des Bildes, „nicht sowohl, dafs dasselbe in zwei gesonderte Theile zerfalle, als vielmehr, dafs keiner von diesen der Masse nach vorherrsche, dafs keiner als der eigentlich Wesentliche hervortrete." Allein wir müssen behaupten, dafs hier in der Idee, in Wahrheit gar nicht zwei gesonderte Theile vorhanden sind. Vielmehr ist es derselbe göttliche Geist der christlichen Offenbarung, der oben und unten waltet; es kann also auch nicht die eine Hälfte über die andere vorherrschen oder als das eigentlich Wesentliche hervortreten. Die tiefsinnige, echt christliche Idee, dafs durch Gottes Menschwerdung in Christo und also in der christlichen Religion der Unterschied zwischen Oben und Unten aufgehoben worden, Oben und Unten in Eins zusammengehen soll — die Andeutung dieser Idee verwandelt den Tadel in einen Vorzug. — Doch wenden wir uns noch zu einigen andern Einzelheiten, die uns einer Berichtigung zu bedürfen scheinen.

Der Vf. bemerkt (p. 17), dafs in den Mosaikgemälden der alten christlichen Kirchen, welche besonders seit dem 5ten bis zum 9ten Jahrhundert gefertigt wurden, *niemals* ein besonderer Moment, eine Handlung vergegenwärtigt erscheine. Der Ausdruck: Niemals ist hier zu stark, und enthält insofern eine Unrichtigkeit. Eine alte Mosaik in *St. Apollinari novo* zu Ravenna stellt in eingeschlossenen Quadraten die Heilung des Gichtbrüchigen und mehrere andere Wunderthaten Christi dar; cf. Ciampini T. II p. 96 tab. XXVII. Der zwölfjährige Christus im Tempel lehrend, auf einer alten Mosaik in der Basilica *Sta. Maria maggiore* zu Rom, Ciampini I p. 200 tab. XLIX. Die Taufe Christi auf einer Mosaik in der Kirche *St. Johannis in fonte* zu Ravenna, Ciampini ib. p. 235 tab. LXX, desgl. *Sta. Maria in Cosmedin* zu Ravenna ibid II p. 78 tab. XXIII; die Anbetung der Weisen aus Morgenland in *Sta. Maria maggiore* zu Rom und in *St. Apollinari novo* zu Ravenna, Ciampini I p. 200 tab. XLIX u. II p. 96 tab. XXVII u. A. m. Hier erscheinen überall offenbar Handlungen vergegenwärtigt. Freilich aber ist die Action nur äufserlich durch Gesten und Haltung, Situation und Zusammenstellung der Figuren angedeutet, nicht eigentlich durch den geistigen Ausdruck, durch den Charakter und die innere Thätigkeit der Personen dargestellt; und in sofern bewahren diese Schildereien durchweg den symbolischen, typischen Charakter der ältesten christlichen Kunstbildung. Zum geistigen Ausdruck der Action erhob sich die Kunst erst später im 13ten und 14ten Jahrhundert. — Ferner. Unter die ersten Künstlernamen, die sich im 12ten Jahrhundert genannt finden, hätte wohl der Umbrische Maler Alberto, und der freilich ungewisse, doch sehr wahrscheinliche Bonizzo einer Erwähnung in zwei Worten verdient. Die ersten Anfänge einer bedeutenden Kunstbildung haben immer schon als solche etwas Interessantes. — Wie die (nach des Vfs. Ansicht) subjektive Richtung Giotto's und seiner Nachfolger der *didaktischen* Poesie vergleichbar seyn soll, können wir selbst vom Standpunkte des Vfs. aus nicht recht begreifen. Die Trockenheit der didaktischen Poesie beruht grade auf dem Mangel an subjektiver Lebendigkeit, auf der einseitigen, mehr wissenschaftlichen Trennung des Objekts vom Subjekt, indem jenes nicht künstlerisch-lebendig als Moment im Leben des Künstlers und allen Menschen dargestellt, sondern als äufserer, abgesonderter Gegenstand der Betrachtung (die dann freilich mehr oder minder subjektiv seyn kann, aber nicht seyn mufs), als Objekt der Belehrung gefafst wird. Ueberhaupt ist es bedenklich, eine lebendige Kunstrichtung irgend einer Art mit einer solchen Zwittergattung, der von Vielen das Künstlerische ganz abgesprochen wird, zu parallelisiren. Eher liefse sich die Giotteske Richtung mit der epischen Poesie vergleichen, sofern letztere nicht nur eine lebendige Natürlichkeit der Darstellung, kräftige Activität, und naive Munterkeit sondern auch weltliche Aeufserlichkeit und Sinnlichkeit, ein gewisser Realismus oder Naturalismus der Anschauungs- und Auffassungsweise eigenthümlich ist. Dann würde das *lyrische* Element, das der Vf. mit Recht bei der Sienesischen Schule hervorhebt, einen besseren, bestimmteren Gegensatz bilden. — Wenn der Vf. Fra Angelico von Fiesole nicht blos schwach und zaghaft, sondern *kindisch*-befangen nennt, wo es darauf ankomme, Menschen in ihrer Menschlichkeit vorzuführen; so scheint uns dieser Ausdruck unpassend oder mindestens viel zu stark. Kindisch zu seyn ist, streng genommen, nicht blos Schwäche, sondern in der That unsittlich, sündhaft. Mit einem kindischen Sinne ist jene wundersame Reinheit und Unschuld, jene tiefe, seelenvolle Zartheit und Innigkeit, die aus allen Werken Fiesole's spricht und in unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit selbst bei solchen Darstellungen, wie sie der Vf. bezeichnet, uns zu ihm hinzieht, durchaus unverträglich. Wir würden daher dem Vf. völlig beistimmen, wenn er mit Veränderung weniger Buchstaben kindlich, statt kindisch, gesagt hätte. Denn die reinste, natürlichste Kindlichkeit scheint uns allerdings ein Grundzug im Charakter des Fiesole zu seyn. — Von Michel-Angelo sagt der Vf.: „Es sey etwas Architektonisch-Geheimnifsvolles in seinen Gestalten;" gleich darauf rügt er mit Recht jene Willkürlichkeiten, zu denen Michel-Angelos grofses Talent ihn nicht selten verleitet habe. Uns dünkt nun aber, dafs keine Kunst strenger und unerbittlicher alle Willkürlichkeit zurückweise als gerade die Architektur; auch verstehen wir nicht, inwiefern letztere mysteriöser seyn soll als jede andere Kunst. Fürchteten wir nicht mifsverstanden zu werden, so möchten wir sagen: Michel-Angelo's persönliche, subjektive Geisteskraft sey gewissermafsen gröfser gewesen als die Macht der Kunst überhaupt. Statt sich der Kunst, als einer Seite des göttlichen Geistes, der göttlichen Offenbarung im Menschen, ganz und völlig hinzugeben, erscheint er vielmehr gleichsam in beständigem Ringen und Kampfe mit ihr begriffen, sucht er sie durch die Gewalt seiner Subjektivität zu überwinden und sich selbst unterthan zu machen. Seine Subjektivität war nicht zu schwach oder zu einseitig, um das Objekt zu erfassen und zu durchdringen, sondern umgekehrt das Objekt war ihr zu gering, zu klein, sie war zu mächtig, zu grofsartig und zu stolz, um sich der Objektivität ganz hinzugeben.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

KUNSTGESCHICHTE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Handbuch der Geschichte der Malerei* — — von Dr. *Franz Kugler* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien — —

(*Beschluss von Nr.* 155.)

Gerade in dieser extremen Gröfse und Hoheit berührte sie aber wieder die Objektivität, wenigstens überall, wo der Gegenstand selbst grofs und gewaltig war. Michel Angelo's Gott ist daher weniger der Gott der Liebe und Gnade, sondern vielmehr der Gott der Allmacht und Gerechtigkeit, der Herr und Richter der Welt. So erscheint er als der diametrale Gegensatz zu Raphaels milder, überall sich liebevoll hingebender Persönlichkeit, und die Seiten, in denen sich beide dennoch berühren, sind daher wohl die interessantesten Punkte der christlichen Kunstgeschichte: sie liegen, dünkt uns, sämmtlich in der tiefen, geheimnifsvollen Mitte, in welcher nach christlicher Anschauung Gottes Liebe und Gnade mit Gottes Gerechtigkeit und Strenge zusammentrifft. Man hat daher Michel Angelo's Geist nicht mit Unrecht titanisch genannt; jenes Kämpfen und Ringen mit dem Höchsten und Mächtigsten, mit dem Schwierigsten und anscheinend Unmöglichen liegt in der That allen seinen Werken zum Grunde und charakterisirt die meisten seiner einzelnen Gebilde; selbst wo seine Figuren in vollkommener Ruhe und Unthätigkeit erscheinen, glimmt doch der Funke des Kampfes unter der Asche fort. Dafs jene Macht der Subjektivität ihn vielfach zu ganz unkünstlerischen Willkürlichkeiten fortreifsen, und seinen Einflufs auf die Kunst und deren Entwickelung im Ganzen verderblich machen mufste, liegt in der Natur der Sache. Letzteres hätte der Verf. mehr hervorheben sollen. — Ungern haben wir in Beziehung auf Correggio's Darstellungen der Leda mit dem Schwane, der Io u. s. w. die Worte gelesen: „Es ist die Lust, die irdische Lust, deren Triumph in diesen Bildern gefeiert wird; aber sie ist rein, unbefangen, absichtlos; es ist die Lust eines edleren, freieren Geschlechts der Menschen, welches die Sünde und den Fluch der Gemeinheit und Lüge nicht kennt." Wäre es wirklich so, so müfsten wir behaupten, ein solches edleres, freieres Menschengeschlecht sey ein blofser Traum, und die Kunst soll nicht Träume, sondern die Wirklichkeit in ihrem innersten Wesen darstellen. In der That ist es aber nicht so; in der That ist es, wie uns dünkt, das blofse Aufgehen in sinnlicher, weltlicher Lust, das hier zwar nicht gerade mit dem Gepräge der Gemeinheit und Lasterhaftigkeit, doch aber auch ohne alles Gepräge von Adel und Freiheit, in nackter Natürlichkeit dargestellt erscheint. Solche Darstellungen sind aber *wider* das Princip der christlichen Kunst; sie fallen in ein andres Princip, auf eine niedere Stufe der Kunstbildung zurück, und sind eben deshalb nicht blos aus sittlichen, sondern aus ästhetischen Gründen zu verwerfen. Nicht aus fader Prüderie, sondern vom Standpunkte einer wahren Aesthetik und Kunstkritik aus, der freilich mit dem Standpunkte echter Sittlichkeit völlig zusammenfällt, und der eine scharfe Sonderung des heidnischen und christlichen Kunstprincips fordert, müssen wir streng und entschieden die Billigung solcher Kunstdarstellungen tadeln. — Von demselben Standpunkte aus können wir es nicht verstehen, was der Vf. in Beziehung auf die venetianische Schule, insbesondere auf Tizians Kunstcharakter sagt: „Es ist das Leben in seiner vollsten Potenz (was hier dargestellt erscheine), es ist die Verklärung des irdischen Daseyns ohne Nimbus und ohne Opferblut; es ist die Befreiung der Kunst aus den Banden kirchlicher Dogmen." Was sollen diese Redensarten heifsen? Soll damit gesagt seyn, dafs die Heiligkeit (Göttlichkeit) und der Opfertod Christi ein blofses Kirchendogma, d. h. eine blofse Meinung, ein gemachter Glaubensartikel sey, so müssen wir dem Verf. rathen, sich zu hüten, dafs er nicht *seine* subjektive Meinung mit den Richtungen der Kunst verwechsele. Es wäre wahrlich kein Vorzug für Tizian, wenn er vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung, in welcher das Irdische durch seine Einigung mit dem Göttlichen wahrhaft verklärt wird, zu der niederen Stufe eines mehr schlaffen als ruhigen Genügens in dem *blos* weltlichen Daseyn herabgesunken wäre. In der That aber scheint es uns nicht so zu seyn. Tizians Geist, der allerdings eines erhabenen Aufschwungs nicht fähig war, wählte eben deshalb vorzugsweise die Farbe, d. h. das am meisten materielle, äufsere, sinnliche Mittel, um jene Verklärung des Irdischen zur Darstellung zu bringen. Eben deshalb gelang ihm letztere meist auch nur da, wo er sich auf dem materielleren Gebiete der nächsten, alltäglichen Wirklichkeit befand, und seine verklärten Madonnen sind daher keine Madonnen, sondern idealisirte Venetianische Edelfrauen im vollen Pompe einer idealen Pracht und Herrlichkeit. —

Solcher einzelnen Verstöfse in historischer und ästhetischer Hinsicht liefsen sich an dem Buche des

Vfs. noch einige rügen. Doch wir brechen ab, um nicht in den, heutzutage wenigstens, schlimmsten Fehler eines Recensenten, in Weitläuftigkeit zu verfallen. Auch haben wir hoffentlich schon durch das Bisherige, durch näheres Eingehen auf die Ansichten und die Behandlungsweise des Vfs. ihm wie den Lesern besser als durch wohlfeile, allgemein lobende Redensarten bewiesen, dafs wir sein Werk, und den Geist, der sich darin ausspricht, achten. Sollen wir noch ein ausdrückliches Lob aussprechen, so erklären wir, dafs uns das Buch seinem Zwecke, den Unerfahrenen in die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunst und namentlich in die bedeutenden Untersuchungen der jüngsten Zeit einzuführen, völlig zu entsprechen scheint, dafs wir uns an dem lebendigen Sinne des Vfs. für das Zarte, Sinnige und Tiefe besonders der älteren Kunstwerke wahrhaft erfreut, und ihm für manche treffende Bemerkung, für manchen Fingerzeig auf bisher noch nicht genug gewürdigte Meister- und Kunstwerke, unsern Dank zu sagen haben. Möge er unsere tadelnden Bemerkungen oder vielmehr unsere abweichenden Ansichten, wie sie aus freundlichem Sinne kamen, freundlich aufnehmen. *hui.*

ÄSTHETIK.

Berlin, b. Schlesinger: *Wörterbuch der griechischen Musik in ausführlichen Artikeln über Harmonik, Rhythmik, Metrik, Kanonik, Melopöie, Rhythmopöie, Theater, Kampfspiele, Instrumente, Notirung* u. s. w. Nach den Quellen neu bearbeitet von *Friedr. von Drieberg*. Mit 7 gravirten Tafeln. 1835. 219 S. in 4. (Pr. 4 Rthl.)

Als Hr. *v. Drieberg* mit seinen Aufschlüssen über die Musik der alten Griechen hervortrat, fand er sogleich namhafte Gegner, die ziemlich scharf sich über das Werk äusserten. Unter diese gehört z. B. der im Fache des Alterthümlichen erfahrne, nun vor einigen Jahren verstorbene Franzos *Perne*, welcher sich in einer Beurtheilung der genannten Schrift (s. Leipziger allgem. musikal. Zeitung 1826. S. 761.) so aussprach: „Unter allen mir bekannten Schriften, die über diesen Gegenstand bis auf unsre Zeiten erschienen sind, ist diese vielleicht die irrigste." Ja Hr. P. ging so weit zu behaupten: „Das Werk ist ein wahres Verderben in Hinsicht auf die Musik der Alten, und es ist viel daran gelegen, dafs das Publicum vor dem Schaden gewarnt werde, welchen es thun kann u. s. w." *P's.* Endurtheil ging dahin: das Werk *Drieberg's* sey bei einem Scheine von methodischer Anordnung nur eine unförmliche und irrige Compilation, welche die Musik der Alten noch unerklärbarer und unverständlicher mache. -- Unter *Dr's.* stärkste Gegner gehörte noch unser verdienter *E. F. F. Chladni*, welcher in einem lesenswerthen Aufsatze: „Ueber das Fehlerhafte und Willkürliche in der alten griechischen Musik, und über die Vorzüge der neuern," welcher gleichfalls in der Lpz. allgem. musikal. Zeitung 1826. S. 645. steht, nachweist, 1) dafs die altgriechische Tonlehre auf ungegründeten und willkürlich angenommenen Voraussetzungen beruht; 2) dafs die aus diesen hergeleiteten Tonverhältnisse unrichtig sind; 3) dafs deren Anordnung nicht der Natur gemäfs ist, und auf lauter willkürlich angenommenen Begriffen beruht und 4) dafs die Harmonie bei ihnen unmöglich gut gewesen seyn kann. — Hr. v. *Dr.* hatte nämlich gleich anfangs behauptet, in der altgriechischen Theorie sey gar nichts auch nur der entferntesten Willkür unterworfen gewesen. Um diesen Satz recht hervorstechend zu machen, hatte der Mann hinzugefügt: Alles, was in der neuern Musik mit der altgriechischen nicht übereinkommt, ist durchaus fehlerhaft. — An Angriffen gegen die Musik unserer Zeit hatte es Hr. *v. Dr.* nicht fehlen lassen. Er beschuldigte uns: In unserm Tonsysteme wären wenigstens 26 Intervalle falsch; die Temperatur nannte er eine elende Erfindung, die uns lange genug Schande gemacht habe; die Vorzeichnungen unserer Zeit erscheinen ihm albern; unsere Molltonleiter nennt er einen Vandalismus, der aus lauter Fehlern besteht; ja unsere ganze Notirungsart und selbst unsere Taktarten sollen nichts taugen. — Dafs gegen dergleichen zu weit getriebene Angriffe der heutigen Tonkunst nicht wenige Männer sich auflehnen würden, war voraus zu sehen. Man lese darüber in der Lpz. allgem. musik. Zeitung 1822. S. 193. einige Widerlegungen von Gleichmann unter dem Titel: „Ausstellung einiger von den alten Griechen hergeleiteten Grundsätze im Gebiete der Tonkunst."

Hr. *v. Dr.* hatte dagegen in seinem Sinn consequent fortgearbeitet und war mit einer Schrift hervorgetreten, die alles vom Anfang Angegriffene seiner Behauptungen fest hielt und noch stärker zu erhärten strebte, ob durch Gründe oder nicht, werden wir sehen. In splendidem, d. i. sehr weitläufigem Drucke war besonders erschienen:

Die musikalischen Wissenschaften der Griechen. Berlin, b. Trautwein. 1820. 107 S. in 4to.

Sonderbarer Weise ist diese Schrift, mindestens in den allermeisten Literaturblättern, unbeachtet geblieben, während andere, und geringere, angezeigt wurden. Es wird daher nöthig seyn, dafs wir eine kurze Uebersicht davon nachholen. Sie zerfällt in 3 Abtheilungen: Harmonik, Rhythmik und Metrik. Also behandelt sie einen Theil der theoretischen Musik, dem die mathematische und physikalische Klanglehre vorausging, über welche Hr. *v. Dr.* bereits 1818 etwas herausgegeben hatte. Die Harmonik ist ihm derjenige Theil der griechischen Musik, über welchen uns die meisten und ausführlichsten Nachrichten aufbehalten worden sind. Hauptsächlich ist hier die Harmonik des Euklides zum Grunde gelegt worden, weil es als das älteste Werk vollständig vorhanden ist und weil es die Grundsätze des *Aristoxenos* festhält, denen Hr. *v. Dr.* zugethan ist. „Die Harmonik ist die Wissenschaft von der Natur des

Her-

Harmosmenon, sowohl in Hinsicht des Theoretischen als Praktischen. *Harmosmenon* aber ist, was aus Klängen und Klangräumen, die in gewissen Beziehungen mit einander stehen, zusammengesetzt ist." Die Harmonie soll das Abstrakte oder Dargestellte, *Harmosmenon* hingegen das Materielle oder Darstellende seyn. „Es kann daher auch nur der *Harmosmenon*, nicht aber die Harmonie mit dem Gehör wahrgenommen werden." Daraus ergäbe sich klar, daſs unsere Harmonie etwas ganz anderes als die griechische seyn muſs. — Wie kann aber Hr. *v. Dr.* von der Harmonik behaupten, sie beziehe sich auch auf das Praktische, da sie doch nicht mit dem Gehör wahrgenommen werden kann? — Zur griechischen Harmonik rechnet er 7 Theile: Klänge, Klangräume, Systeme, Geschlechter, Tonarten, Uebergänge, Melopöie. — Ein Klang soll der musikalische Ausdruck der Stimme *in einer einzigen Ausdehnung* (?) seyn. Dadurch soll die Untheilbarkeit des Klanges bestimmt werden. — In allen 3 bekannten Klanggeschlechtern nimmt *v. Dr.* den *Proslambanomenos* als den höchsten Ton an, nach unserer Notation als das zweimal gestrichene $\bar{\bar{e}}$, und geht so von oben herunter bis zur *Nete hyperbalaeon* durch 2 Octaven. (Dagegen sehe man die oben angeführte Abhandlung des Hrn. *Perne*). — S. 12. wird angenommen: „Die griechischen Klangnamen sind allgemeine Ausdrücke, und bezeichnen, so lange die Tonaart nicht genannt wird, keine bestimmten Klänge. Wenn wir daher oben eine besondere Tonart (die Dorische) annehmen, so geschieht dies bloſs, weil wir in der neuern Musik keine allgemeine Bezeichnung der Klänge haben." Wie ist es möglich, so etwas zu behaupten? Hr. *v. Dr.* wird sich doch gewiſs erinnern, daſs wir unsere Tonverhältnisse, abgesehen von einer bestimmten Höhe oder Tiefe, mit 1 2 3 4 5 6 7 8, und diese Octavenreihen wieder durch Beiwörter bezeichnen? Dieſs giebt ja das allgemeine Verhältniſs der Tonfolgen, ohne auf einen seiner Höhe nach bestimmten Tonanfang zu sehen, ganz klar. — Eben so unhaltbar ist seine Annahme von den Klangräumen, wo zwischen 2 Klängen kein Verhältniſs Statt finden soll, weil der Klang nun einmal keine Theile haben soll. Eine Entfernung wird aber angenommen (!) Er nimmt sogar bestimmte und *unbestimmte* Klangräume an. Was über unsern Halbton im Drittel- und Viertelton getheilt wird, ist ihm unbestimmt, weil es nicht gemessen (?), nicht gestimmt werden kann. Er hilft sich damit, daſs er sogenannte harmonische Gröſsen setzt, für welche es kein anderes Maaſs giebt, als die symphonische Klangvermischung, was wieder ein leerer Ausdruck ist, der mehr verwirrt als deutlich macht. — Das Uebrige brauchte ein nicht ganz schwaches Buch, um nur erst Verständlichkeit für unsere Musiker hineinzubringen. Dabei wäre noch gar nicht von einer Untersuchung seiner Behauptungen die Rede, die ein neues Buch, und ein starkes, füllen würden. Das ist nun hier nicht möglich, folglich ist auch eine zusammenhangende Recension unmöglich. Wollten wir uns aber in Geduld kreuzigen und ein solches Buch schreiben: so fürchten wir, es würde es Niemand drucken und verlegen; geschähe es dennoch, so werden es Fünfe lesen. Das sind schlechte Aussichten und so schreiben wir das Buch lieber nicht und lassen das Werk ruhen. Uebrigens hat Hr. *v. Dr.* seine Ansichten nur hingestellt, nicht bewiesen. Hat er das Recht, so haben wir dasselbe und sind in Kürze dagegen, was mindestens den Vorzug der Verständlichkeit hat. Zuweilen hat er zwar die alten Heroen citirt, aber auch richtig verstanden? Das Leugnen wir eben. Man vergleiche unsern Forkel, der doch trotz mancher Irrungen verständlich ist, und unser nicht geschriebenes Buch, was sehr verständlich ist. — Desto verständlicher wird Hr. *v. Dr.*, wenn von den Fehlern der Neueren in einer Vergleichung der griechischen und neueren Harmonik die Rede wird. Da heiſst es, der Unterschied der Intervalle, ob con- oder dissonirend, ist der wichtigste, er besteht jedoch nur in unserer praktischen Musik, den Theoretikern fehlt hierüber noch das Bewuſstseyn. Ferner sollen wir *Dur* und *Moll* für *Tonarten* und nicht für Tongeschlechter halten. Auch wird den neuern Theoretikern zugetraut, daſs sie in der Folge noch einmal einsehen lernen, daſs ihre Harmonie ganz etwas anders als Harmonie ist. Ferner beschwert er sich über unsere Erniedrigungs- und Erhöhungszeichen und meint, wir hielten sie für Vermehrungen der Klänge (!). „Könnten wir uns aber entschlieſsen, wieder zur Natur zurückzukehren, so müſsten wir, wie die Griechen, jeden Klang mit einem besondern Buchstaben bezeichnen, denn jeder Klang ist selbstständig und kann durchaus von keinem andern Klange hergeleitet werden." (?) — Musikern und Gelehrten wird S. 102. nachgerühmt, sie wüſsten jetzt Alle nicht, was Rhythmus ist. — Hr. *v. Dr.* will nun einmal beweisen, die Musik der alten Griechen sei ganz auſserordentlich und viel besser als unsere gewesen; und da er es nicht beweisen kann, so sagt er es wenigstens immerfort. Sein Hauptbeweis ist der gute Satz: Ein Volk, daſs in allen (?) Dingen so hochgebildet war, muſs es auch in der Tonkunst gewesen seyn. Dieser Schluſs ist so unumstöſslich, daſs wir gewiſs nichts dagegen zu unternehmen wagen. — Es fragt sich nur, ob Hr. *v. Dr.* in dieser seiner neuesten Schrift seine Meinung geändert hat oder nicht? Die Vorrede wird uns einigen Aufschluſs geben. Zuvor wird gezeigt, daſs die Leute von griechischer Musik nichts wissen und ganz befangen sind. Darauf heiſst es: „Ich glaube nun glücklicher gewesen zu seyn, als meine Vorgänger, und die wahre Beschaffenheit der griechischen Musik wirklich aufgefunden zu haben. Ist dies keine Täuschung, so dürfte dieses Werk der neueren Musik sehr nützlich werden; irre ich mich aber, auch eben so schädlich." — Hier wird doch noch eine Möglichkeit zugegeben, es könne doch auch eine Täuschung vorgefallen seyn. Das ist lobenswerth, und wir würden Ursache haben, dem Hrn. *v. Dr.* zu danken, wenn er uns ganz unumwunden hingestellt hätte, was er in den alten Schriftstellern

lern der Griechen über Musik fand. Das hat er jedoch nicht gethan, vielmehr steht noch immer sein alter Grundsatz obenan: „Die Griechen waren ein sehr gebildetes Volk (aber doch nicht in Allem!), und hatten die nämlichen Gehörwerkzeuge wie wir. Fand ich nun in ihren Schriften eine scheinbar widersinnige Behauptung, z. B. dafs die Terzen übelklingend seyen; so bürdete ich ihnen diese Ungereimtheit nicht auf, sondern ich setzte die Nachforschungen so lange fort, bis das Räthsel gelöst war." Wenn das nur nicht hiefse, so lange, bis ich etwas ausgeklügelt hatte, was sie allenfalls vor Gläubigen entschuldigen und ihnen etwas andichten könnte, was ich gern möchte, dafs sie es gehabt hätten. — Gehörwerkzeuge hatten sie freilich wie wir: allein daraus folgt nichts. Die Leute im Mittelalter hatten Ohren wie wir, und doch eine ganz andere und sehr mangelhafte Musik. Noch jetzt können viele asiatische Völker unsere Musik nicht schön finden, geben ihrer weit unvollkommneren den Vorzug, ohne dafs man sagen könnte, sie hätten andere Ohren, wohl aber einen verschiedenen Geschmack. Auch ist es gewifs, dafs kein Sinn so abergläubisch ist, als das Gehör. — Wir müssen die Verfahrungsart des Hrn. Vfs. genau bezeichnen, weil sich daraus am deutlichsten für Alle ergiebt, auf welchen Standpunkt die Forschung sich aufgeschwungen hat. „Bei Erörterung eines Gegenstandes, heifst es, begnügte ich mich niemals mit einem einzigen Zeugnisse, sondern ich suchte in den alten Werken *Alles* auf, was nur irgend damit in Beziehung stand. Erst nach Vergleichung sämmtlicher Nachrichten hielt ich mich für berechtigt, den gefundenen Satz für wahr zu halten." — Das klingt gewissenhaft, öffnet aber in der That der Eingenommenheit für eine Sache Thor und Thür, so dafs man endlich finden kann, was beliebt. Denn erstlich werden bei einem solchen Verfahren die verschiedenen Zeitalter unter einander geworfen, so dafs an eine geschichtliche Erörterung nicht zu denken ist; zweitens läfst man weg, was einem nicht gefällt, oder erklärt es für entstellt, dafür Gefälliges einschiebend. Man mufs gestehen, in der Art eines widergeschichtlichen Verfahrens ist Hr. *v. Dr.* nicht selten recht scharfsinnig gewesen, nur nicht zum Vortheil der Wahrheit. — „Gleichsam als Probe der Richtigkeit der gefundenen Sätze, diente mir die Vergleichung mit der neuern Musik. Fand ich es aber darin anders, so entschied die fortgesetzte Untersuchung, ob diese Verschiedenheit durch mein Mifsverstehen der Griechen, oder durch das Fehlerhafte der neuern Theorie entstand." Also modelt Hr. *v. Dr.* die griechische Musik nach der unsern, doch nur in so weit, als er etwas in jene hineinziehen kann. Glückt dies, so haben wir Neuern diefs natürlich den alten Griechen zu verdanken. Glückt das nicht: nun, so haben die Neuern Unrecht, sind von der Natur abgewichen und dreifach geringer als die Alten. Wenn darin seine Vorliebe für die Griechen und seine Absicht, sie in ihrer Musik zu erheben, es koste was es wolle, nicht einleuchtet, so müfsten wir an jeder Beweisführung irre werden. Dafs aber der Verf. dieses Wörterbuches so verfährt, wie wir schilderten, beweisen seine hieher gehörigen Artikel von übermäfsigen Intervallen, der Temperatur und den Lehrsätzen der Neueren. Die ersten haben die Griechen nicht, weil sie dieselben nicht brauchten, da sie keine zusammenhangende Vielstimmigkeit kannten, folglich sind sie ihm ein Possenspiel. Mit der Temperatur verfährt er nicht anders. Ohne Vielstimmigkeit braucht man sie nicht. Weil sie nun die Griechen nicht nöthig hatten, ist sie ein Unding. Für solche, welche die Sache nicht genau kennen, weifs er recht artige Scheingründe zu bringen. Wirklich rechnet *Chladni* besser, als Hr. *v. Dr.* Man vgl. Lpz. allgm. musikal. Zeitung 1826. S. 666 u. 67 in der Anmerkung. Wer genau sich unterrichten will, liest die ganze Abhandlung *Chladni's*, der schon damals recht wohl wufste, dafs er mit allen seinen Nachweisungen seinen eingenommenen Gegner nicht bekehren würde. — Auf das immer aufgeschlagene Buch der Natur beruft sich Jeder. Es ist aber etwas schwer zu lesen; jeder liest, wie er kann, und behauptet, er liest am besten. Das läfst sich nicht ändern. — Als einen Grundartikel giebt der Verf. „Wissenschaft" an und sagt: „Erkennt man die darin aufgestellten Grundsätze als wahr an, so mufs man auch die daraus hervorgehenden Folgerungen als wahr anerkennen." Wie erklären nun die Griechen die Wissenschaft? Sie ist eine *vollkommene* Erkenntnifs der Urbestandtheile, das unbedingt Nothwendige, folglich das Ewige. Haben denn aber die Griechen die Urbestandtheile der Dinge vollkommen erkannt? Das wäre viel, ist aber nicht. Sind denn wirklich *Euklides* und *Nikomachus* die gröfsten Mathematiker der Welt? Haben sie sich nie geirrt und ist von dem folgenden gar nichts zu dem, was jene erkannten, hinzugefügt worden? Ist dies nicht zu bejahen, so ist auch des Verf. Schlufs nichts weiter als ein *Quid pro Quo*. Er behauptet geradezu: „Alles, was unsern Musikgelehrten in den harmonischen und rhythmischen Abhandlungen der Griechen als willkürlich, pedantisch und naturwidrig erschien, mufs (?) von ihnen falsch oder gar nicht verstanden worden seyn; denn da die beiden gröfsten Elementar-Mathematiker, *Euklid* und *Nikomach*, auch die musikalischen Wissenschaften behandelt haben, so ist von griechischer Seite kein Irrthum vorauszusetzen (!)" Das heifst doch einmal beweisen! Wie aber, wenn die ganze Erklärung des Wortes Wissenschaft, wie sie der Verf. hinstellt, nichts weiter als eine leere Grofssprecherei auch des allergröfsten Menschen wäre? Würde nicht vielmehr aus dieser Erklärung folgen, dafs die Griechen gar keine Wissenschaft in ihrem Sinne gehabt haben? —

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1837.

ÄSTHETIK.

Berlin, b. Schlesinger: *Wörterbuch der griechischen Musik in ausführlichen Artikeln über Harmonik, Rhythmik, Metrik, Kanonik, Melopoie, Rhythmopoie, Theater, Kampfspiele, Instrumente, Notirung* — — von *Fr. v. Drieberg* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 156.*)

Der Vf. fällt in seinen eigenen Grundartikeln, auf die er sich beruft, in die offenbarsten Widersprüche und behauptet Dinge, die nicht sind. So thut er z. B. unter dem Worte „Symphonie" S. 154., als ob für die Musiker auf die Wissenschaft, auf die er doch im vorigen Artikel in der höchsten Vollkommenheit hält, gar nicht viel ankäme. Er sagt: „Es mag den Physikern überlassen bleiben zu untersuchen, ob das Hörbare Etwas, d. h. der Stimmungspunkt, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, die Naturgröfse der Quarte, Quinte und Octave aufzufinden, eine Klangvermischung (?) oder der höchste Grad des Wohllautes sey. Dem Musiker genügt es, diesen Stimmungspunkt als das Grundmaafs der Harmonie erkannt zu haben." Allein wie mag es doch der Musiker *erkennen*, wenn er es nicht am Wohllaut erkennt oder fühlt? Denn was der Verf. über Vermischung mehrer Intervalle sagt, dafs der höhere und tiefere Ton gar nicht mehr besonders hervorgehört wird, ist ein Unding und beinahe lächerlich. Wir möchten den Musiker kennen, der eine 1 mit der 5 zusammengeschlagen, nicht vollkommen deutlich als zwei Töne unterschiede? — Der Vf. geht so weit, dafs er gegen *Chladni*, den er jedoch nicht nennt, schreibt: „Wenn aber unser Musikgelehrter behauptet, es zeige sich bei den Terzen und Sexten ebenfalls ein Stimmungspunkt, so ist dies eine unverzeihliche Lüge." Dieser Lüge wird aber mit *Chladni* jeder Musiker das Wort reden. Den möchten wir einmal sehen, dem es für sein Ohr einerlei wäre, wenn man die Terz bis zur Quarte herauftriebe oder bis zur kleinen Terz herunterspannte, ohne dafs er die grofse Terz für unrein erklären und keinen Stimmungspunkt für sie auffinden sollte! — Solche Behauptungen sind nichts als klare Beweise, dafs *Chladni* den Hn. Vf. mit seinen Einwürfen etwas incommodirt. — Als *Vermischungen* erkennt das Ohr gar keine Symphonieen an, wohl aber als rein gestimmte und gegenseitig wohllautende, mehr oder minder beruhigende. Ist aber der Stimmungspunkt die Hauptsache, so sind alle Töne Symphonieen, denn alle müssen verhältnifsmäfsig rein gestimmt werden. Der Vf. ist aber für seine altgriechische Musik so sehr eingenommen, dafs er schreibt: „Ein sehr starker Beweis für die Richtigkeit meiner Erklärungen ist ferner, dafs es nicht möglich seyn dürfte, eine vollkommnere Theorie als die, welche von mir als die echt griechische dargestellt wird, aufzufinden. Ausnahmen hiervon scheinen zwar zu machen die Klangleiter der Instrumente und das *Tetrachord synemmenon*; aber vielleicht nur deshalb, weil es mir nicht gelungen ist, ihre Nothwendigkeit zu entdekken." — Hier wäre also doch noch etwas zum Besten der vorigen Theorie der alten Griechen zu entdecken, was des Verf's. Scharfsinn im Beschönigen überträfe. — Wenn nur der Hr. Vf. nicht so gern schmähete! S. 8 heifst es: „Das war der romantischen Dummheit des Mittelalters gerade das Anziehende." — S. 33 wird der doppelte Contrapunkt der Neuern (als ob die Griechen auch einen gehabt hätten!) eine höchst sinnlose Künstelei genannt. — Die Enharmonik der Neuern nennt er eine Ungereimtheit. Um das zu beweisen, setzt er eine Trugcadenz hin mit 5fach verschiedener Orthographie, d. h. einen und denselben Accord, dessen Bestandtheile 5mal anders gestellt als Intervalle in einem Klange eines Accordes fünferlei Auflösungen nothwendig machen, die vorher von dem Hörer nicht mit Bestimmtheit erwartet werden können, da der Accord vieldeutig gedacht wird durch Hülfe neu enharmonischer Verwechselung. Nun ruft Hr. v. *Dr.* aus: dadurch soll eine Folge von Trugkadenzen bewirkt werden, die dem Ohre die angenehmste Ueberraschung gewähren soll! Allein die Ueberraschung liegt in der Auflösung der Trugkadenz, also im unverhofften Fortgange, den der Liebhaber der alten Griechen gar nicht erwähnt. Am Ende ist der gröfste Fehler, den die neuern Harmoniker begehen und begangen haben, dafs sie alte Ausdrücke beibehalten und ihnen einen andern Sinn untergelegt haben, weil sie den alten Begriff schlechthin nicht brauchen, d. h. die Sache auf diese alte Art nicht in Anwendung bringen konnten. Die Viertelstöne der Griechen mögen wir nicht, weil sie, öfter angewendet, sogar als eignes Tongeschlecht, eine Katzenmusik für unsere Ohren und für unsere Harmonie geben würden. Hier möchten wir fast glauben, die uralten Griechen hätten viel feinere Ohren gehabt als wir und ihre Nachkommen schon zu *Plutarchs* Zeiten, wo die Griechen selber den Viertelton nicht mehr auffassen konnten; oder man könnte auch wohl wähnen, die alten Griechen hätten einmal ein wenig auf dem Papiere aufgeschnitten, oder sich etwas eingebildet, um eine gröfsere Bil-

Bildung sich anzudichten, die in der Wirklichkeit schlecht genug beschaffen gewesen seyn dürfte, da alles Uebrige in ihrer Musik nichts aufserordentliches aussagt, so sehr uns auch Hr. *v. Dr.* davon überreden möchte. Sollen hingegen die Vierteltöne nur der Theorie, nicht der praktischen Musik angehören, was macht man solchen Lärm davon? In der Theorie haben wir sie auch. — Freilich wird uns ein Liebhaber des alt enharmonischen Geschlechts vorwerfen, wir verständen die Sache nicht und müfsten die Ursache unsres Widerspruches in unserer eigenen Gefühllosigkeit suchen: allein wir kennen die Alten auch, sind am Gefühl nicht ganz stumpf, wollen uns jedoch nichts als vortrefflich einreden lassen, was für die Praktik durchaus nichts taugt. — Von der Fuge maafst sich Hr. *v. Dr.* folgende Rede an: „Kannten die Griechen die Fuge? Nimmermehr! denn prüft man, frei von Vorurtheilen, die Grundsätze und Regeln, nach welchen die Fuge angefertigt werden mufs, so hält man es kaum für möglich, dafs diefs alles aufserhalb des Tollhauses hat können ersonnen werden." Der ganze Generalbafs ist ihm ein Ziffer-Unwesen und ein musikalischer *Charlatanismus*; will uns auch lehren, man habe vor *Pythagoras* nur ein Dur- und ein Moll-Geschlecht gehabt, letzteres entweder wie wir, oder veredelt. Schade, dafs die Beweise fehlen. Zum Glück wissen wir das jetzt weit genauer, wir verweisen nur auf das Wesen der alt chinesischen und hindostanischen Musik. — Am meisten und am liebsten spielt Hr. *v. Dr.* den Organisten mit, denen er nicht viel Gutes läfst. So schreibt er S. 53: „Was für berühmte Männer haben denn über unsere Harmonik geschrieben? etwa berühmte Mathematiker und Philosophen? Ach nein, diese Herren verstehen bei uns nichts von Musik. Denn wohl berühmte Componisten? Bewahre! (So?) unsere harmonischen Schriftsteller sind fast sämmtlich — Organisten. Nun, da ist es freilich nicht zu verwundern, wenn die neueren Elementarbücher nur wenig Wissenschaftliches enthalten und auch dieses Wenige noch mit unbegreiflichen Fehlern untermischt ist." — Hr. *v. Dr.* liebt es nun einmal, die alte Musik der Griechen in das Vollkommene zu heben und die neue möglichst herabzusetzen. — Es wird ihm und der alten Musik nicht viel helfen und der neuen nichts schaden. — Es wäre für ihn und für uns besser, wenn er sich bei seinen Darstellungen ein geschichtlich genaues Verfahren angeeignet, dagegen nicht so sehr Vieles ohne Beweis hingestellt hätte. In S. 39 heifst es: „Dafs die praktischen Musiker der Griechen niemals Gebrauch von den Fortschreitungen durch Vierteltöne können gemacht haben, ist wohl einleuchtend" etc. Dagegen lesen wir S. 54: „hier erhalten wir einen Geschlechtswechsel vom Diatonischen zum Enharmonischen, wie er wirklich von den Griechen *praktisch* ausgeführt wurde." Hier sind ja 2 Vierteltöne in die Leiter eingemischt! — Ueberhaupt, wie viele Klangleitern kann man zusammensetzen, wenn die angegebenen bestehen! — Indem uns Hr. *v. Dr.* überreden will, die Griechen hätten sogar unser Liniensystem gehabt und sich desselben bedient, versichert er uns, Guido von Arezzo müsse diese griechische Notirung gekannt haben, denn er sage ausdrücklich: um eine Melodie zu neumatiren, müsse man Linien ziehen und sowohl vor die Linien, als auch vor die Zwischenräume Klangbuchstaben (*notae*) setzen, denn ohne vorgesetzte Klangbuchstaben sey das Ganze einem Brunnen ohne Schöpfeimer vergleichbar. Das habe Guido durch Beispiele erläutert, diese wären aber verloren gegangen. Das Letzte wäre gewifs, wenn es gewifs wäre, dafs die Beispiele dagewesen wären. Es ist hier nicht der Ort, über die verschiedenen Lehren Guido's von den Linien, Farben der Linien und der Notation mit Buchstaben zu sprechen: aber woher weifs denn Hr. *v. Dr.*, Guido habe diese wankende Erkenntnifs *von den Griechen*? Davon sagt Guido kein Wort, im Gegentheil beschreibt er den Gebrauch der Linien als etwas damals Gebräuchliches, aber sehr unbestimmt und verschieden Gebräuchliches. Hat nicht schon Hucbald mit Linien neumatisirt? Das weifs Hr. *v. Dr.* ganz gewifs. Weil es ihm aber darauf ankam, uns zu sagen, die Griechen haben ein Liniensystem für ihre Noten gehabt, schreibt er hier: „Man darf mit Sicherheit annehmen, dafs die griechische Notirung dem Guido mufs bekannt gewesen seyn." Solche Schlüsse finden sich so häufig und namentlich in den Lehrsätzen von den mancherlei Accorden der Griechen, dafs wir das ganze Buch als einen Beweis ansehen können, wohin sich selbst ein Mann von Kopf und gutem Willen verirrt, wenn er sich einmal vorgenommen hat, anstatt die Wahrheit unbefangen zu untersuchen, eine eingewurzelte Lieblingsmeinung möglichst durchzufechten. Dafs bei solchem Verfahren nicht zuweilen auch sehr Scharfsinniges mit unterlaufen sollte, wird Niemand leugnen. Nur waltet dabei das Unglück, dafs ein Scharfsinn dem andern seine Gewalt nimmt, so dafs das ganze Luftgebäude keine Wirklichkeit, noch weniger Halt gewinnt und mit dem letzten Worte schon wieder dahin zusammenhaucht, woraus es geschaffen wurde. — Wir wollen nur noch ein einziges Beispiel anführen, um zu zeigen, wohin und wie weit entschiedene Vorliebe führt. Man lese S. 206 des Buches u. s. w. die Beschreibung der Wasserorgel, die uns Heron giebt, und die andere des Vitruv, sehe dann, was der Verf. dieser Schrift daraus folgert. Damit halte man die Abhandlung von G. W. Fink zusammen, die man in der Leipziger allgem. musikal. Zeitung 1836. S. 49 u. s. w. unter dem Titel liest: Zur Geschichte der alten Orgeln. Namentlich: Kurze Beleuchtung der hauptsächlichsten Angaben über die Orgeln des Ktesibios, mit Erläuterungen, nach den Quellen bearbeitet. Es scheint fast, als ob die letzte Abhandlung zur Widerlegung der zu weit getriebenen Behauptungen dieses Buches geschrieben worden wäre, obgleich der Verf. kein Wort davon erwähnt. So viel wird mindestens Jedem einleuchten, dafs gerade das Gegentheil der Folgerungen des Hrn. *v. Dr.* daraus hervorgeht; es ergiebt

giebt sich aber auch aus den Uebersetzungen des griechischen Textes, dafs das, was uns Hr. *v. Dr.* für eine getreue Dolmetschung ausgiebt, keine ist. Sollte es nicht als Uebersetzung angenommen werden, warum hätte denn der Schriftsteller seine Worte mit den Anführungszeichen versehen? Mit der Wasserorgel des Vitruv ist es nicht anders. Isaac Vossius, der eben so gelehrte als einseitige Mann, hat es in dieser Hinsicht nicht im Geringsten besser, vielmehr noch weit schlimmer gemacht in seinem bekannten und von Vielen des guten Lateins wegen für klassisch ausgegebenen Buche: *de poematum cantu et viribus rhythmi. Oxonii* 1673. — Aus offenbarer Vorliebe für seine Griechen unterdrückt Vossius sogar die Windorgel des Ktesibios, weil er nicht wufste, wie er sie vertheidigen sollte, denn gekannt hat er sie zuverlässig, da ihre Beschreibung unmittelbar auf die Darstellung der Wasserorgel folgt. Das hat Hr. *v. Dr.* nicht gethan, aber er weifs sich zu helfen und behauptet ohne Weiteres: „Die Windorgel hatte, statt des Wasserregulators, einen Kolbenregulator; in allen andern Theilen aber war sie der Wasserorgel vollkommen gleich (?). Wir finden daher auch, dafs Heron (*spiritalia p.* 229) *nicht das ganze Instrument, sondern nur diesen Kolbenregulator beschreibt*." — Das hat Heron aber nicht gethan; er beschreibt noch gar Manches, verweist auch mit keinem Worte auf die Wasserorgel, was er doch bei andern Gegenständen, die er nicht vollkommen beschreibt, ausdrücklich that. Freilich wird die Windorgel des Ktesibios, welche Heron beschreibt, nimmt man an, was man mit gutem Grunde annehmen mufs, H. habe die ganze Windorgel beschrieben, zu einer wahren Spielerei. Diefs wäre aber ein Ergebnifs, das dem Verf. des Buches höchst unwillkommen seyn mufste; er suchte daher, gewifs ohne innere Verfälschungslust, nur seines falschen Princips wegen, einen hübschen Ausweg und war glücklich, als er ihn fand. Sagt er es doch selbst in der Einleitung: „Fand ich in den Schriften der Griechen eine scheinbar widersinnige Behauptung, so bürdete ich ihnen diese Ungereimtheit nicht auf, sondern setzte die Nachforschungen so lange fort, bis das Räthsel gelöst war." — Jeder unbefangene Mann wird aber zugestehen, dafs sich auf diese Weise keine geschichtlichen Gegenstände untersuchen lassen. Wer sich sein System im Voraus macht, dem kann es gar nicht mehr um unbefangene Wahrheit, sondern nur um möglichste Begründung seiner Vorausannahmen zu thun seyn, und wenn er übrigens in allen andern Dingen der allerrechtschaffenste Mann ist, was wir dem Hrn. *v. Dr.* nicht im Geringsten abzusprechen Ursache haben. Er ist es und scharfsinnig dazu. Um dieser Eigenschaften willen wird sein Buch dem gelehrten Musikfreunde immerhin sehr anziehend seyn, ob er gleich nicht daraus lernen wird, wie die altgriechische Musik beschaffen war, was einer ganz andern Untersuchung bedarf.

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Jens Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache.* Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, *Carl* und *August Baggesen.* 1836. Erster Theil. XXII u. 273 S. Zweiter Theil X u. 382 S. Dritter Theil 314 S. Vierter Theil IX u. 275 S. Fünfter Theil VIII u. 250 S. (5 Rthlr. 12 gGr.)

Baggesen — der Name hatte vor einigen Decennien Klang in der deutschen Literatur, und verdiente ihn auch und verdient ihn noch, wenn wir ihn auch nicht so volltönig finden, wie er den eigenen Ohren des Dichters, den dieser Name bezeichnet, bedünken mochte. Wir sprechen von dem Dichter mit deutscher Zunge, wie er hier in seinen Werken, welche kindliche Pietät in von ihm vollendeter Form unsrer Literatur einreiht, vor uns steht, und nicht von dem dänischen Dichter, dessen Sprache und Werke wir nicht kennen: wie grofs er als dieser war, lassen wir dahin gestellt. Als Lyriker, wie er sich in seinem „Halleluja der Schöpfung" (der den zweiten Theil eröffnende Hymnus, welcher ursprünglich dänisch gedichtet war) darstellt, mufs er in der dänischen Literatur einen hohen Rang einnehmen, wie in der deutschen durch seine „Jahrszeiten" — (unter den vermischten Gedichten des zweiten Theils); man rühmt ihn auch als dänischen Erzähler: als deutschen können wir ihn nach Probe „Ja und Nein, oder der kurz angebundene Freier" — im fünften Theile, die bei einem sehr artigen Stoffe an Breite leidet, — nicht so hoch stellen, als seine Landsleute es zu thun scheinen. Aber als naturschildernder Dichter steht er in unsrer Literatur, und zwar in seiner „Parthenais" und in dem unvollendeten Epos: „Oceania" uns hoch, und wir wüfsten keinen ihm an die Seite zu stellen. — Als Humorist stellte er sich selbst weit höher, als wir ihn zu stellen vermögen nach seinem Drama, welches hier zum Erstenmale erscheint und den ganzen dritten Theil einnimmt: „Der vollendete Faust", das durchaus Product des Humors, allerdings des satirischen, seyn soll, und selbst nicht nach dem unendlich höher stehenden „Adam und Eva" im vierten Theile. Wen er in dem Epigramme im vierten Theil „Tetrarchie der deutschen Dichtkunst" (S. 254) als den die Gegensätze von Klopstock und Wieland, Goethe und Schiller Verbindenden hält, ist unschwer zu enträthseln; allein sein Humor erscheint uns, auch in seinen Scheerenschleiferliedern (die Ref. mehrmals von ihm hat vorsingen hören), im Ganzen als ein forcirter, und unsers *Jean Paul's* Humor — seine uns widernde Sentimentalität, in welcher er sich nur zu gern und zu breit erging, bei Seite gesetzt — steht uns ungleich, ja unvergleichbar höher. — Als Epigrammatiker reiht *Baggesen* sich den besten an. — Doch, wir wollen dem Einzelnen näher treten.

Den ersten Theil eröffnet ein gut geschriebenes Vorwort, voll kindlicher Pietät ohne Blindheit gegen Schwächen, von *Carl Baggesen.* Es ist ein kurzer

zer Abrifs des deutschen Dichterlebens unsers Dichters, der erst im fünfundzwanzigsten Jahre deutsche Sprache und Literatur kennen lernte auf einer Reise durch Deutschland nach der Schweiz im Jahre 1789, wo er seine erste Gattin, eine Enkelin des grofsen Haller, im folgenden Jahre heirathete und dann mit ihr, nach einem flüchtigen Besuch von Paris, durch Deutschland nach Dänemark zurückkehrte. — — Wir müssen die Energie und das Talent des Geistes bewundern, der sich in diesem Alter noch einer, wenn auch verwandten, so doch in ihrer Ausbildung als Hochdeutsch höchst verschiedenen Sprache in diesem Grade zu bemächtigen und anzueignen vermochte, und zwar als ein bereits in seiner Muttersprache damals sehr beliebter Dichter. — Er wurde auf dieser Reise mit vielen der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands und der Schweiz bekannt, wie Klopstock, Wieland, Schiller, Vofs, Reinhold, Lavater, und wurde mit einigen, wie Wieland, Reinhold, Vofs, innig befreundet; später traten Fichte, Jacobi und Pestalozzi in den Kreis der Freunde. — Von seinem Gönner, dem Herzog Christian von Augustenburg, beschützt und unterstützt, führte er, nach einem Aufenthalte von etwa drei Jahren in Kopenhagen, fast ein stetes Wanderleben von Dänemark nach der Schweiz, Paris, Deutschland, hin und her, mit einigen längern Stillständen in der Schweiz, die ihn mit ihren Alpen besonders anzog, immer mit Planen, sich niederzulassen, die aber niemals zur rechten Ausführung kamen. Diefs war von sehr nachtheiligem Einflusse auf seinen Charakter und auf seine Dichterausbildung, und der Vorredner sagt mit Recht in dieser Hinsicht: „Auch war sein Leben reich an den mannigfaltigsten Anregungen des Gefühls und der Phantasie: ein wahres Dichterleben. Nur zu sehr für sein Lebensglück; und auch vielleicht zu sehr für seine Vollendung als Schriftsteller, namentlich in deutscher Sprache. Denn zur Ausarbeitung irgend eines gröfseren Ganzen, zur Feile seiner gesammelten Gedichte, fehlte ihm in jeder Periode des Lebens die Ruhe und Mufse eines bleibenden Standpunktes." Der erste Versuch des Dichters in deutscher Sprache ist das im Jahre 1789 gedichtete (im 2. Theile S. 169 stehende) *Alpenlied*, von dem er in den Anmerkungen (S. 377) selbst sagt: „Es ist diefs mein erster Versuch in einer Sprache, die mich nicht gewählt, sondern die ich gewählt habe, und die mich die Liebe, welcher selbst die söhnliche weicht, gelehrt hat. Vermuthlich trägt auch das Lied nur zu deutlich das Gepräge meiner damaligen Unbehülflichkeit; es ist aber schon in einer Sammlung von Schweizerliedern, ohne mein Wissen, und doch unter meinem Namen, der Kritik preisgegeben worden." — Als charakteristisch für den Adoptivsohn unsrer Literatur und Sprache, in mehr als einer Hinsicht, wünschten wir es hier mittheilen zu können, auch als eine Ahnung des ihm eigenen Enthusiasmus, der bei der Schweiz jedoch daurender war, als bei andern Gegenständen: allein es ist vierzehn Strophen lang, und so müssen wir uns mit den fünf ersten begnügen:

Alpenlied.

Ich wandre durch ein Land so *froh*
(Ach! ich vergess' es nimmer);
Ich find' es tief, ich find' es *hoch*,
Und lustig ist es immer.

Auf jedem Berg ist Himmel(s)glanz!
In jedem Thal ist Segen;
Und überall Gesang und Tanz
In Sonnenschein und Regen.

O Freunde, wenn ihr wüfstet dort,
Wie Freud' auf jeder Wiese,
Wie Friede blüht an jedem Ort
In diesem Paradiese!

Wo Menschen Menschen grüfsen nur,
Nur Brüder Brüder sehen,
Wo Freiheit, du, und du, Natur
Wie Zwillingsschwestern gehen.

Wo weder Läuferstab noch Kron'
Die schöne Welt verzieret!
Wo Gott allein sitzt auf dem Thron,
Und Gott allein regieret! u. s. w.

Der Vorredner theilt die Gedichte unsers Dichters in zwei Perioden. Die erste reichte (die im Jahre 1807 erst unter dem Titel „Heideblumen" herausgegebenen, aber schon früher entstandenen Gedichte eingerechnet) bis 1804, wo er den „Faust" entwarf, welcher schon seiner Natur nach zur zweiten gehört. „Was nämlich diese zweite Periode gegen die erstere charakterisirt, ist eine gröfsere Selbständigkeit des Dichters, nicht allein in der Conception, sondern auch in der Form seiner Werke. Der bedeutende Einflufs, den Klopstock, Wieland und Vofs auf seine Bildung zum deutschen Dichter ausgeübt, wird weniger bemerkt; und der freiere, umfassendere Standpunkt, den er als Beobachter seiner Zeit in der grofsen Weltstadt" (Paris) „eingenommen, giebt sich mehrfach in diesen spätern Erzeugnissen seiner Muse kund." — Wir möchten dagegen meinen, es sey an diesen späteren Erzeugnissen mehr ein Einflufs Goethe's zu bemerken, von dem er sich früher sogar bezweifelnd und verneinend abgewandt hatte, den er in seinen Heideblumen aber für Deutschlands gröfsten Dichter erkannte. — Gegen die Eintheilung selbst haben wir nichts einzuwenden. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Jens Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache.* Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, *Carl* und *August Baggesen* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 157.)

Auf das bereits angeführte Vorwort folgt dann: „Parthenais oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. Letzte Umarbeitung des Vfs." — Dieses sogenannte idyllische Epos wurde bereits in den Jahren 1795 und 1796 gedichtet, wozu eine mit drei jungen Mädchen 1794 unternommene kleine Alpenreise den Gedanken gab und worin der Dichter unter dem Namen Myris, als die jüngste der drei Schwestern, seine Gattin feierte. Sie starb und die Parthenais wurde, wie das Vorwort besagt, „während der darauf folgenden dunkeln Periode ganz zurückgelegt, und erst nach den Alpenreisen von 1798 wieder vorgenommen und in ihrer ersten Gestalt 1802 herausgegeben. Im Jahre 1807 erschien sie in einer Umarbeitung und in Vielem vollkommener. Im Jahre 1810 wurde sie von Fauriel ins Französische übersetzt. Dieser geistreiche und geschmackvolle Kritiker veranlafste den Verfasser zu einer nochmaligen Ueberarbeitung, die hauptsächlich eine natürlichere Anordnung der Erzählung beabsichtigte. Der Dichter beendigte diese Arbeit erst im Jahre 1823, und in dieser Gestalt erscheint sein Hauptwerk in dieser Sammlung." — Diese Parthenaïs wurde früher mit Vossen's „Luise" und Goethe's „Hermann und Dorothea" zusammengereiht, und der Dichter mochte sie auch wohl zu dieser Sphäre, ja vielleicht selbst durch die mehr homerische Haltung zu einem Preisstücke bestimmt haben; allein — sie ist in Ton und Haltung einmal mehr Schilderung, als Erzählung, und dann auch durch die Einmischung der griechischen Mythologie und all den hochpoetischen Apparat voll welken Prunks und die etwas eitle Feier der eigenen Dichterweihe, durchaus verschieden und — weit hinter jenen beiden echtdeutschen Dichtungen in jeder Hinsicht, auch in der hexametrischen Form. Das Ganze hat den Anstrich einer Parodie, wo nicht selbst Travestie in der pomphaften Behandlung des Unbedeutenden. — Doch bleibt der Parthenaïs ein unbestreitbarer echt dichterischer Werth als Naturschilderung, wie unsre Literatur kaum sonst aufzuweisen hat, und auch im dichterischen Ausdrucke, der an einem Fremdling um so mehr zu bewundern ist. — Die Erfindung ist — abgesehen von der dichterischen Auffassung des Vorhandenen — nur schwach und leer an epischem Interesse, so wie unbedeutend in der Charakteristik. — Ein würdiges Berner Elternpaar vertraut dem Fremdlinge Nordfrank, einem muthvollen erfahrenen Gebirgsteiger und begeisterten Dichterjüngling, drei aufblühende Töchter, Cynthia, Dafne und Myris, zu einer Wanderung auf die Jungfrau an, während sie selbst, diesen unbewufst, im Wagen ihnen folgen, um sie beim Heruntersteigen auf der Scheideck zu überraschen und dabei zugleich zu erforschen, zu welcher von den drei Schwestern das Herz des Jünglings sich neige. — Der treffliche Dichterjüngling ist den Mädchen ein geliebter Bruder, allein — sie sind ihm etwas mehr, und er hat einen harten Kampf zu kämpfen, den ihm Merkur, welchem er wegen seines unmateriellen Strebens verhafst ist, in Gemeinschaft mit Eros, welcher sich von ihm verschmäht glaubt, sehr erschweren. — Die grofse Angelegenheit gelangt selbst vor den versammelten Götterrath, der, aus Griechenland verdrängt, die Schweizeralpen zu seinem Wohnsitz erwählt hat. — Doch tritt er als Sieger hervor, und es krönt der Vater den Helden — der sie im verstellten Schlafe z. B. ein gemeinschaftliches Fufsbad nehmen sieht, ohne sein Wachen zu verrathen — durch die Hand der jüngsten der drei irdischen Grazien, der sein Herz sich vorzüglich zuwendet, und bei welcher der auf dem einsam ragenden Schreckhorn thronende scheufsliche Unhold, der Schwindel, sehr wider Willen, der Liebeswerber geworden ist. — Eros nämlich hetzt den Unhold auf, Nordfrank an einer gefährlichen Stelle, über welche er schon die beiden ältern Schwestern, die sich die Augen verbunden haben, mit starkem Arm hinübergetragen hat, als er eben der jüngsten ein Gleiches thun will, zu überfallen und zu verderben; aber Nordfrank wendet sich in der höchsten Noth an den Dichter schützenden Apoll, und dieser läfst durch Helios den im Wege stehenden Felsblock lösen, der zertrümmert in den Abgrund stürzt, und der Weg ist frei. Die Schilderung dieser Scene ist übrigens vorzüglich, so wie die des Unholdes, des Schwindels. — Der Dichter hat anfänglich einen von Merkur begünstigten Nebenbuhler, einen echten Realisten, als französischen Hauptmann eingeführt, den er aber gleich wieder fallen läfst, und von einem Entkeimen, Fortschreiten und Vollenden der süfsen Leidenschaft ist kaum die Rede: sie steht gleich mit Einemmale vollendet da. Wie gesagt, die Composition ist lose und eigentlich trocken; die Ausführung dagegen — auch

auch in der Darstellung einzelner Momente, wie jenes Abenteuers mit dem Schwindel — ist nicht arm an dichterischen Schönheiten. — Als Beleg, wie der Dichter zu schildern versteht, greifen wir aus dem vierten Gesange — (es sind der Gesänge zwölf) — eine der kürzesten, die Schilderung des Staubbaches (S. 99).

Wie, wenn gelind anfächelt der West vom Gipfel des Mastbaums,
Vielgeschlängelt, im wechselnden Schwung der Wimpel herabschweift,
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Geringel
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des scherzenden Zephyrs:
Immer, wenn kaum er die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt er zurück, flammt schillernd empor, und flattert am Himmel:
Also schwebt' in der wehenden Luft der ätherische Giefsbach,
Mannigfaltig bewegt, vom Rand der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hiehin, nun dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem flutigen Schweif zu berühren.
Oben erschien er, als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk, und unten ein weifslicher Nebel.
Denn in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst sich die Woge verdünnet zu Wolk' und verdünstet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er stets, und droht, in dem Hersturz
Alles mit reissender Flut zu verschwemmen; allein es verwandelt
Sanft sich in Milde die Wuth, und er netzt, staubregnend, das Hüglein,
Dafs auch die zartesten Pflanzen des Frühlinges unter ihm aufblühn.
Auch sie blühten, vom Nebel bethaut, die rosigen Mägdlein,
Unter dem Bogen der Huld, der d'rin sich wölbete lächelnd.
u. s. w.

Der *zweite* Theil enthält *Oden* und *Elegieen*, *Lieder*, *vermischte Gedichte*, *Epigramme*, und von der *Oceania* fünf Gesänge. — In den Hymnen, von denen einige ursprünglich dänisch gedichtet wurden, wie der schon erwähnte „das Halleluja der Schöpfung" in Strophe, Gegenstrophe und Chor, ist Schwung und Harmonie. Ueberhaupt spricht sich in vielen dieser Gedichte ein frommes Gemüth aus, und einzelne, wie das Zueignungslied der Oden und Elegieen 1803 „An Teutona" (S. 121) — „An Gott" (S. 130), besonders auch „Die Mutter an den schlummernden Säugling" (S. 183), so wie die geniale Ode „An die Zerstreuung", der unser Dichter ganz besonders unterworfen war (S. 152), sind Zierden unserer Literatur. Uebrigens ist bei diesen zum Theil antikmetrischen Gedichten der Einfluss *Klopstock's*, und vorzüglich *Vofs's*, dann aber auch *Ramler's*, sehr erkennbar. Die Gegenstände dieser Oden und Elegieen sind häufig damalige Zeitumstände und Zeiterscheinungen, und es zeichnen sich darunter einige kräftige Oden aus: „An Bonaparte" auf der Spitze des grofsen Bernhard gedichtet im Mai 1798, als er in Aegypten war — der zum Retter aufgefordert wird vor dem Despotismus des Directeriums, und „An Alexander", gedichtet in Paris bei Napoleon's Kaiserkrönung 1804, in welcher nun wieder Kaiser Alexander aufgefordert wird;

— — — — —

„Auf Alexander! — O dafs nachzuhallen
Den Ruf vermöchte mein Gesang,
Den letzten Völkerruf Europa's, der in allen
Des dunkeln Westens Kerkern wiederklang!

O du, vor dem an Ostens Himmel sinket
Das letzte Graun der Barbarzeit,
Erhebe dich in deiner ganzen Kraft! es winket
Der Abend dir, und die Unsterblichkeit

Ruft dir durch mein Gebet aus allen Herzen:
Geh auf, als Sonn', in voller Pracht!
Verdunkle, lösche rings des Afterruhmes Kerzen,
Und scheuche durch den Strahlentag die Nacht —

Die Todesnacht, die bald die Erde hüllet,
Seit des betrognen Volks Despot
Mit feilen Sklaven alle Nachbarländer füllet,
Mit Sklaverei den fernsten Völkern droht —

Seit Er, der Giftwurm, den im Busen nährte
Die junge Freiheit, sorgenlos,
Das Blut ihr saugend ihre letzte Kraft verzehrte,
Und grofsgepflogen in der Blinden Schoofs,

Als Drache jetzt, mit weitgedehnten Schwingen,
Die Mörderklauen ausgestreckt,
Den Flammenrachen aufgerissen zum Verschlingen,
Mit Untergang der Erde Mächte schreckt u. s. w.

Der Dichter verräth in diesen Oden den Seherblick; sie sind aber auch charakteristisch in Hinsicht seiner politischen Tendenz, die sich gleichfalls in den Verdammungsoden „Die Revolution 1793," und „Der gestürzte Riese" an *Klopstock* 1795 (S. 41) in Bezug auf dessen bekannte Ode, „Der Fürst und sein Kebsweib," darlegt. — Einige dieser Gedichte betreffen auch Privatverhältnisse, welche dem Leser unbekannt und folglich für Geist und Gemüth leer sind, wie das „An Lilia" (1808). — Unter den Liedern sind die Scheerenschleifer-Lieder — (bekanntlich gefiel sich der Dichter in dieser Maske) — die vorzüglicheren; und Ref. erinnert sich, wie schon gesagt, mit Vergnügen, z. B. in dem wirklich genialen und auch durch die Melodie gehobenen Rundgesang, „Die gesammte Trinklehre" (S. 197) unter dem Vorgesang des Dichters *Chorus* gemacht zu haben, denn zur geselligen Erheiterung war *Baggesen* in seiner Lebendigkeit — (es war im Jahre 1809) — wenn kein anderes Interesse störend eintrat, sehr geeignet. — Die Scheerenschleifer-Epopee (S. 221), welche den Abschnitt „Vermischte Gedichte" eröffnet, ist humoristisch ergetzlich. — „Die Jahrszeiten" (S. 248), die Liebesabenteuer der Fräulein Erde mit Frühling, Sommer, Herbst und ihre endliche Verheirathung mit dem Winter, ist ein geistreiches und mit das schönste Gedicht des Dichters. — Auch unter diesen vermischten Gedichten betreffen viele Zeitzustände und literarische und politische Zeiterscheinungen. Die Parodie von *Schiller's* „Künstler" — *die Krieger* (S. 264) scheint uns verfehlt. — Unter den *Epigrammen* sind die meisten geistreich und witzig. Sarkastisch ist der Spruch

„In

„In das Stammbuch einer genialischen Dame" (S. 294):

Den nur flieht der Verstand, der selber zuerst den Verstand floh;
Und so fliehet der Witz jeden, der ängstlich ihn sucht.
Fliehe den ersten nur nicht, noch suche den anderen immer;
Freundlich geleiten dich dann beid' auf der Grazien Bahn.

Und jetzt noch an der Zeit ist (S. 306):

Schiller und Göthe.

Wer ist erhabner? Im ewigen Flug lichtvoller Gedanken
Schwebet der Schiller'sche Geist, gleich der unendlichen Zeit;
Und in unendlicher Ruh', ausströmend die Glut der Empfindung,
Dehnt sich das Göthe'sche Herz, gleichend dem ewigen Raum.

Die fünf hexametrischen Gesänge des projectirten Epos — (der Dichter legt in den diesem Theile angefügten Anmerkungen den ganzen Plan dar) — „Oceania" — bestimmt Captain *Cooks* letzte Weltumseglung zu besingen, sind voll dichterischer Schönheiten, besonders in den Schilderungen und auch in der Charakteristik, und lassen bedauern, dafs diese Dichtung, in welcher unsre Literatur wenig gelungenes aufzuweisen hat, nicht zur Ausführung gekommen ist.

Den dritten Theil füllt: „Der vollendete Faust (,) oder Romanien in Jauer. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen." Der erste Theil führt den Titel: „Die Philisterwelt, oder Romanien im Wirthshause: Komödie als Vorspiel," mit dem Motto: „Ein Kehrichtfafs und eine Rumpelkammer, — Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction, — Mit trefflichen pragmatischen Maximen" — *Faust der ältere*, zerfällt in fünf Aufzüge. Der zweite Theil: „Die romantische Welt (,) oder Romanien im Tollhause. Comi-Tragödie in sieben Aufzügen. Erste Abtheilung. (Motto) „Was ihr den Geist der Zeiten nennt, — Das ist im Grund der Herren eigner Geist, — In denen die Zeiten sich bespiegeln. „*Faust der ältere*" — Zweite Abtheilung. (Motto) „Gieb nur erst Acht, die Bestialität — Wird sich gar herrlich offenbaren." „*Alter Mephistopheles.*" — Wäre dieser Faust im Jahre 1809 erschienen, wo noch die literarischen und politischen Tendenzen, die hier in *Göthe*, *Wieland*, *Jean Paul*, *Tieck*, *Schelling*, *Schlegel*, *Gall*, *Frau v. Staël*, *Napoleon* die gröfstentheils persönlich unter andern Namen aufgeführt sind, an der Tagesordnung waren, so würde er allerdings allgemeiner verständlich gewesen seyn; jetzt wird er es Vielen nur in Einzelnheiten seyn: die literarischen und politischen Tendenzen haben sich durchaus verändert. Der Titel dürfte aber dazu verleiten, hier etwa eine Persiflage des zweiten Theils vom *Göthe*'schen Faust zu vermuthen, von dem jedoch, als diese Groteske (1804) gedichtet wurde, noch gar nicht die Rede war. — Diefs ist eine Vollendung des Faust im Tollhause zu Jauer in Romania (in welches *Baggesen*, der sich für einen erzantiken Dichter hielt, die ganze Romantik sperrt) gedichtet und von Tollen gespielt in Gegenwart jener literarischen Repräsentanten, die hier die Entwickelung ihrer Tendenzen schauen. Der Faust dieses Drama hält sich für den Sohn des ältern *Faust* und *Gretchens*, und seine Karbatsche bringt die in *Faust's* Figuren verwandelte Tollen zur Erkenntnifs ihres *Ich*. — Hier ist Wahrheit und Dichtung. — Das *Vorspiel* hat fünf Aufzüge. Der erste zeigt uns den Herzog von Romanien mit seinem Hoflager im Wirthshause zu Jauer, da das grofse Schlofs daselbst zu einem Tollhause eingerichtet ist. Die Philister, oder die Unterthanen von Romanien, sind den Vandalen entgegengezogen, welche verwüstend heranrücken. Der Herzog ist ein gutmüthiger, ziemlich unwissender beschränkter Herr, der auf seines Generalfeldmarschalls *Strafmichgott* Wort, dafs er nur die Vandalen alle heranrücken lasse, um sie alle mit Einemmale in die Pfanne zu hauen, sich verläfst und sorglos nach seiner Weise fortregiert. Die Herzogin und ihr Hofstaat sind hochästhetisch gebildet, und die Ankunft so vieler literarischer Notabilitäten: Mad. Dauphin (*Fr. v. Stael*), Opitz, Baron v. Boberfeld (*Göthe*), Hofburgrath Werder (*Wieland*), Jordan Bruno (*Fichte*), St. Preux (*Jean Paul*), Doctor Stirn (Dr. *Gall*), welche insgesammt zur Tafel geladen werden, setzt diese in das höchste Entzücken. Die Besichtigung des Tollhauses dieser Herren und die etwas langweiligen Unterhaltungen des Herzogs mit dem Toll-Inspector füllen die Acte, nebst einer Scene im Philister'schen Lager, wo Verrath gesponnen wird von einem bekannten Unbekannten in einem grauen Mantel. Dem Herzog ist von dem zum Hoftollhausinspector ernannten Aufseher des romanischen Tollhauses bekannt geworden, dafs ein Trauerspiel, von den Tollen selbst verfafst, auch von ihnen zum Erstenmale dargestellt werden soll, und das Hoflager wird ins Tollhaus versetzt und jene Notabilitäten dazu eingeladen. Das ist denn die von Hof-Conversationen und eines gescheidten Hanswurstes-Geschwätz oft unterbrochene Comi-Tragödie in sieben Aufzügen. — Dafs es darin manche ergetzliche und treffende Anspielungen giebt, läfst sich leicht denken; allein — das Ganze ist nicht eben gesalzen, und dafs der Schauplatz sichtbar nach Weimar placirt und dann ein solcher Herzog voll grober Unwissenheit und täppischer Gutmüthigkeit aufgeführt wird — (obgleich wir nicht glauben, dafs damit Herzog *Karl August* gemeint seyn solle) — gehört zu den Mifsgriffen, welche auch eine Burleske nicht entschuldigt, und auch nicht, was in der Vorrede angeführt wird, dafs der Dichter eigentlich kein Deutscher war. Er drängte sich aber doch in die Reihen der deutschen Dichter, und ist darin gastlich aufgenommen worden, obgleich seiner Eitelkeit nach vielleicht nicht genug fetirt. Die Dedication an Ihre Majestät das deutsche Publikum, welche den Schlufs macht, spricht diefs ganz deutlich aus. — Der Einfall ist allerdings pikant, vor den Repräsentanten der Tendenzen des ablaufenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts die Ausbildung der-

derselben durch das *imitatorum pecus* erscheinen zu lassen. Wenn aber *Baggesen*, der sich die Herausgabe seines Faust bei seinen Lebzeiten, nach der Angabe des Vorwortes, verbat, dabei äufserte: „Die philosophische und poetische Beziehung vom Faust wird sich von selbst verstehen, vorausgesetzt, dafs man sie nicht persönlich und prosaisch buchstäblich auffasse. Zwar zweifle ich nicht, dafs sich einige Ultraromantiker getroffen fühlen werden; allein kein Einziger wird sich mit Recht angezielt finden. Die Väter der Schule, die nicht ohne Schule waren, Männer wie *Göthe, Schelling, Schlegel* und *Tieck*, werden, so gut als *Wieland, Fichte* und *Jean Paul*, ihre Schattenseiten in diesen *Wolken* mit sokratischem Lächeln erblicken. Wenn ihr *imitatorum servum pecus* sich darin einst ganz dargestellt finden sollte, so ist es nicht meine Schuld, und kümmert mich auch nicht" — so geben wir ihm im Letztern völlig Recht und erkennen auch hierin seinen Seherblick; allein — so unschuldig war denn doch wohl das Ganze ursprünglich — (es wurde zur Zeit der *Stael*'schen Reise, also, wie in Hinsicht der *politischen* Bedeutung bemerkt wird, vor dem preufsischen Kriege von 1806, gedichtet) — nicht gemeint, und wir zweifeln an dem sokratischen Lächeln, denn die Persönlichkeit der aufgeführten Notabilitäten ist doch ziemlich stark hervorgehoben. — Eine tiefer eingehende Analyse scheint uns diefs scurril-witzige Machwerk — das, beiläufig gesagt, durch den Hinblick auf die Aristophanischen *Wolken* nicht eben gewinnt — nicht werth. Nur mufs noch erwähnt werden, dafs der Dichter sich selbst als vernünftelnden Hanswurst aufführt, der durch eine schändliche Intrigue des Generalfeldmarschalls *Strafmichgott*, dessen Neffe er ist und der sich seiner Erbschaft bemeistert hat, in das romantische Tollhaus gesperrt werden ist. Eigentlichen Kunstwerth hat das Ganze durchaus nicht.

Der vierte Theil enthält: „Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls. Ein humoristisches Epos in zwölf Büchern" und „Gedichte der zweiten Periode, Epigramme." — Die humoristische Darstellung des Sündenfalls ist voll Phantasie und — hier und da auch wohl forcirten — Witz in Anspielungen mancherlei Art — frivol möchten wir sie kaum nennen, nur zu speculativ und daher nicht für Jedermann geniefsbar, und auch wohl zu weit ausgesponnen. Dafs die Schlange als französischer Sprachmeister bei der Eva auftritt, und durch diese Sprache sie verführt, oder wenigstens der Verführung vorarbeitet, ist köstlich; allein die Idee ist doch nicht durchgeführt und es wird auch hier ein bestimmter Charakter vermifst. Einzelne Schilderungen sind sehr schön, und besonders ist der weibliche Charakter recht gut gezeichnet mit vieler Liebenswürdigkeit. Wahrhaft schön und rührend ist es, wenn (S. 214) Jehovah nach dem Genusse von dem verbotenen Baume, durch welchen zuerst die sinnlichen Triebe in dem ersten Menschenpaare sich entwickelten, zu Eva, deren Sehnsucht nach Kindern schon früher durch die Schilderung der Schlange von dem Hauswesen Jehovah's — (des Elohim, dem der Weltschöpfer die Erde übergeben hatte) — geweckt war, sagt:

„Fortan"
Sprach er, „herrsch' über Dich, o Weib, dein Mann!
Viel Leiden wirst Du dulden hier im Leben —
Doch werd' ich Dir zum Trost auch Kinder geben!
Mit Schmerzen wirst Du sie gebären zwar — —

und es dann heifst:

Sie hielt sich länger nicht, und ihrem bangen Beben
Entfuhr, bevor Sein Wort ganz ausgesprochen war:
„Ach unaussprechlich guter Gott! ist's wahr?
O komme Leid auf Leiden, Schmerz auf Schmerzen!
Dank, Gott der Güt'! — ich danke Dir von Herzen."

Die *Epigramme* sind als Gedichte der zweiten Periode bezeichnet, wir können aber nicht finden, dafs sie sich sonderlich von denen der ersten Periode unterscheiden. — Die meisten geifseln mit Witz und Bitterkeit die Franzosen und das damalige französische Wesen; unter den übrigen befindet sich auch folgendes:

Schiller und Göthe.

Die hohe Würde schloss mit stiller Kraft,
In unsrer Dichtung Abend-Morgenröthe,
Den Schwesterbund in eurer Brüderschaft.
Glanzreicher *Schiller*, und gediegner *Göthe*!
Und Welt und Nachwelt läfst unausgemacht,
Wer an Verdienst und Ruhm dem andern weiche:
So steht in Deutschlands Wäldern, gleicher Pracht,
Die hehre Buche bei der heil'gen Eiche.

Von den Stachelgedichten stehe folgendes hier:

Neueste Dichter-Handelsschifffahrt.

A.

Aesthetische Dampfböte wimmeln jetzt
Auf allen Pfützen, allen Teichen, Bächen, Flüssen
Des grofsen deutschen Dichterthumes — und zuletzt
Wird man zu Fufs darüber stolpern müssen. —
Wird diese Schifffahrt dauern?

B.

Warum nicht?

A.

Die Mittel werden sie am End' erschöpfen;
Und wenn's am nöth'gen Schifffahrtsstoff gebricht —

B.

Wie wäre möglich dies? ich bitte Sie:
Dampf haben sie vollauf in den sonst leeren Köpfen.
Und in den Herzen fehlt's auch an *Steinkohlen* nie.
Was braucht wohl mehr zum Selbst-sich-Uebersetzen
Von Platz zu Platz in den Buchhandelsplätzen
Die jetz'ge deutsche Dichter-Industrie?

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1837.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, b. Brockhaus: *Jens Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache.* Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, *Carl* und *August Baggesen* — —

(*Beschlufs von Nr. 158.*)

Der fünfte Theil enthält: „Gedichte der zweiten Periode. Lyrische Gedichte, Erzählungen, poetische Episteln." Hier findet sich viel Zartes und Melodisches und Geistreiches. Wir heben heraus: „Sängers Reisen, oder Geographie für Liebende" (S. 7) —, das Nachtigallenlied" — (die Metamorphose der Nachtigall aus einem Thautropfen, in einem Blüthenkeim, in das Veilchen, und zuletzt in die Nachtigall — in vier Romanzen — S. 14) — „Eurydice im Tartarus bei der Ankunft des Orpheus" — eine schöne lyrische Scene aus einem unvollendeten Singspiel — (S. 64) — „An eine junge deutsche Künstlerin in Paris (S. 67)." — Der Kampf (bei der Eröffnung des napoleonischen Feldzugs gegen Rufsland — 1812. S. 87)" — voll Kraft und schöner Schilderung — „Apologie an Nina" (S. 93) — „An Adelaide," Gräfin von Bombelles, geb. Brun (bei ihrer Abreise nach Dresden. Mai 1816 — S. 96) — der Hypochondrist (S. 100) — „Letzte Dichterliebe" (S. 137) in 34 Gesängen, von denen wir den kürzesten Gesang mittheilen wollen:

Sie.

Unbewufst der Freuden, die *sie* schenket,
Nie entzückt von eigner Lieblichkeit,
Nie gewahr des Geistes, den sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Sängers Ehre,
Und des eignen Ruhms Unsterblichkeit,
Dienet kalt dem Todgesetz der Schwere
Sie, der ich des Lebens Flug geweiht.

In der Anmerkung zu diesen Gesängen heifst es: „Die liebenswürdige und hochverehrte Frau, an welche sie zunächst gerichtet waren, hier näher zu bezeichnen, ist uns nicht erlaubt; auch wäre es überflüssig, da ohnehin in solcher Dichterliebe sich Dichtung und Wirklichkeit nicht von einander scheiden lassen." — Zur Charakteristik dieses geistesstarken und willenschwachen Dichters, den die deutsche Literatur gern in ihre Reihen zählt und daher den Herausgebern dieser poetischen Werke ihres Vaters zu aufrichtigem Dank verpflichtet ist, stehe hier noch:

Dichterstolz (S. 80.).

O Dichter! klage nicht, dafs um den Lorbeerkranz,
Den künftige Geschlechter ehren,
Du nicht allein des Lebens Spiel und Tanz,
Auch selbst des Lebens Brot und Wasser mufst entbehren.
Des Menschen, und sogar des Thieres Lust
Wird stets erkauft mit einigem Verlust.
Der opfert solchen Wonnen seine Jugend,
Der seine Freiheit, Mancher seine Tugend,
Für nichts wird Einer höchstens Reichsbaron;
Sonst kostet immer selbst in unsern Tagen
Was Weniges der kleinste Königsthron;
Ward auch ein solcher von Napoleon
Spottwohlfeil hin und wieder zugeschlagen.
Zahlt doch der Käufer nebenbei dafür
Zum wenigsten die Steigerungsgebür —
Zum Beispiel: Völkerrecht und was von Ehren
Ein neuer König füglich kann entbehren.
Und Dichter! deine Krone, die kein Wicht
Von keinem Thronverkäufer kann erhalten,
Schlüg' er auch in die Schanze jede Pflicht,
Um das geraubte Reich, als König nicht,
Als Kaiserknecht nur treulich zu verwalten;
Die Kroue, die nur Gott den Kindern, die er liebt,
Unmittelbar, und nicht im Zorne giebt;
Die Kron', um die der gröfste Kronenträger
Beneidete den Arouet sogar,
Der doch kein Friedrich unter Dichtern war —
Die Krone solltest du als Himmelsblumen-Pfleger
Nicht gern bezahlen mit der Erdennoth,
Und mit dem Schmausverlust, der jüdischen Verachtung,
Der Kreuzigung, der christlichen Verschmachtung,
Die dich in's Fremde treibt, wenn's dir zu Hause droht? —

DOGMENGESCHICHTE.

Leipzig: *De summis principiis theologiae Abaelardeae.* Commentatio historico-theologica — — quam publice defendit *Davides Henricus Goldhorn*, Theol. Licent., Philos. Dr. VI und 78 S. 1836. 8.

Es wird uns in dieser wohlgeschriebenen Abhandlung ein sehr erfreulicher Beitrag zur Kenntnifs mittelalterlichen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens geboten, welches in der neuern Zeit überhaupt sowohl in seinem eigenthümlichen Werthe, als auch in seinem Einflusse auf die Folgezeit genauer berücksichtigt zu werden anfängt. Abälard ist der Mittelpunkt dieser Abhandlung, wie er auch gewissermafsen der Mittelpunkt der scholastischen Theologie selbst ist. Denn es mufs anerkannt werden, dafs mit *Abälard* auch die freier sich entwickelnde Dialektik unter den Scholastikern vernichtet ward, welche, wenn sie unter günstigern Verhältnissen fortgeschritten wäre, in Kurzem eine vollkommne Umwandlung des scholastischen Formalismus

mus erwirkt haben würde, während zu letztrer, nach Unterdrückung jener, ein Abmühen mehrer Jahrhunderte erforderlich gewesen ist, sie aber freilich auch in einer ganz andern, und wohl ungleich segensvollerer Weise erfolgt ist, als diefs aller Wahrscheinlichkeit nach durch eine dialektische Reformation geschehen seyn würde. Es lohnt sich mithin der Mühe, zumal bei den verschiedenen Urtheilen die über diesen grofsen Mann gefällt worden sind, selbstständig nachzuforschen, in wie weit er wohl selbst durch Abirrung von dem wahren Wege der Dialektik und Spekulation, oder doch von gewinnender Methode zu seinem und seiner heiligen Sache Untergange beitrug und in wie weit die Zeit und seine Gegner die Verschuldung auf sich nehmen müssen. Man kann daher dieser Abhandlung, schon was ihren Gegenstand betrifft, nicht ohne Interesse folgen. Das Urtheil selbst, welches der Vf. über *Abälard* fällen zu müssen glaubt, und auf dessen Begründung die ganze Abhandlung abzweckt, findet sich S. 66 in folgende Worte zusammengedrängt: „*At vero, quum in ingeniorum censura parum respiciendum sit, num quis et quantum profuerit, si quidem aliena culpa prohibitus fuit, nihil dubitamus, quin iis adstipulemur, qui Petrum Abaelardum hominem magni ingenii, haud contemnendae eruditionis, sincerae pietatis, veri honestique amantissimum ac meliori aetate dignum profitentur, ideoque eum laudandum et nomen eius inter illos reponendum esse censeamus, qui memoriam suam posteris egregie commendaverunt*;" ein Urtheil, welches sich schon im Voraus durch seine Verständigkeit empfiehlt und eine richtige Einsicht des Vf's in die Eigenthümlichkeit und die Verdienste des *Abälard* beurkundet. Bei der Motivirung dieses Urtheils geht der Vf. zunächst *in einem vorbereitenden Theile* (S. 1—11) die vornehmsten verschiednen Ansichten durch, die in dem Verlaufe der Jahrhunderte über *Abälard* gefällt worden sind; die Einseitigkeit und Parteilichkeit der frühern leuchtet zwar von selbst ein, ist aber auch in den neuern Zeiten nicht immer vollkommen bei Seite gestellt worden. Eine geschichtlich-treue Auseinandersetzung der Hauptprincipien seiner Theologie hielt Hr. G. sehr natürlich und wahr für das vorzüglichste Mittel, jene Urtheile zu sichten und ein eigenes zu begründen, und er unternimmt dieses in 2 Abtheilungen.

In *der ersten Abtheilung* (S. 11—35) spricht er *von den materialen Principien der Abälard'schen Theologie*, oder von den Quellen, aus denen dieser einen gründlichen Unterricht über Gott und göttliche Dinge entnehmen und geben zu können geglaubt habe, und von der Art und Weise, wie er sich dieser Quellen bediente. Er entwickelt demnach, meist mit den eignen Worten *Abälard's*, das Ansehen, welches dieser der heil. Schrift und der kirchlichen Tradition beigelegt, die Interpretationsweise beider Quellen, die auch bei ihm willkürlich genug war, und das Verhältnifs, in welches *Abälard* die selbstständige vernünftige Geisteskraft des Menschen zu der Auctorität der positiven Dogmatik stellte. Diese letztere Untersuchung ist vorzüglich interessant, indem der Vf. hier auch das gibt, was er sonst oft vermissen läfst, eine Zusammenstellung der Ansichten des *Abälard* mit denen der früheren Zeit und seiner Zeitgenossen, die doch zum Verständnifs und zur Motivirung der Ansichten des *Abälard* selbst unstreitig viel beitragen und weil er hier einem sehr gewöhnlichen Irrthume glücklich entgegentritt, indem er richtig hervorhebt, wie der anscheinend schroffe Gegensatz zwischen dem Augustinianisch-Anselm'schen „*credo, ut intelligam*" und dem *Abälard*'schen '*intelligo, ut credam*" bei weitem nicht so scharf sey, als es den Anschein habe, vielmehr auch *Abälard* dem menschlichen Intellectus keineswegs allzuviel Gewicht und Auctorität beilege.

In *der zweiten Abtheilung* (S. 35—66) schliefst der Vf. an diese Untersuchung die andre: *Ueber die formalen Principien der Abälard'schen Theologie* an, oder über den Hauptzweck den er durch seine theologischen Schriften zu erreichen suchte, wobei die eng damit zusammenhangenden Fragen nach der äufseren Veranlassung zu seinen vorzüglichsten Schriften, nach den Gegnern, denen er dieselbe entgegengestellt, und nach der Methode, deren er sich hierbei bedient, zweckmäfsig einleitend vorausgeschickt sind. Die Hauptuntersuchung über den Zweck seiner theologischen Studien überhaupt schliefst mit dem von *Abälard* selbst bestimmt genug ausgesprochenem, auch sonst nicht unerkannt gebliebenem Resultate, dafs er im Gegensatze gegen die falsche Dialektik und deren Verirrungen, die Würde wahrer Philosophie habe hervorheben und deren Gleichheit mit göttlicher Offenbarung sowohl in Ursprung als Inhalt habe nachweisen wollen.

In einem Excurse (v. S. 67—78) handelt der Vf. endlich noch *de librorum, quibus theologia Abaelardea constat, numero atque aetate*. Das Interessanteste darin ist das Urtheil über die jüngst von *Rheinwald* edirte *epitome theologiae*, die angeblich von *Abälard* herrühren soll. Er verwirft sie als unecht. So sehr wir diesem Resultate beistimmen: so geschieht diefs doch zum Theil aus andern als aus den von Hn. G. vorgebrachten Gründen. Am wenigsten würden wir hierbei auf die Differenz in der Sprache geben, die dieser S. 68 Note 2. hervorhebt; denn wenn *Abälard* meist „*videlicet*" und der Vf. der Epitome meist „*scilicet*"; jener *itaque*, dieser *ergo* oder *igitur* schreibt: so mag diefs in einer auffallenden Weise wirklich statt finden (obschon auch Beispiele vom Gegentheile vorliegen, wie Hr. G. selbst einräumt), und kann doch Nichts beweisen. Denn nicht nur verschiedene Schriftsteller können sich zur Bezeichnung desselben Begriffs verschiedener Ausdrücke constant bedienen, sondern auch einer und derselbe wird leicht mit den constanten Bezeichnungen wechseln, sey es in Folge besonderer Ursachen, durch die er sich für diesen Ausdruck bes-

besser belehrt glaubt, sey es in Folge bloſser Angewohnheit. — Die Sprache des Schriftchens ist edel und lobenswerth, der Druck nicht sehr correct.

F. D.

MATHEMATHIK.

Braunschweig, b. Meyer sen.: *A. L. Cauchy's* Vorlesungen über die Differenzialrechnung, mit *Fourier's* Auflösungsmethode der bestimmten Gleichungen verbunden. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. *C. H. Schnuse.* Mit 1 Steindrucktafel. 1836. XIII u. 372 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Im Jahre 1823 gab *Cauchy* heraus: *Résumé des Leçons sur le calcul infinitésimal*, ein Werk, welches, soviel wir wissen, in Deutschland eben nicht sehr bekannt geworden ist, obwohl es in *Klügels* Wörterbuche Supplement genannt wird. Als dieses Werk vergriffen war, beschloſs Hr. *C.*, statt einer neuen Auflage desselben lieber zwei andere für sich bestehende Werke, das eine über die Differenzialrechnung, das andere über Integralrechnung herauszugeben, und entledigte sich durch vorstehende Arbeit des ersten Theiles seines Versprechens. Er beabsichtigte hauptsächlich die Strenge, welche er in seinem Lehrbuch der algebraischen Analysis gezeigt hatte, mit der aus der directen Betrachtung der unendlich kleinen Grössen entspringenden Einfachheit zu vereinigen. Er verwarf daher die Entwickelungen der Functionen in unendliche Reihen überall da, wo diese Reihen nicht convergent waren. So z. B. behauptet er, daſs die *Taylor*'sche Formel nur so lange als gültig angesehen werden könne, als sie auf eine endliche Anzahl von Gliedern reducirt und durch einen Rest ergänzt werde, daſs man dagegen durch Anwendung divergirender Reihen zu unrichtigen Resultaten geführt werden könne. Er benutzte bei seiner Arbeit die Theorie der Functionen von *Lagrange*, die Differentialrechnung von *Euler* und *Lacroix*, eine Abhandlung von *Poinsot* in der *Correspondance sur l'Ecole Polytechnique*, die Vorlesungen über die Differentialrechnung von *Ampère* und eine Abhandlung desselben über denselben Gegenstand. Der Uebersetzer glaubte, in der Ueberzeugung von dem ausgezeichneten Werth des Werkes, eine nützliche Arbeit zu unternehmen, wenn er es auf deutschen Boden verpflanzte, und wir stimmen ihm darin vollkommen bei. Mit Recht rühmt Hr. *Schn.* an diesem Buche die höchste analytische Eleganz und Strenge überhaupt, und besonders die scharfe Bestimmung und ausschlieſsliche Betrachtung stetiger Functionen, eine auf den Begriff der Grenzen gegründete, strengere Definition der unendlich kleinen Gröſsen, eine zweckmäſsige Verbindung der Theorie des unendlich Kleinen, der Grenzen und der abgeleiteten Functionen, und endlich die wichtigen Regeln über die Convergenz der Reihen. Er bemerkt sodann, daſs er in der Uebersetzung, an die Stelle einer Note von *Cauchy* über die Auflösung der Gleichungen, die *Fourier*'sche Auflösungsmethode der Gleichungen gesetzt habe, da diese den Vorzug verdiene und zum Vorhergehenden gleich gut passe. Da die Auflösung der Gleichungen ohne Zweifel als eine der wichtigsten Anwendungen der Differentialrechnung angesehn wird, so hielt es der Uebersetzer nicht für unzweckmäſsig, das Wesentliche von *Fourier's Analyse des équations* als Anhang beizufügen. Die Uebersetzung ist durchaus gelungen zu nennen, da sie treu, deutlich und flieſsend ist. Die Differentialrechnung selbst ist in 23 Vorlesungen vorgetragen. Wir geben als Probe Einiges aus der zehnten Vorlesung, wo der Vf. unter Anderem zeigt, wie die *Taylor*'sche Formel in gewissen Fällen für die Entwickelung einer Function eine convergirende Reihe zu geben scheine, obgleich die Summe der Reihe von der gegebenen Function wesentlich verschieden sey. Der Vf. beweist nämlich den Lehrsatz: „Es sey $f(x)$ eine reelle oder imaginäre Function der reellen Veränderlichen x, h eine reelle oder imaginäre Constante, und φ_n der Zahlwerth oder der Modulus des Ausdrucks:

$$\frac{1}{1.2\ldots.n} f^{(n)}(x).$$

Ferner sey Φ die Grenze, gegen welche die gröſsten Werthe von $(\varphi_n)^{\frac{1}{n}}$ convergiren, oder die einzige Grenze des Verhältnisses $\frac{\varphi_{n+1}}{\varphi_n}$, wenn diese Grenze existirt, während n unbestimmt gröſser wird; so ist die *Taylor*'sche Reihe

$$(64)\ f(x),\ \frac{h}{1} f'(x),\ \frac{h^2}{1.2} f''(x),\ \frac{h^3}{1.2.3} f'''(x), \text{ etc.}$$

jedesmal convergent, wenn der Zahlenwerth oder der Modulus von h kleiner ist, als $\frac{1}{\Phi}$, und divergent, so oft der Zahlenwerth oder der Modulus von h gröſser ist als $\frac{1}{\Phi}$. Und Lehrsatz: Wenn Alles wie im vorigen Lehrsatze bleibt, aber die Function $f(x)$ nebst der Constante h reell ist, Θ eine kleinere Zahl als 1, ψ_n den Zahlenwerth eines der Ausdrücke:

$$\frac{f^{(n)}(x+\Theta h}{1.2.3\ldots.n},\qquad \frac{(1-\Theta)^{n-1} f^{(n)} x+\Theta h}{1.2.3\ldots.(n-1)},$$

und Ψ die Grenze bezeichnet, gegen welche die gröſsten Werthe von $(\psi_n)^{\frac{1}{n}}$ convergiren, oder vielmehr die einzige Grenze des Verhältnisses $\frac{\psi_{n-1}}{\psi_n}$, wenn diese Grenze existirt, so ist die *Taylor*'sche Reihe:

$$(67)\ f(x+h) = f(x) + \frac{h}{1} f'(x) + \frac{h^2}{1.2} f''(x) + \frac{h^3}{1.2.3} f'''(x) + \text{etc.}\ldots$$

für jeden reellen Werth von h richtig, welchem ein zwischen den Grenzen -1, $+1$ liegender Werth des Productes Ψh entspricht. Zusatz. Die Formel

mel (67) findet statt für alle zwischen den Grenzen $-\frac{I}{\varpi}, +\frac{I}{\varpi}$ liegende reelle Werthe von h, wenn einer der Ausdrücke:

$$\frac{f^{(n)}(x+\Theta h)}{f^{(n)}(x)}, \quad \frac{(1-\Theta)^{n-1} f^{(n)}(x+\Theta h}{f^{(n)}(x)}$$

für jeden dieser Werthe einen endlichen Werth behält, während n unbestimmt groſs wird." Dann folgt als Anhang die *Fourier*'sche Auflösung der bestimmten Gleichungen in zwei Hauptabschnitten, wovon der erste die Methode zur Bestimmung zweier Grenzen jeder reellen Wurzel und zur Unterscheidung der imaginären Wurzeln von den reellen; der zweite aber die Methode zur Berechnung der Wurzeln enthält, deren Grenzen bekannt sind, nebst Bemerkungen über die Convergenz der Approximationen und über die Distinction der Wurzeln. Den Schluſs macht der Lehrsatz von *Sturm*, vermittelst dessen sich direct bestimmen läſst, wie viele reelle Wurzeln eine gegebene Gleichung zwischen gegebenen Grenzen habe, nebst dem Beweise desselben. Druck und Papier sind sehr gut. *M.*

Königsberg, b. Gräfe u. Unzer: *Raumlehre oder Geometrie.* Bearbeitet von *S. Selwich*, Seminarlehrer und Ordner in Angerburg. Hierzu ein Heft mit Figuren. XX u. 195 S. 1836. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf., dem es, der gar treuherzigen Vorrede nach, Ernst ist um eine zweckmäſsige Beschäftigung der Schüler in Volksschulen, will durch dieses Buch Volksschullehrer in den Stand setzen, mit Nutzen in der Geometrie zu unterrichten. Auf wissenschaftlichen Werth macht das Buch natürlich nicht Anspruch, aber seinen Zweck wird es ohne Zweifel erreichen. Der Vf. spricht im Ganzen klar und verständlich, wird jedoch, eben aus allzu groſsem Streben, recht deutlich zu werden, häufig etwas breit, mischt auch wohl Dinge ein, die so eigentlich zur Sache nicht gehören. Zunächst schrieb er für sein Seminar. Es werden nun zwar sicher die Wenigsten, die von diesem Buche Gebrauch machen können, unsere Anzeige lesen, dafür wollen wir es aber den Predigern, welche eine Schulinspection führen, zur weiteren Empfehlung an ihre Schullehrer, bestens empfohlen haben. Recht gebraucht wird es recht viel nützen. Es zerfällt in zwei Haupttheile, nämlich in geometrische Formenlehre und in eigentliche Geometrie, wozwischen diejenigen arithmetischen Lehren, die zum Verständniſs der geometrischen Sätze unentbehrlich waren, gehörigen Ortes eingeschaltet sind. Practische Anwendung der vorgetragenen Sätze blieb dem Verfasser natürlich die Hauptsache. Manche Beweise hätten wohl etwas einfacher geführt werden können, so S. 59 der Beweis für den Lehrsatz, daſs die Winkel an der Grundlinie in einem gleichschenkligen Dreiecke gleich sind. Am einfachsten wird dieser Beweis geführt, wenn man das gleichschenklige Dreieck sich umgelegt auf sich selber denkt, so daſs *ac* auf *ab*, und *a* auf *a* fällt. Dann fällt, eben nach dem Satze, welchen auch der Vf. zum Beweise benutzt, $\angle acb$ auf $\angle abc$ und $\angle abc$ auf $\angle acb$. S. 69 Anmerkung behauptet doch wohl der Vf. etwas zu viel. Nach S. 74 haben wir die Aufgabe, ein Dreieck in ein Parallelogramm unter gegebenem Winkel und gegebener Seite zu verwandeln, vergebens gesucht. Die Aufgaben S. 89 u. 90, die Entfernung eines Ortes von einem anderen, zu dem man wegen eines Stromes nicht gelangen kann; die Breite eines Stromes zu bestimmen, wenn man zum jenseitigen Ufer nicht gelangen kann; die Höhe eines Baumes zu bestimmen, ohne ihn erklettern zu dürfen u. a. sind recht gut ausgeführt. Dasselbe gilt auch von den Aufgaben S. 168 u. 169: ein Feld verjüngt auf Papier zu verzeichnen; die Entfernung des Baumes *a* von dem Hause *b* zu bestimmen, welche nicht unmittelbar gemessen werden kann; und die Höhe eines in einer Ebene stehenden Thurmes zu bestimmen, ohne ihn unmittelbar zu messen. Papier und Druck sind für ein Buch der Art gut. *M.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, in d. Herold'schen Buchhandl.: *Acht Predigten von Ewald Friedr. Hoffmann*, Kandidat des Predigtamtes. Mit einem *Vorwort* von Dr. *M. F. Schmaltz.* VIII u. 142 S. 8. (10 gGr.)

Was das Vorwort vermuthen lieſs, in welchem Hr. Dr. *S.* sich über die Veranlassung zur Herausgabe dieser Arbeiten eines Mitgliedes von seiner ehemaligen Prediger-Gesellschaft in Dresden ausspricht, daſs sie nämlich den seinigen ähneln würden, fand Rec. bei näherer Ansicht durchweg bestätigt. Hier und da blickt zwar auch die *Tzschirner*'sche Predigtweise durch. Aber im Ganzen ist die allgemeine Anlage, die Fassung des Thema, die Art zu disponiren überwiegend nach der von *Schmaltz* gebildet, und selbst die Darstellung schlieſst sich bis auf die kleineren Eigenthümlichkeiten der seinigen an. Zur Charakteristik der kleinen Sammlung kann daher diese Verweisung auf sein Vorbild vollkommen genügen. Wenn's aber immer entweder Mangel an eigener Kraft oder Scheu, sie zu gebrauchen verräth, sobald man sich auf einem so weiten und freien Gebiete wie das der evangelischen Predigt dermaſsen bindet, so möchten wir in dem erstern Falle doch dem Vf. rathen, sich die Schwingen noch etwas zu stärken, ehe er anderweit mit seinen Leistungen vor ein gröſseres Publikum tritt, in dem zweiten dagegen diese Scheue getrost abzuwerfen. Nach manchen Anzeichen in seinen Predigten kann er es, und dann wird er um vieles frischer und lebendiger reden, während er jetzt noch häufig etwas steif in den selbstgewählten Fesseln einhergeht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

SCHÖNE LITERATUR.

Zürich, b. Höhr: *Die Enkel Winkelrieds.* Epische Dichtung von *Salomon Tobler.* 1836. 369 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Nicht eben selten hört oder liest man die Aeufserung, dafs epische Dichtungen nicht den erwünschten Anklang fänden; von bleibendem Eindrucke sey überall keine Rede. Dieses beweise sattsam die nur zu bemerkbare Theilnahmlosigkeit unserer Zeitgenossen an dergleichen Dichtungen, und diese finde wiederum darin ihre Erklärung, dafs kein epischer Dichter eine Begebenheit zu wählen vermöge, die nicht durch die Ereignisse des Tages an Gröfse der Erscheinung übertroffen werde. So sprechen unsere Kunstrichter, und sie würden Recht haben, wenn man fordern dürfte, dafs der für das Epos zu wählende Gegenstand Alles an Grofsartigkeit zu überbieten habe. Aber hat nicht schon *Goethe* durch die That gezeigt, dafs der Gegenstand bei Gedichten der epischen wie dramatischen Gattung eigentlich gleichgültig sey, dafs vielmehr Alles auf die Auffassung und Behandlung desselben ankomme? freilich ist es wahr, dafs in der That fast alle uns in der neueren Zeit gegebenen Epen spurlos vorübergegangen sind; aber dennoch möchten wir nicht die Theilnahmlosigkeit unserer Zeitgenossen an epischen Dichtungen von der relativen Geringfügigkeit der Objecte derselben herleiten; sie hat vielmehr einzig und allein ihren Grund in der wenig geschickten dichterischen Behandlung dieser Objecte.

Eine andere Streitfrage ist die: ob die epischen Dichter besser thun, ihren Stoff der Gegenwart zu entnehmen oder der Vergangenheit? Diese Frage giebt um so mehr Anlafs zu dem verschiedenartigsten Hin- und Herreden, als der eine Theil der Kunstrichter die Gegenwart hoch über die Vergangenheit erhebt und in ihr allein des Epos würdige Gegenstände erblicken will, während der andere, der nicht minder gewichtige Namen — wir nennen nur *Chateaubriand* — zählt, ohne weiteres behauptet, dafs alle Individualität des jetzt lebenden Menschen in der Universalität seines Volkes oder doch seines Standes aufgehe, demnach weder Epos noch Drama mit neuzeitlichem Gegenstande denkbar sey. Hätten die ersteren unbedingt Recht, so wären die letzteren unbedingt im Unrecht, und umgekehrt; hätten aber beide Theile Recht, so wäre überhaupt weder epische noch dramatische Dichtkunst jetzt mehr möglich, und in der That behaupten auch diefs einige Kunstrichter. Aber da diese Herren sogar verschiedene Dinge behaupten, so ist es wohl anderen Menschen auch hier erlaubt, anderer Meinung zu seyn. Wenn nämlich der Satz fest steht, dafs man bei Gedichten nicht sowohl nach historischer als vielmehr nur nach ästhetischer Wahrheit zu fragen hat, und dafs die Dichter deshalb nicht nur die Erlaubnifs sondern sogar die Pflicht haben, die Charaktere und Begebenheiten zu idealisiren; so ist damit auch die Möglichkeit gegeben, ein allen Anforderungen entsprechendes, mithin ein vollkommenes Epos hervorzubringen, gleichviel ob der Dichter den Stoff der neuern oder der alten Zeit entnehme.

Diese Ansicht wird nun zur gröfsten Freude des Rec. durch das hier näher zu besprechende Gedicht vollkommen bestätigt, wie aus unserer einfachen Relation deutlich hervorgehen wird. Der Gegenstand desselben ist der im Herbstmonat 1798, wenn auch ohne den verdienten Sieg, doch mit dem gröfsten Ruhme bestandene, Kampf der Nidwaldner Landleute gegen ein französisches Heer unter Schauenburg. Rec. glaubt nun dieses denkwürdige Ereignifs, in sofern es der Geschichte angehört, als bekannt voraussetzen zu dürfen; wie dasselbe jedoch dichterisch aufgefafst und dargestellt ward, will er hier näher angeben. Vor allem ist zu erwähnen, dafs das Gedicht, strenggenommen, keinen einzelnen Mann als den zu verherrlichenden Hauptbelden aufstellt. Das Volk Nidwaldens in seiner Gesammtheit erscheint als solches, wie schon der gewählte Titel andeutet, und die erste Strophe deutlich ausspricht.

> Leiht eure Harfe mir, der Vorzeit Skalden!
> Gieb meinem Sang, o Vaterland! das Ohr.
> Er trägt das fromme Volk von Unterwalden
> Zum Sonnenglanz verdienten Ruhms empor.
> Es trat mit jener sieggewohnten Franken
> Zahllosem Heer begeistert in die Schranken;
> Es gürtete das unentweihte Schwert
> Für alte Freiheit, für Altar und Herd.

Dadurch schon unterscheidet sich dieses Gedicht von den gewöhnlichen Epen, und Rec. kann es nur billigen, dafs Hr. *T.* hierin mehr der Geschichte als der aufgestellten Theorie der epischen Dichtkunst folgte, die einen Haupthelden des Gedichtes verlangt. Es ist dieses naturgetreu; denn wenn ein freies Volk sich zum Kampfe für seine heiligsten Interessen begeistert erhebt, dann ist jeder Einzelne ein

ein Held, und keiner mag dann „die Ehre Anderer zum Kranze für sein Haupt flechten." Wir können daher das Verfahren des Dichters, wie gesagt, nur billigen, zumal da das Epos seiner Art nach hinlänglichen Raum gewährt, den Charakter des Volkes in dem seiner einzelnen Glieder hinlänglich zu entwickeln, was bei dem Drama, wo man dieses Verfahren in neuerer Zeit auch angewandt hat, da dieses durch seine Form weit beschränkter ist, getadelt werden muss.

Der erste Gesang schildert kurz aber mit gröster Lebendigkeit das Besetzen der Schweiz durch die Neufranken und ihren Einzug in Luzern, um von da aus die sich nicht fügenden Nidwaldner zu züchtigen. *Fruonz*, ein Schiffer aus Nidwalden, welcher den Einzug des Heeres sah, schildert, heimgekehrt, seinen harrenden Freunden das französische Heer. Vortrefflich benutzt der Dichter diese Gelegenheit, uns das Hirtenvolk in seiner Art und Weise während des noch ruhigen Zustandes zu schildern, und bringt es dadurch in den schönsten Gegensatz der bereits kriegerisch aufgeregten Franzosen. Rec. möchte gern die ganze herrliche Schilderung des in Luzern einziehenden französischen Heeres hier mittheilen, wenn es nur der Raum erlaubte. Aber die Beschreibung der drei Hauptführer der Neufranken kann er hierher zu setzen sich nicht enthalten, weil durch das Aeussere derselben zugleich ihr Inneres scharf gezeichnet ist.

„Sieh, Schauenburg!" umweht mich ein Geflüster,
In scheuer Furcht entblösst sich jedes Haupt.
Wie grimmig ist des Feldherrn Blick, wie düster?
So schaut der Tiger, der nach Beute schnaubt.
Den Bau der Glieder kann ich starken Eichen,
Die trotzend Sturm und Wettern stehn, vergleichen.
Auf frecher Stirne thronet Uebermuth;
Sein breites Antlitz brennt in Zornesgluth.

Auf rothem Rosse kömmt er hergeritten;
Von Gold und Silber starrt sein Prunkgewand.
Ein reicher Gürtel schlingt sich blendend mitten
Um seinen Leib, und wie am Felsenrand
Der weisse Schaum bewegter Wellen bebet,
Und wechselnd bald sich senkt und bald sich hebet;
So tanzt auf seinem Haupt in Schneeesglanz
Des weissen Federbusches üpp'ger Kranz.

Doch ob die reiche Pracht auch wohlgefalle,
Wer wagt des Feldherrn finstre Stirn zu schaun?
Sie heischt, dass Alles bebend niederfalle,
Verscheucht die Liebe, wecket banges Graun.
Die Rechte lässt des Stahles Schärfe blinken;
Mit rauhem Herrscherton, mit stolzem Winken
Lenkt er gebläht sein stumm gehorchend Heer,
Ein zorn'ger Gott im stillen Wolkenmeer.

Mainoni reitet an des Feldherrn Seite,
Er nennet sich Neapels tapfern Sohn;
Doch frühe lockt ihn Sehnsucht in die Weite,
Ein Knabe noch, folgt er den Lagern schon.
Man sieht auf schwarzem Ross den Helden prangen;
Des Mittags Sonne bräunt' ihm Haar und Wangen;
Der Augen Gluth, der Mienen Unbestand,
Die stete Rast verräth sein Heimathland.

Das heisse Blut lässt nirgends ihn verweilen,
Nie rastet seines Pferdes Sturmesflug;
Bald sieht man ihn zurück zum Nachtrab eilen,
Bald jagt er weit voraus zum Vorderzug.
Weh', wen auf Fehlern diese Blicke trafen!
Schon ist er da mit scharfem Wort zu strafen,
Dem Rüden gleich, der um die Heerde keucht,
Und bellend jedes Schaf vom Abweg scheucht.

Doch lieblich wie ein Engel anzuschauen
Ist Müller zu des Feldherrn linker Hand;
Mildleuchtend weckt sein Auge froh Vertrauen,
Der erste Blick hat jede Furcht verbannt.
Wie um den Mond der Silberwolke Flocken,
Weh'n um sein hold Gesicht die blonden Locken,
Die Miene zeugt und lauter Ruhm erzählt,
Dass er den Heldenmuth mit Huld vermählt.

Mit sanftem Händewink und milden Blicken
Erwiedert er der Menge freud'gen Gruss;
Doch scheint verhehlter Kummer ihn zu drücken,
Dass er den Fahnen Schaunburgs folgen muss.
Sein edler Sinn lässt uns das Bessre hoffen;
Er hält das Ohr gerechten Klagen offen;
Den Teutschen Stamm bewährt sein Angesicht,
Und unsre Zunge hört man, wann er spricht.

Sein weisses Ross verlangt mit Sturmesflügel
Dahin zu jagen, zürnet und beschäumt
Mit knirschendem Gebiss die goldnen Zügel,
Doch wie es stampft und wiehert und sich bäumt,
Leicht wird sein Ungestüm von ihm bezähmet,
Wie Sturm unedler Leidenschaft beschämet
Vor dem Gebote reinen Willens schweigt,
Und sich gehorchend seinem Joche beugt.

Der zweite Gesang führt uns zur versammelten Landsgemeine, wo die freien Männer die Werbung des französischen Botschafters vernehmen und das Nöthige beschliessen wollen. Des übermüthigen Gesandten Prahlerei ist unübertrefflich, ein wahres Muster; jedes Wort scheint bestimmt, ein ganzes Kriegsheer nieder zu werfen; aber die furchtlosen Landleute stehn fest, beschliessen den Krieg und *Joller* wird zum Feldhauptmann erwählt. Dieses Stück des Gedichtes ist in mehr als einer Hinsicht sehr interessant, ganz abgesehen von der vollendeten dichterischen Darstellung, welche dasselbe nicht minder als alle andre Theile des Gedichtes auszeichnet. Nur wenige Nichtschweizer haben, wenn sie auf ihren Reisen nicht der Zufall zu einer Landsgemeine führte, eine klare Vorstellung von einer solchen Versammlung. Sie ist eben so verschieden von den Bürgerversammlungen zu Athen oder Rom als von den nächtlichen Hainversammlungen der Germanen, wie *Tacitus* uns diese schildert. Die hier beschriebene Landsgemeine war aber — wir möchten sagen, um so ergreifender, als auf ihr ein so kleines Völklein (Nidwalden hat ungefähr 7000 Einwohner) den von Frankreich ihm hingeworfenen Handschuh, für sein Recht begeistert, unbedenklich aufhob und in Folge desselben einmüthig die Waffen ergriff. — Im dritten Gesange rüsten sich die Nidwaldner und besetzen den Strand des Sees wie auch die zunächst bedrohten Pässe. Der vierte, fünfte, sechste bis neunte Gesang beschreibt die verschiedenen äusserst heftigen Kämpfe auf den verschiedenen Punkten der An-

Angriffslinie, — woran auch die Frauen und Jungfrauen der Nidwaldner Antheil nehmen — erst am Seestrande und dann, als Schauenburg einen Theil seiner Heeresmacht landen konnte, in den einzelnen Thälern; ferner den Brand und die Plünderung der Franzosen und endlich ihren Einzug in Stanz. Im zehnten Gesange werden die gefallenen Franzosen theils in zwei Häusern verbrannt, theils in den See versenkt, *damit Niemand die Anzahl der Erschlagenen zu bestimmen vermöge*, worauf alsdann Schauenburg abzieht. Der Dichter schliesst mit der prophetischen Hinweisung auf die Vergeltung, die die Franzosen in Rufsland ereilte und von da bis Paris begleitete; ein Gedanke der um so mehr ein glücklicher genannt werden mufs, weil durch denselben das Gedicht auf das Schönste abgerundet wird. Ja, dieser Schlufs erscheint, ästhetisch betrachtet, als nothwendig, als der einzig schickliche, da jedes verletzte Recht gesühnt werden mufs, auch früher oder später wirklich gesühnt wird. Hieraus wird einleuchten, wie trefflich der von der Geschichte dargebotene Stoff von dem Dichter benutzt wird.

Ueber die im Gedichte aufgestellten Charaktere kann Rec. gleichfalls nur Rühmliches erwähnen. Die ausgeführteren *Fruonz*, *Joller*, *Turer*, *Immlin* u. s. w. sind überall psychologisch entwickelt und naturgetreu. Der schlichte Landmann erscheint stets und überall als solcher und ist nicht zum deklamirenden Helden hinaufgekünstelt. Mit richtigem Gefühl hat Hr. *Töbler* seinen Landleuten nur so viel Heldenartiges beigemischt, als ihnen die gehobene Stimmung und die Lage der Dinge nothwendig geben mufste; denn auch der gemeine Mann wird bei ungemeinen Ereignissen ungemein und höher befähigt sich zeigen, als man ihn sonst zu kennen gewohnt ist. Nur ein Charakter erscheint uns in dieser Hinsicht nicht völlig naturgetreu. *Klara*, ein einfaches Landmädchen, redet den feindlichen Führer, ihn um Schutz für das Dorf flehend, also an:

O, wer du seyst, — du scheinst zum Haupt erkohren,
An Waffenschmuck vorstrahlend und Gestalt —
Hat dich ein fühlend Weib mit Schmerz geboren,
Und fühlst auch du der Menschlichkeit Gewalt —
Es scheint dein Geist versenkt in ernstes Denken —
O lafs mein Wort zu schöner That dich lenken,
Täuscht dieses Antlitz nicht — erhöre mich!
Erbarm', erbarme meiner Heimath dich!

Hängst liebend du am fernen Vaterlande,
Das dich gebahr, und freundlich grofs genährt,
So wehre, Herr, dem jammervollen Brande
Der Unterwaldens schönstes Dorf verzehrt.
Ist denn des Jammers nicht genug? o schaue
Des Krieges Schreckenspur auf jeder Aue!
Sieh wie Gebirg und Thal im Feuer strahlt
Und hoch am Himmel unsre Noth sich malt!

Wo soll des Volkes armer Rest sich bergen,
Versinkt in Staub das letzte Hüttendach?
O wohl euch, Todte, in den stillen Särgen!
Erschlagne Brüder, folgten wir euch nach!
Was haben wir gefehlt? sag an, verkünde
Die Frevel mir, das Uebermafs der Sünde!
Auch ich, o wär ich Mann! ich wollte kühn,
Unmenschen, wider euch zum Kampfe ziehn.

O reichte mir der Himmel seine Blitze,
O liehe mir der Hölle Schlund die Gluth,
Wie donnert' ich euch weg vom heimschen Sitze!
Wie schlürft' ich Rache für's vergofsne Blut
Der Brüder, die im heil'gen Kampf vollendet,
Der frommen Unschuld, die ihr frech geschändet!
Liegt nicht der Priester blutend am Altar
Erwürgt am Herd der Kinder holde Schaar?

So wallt und steigt zum Himmel auf, ihr Flammen!
Schrei, hingeopfert Blut, vom Staub' empor!
Stürzt, Dörfer, hin, Gebirge, kracht zusammen,
Und donnert mahnend in des Rächers Ohr!
Euch treffen — Gott vergeb' es! ach, es sprechen
Die Lippen Fluch — der Heilige wird rächen.
O fürcht' ihn, Herr! er duldet keinen Spott,
Den du verehrst, der ist auch unser Gott.

Was hoff' ich noch! der Herr hat uns verlassen;
In finstre Nacht verhüllt sein Angesicht;
Wie sollte Menschenhand uns rettend fassen!
Verschlingt uns, Gräber! stirb, verhafstes Licht!
Und dennoch — ja ich seh die Thränen zittern
Im milden Blick; Gefühl und Schmerz erschüttern —
Mir glänzt der Hoffnung Strahl — dein menschlich Herz.
Vernimm durch mich von Tausenden den Schmerz!

Zu deinem Volk enteil' auf Sturmesflügeln
Verkünde laut der Menschlichkeit Gebot.
Du wirst den Wahnsinn der Barbaren zügeln;
Die Sklaven fliehn, von deinem Blick bedroht.
Lafs', edler Held, den Waffen nicht bezwingen,
Der Jungfrau Zähren diesen Sieg gelingen!
Erbarm' dich unser, die verwais't, verarmt
Um Gnade flehn, dafs Gott sich dein erbarmt!

Diese Rede scheint uns, so vortrefflich sie auch an sich ist, doch in einzelnen Theilen zu hoch gehalten; aber wir bekennen gern, dafs wir die Schwierigkeit, weder zu viel noch zu wenig zu sagen, hier recht wohl begreifen.

Ueber Sprache und Ausdruck weitläuftig zu handeln, dürfte nach den angeführten Stellen mit Recht als überflüssig erscheinen. — Hr. *Tobler* ist ein wahrer Dichter, im strengsten Sinne des Wortes. Ueberall ist sein Ausdruck die naturgemäfse Hülle seines Gedankens, und beide treten bei ihm gleichzeitig ans Licht, gleich wie Minerva in völliger Rüstung aus Jupiters Haupte hervorsprang. Jede Zeile beweist es, dafs Hr. *Tobler* sich nicht etwa nur durch mühsames Studium einige Geschicklichkeit in dem Formellen der Dichtkunst erworben habe. Wie echt dichterisch ist seine Darstellung anscheinend gar keiner dichterischen Behandlung fähiger Gegenstände, wie z. B. das neuere Kriegswesen. Rec. enthält sich jedoch hier davon Beispiele zu geben, da ein ausführliches Schlachtgemälde — der vierte Gesang — bereits 1835 im Morgenblatte als Probe mitgetheilt worden ist.

Rec. könnte hiermit seine Anzeige schliefsen, wenn er nicht glaubte, den Dichter noch auf eine besondere Eigenthümlichkeit mehrerer seiner Gleichnisse aufmerksam machen zu müssen. Ziemlich oft nämlich findet Rec. nicht zwei Gegenstände oder deren Wirkungen mit einander verglichen, sondern den einen Gegenstand seiner Wesenheit nach mit der Wir-

Wirkung eines andern, welche Vergleichungsart, obwohl sie zuweilen von der schönsten Wirkung ist, doch nicht regelrecht genannt werden kann, z. B. Ges. VI, Str. 81.

Wie Schiffenden, die froh das Meer durchflogen,
Hinschwebend mit des Windes günst'gem Hauch,
Sich oft die kühne Hoffnung schnell entzogen,
Denn krachend stöfst des Schiffes tiefer Bauch
Urplötzlich auf verborgne Felsenklippen,
Und unbeweglich hängts mit wunden Rippen:
So hemmt Nidwaldens Volk, von Schrecken frei,
Den stolzen Sturmesflug der Reiterei.

oder Gesang VII, Str. 35.

Wie zu des Pflanzers bitterm Herzeleide
Sich zeiget der Verwüstung grause Spur,
Wenn sich das plumpe Flufspferd durchs Getreide
Den Weg gewühlt —
So reifst des stürzenden Gebälkes Lauf
Im Heer der Franken weite Lücken auf.

und so noch öfters. Aber das sind Kleinigkeiten, die bei einem so durch und durch herrlichen Gedichte gar nicht in Betrachtung kommen dürfen. Möge Hr. *Tobler* seinen wohlverdienten Lorbeerkranz bald mit einem neuen Zweige bereichern, denn, wenn irgendwer, so vermag er es, der Schweiz wahrhaft nationale Heldengedichte zu geben, uns aber sey es erlaubt ihm die schönen Worte *Sallusts* „*Pulchrum est bene facere rei publicae*; *etiam bene dicere haud absurdum est*; *vel pace vel bello clarum fieri licet*; *et qui fecere*, *et qui facta aliorum scripsere*, *multi laudantur*" als Ermunterung auf der rühmlichen Bahn fortzuschreiten, zuzurufen. — Papier und Druck sind des schönen Gedichtes würdig.

Ludw. Ettmüller.

PREDIGTLITERATUR.

Heidelberg, b. Groos: *Homiletisches Magazin über die sämmtlichen für die evangelisch protestantische Kirche des Grofsherzogthums Baden neu bestimmten evangelischen und epistolischen Perikopen, so wie über die Passionstexte.* Bearbeitet von *C. F. W. Paniel*, ev. protest. Pfarrer und Kamerar zu Ziegelhausen bei Heidelberg. *Erster* Th. XVIII u. 372 S. *Zweiter* Th. 446 S. 1836. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Wie viele Mühe sich auch der Vf. in der Vorrede giebt, um dem selbstständigeren, geisteskräftigeren Prediger die Nothwendigkeit jener vielfach angefochtenen Hülfsmittel aufzureden, deren schon so grofse Zahl er durch sein bogenreiches Werk vermehren zu müssen glaubt — es wird ihm schwerlich gelingen. Unwillkürlich sträubt sich gegen diese Art fabrikmäfsiger Dispositionen schon ein gesundes Gefühl und zu unhaltbar sind ja solche Behauptungen, wie wir z. B. S. XIII der Vorrede lesen, „dafs ein blos angedeuteter fremder Ideengang sich bei der Predigt leicht zu eigenem Gebrauche *nutzen* lasse, ohne die eigenthümliche Denkweise *im Mindesten* zu beeinträchtigen; denn eine einfach hingestellte Gedankenreihe habe noch Nichts von dem an sich, was einem Kunstwerke, wie die Predigt, erst seinen Hauptwerth gebe, nämlich die Schönheit der Form und die specielle Anwendung allgemeiner religiöser Wahrheiten auf Herz und Leben." Als ob nicht gerade auf die ganze Anlage der Predigt, auf die Gliederung ihrer Theile und auf ihr Verhältnifs zum Hauptgedanken, so wie auf dieser selbst wenigstens eben so Viel ankäme, wie auf die Ausführung!

Dabei tritt der Vf. nicht ohne Anmafsung denen gegenüber, welche ihm etwa nachweisen wollten, seine Entwürfe seyen, wie das freilich bei dergleichen Hülfsmitteln nur zu oft der Fall ist, aus der Perikope nur gezwungen herzuleiten. Er sey vielmehr nicht im Mindesten in Verlegenheit, der Gemeinde zu beweisen, dafs die aufgestellten Hauptsätze *sämmtlich* ohne Zwang aus dem Texte zu entnehmen seyen (S. XVI). Allein wie in aller Welt stimmt es nun dazu, wenn der Vf. gleich nachher fortfährt: „Es passen von den neuen Perikopen Einige nur gezwungen oder nur theilweise auf die Festtage, für welche sie bestimmt sind." Damit widerlegt er doch offenbar sich selbst und erweckt für seine Arbeit kein gutes Vorurtheil.

Eine genauere Prüfung rechtfertigt die Vermuthung, dafs sich bei einer Anzahl von mehr als 1500 Entwürfen viel Spreu und unbedachtes Gerede finden werde. So begründet Hr. *P.* S. 126. Th. I. den Hauptsatz: „Wie selig ist der gläubige Christ!" unter Anderm auch dadurch, dafs der letztere „*sehr häufig* des Beistandes Gottes" geniefse. Aber hoffentlich entzieht Gott dem Gläubigen seinen Beistand nie. S. 128 desgl. XI fallen 2 — 4 handgreiflich in einander. — Wenn S. 162 die Frage: „Wen Christus einlade?" beantwortet *a*) die Sterblichen Alle; *b*) die Zweifler und Unschlüssigen; *c*) die Mühseligen und Beladenen, so gehören doch die beiden letzten Klassen wohl zu den Sterblichen. Wie dabei aber der Text Matth. 11, 25 — 30 in V. 28 — 30 aus einander gezerrt wird, leuchtet ein. Unmittelbar nachher wird die Beunruhigung des Gewissens als besondere Folge der Sünde aufgestellt und ihr doch auch die Verbitterung des Freudengenusses und dafs durch sie die Sterbestunde erschwert werde, jenem Gedanken coordinirt. Solche Verstöfse könnten wir zu Dutzenden anführen. Und auf welche Art der Vf. bisweilen seine Themata fafst, beweist S. 189 „die bestraft werdende Verachtung des dargebotenen göttlichen Heils."

Hr. *P.* hätte also, wollte er einmal ein neues Magazin aufbauen, strenger seyn und fein sichten sollen. Nur zum Vortheile des Werkes wäre dasselbe dann vielleicht auf die Hälfte reducirt worden; das Gute, welches wir, trotz jener Ausstellungen, vorzüglich in dem Bestreben, die Texte zu umfassen, finden, wäre mehr hervorgetreten und auch der Verleger würde sich, da dergleichen Bücher doch nun einmal abzugehen scheinen, bei einem mäfsigeren Preise besser stehn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Die Festprogrammen
der
Hallischen Universität seit 1834.

Bis zum Ende des Jahres 1833 waren die von den Mitgliedern der theol. Facultät abwechselnd zu verfassenden 3 jährlichen Festprogramme mehrere Jahre lang nach dem Wunsche des am 1. Aug. 1833 verstorbenen Dr. *Michaël Weber* von diesem allein verfafst worden, und hatten zuletzt *Eclogas criticas in N. T.* in mehreren Fortsetzungen zum Gegenstande gehabt. Auch das Weihnachtsprogramm 1833 war von demselben fertig hinterlassen, und ist nach des Verstorbenen Handschrift gedruckt worden. Seit dem Anfange des Jahres 1834 sind darauf folgende Programmen erschienen:

1) Zu Ostern 1834: *Christ. Frid. Fritzschii Narratio de Michaele Webero, primo nuper Halensi Theologo. Halae, formis Gebaueriis.* 23 S. gr. 4. Ein Auszug daraus ist in dem Nekrolog des verewigten Weber, A. L. Z. 1834. Int.-Bl. Nr. 27 enthalten.

2) Zu Pfingsten 1834: *Guil. Gesenii de Bar Alio et Bar Bahlulo, Lexicographis Syro-Arabicis ineditis, Commentatio litteraria philologica. Lipsiae apud Fr. Chr. Guil. Vogelium.* 32 S. gr. 4. Der Vf. hatte schon bei seinem frühern Aufenthalte in England für seine lexicalischen Untersuchungen unter andern auch die Oxforder Handschriften der wichtigsten syrisch-arabischen Lexicographen untersucht, um aus denselben die so häufig falschen Angaben des *Castellus*, die aus einer zu oberflächlichen und flüchtigen Benutzung dieser Originale hervorgegangen, zu berichtigen (s. dessen Hebr. deutsches Handwörterb. Ausg. 4. S. XVII — XX). Viele Excerpte daraus sind seitdem in des Vfs. *Thes. ling. hebr.* und Comment. zum Jesaia mitgetheilt worden: um aber die Angaben dieser Lexicographen oder vielmehr Glossographen vollkommen richtig würdigen zu können, war es nöthig, dieselben nach ihrem innern Gehalt und ihrer Entstehung kennen zu lernen, und dabei auf die Entstehung der syrischen Lexicographie bei den Arabern zurückzugehen. Hier ergiebt sich nun Folgendes. Das erste Bedürfnifs solcher Glossarien entstand im 9ten Jahrhundert zu Bagdad am Hofe der Abbasiden, wo sich die Nestorianischen Aerzte (besonders *Johannes Mesve*, *Honain ben Isaac* u. a.) von den Herrschern dazu aufgemuntert und besoldet mit Uebersetzung der griechischen Schriftsteller, insbesondere der Philosophen, Mathematiker, Aerzte aus dem Syrischen (seltener dem griechischen Original oder aus dem Persischen) ins Arabische beschäftigten: während zu gleicher Zeit auch die kirchliche Uebersetzung der heil. Schrift (*Peschito*) einer Erklärung dunkler Ausdrücke bedurfte. Für das Bedürfnifs jener Uebersetzer und hinwiederum aus ihren Uebersetzungen, desgleichen aus den Glossen zur Peschito, entstanden die ersten (verlorenen) Glossarien des *Hnain ben Isaac*, *Gabriel bar Bochtischua*, *Jesus Marvazita*, *Ananjesus bar Saruschwai*, aus welchen *Jesus bar Ali* (عيسى بن علي) ums Jahr 885, und *Josua bar Bahlûl* ums Jahr 963 ihre noch handschriftlich vorhandenen Wörterbücher verfafsten. Das verbreitetste unter denselben ist das kürzere des *Bar Ali*, von welchem der Vf. 4 Oxforder und einen Pariser *Codex* genauer untersucht hat. *) Die auffallende Erscheinung, die schon Mehrere über das Alter des *Bar Ali* stutzig gemacht hat, dafs nämlich in diesen Handschriften viel spätere Schriftsteller, z. B. *Barhebraeus*, citirt werden, erhält hier ihren Aufschlufs durch einen Zusatz, welchen die Vorrede des *Bar Ali* in dreien jener *Codd.* hat. In diesem erklärt ein gewisser *Abraham Diaconus*, dafs er der Aufforderung des ursprünglichen Vfs. zufolge das Werk nach Kräften durch Nachträge erweitert habe. Nun giebt es auch wirklich *Codd.* mit dem reinen Texte des *Bar Ali*, und solche mit den Nachträgen des *Abraham Diaconus*. Dieses *Lexicon* ist ein echtes Glossar, worin die schwierigen syrischen Wörter durch leichtere syrische und dann durch arabische erklärt sind, seltener aber mehrere Meinungen angegeben werden. *Bar Bahlûl* dagegen scheint sich gerade die letztere Aufgabe gestellt zu haben. Ohne eigenes Urtheil trägt er die Meinungen mehrerer Interpreten und Glossatoren, zum Theil auch augenfällig falsche, zusammen, und liefert einen sehr reichen Schatz von Notizen zur Erklärung, der aber mit Um-

*) Von geringem Werth ist die aus einer Scaliger'schen Abschrift geflossene Göttingische Handschrift. Dagegen findet sich ein sehr guter *Codex* des *Bar Ali*, aus welchem sich namentlich die im Progr. S. 13 ff. mitgetheilte und genauer bearbeitete Vorrede noch mehrfach verbessern läfst, zu Gotha, und soll bei der Fortsetzung der Arbeit benutzt werden

Umsicht gebraucht seyn will. Bei *Castellus* sind nun noch viele falsche Lesungen und Misverständnisse seines Textes hinzugekommen, namentlich auch in Ansehung der von ihm citirten Auctoren (S. 28. 29), durch welches Alles eine genauere Benutzung der Urschrift, von welcher 2 *Codd.* in Oxford, ein anderer in Cambridge befindlich ist, nothwendig wird. Den gröfsten Theil der Oxforder Handschrift des letzteren Lexicographen hat Hr. Prof. *Bernstein* in Breslau voriges Jahr unter seiner Aufsicht abschreiben lassen. Dem angezeigten Programm wird noch ein zweites mit Excerpten aus *Bar Ali* und *Bar Bahlul* folgen.

3) Zum Geburtstage Sr. Maj. des Königs den 3. Aug. 1834 (welche Programmen der Reihe nach von den 4 Facultäten, und zwar den jedesmaligen Decanen derselben geschrieben werden): *Chr. Frid. Fritzschii Commentatio, qua illustretur locus de Jesu ianua ovium eodemque pastore Joh. X*, 1 sq. *Halae, ap. Gebauerum.* 44 S. gr. 4. Zuvörderst wird der (von mehrern Auslegern geleugnete) Zusammenhang der Rede Jesu Joh. 10, 1—18 mit dem, was Cap. 9 erzählt wird, nachgewiesen und gezeigt, der Erlöser weise hier die ihm gemachte Beschuldigung, er sey ein Betrüger (Cap. 9, 24) zurück und lege sich die Würde des Messias bei, gebe dann aber die ihm von den Pharisäern gemachte Beschuldigung diesen zurück. Beides beabsichtige die treffliche Parömie vs. 1 — 5, wie die beigefügte Erklärung derselben vs. 7 bis 18 beweise. Das Hirtenamt könne unmöglich (wie man oft im Widerspruche mit dem constantesten Sprachgebrauche des Alten u. Neuen Testam. behauptet hat) das *Lehramt* Jesu bezeichnen, vielmehr gehe aus allen Prädicaten, die J. sich hier *als Hirte* beilegt, hervor, dafs er damit sein Erlösungs- (Messianisches) Werk meine. Die zum Theil wunderlichen und völlig sprachwidrigen (wenn gleich für tief ausgegebenen) Erklärungen einzelner Stellen, die von *Olshausen* u. A. aufgestellt worden sind, werden geprüft und unter andern ausführlich über vs. 8 gesprochen, dessen Sinn so angegeben wird: *omnes, quotquot ante me e coetu vestro venerunt* (*in publicum prodierunt*), *homines avari sunt et nocentes.* Auch werden die (von den neuesten Interpreten allzukurz abgefertigten) verschiedenen Lesarten, die sich in mehrern hier behandelten Stellen finden, in Sprache genommen und kritisch gewürdigt.

4) Weihnachten 1834: *Eusebii Alexandrini oratio περὶ ἀστρονόμων, quam praemissa de magis et stella quaestione e cod. Reg. Paris. primum edidit et annotationibus illustravit Jo. Car. Thilo. Halae, typis Orphanotrophei.* 34 S. gr. 4. Der Vf. hatte schon 1832 in seiner Schrift: Ueber die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emisa (s. A. L. Z. 1834. Bd. III. S. 185) die Existenz eines von den Neuern ganz vergessenen Schriftstellers, *Eusebius von Alexandrien*, nachgewiesen, dem in den Parallelen des Johannes Damascenus 24 namentlich angegebene Reden zugeschrieben werden, und unter dessen Namen noch 16 in Bibliotheken ungedruckt vorhandene nachgewiesen werden konnten, welche man zum Theil fälschlich dem Eusebius von Emisa zugeschrieben hatte. Nach wahrscheinlicher Vermuthung hält er denselben identisch mit einem Eusebius, welcher zur Zeit des Justinian ein einflufsreicher und vielgeltender Geistlicher war, und macht für ein so spätes Zeitalter namentlich die mythische, d. h. mit vielen neuen Mythen ausgeschmückte Behandlung der evangelischen Geschichte geltend. *Vier* jener Reden hatte er dort schon mitgetheilt; das gegenwärtige Programm enthält eine *fünfte*, welche gegen den astrologischen Aberglauben der Zeit gerichtet ist, und einem theologischen Bedenken fast ähnlicher sieht, als einer kirchlichen Rede. Der Text füllt nur $3\frac{1}{2}$ Seiten (S. 18 — 20): voran geht eine gelehrte Einleitung, welche die patristischen Ansichten und Mythen über die Magier und den Stern mit grofser Vollständigkeit zusammenstellt (S. 1 — 17); den Beschlufs (S. 20 — 34) *bilden* Erläuterungen zu der Rede und den darin behandelten Gegenständen.

5) Ostern 1835: *Aug. Tholuckii Commentatio de vi quam graeca philosophia in Theologiam tum Muhammedanorum tum Judaeorum exercuerit. Particula* 1. *Hamburgi, ap. Frid. Perthes.* 23 S. gr. 4. Diese erste Abtheilung (die zweite s. Nr. 12) handelt von dem Einflufs der griechischen Philosophie auf die Philosophie und Theologie der Muhammedaner. Bekanntlich spielte Aristoteles und dessen Philosophie eine sehr grofse Rolle bei den Arabern, die ihn zuerst unter den Abbasiden durch Uebersetzungen aus dem Griechischen und Syrischen (s. oben zu Nr. 2) kennen lernten, welche dann zu einer bedeutenden Literatur anwuchsen. Bald darauf entstand die auf Aristotelischem Boden entsprossene علم الكلام oder scholastische (eig. dialectische) Theologie der Araber, die Secte der Mutaseliten, desgleichen manche Streitigkeiten unter den orthodoxen Muhammedanern (um die Zweige, nicht die Wurzeln), die durch jene Philosophie angeregt wurden. Auch *Plato* kennen die Muhammedaner, und belegen ihn mit den Beinamen des göttlichen Philosophen, ja die Sunna nennt ihn einen Propheten. Doch kennen sie seine Lehre nur unvollkommen, nicht aus den Platonischen Schriften selbst, sondern aus den spätern Commentatoren des Aristoteles, wie die arabischen Platoniker *Sohrawerdi, Tufail Gasali* zeigen. Aus letzterem und einem aristotelischen Theologen, *Asoddin Ameli*, sind einige Stellen nach Berliner Handschriften mitgetheilt, und an mehrern Beispielen der im Ganzen nachtheilige Einflufs gezeigt, den diese Philosophie (nämlich durch Misbrauch und verkehrten Gebrauch) auf die moslemische Glaubenslehre ausgeübt habe.

6) Pfingsten 1835: *Chr. Frid. Fritzschii de ἀναμαρτησίᾳ Jesu Christi Commentatio prior. Halae, formis Gebaueriis.* 23 S. gr. 4. womit wir sogleich verbinden das Osterprogramm 1836: *de ἀναμαρτησίᾳ*

J.

J. Chr. Comment. posterior. 19 S. und das Weihnachtsprogramm desselben Jahres, *Comment. posterioris P. II.* 23 S. gr. 4. Diese 3 Programme (zu denen noch ein *viertes* und letztes kommen wird) erörtern die Fragen, in welchem Sinne das N. T. dem Erlöser Unsündlichkeit beilege, wie diese zu erweisen sey, ob Christus sie sich selbst beilege (was verneint wird) und unter welchen Voraussetzungen sie auf das Zeugniſs der Apostel angenommen werden könne? Auf die bekannte Schrift von Dr. *Ullmann* über die Sündlosigkeit Jesu, 3te Aufl. Hamb. 1836 wird durchgängige Rücksicht genommen, und die von diesem Gelehrten versuchte Beweisführung der Sache, so wie die von demselben aufgestellte Erklärung mehrerer dahin gehörenden oder bezogenen Stellen theils mit philosophischen theils exegetischen Gründen bestritten. Auch die frühern Behandlungen dieser Materie von *Baumgarten* und *Weber* (*Opuscc. acadd.* S. 177 ff.) sind berücksichtigt worden.

7) Weihnachten 1835: *Car. Ullmanni de Beryllo Bostreno eiusque doctrina commentatio. Hamburgi, ap. Frid. Perthes.* 30 S. gr. 4. Schon *Schleiermacher* hatte den Wunsch ausgesprochen, daſs sich theils genauere Geschichtsforschung theils eine schärfere dogmatische Dialektik den Doctrinen der Unitarier in der ältesten Kirche zuwenden möge, und der Vf. wählt zum Gegenstande einer solchen Monographie den Beryllus, bei welchem die Untersuchung noch durch Mangel bestimmter Nachrichten erschwert wird. Die Abhandlung behandelt in 4 Kapiteln: 1) die frühern Nachrichten über den Zustand des Christenthums in Arabien und Bostra insbesondere; 2) die Nachrichten der Alten über *Beryllus*, nämlich die Stellen des Eusebius (Kap. 6, 33), Socrates, Hieronymus, Gennadius; 3) die Meinungen der Neuern (*Mosheim, Schleiermacher, Neander, L. Lange, Baumgarten-Crusius*) über *B.*; 4) des Vfs. eigene Auffassung und Erläuterung jener Doctrin nach den oben angegebenen, freilich sehr kurzen Nachrichten. — In dem ersten Kapitel stimmen wir dem Vf. ganz bei, wenn er die Anwesenheit des Apostels Paulus in Arabien auf Bostra bezieht, dessen Umgegend vorzugsweise *Arabia* genannt wurde. Dagegen glaubt Ref., daſs alles das südliche Arabien Betreffende z. B. die Reise des Pantaenus nach „India" dieser Exposition fremd sey, daſs aber zur Beurtheilung der in jener Gegend herrschenden Richtung des Christenthums die judaisirende Richtung der Gemeinden in Pella, Caucaba u. a. Städten von Peräa hätte berücksichtigt werden sollen. Ueber das Geographische von *Bostra* handelt der Vf. in einer längern Note S. 4, hätte aber hier doch auf die beiden verschiedenen Meinungen über diese Stadt eingehen und dieselben unterscheiden sollen. Die eine (von *Reland*), daſs unser *Bostra* in *Trachonitis* (arab. بُصْرَى بُصْرَة), בְּעֶשְׁתְּרָה Jos. 21, 17 sey, hat der Vf. im Texte ausgedrückt: *Bostra, quae Hebraeis Beth Astaroth*, und sie ist neulich von Raumer in Berghaus Annalen I, 564 ff. vertheidigt: die andere, daſs *Bostra* in *Trachonitis* das biblische בָּצְרָה Jes. 34, 6. 63, 1 (einst die Hauptstadt Edoms) sey, ist von *Gesenius* (zu Jes. 34. u. Thes. p. 231) und *Hoffmann* (Encyclop. XII [nicht XI] S. 184) aufgestellt worden, und wird in der vom Vf. S. 11. Not. 2 aus den Acten über die *Synodus Bostrena* mitgetheilten Stelle vorausgesetzt, worin gesagt wird, daſs *Βόστρα τῆς Ἀραβίας* schon bei Jesaias vorkomme. Ueber den gegenwärtigen Zustand hätte nicht *Niebuhr* (der nichts darüber enthält und diese Gegenden nicht sahe), sondern *Burkhardt* S. 364—88 und bes. *v. Richter* S. 181, der die Ruinen sehr schön abbildet, angeführt werden sollen.

8) Ostern 1836, s. oben Nr. 6.

9) Pfingsten 1836: *Guil. Gesenii disputatio de inscriptione Punica Libyca. Lipsiae, Fr. Chr. Guil. Vogelium.* 18 S. 4. mit 2 lithographirten Tafeln. Von der Stelle über die Sprachengabe am Pfingstfeste und den eine eigene Sprache redenden Libyern Apostelgesch. 2, 10 ausgehend, weiset der Vf. mehrere Spuren der von der Karthagischen verschiedenen Libyschen oder Libyphönizischen Sprache in Africa nach, theils in Glossen bei alten Schriftstellern, theils in zwei zusammenhängenden Sprachdocumenten, das eine mit lateinischer Schrift beim Plautus *Poen. V*, 1, wo schon *Bochart* V. 11—16 für Liby-Phönizisch erklärte (s. des Vfs. *Monum. Phoen.* S. 373): das andere mit einer bisher unbekannten (ohne Zweifel der Libyphönizischen) Schrift auf einer *inscriptio bilinguis*, die sich auf dem berühmten Grabmonumente zu *Dugga* (*Tucca, Thugga* der Alten), 2 Tagereisen von Tunis, im alt-Numidischen Gebiete findet und in mehrern Abschriften von *Borgia* und *Temple* vorlag, welche hier mitgetheilt werden. Nach Erklärung der links stehenden Punischen Hälfte, deren 4 erste Zeilen gröſstentheils aus Eigennamen bestehen, ist der Vf. zur Entzifferung der gegenüber stehenden Libyschen Hälfte übergegangen, die der Punischen wörtlich, in den Eigennamen buchstäblich entspricht, und es ist ihm gelungen von den 22 Buchstaben des Libyschen Alphabetes 16 zu bestimmen, und somit dem Gange der Inschrift zu folgen. Das Resultat für die Schrift ist, daſs dieselbe mit den altitalischen Schriftarten verwandt sey; für die Sprache, daſs dieselbe eine Mischung des Phönizischen oder Punischen und Libyschen sey, bei welcher Libysches Sprachmaterial mit Punischer (Semitischer) Flexion und Punischen Partikeln verbunden sey, ungefähr wie im Judendeutschen das Hebräische eine deutsche Flexion hat. Zu der hier gegebenen Erklärung hat der Vf. später, nachdem er die weit genauere Abschrift des Consul *Reade* aus Tunis erhalten hatte, noch *curas secundas* geliefert in seinen *Monum. Phoen.* S. 456, wo sich auch der Inhalt dieses Programms findet S. 183 ff.

10) Weihnachten 1836, s. Nr. 6.

11)

11) Ostern 1836 ist kein Programm erschienen, wird aber von Hn. *C. R. Thilo* nachgeliefert werden.

12) Pfingsten 1836: *Aug. Tholuckii Comment. de vi quam graeca philosophia in theologiam tum Muhammedanorum tum Judaeorum exercuerit. Part. II. de ortu Cabbalae. Hamburgi, ap. Frid. Perthes.* 32 S. gr. 4. Dafs die kabbalistische Philosophie der Juden durch eine Amalgamation der jüdischen Theologie mit orientalischen und griechischen, namentlich neuplatonischen Philosophemen entstanden sey, ist eine bekannte Sache, aber die Entstehungszeit derselben und das Alter der noch vorhandenen kabbalistischen Bücher und ihrer Quellen gehört zu den dunkelsten Partieen der Literärgeschichte, so wichtig diese Bestimmung auch namentlich für die Exegese des N. T. wäre, bei welcher man die kabbalistischen Schriften, namentlich die Bücher *Sohar*, *Jezira*, so häufig als Parallelen anzieht und anziehen mufs. Aber freilich ist diese Untersuchung höchst schwierig, und möchten nur wenige Gelehrte einer selbständigen kritischen Forschung gewachsen seyn. Die Belesenheit eines *Jo. Morinus*, *Buxtorf*, *J. Chr. Wolf* in diesem Fache ist nicht Vielen gegeben und ohne dieselbe ist hier so wenig auszukommen, als mit derselben ohne Kritik, wie z. B. *Molitor's* Arbeiten zeigen. Die gegenwärtige Abhandlung zerfällt in 4 Kapitel. Kap. 1 referirt über die *verschiedenen Ansichten* über den Ursprung der Kabbala, als die jüdisch-superstitiöse von *Reuchlin* (dann *Kleuker*, *Molitor*) und seinen Zeitgenossen, dafs sie aus geheimer Tradition von den Patriarchen herrühre; von *Basnage*, der sie aus ägyptischer, von *Rich. Simon*, der sie aus chaldäischer Weisheit ableitete: mit der richtigen Bemerkung, dafs Meinungen ohne vorgängige genauere Untersuchung keinen weitern Werth haben. Kap. 2 betrachtet insbesondere die aus dem Buch Sohar entlehnte Ansicht von *Brucker* (und Gfrörer), nach welcher die Kabbala von R. Simon Schetachides etwa 100 Jahr vor Christo aus Aegypten nach Palästina gekommen seyn soll, welche ebenfalls als unerwiesen dargestellt wird, worauf Kap. 3 zu der Behauptung übergegangen wird, dafs diese Philosophie erst im Mittelalter, wo die Juden den Neuplatonismus durch das *Medium* der Araber kennen lernten, entstanden sey. Mit Recht wird dabei von dem Alter der wichtigsten kabbalistischen Schriften, *Bahir*, *Jezira*, *Sohar* ausgegangen und der Vf. hält sich hier vorzugsweise an die Untersuchung von *Jo. Morinus* in dessen *exercitatt. eccles.* (1669), welche bekanntlich diesen Büchern ein sehr spätes Zeitalter anweiset. Die Argumentation des letztern über das Buch *Sohar* wird S. 16 — 23 mit dessen eigenen Worten vollständig mitgetheilt, wornach das Buch (S. 25) in das 13te Jahrhundert gesetzt wird. Einer ähnlichen Bestimmung über das Buch *Jezira* steht aber die Erwähnung desselben in der *Gemara* entgegen, und es hat wenig Wahrscheinlichkeit, dafs dieses ein anderes Buch gewesen sey. Jedenfalls ist aber der Ursprung der Kabbala selbst von dem Alter jener Schriften zu unterscheiden, und in eine frühere Zeit (nicht mit *Zunz* erst ins 13te Jahrhundert) zu setzen, wie der Vf. auch zugiebt und in einem folgenden Programm weiter zeigen wird. In den S. 10 geäufserten Wunsch, dafs ein dem Gegenstande gewachsener Mann (dergleichen wir an *Rapoport*, *Geiger*, *Zunz* u. A. haben,) eine jüdische Literaturgeschichte des Mittelalters verfassen, und dabei vorzüglich auf diejenige Literatur, welche zur historisch-dogmatischen Erklärung des N. T. (warum nicht auch für philologische Erklärung des A. T.?) von Nutzen ist, Rücksicht nehmen möge, stimmt Ref. sehr lebhaft ein. *G.*

JURISPRUDENZ.

Güstrow, b. Frege: *C. H. C. Trotsche*, *das Verpfändungsrecht des Pfandgläubigers.* Ein Beitrag zur Lehre vom Pfandrechte, insbesondere zur Lehre von der Verpfändung der *nominum*. — *Zweite* Ausgabe. 1837. 162 S. 8. (21 gGr.)

Diese sogenannte *zweite* Ausgabe erscheint unter einer anderen Firma, wie die erste (Güstr. 1834 bei Opitz); wir dürfen also — (wenn die frühere Verlagshandlung überhaupt noch andere Verlagsartikel hatte, und diese der jetzige Inhaber derselben übernommen hat, welches beides dem Rec. unbekannt ist) — vielleicht noch mehreren neuen Ausgaben aus dieser Quelle entgegensehen. An der gegenwärtigen ist nichts neu als das Titelblatt, — eine Täuschung des Publicums, welche um so tadelnswürdiger erscheint, da die Trotschesche Abhandlung gegen Lehrmeinungen gerichtet ist, welche später (und sogar unter Berücksichtigung jener Abhandlung) zum Theil ausführlich vertheidigt, zum Theil aber aufgegeben sind (z. B. in der dritten Aufl. von *Mühlenbruch* Cession der Forderungsrechte. Vgl. auch die pfandrechtlichen Schriften von Sintenis, worin sich ebenfalls eine Würdigung der Ansichten des Hn. *Tr.* findet). Wir mögen nicht glauben, dafs der Vf. seine Zustimmung zu einem Verfahren gegeben hat, das seinem literarischen Rufe wahrlich keine Ehre bringen kann. *R.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: Dr. *Daniel Georg Conrad von Cölln's*, weil. Consistorialraths und Professors der Theologie in Breslau, *biblische Theologie*, mit einer Nachricht über des Verfassers Leben und Wirken herausgeg. von Dr. *David Schulz*. *Erster Band*. Die biblische Theologie des *alten* Testaments. 1836. XXXII und 511 S. gr. 8. *Zweiter Band*. Die biblische Theologie des *neuen* Testaments. 1836. X u. 399 S. gr. 8. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Dieses *opus posthumum* des trefflichen *von Cölln* ist zwar nicht von dem Verstorbenen selbst zum Drucke vorbereitet worden; aber es gehörte zu den Lieblings-Werken seines Lebens, und in wiederholten Vorlesungen hat er ihm den mühsamsten, sorgfältigsten Fleifs gewidmet. Vielen Dank verdienen daher die Männer, welche sich zur Herausgabe desselben vereinigt haben, Herr Cand. *Löschke*, welcher aus den Papieren des Verewigten und aus guten Collegienheften die erste Reinschrift besorgte, Herr Prof. *Knobel*, welcher die erste, und Herr Consist. Rath Dr. *Schulz*, welcher die zweite Revision übernahm.

Es ist nicht gerade die Neuheit der gefundenen Resultate, welche dem Werke seinen Werth verleiht, wohl aber die überall durchblickende Gründlichkeit der Forschung, die vollständige, und doch mit Einsicht begrenzte Darlegung des Stoffes, endlich die ernste Besonnenheit des Urtheils, geleitet von hoher Achtung gegen die Schrift, so wie von einer edlen Festigkeit der Gesinnung — eine Besonnenheit, welche der allzu hypothesenreichen Kritik von *Vatke* gegenüber doppelt hoch zu schätzen ist. Wir zweifeln also nicht, dafs selbst die Andersdenkenden, namentlich auch die Gegner einer freien Untersuchung des biblischen Lehrbegriffs, die genannten Eigenschaften anerkennen und das Buch auch für sich in hohem Grade lehrreich finden werden. Jedenfalls wird dasselbe der bedenklichen Subjectivität der neueren Dogmatik heilsam entgegen wirken. Uebrigens hat der *erste* Band den Vorzug gröfserer Vollendung, und besonders die Schilderung der nachexilischen Religionslehre ist in vielen Partieen musterhaft zu nennen: die neutestamentliche Theologie im *zweiten* Bande erscheint weniger durchgearbeitet; daher auch der Herausgeber, Hr. Dr. *Schulz*, sich veranlafst gesehen hat, hier hin und wieder berichtigende Anmerkungen hinzuzufügen. Die Darstellungsweise ist nur selten rednerisch lebendig; aber durchaus klar und edel.

Wenn es uns nun obliegt, die Stellung dieses Werkes zu dem jetzigen Stande der Wissenschaft näher zu bezeichnen, so wollen wir zuerst seine Anlage und Construction überhaupt ins Auge fassen, und dann den Vf. bei seinen einzelnen Untersuchungen begleiten, hervorhebend, was uns mehr oder minder gelungen scheint.

Vorauf gehen einleitende Betrachtungen über biblische Theologie. Hierauf wird die Theologie des Alten Test. im ersten Bande (nach *de Wette*) zerlegt in die Lehre des Hebraismus und Judaismus, und eben so die Theologie des Neuen Test. im zweiten Bande in die Lehre Jesu und der Apostel. Jedem dieser vier Abschnitte geht wieder eine Einleitung voran, welche von den Quellen, der äufseren Geschichte, und von dem Grundcharakter der einzelnen Lehrbegriffe handelt. Im Hebraismus und Judaismus werden sodann unterschieden: 1) Allgemeine Religionsbegriffe, oder religiöser Universalismus; *a*) vom göttlichen Wesen, *b*) von den vernünftigen Geschöpfen. 2) Theokratische Religionsbegriffe, oder religiöser Particularismus, wobei hauptsächlich die theokratische Auffassung der Religionslehren, und die theokratischen Hoffnungen zur Sprache kommen. Dieser Partition analog, wird in der Theologie des Neuen Test. 1) die unsymbolische Religionslehre (vom göttlichen Wesen und von den vernünftigen Geschöpfen), 2) die symbolische Lehre vom Reiche Christi behandelt.

Stehn wir nun hier einen Augenblick still, so scheint sich die gewählte Anordnung durch ihre einfache Gliederung sehr zu empfehlen. Allein näher besehn, erheben sich manche Bedenklichkeiten dagegen. Denn lassen sich wohl Universalismus und Particularismus, unsymbolische und symbolische Lehre so einander entgegensetzen? Sind nicht beide in und mit einander innigst verbunden, wie Stoff und Einkleidung? Es ist wahr, was der Vf. S. 94 bemerkt, dafs in einigen Büchern, z. B. Hiob (und Jona), der Universalismus mehr hervortritt; aber wie wenig dieser Umstand zu einem Eintheilungs-Princip geeignet sey, sieht man sehr deutlich z. B. Ps. 19, in dessen beiden Theilen sich Universalismus und Particularismus zusammen finden. Hätte der Vf. das Verhältnifs dieser beiden Religionsformen zu einander genauer erforscht, so würde er sich unfehlbar von ihrer Untrennbarkeit überzeugt haben: am einleuchtendsten ist dieses in der Lehre von den göttlichen Ei-

Eigenschaften und von den zukünftigen Dingen. Sobald man Gott nicht als ein abstractes Gedanken-Wesen, sondern in seinem Verhältnisse zur Welt nimmt, sobald man ihn nicht blos mit dem Verstande denkt, sondern auch mit dem Herzen empfindet, entstehn in der Religion Anthropomorphismen und Symbole; sobald die Religion sich volksmäſsig gestaltet, wird sie particularistisch: sobald endlich die Religion auch das bürgerliche Leben beherrscht, wird sie Theokratie. Da nun das hebräische Volk zu einer Zeit, wo der Monotheismus als Atheismus galt, den ersteren zu erhalten von der Vorsehung bestimmt war, so war hiezu die Theokratie nicht nur ein unschuldiges, sondern auch das weiseste Mittel. Denn fehlerhaft ist sie nur, wenn sie als todte Form sich der Herrschaft des religiösen Denkens (des Universalismus) entzieht. Wir fürchten also, daſs der Vf. sich durch jene Scheidung den freien Blick sowohl auf die Theokratie, als auf das, was er Universalismus nennt, getrübt habe. Weniger bedeutend ist der Fehler, daſs der Lehre von Gott die Lehre von den vernünftigen Geschöpfen zur Seite steht, wohin nämlich auſser den Menschen die Engel und Dämonen gerechnet werden. Die letzteren beziehn sich lediglich auf das göttliche Wirken in der Welt, und hätten wohl in der Lehre von der Vorsehung ihren Platz finden sollen. Wir glauben daher, daſs es besser gewesen wäre, der Religionslehre die einfache alte Eintheilung in Theologie und Anthropologie zu geben. Aber am wenigsten können wir uns mit der Haupt-Disposition des Werkes nach Hebraismus und Judaismus, Lehre Jesu und der Apostel, befreunden. Denn erstens: die Lehre Jesu und der Apostel stehn ja doch keineswegs in dem Verhältnisse zu einander, wie Hebraismus und Judaismus. Was aber noch wichtiger ist: kann die Theologie nach der Volksgeschichte, die Entwickelung einer Idee nach äuſserlichen Verhältnissen abgetheilt werden? Eine Folge hievon ist, daſs der Vf. bei jeder späteren Periode zeigen muſs, wie hier dieselben Lehren gelten, wie in der früheren, und nur gewisse Punkte neu hinzukommen. Durch diese Wiederholungen aber ist doch die Uebersicht erschwert. Denn die wichtigsten Lehren, z. B. von der Offenbarung, von den göttlichen Eigenschaften, von der Versöhnung und von der Unsterblichkeit erscheinen nun so zerrissen, daſs man gar nicht klar übersehn kann, welche Vorstellungen hierüber die ursprünglichen waren, wie sie im Judaismus entstellt, und durch die Lehre Jesu vervollkommnet wurden. Der Vf. sagt selbst S. 3. daſs bei aller Verschiedenheit gewisse Grundideen sich durch die Bibel hindurchziehen. Unseres Bedünkens hätte er also Theologie und Anthropologie zu den Haupt-Kapiteln machen, und nun zeigen sollen, wie diese in gewissen Punkten sich fortwährend gleich bleiben, in anderen aber verändert und weiter entwickelt werden. Auf diesem Wege würde namentlich der Dogmatik ein groſser Dienst geleistet werden, indem sich deutlich herausstellte, worin die Vollendung des Früheren durch Jesum sich zeige. Doch vielleicht sagt man: auf die Disposition komme am Ende wenig an; da jede Art derselben ihre eigenthümlichen Vortheile und Nachtheile habe; und wir wollen dieses auch nicht geradehin leugnen. Folgen wir daher jetzt dem Vf. in das Einzelne seiner Untersuchungen, um hier zu prüfen, ob die von uns vorgeschlagene Eintheilung die bessere gewesen seyn würde.

In der *Einleitung* zu Band 1. wird mit Recht der Name biblische Dogmatik verworfen, weil die Bibel Dogmen im eigentlichen und strengen Sinne nicht kenne. Die *biblische Theologie* wird S. 5. erklärt als die geschichtliche Darstellung der biblischen Religionsbegriffe. Da in der Bibel das Begriffsmäſsige weniger vorherrscht, so möchten wir lieber sagen: des biblischen Religionsglaubens. Sehr gut wird S. 20 ff. die Geschichte der biblischen Theologie, und ihr Verhältniſs zu der sonst üblichen Erklärung der *dicta probantia* dargestellt. — S. 11 ff. verbreitet sich über die symbolische Darstellung überhaupt, oder die bildliche Bezeichnung der religiösen Begriffe, wohin auch der Mythus und der Anthropomorphismus gerechnet wird. Der Vf. bleibt aber hier zu sehr beim Aeuſsern stehn: wir vermissen die tiefere psychologische Begründung. Im Anthropomorphismus, sagt er, werden einzelne Züge aus der allegorischen Auffassung des Menschen, als eines Bildes des göttlichen Wesens, hervorgehoben. Es war zu bemerken, daſs wir nur in der Betrachtung unserer selbst und der Welt uns Gottes fruchtbar bewuſst werden und daſs hieraus unwillkürlich eine sinnlich anschauliche Vorstellung von Gott hervorgehe. Hierin liegt die Nothwendigkeit der symbolischen Darstellung Gottes, welche sich schon bei der Lehre von den göttlichen Eigenschaften so deutlich ergiebt. Denn selbst von einem *Willen* Gottes kann nur symbolisch die Rede seyn; da Wille eine auf die Zukunft gerichtete Thätigkeit ist, in Gott selbst aber keine Zukunft gedacht werden kann. Alle Symbole werden nur dadurch fehlerhaft, wenn man sich ihrer Subjectivität nicht bewuſst bleibt. Der Vf. sucht daher die Kennzeichen der bewuſsten Symbolik anzugeben, weil nur bei dieser der Geschichtschreiber angeben könne, was unter dem Bilde gemeint sey. Solche Kennzeichen sollen seyn: die planmäſsige Durchführung der Bilder, der freie Wechsel mit denselben, und die gegebene Erklärung. Allein wie wenig zuverlässig diese Kennzeichen seyen, springt in die Augen; daher auch der Vf. selbst die Theokratie S. 14 für ein unbewuſstes, hingegen S. 247 für ein bewuſstes Symbol erklärt. Ist die Symbolik etwas Subjectives, so ist auch die Frage, wann sie bewuſst sey oder unbewuſst, für jeden Dritten unbeantwortlich; und es bleibt uns nur übrig, sie an der reinen Lehre (welche im A. Test. nicht fehlt) zu erkennen und zu richten. Was *Cölln* über den *Mythus* sagt, ist ebenfalls nicht ganz genügend. Er hätte davon ausgehen sollen, daſs die hebräische Geschichtserzählung keine reine ist, sondern eine erbauliche, auf Nachweisung des göttlichen Waltens ge-

richtete. Darum zieht sie schon die Weltschöpfung (ein übersinnliches Factum) in ihren Kreis, und läfst das göttliche Walten um so stärker hervortreten, je weiter sie in die Vergangenheit zurückgeht. Dies Mythen zu nennen, ist aber in sofern unpassend, als dabei trotz aller Verwahrungen der Begriff der heidnischen Mythen sich so leicht einmischt.

Wir übergehen, was der Vf. über das *Alter der hebr. Geschichtsquellen* sagt, zwar vorsichtig und besonnen, aber doch mehr oder minder hypothetisch. Dem Monotheismus des Abraham (S. 57) und Mose (62) wird zwar Ursprünglichkeit nicht abgesprochen, aber doch bemerkt, dafs sie problematisch sey, in sofern Jener aus Chaldäa kam, wo sich seit uralten Zeiten Spuren einer bildlosen Verehrung der Gottheit fanden, und dieser von den Aegyptischen Priestern und ihrer Geheimlehre lernen konnte. Dieser Gegenstand hätte wohl tiefer erforscht werden mögen; denn jene Nachrichten von einer reineren Gottesverehrung der Chaldäer und Aegypter sind sehr unsicher, weil erst aus späteren Klassikern geschöpft. Trefflich wird S. 64 der Zweck der *Mosaischen Theokratie* geschildert, nämlich, den Monotheismus rein zu erhalten, und zugleich den eben befreiten Israeliten eine zweckmäfsige Verfassung zu geben. Man mufs aber den merkwürdigen Umstand hinzunehmen, dafs der Monotheismus, gegenüber dem herrschenden Polytheismus, als Atheismus galt, und dafs Mose's Verfassung eigentlich eine republikanische (die einzige der Art in Asien) seyn sollte. Eben so wird S. 72 die Bestimmung der Propheten gut entwickelt; und wir möchten nur hinzusetzen: dafs sie das grofse Instrument der *Fortbildung* des Mosaismus, mithin des Monotheismus, seyn sollten. Im Exil kehrte sich der Blick des Volks nach innen, und äufserer Einheit beraubt, sammelte es sich mit desto gröfserem Eifer um das Heiligthum seiner Thorah (S. 83 ff.).

Den *Grundcharakter des Hebraismus* will der Vf. (S. 89 ff.) im Gegensatz sowohl zum Heidenthum, als zum Judaismus und Christianismus bestimmen und findet ihn richtig in dem sittlichen Monotheismus und in der äufseren Theokratie, mit der aus ihm fliefsenden Legalität. Zugleich aber war hervorzuheben seine ideale Richtung auf künftige Vollendung (Jes. 2, 1—4), vermöge deren er der Schatten war, der in Christo erst zur Wirklichkeit geworden (Hebr. 10, 1).

Sehr lehrreich verbreitet sich S. 97 ff. über die hebr. *Gottesnamen*. Dem Tetragrammaton wird die Samaritanische Aussprache Jahve als die ursprüngliche vindicirt. Mit Recht bezweifelt aber *C.* dafs der Name von den Aegyptern entlehnt sey (was davon bei späteren Klassikern vorkommt, scheint sich vielmehr auf den hebräischen Namen zu beziehen), aber defshalb halten wir es auch nicht für glaublich, dafs schon Mose das Aussprechen desselben verboten habe (S. 99); denn selbst bei den Aegyptern gehören solche ἄῤῥητα in die spätere Zeit, und schwerlich käme der Name in den vorexilischen Büchern so häufig vor, wenn man ihn schon damals für mysteriös gehalten hätte. Dafs in Stellen wie 1 Mos. 1, 26 (der Mensch ist geworden *wie unser Einer*) Spuren eines Polytheismus liegen, können wir nicht zugeben: es kann dies ein blos bildlicher, anthropomorphischer Ausdruck seyn: sehr gut aber wird S. 109 bewiesen, dafs Jehova nicht blos als Schutzgott neben anderen Göttern galt: den letzteren schrieben die Hebräer blos eine Schein-Existenz zu. Auf die unermefslichen Folgen der Lehre des rein sittlichen Monotheismus hätte an dieser Stelle wohl hingewiesen werden müssen.

Wenn der Gottheit *menschliche Glieder* und deren Verrichtungen beigelegt werden, so findet der Vf. (S. 116) hierin einen gröberen Anthropomorphismus. Zu bemerken ist dabei nur, dafs gerade der grobe A. sich am leichtesten als einen solchen und als blofses Bild kund giebt, und sodann, dafs Mose, während er eine körperliche Nachbildung Jehova's streng untersagte, die Nachbildung in der Phantasie völlig frei gab. — Fein sind die Bemerkungen über Gottes Persönlichkeit (S. 120), so wie über den merkwürdigen Umstand, dafs im A. Test. Gott nicht ein Geist *genannt*, sondern ihm ein Geist *beigelegt* wird, und dafs in den vorexilischen Schriften die Allgegenwart Gottes weniger scharf hervortritt: alle diese Punkte aber, wohin auch die scheinbaren Beschränkungen des göttlichen Wissens in der Genesis gehören (S. 135), würden wir nicht sowohl aus Kinderbegriffen erklären, als aus der Unmittelbarkeit des Glaubens, aus dem lebhaften Gefühl der nahen Verbindung mit Gott, welche das Wesen der patriarchalischen Religion ausmacht. — קדוש sagt *C.* (S. 148) ist nicht *heilig* in unserm Sinne, sondern *hehr*; allein dies ist wieder zu unbestimmt gefafst. Es hat zuerst den Begriff des Geweihtseyn's, woraus sich der der Reinheit (im physischen und moralischen Sinne) entwickelt. Dafs 3 Mos. 19, 2 der Begriff wirklich moralisch gefafst werde, hat der Vf. richtig angeführt. Die scheinbaren Widersprüche gegen die Reinheit Gottes, dafs er nämlich seine Beschlüsse umändert, und Böses befiehlt und bewirkt, ist der Vf. geneigt (S. 152) aus den unvollkommenen sittlichen Begriffen der Hebräer abzuleiten; vergifst aber auch nicht zu bemerken (S. 184), es liege dies zum Theil nur an unvollkommener, unbestimmter Ausdrucksweise. Allein schon Abrahams Wort 1 Mos. 18, 25: „der du aller Welt Richter bist, du wirst so nicht richten;" zeigt deutlich, wie streng alle Ungerechtigkeit von Gott fern gehalten wurde. Wenn man also Gott seine Beschlüsse ändern liefs, so wollte man nur sagen, dafs der Mensch nicht unter einem blinden Fatum stehe, sondern jedesmal nach seinem sittlichen Verhalten (gerecht) behandelt werde; und wenn man Böses von Gott ableitete, so lag dabei die Idee einer *voluntas Dei occulta* zum Grunde, der auch das Böse dienen mufs, welches er nach seiner *voluntas revelata* verboten hat. — Wie wenig sich die Theokratie von dem Religionsglauben der Hebräer ablösen lasse, sieht man besonders an dem

dem Begriffe der Gerechtigkeit, welcher, wie S. 160 richtig bemerkt wird, sich fast immer auf das Mosaische Gesetz bezieht. Aber nicht blos Hiob 34, 11. 12, sondern noch stärker 36, 8 ff. wird eine universelle Gerechtigkeit geschildert: zudem konnte das Gesetz, obgleich positiv, mit Recht auch als allgemein gültig angesehn werden, in sofern es auf die Vergeltungslehre basirt ist.

Gewundert hat es uns, dafs *C.* in der elohistischen *Schöpfungsgeschichte* 1 Mos. 1 nur eine Umbildung aus einem Chaos, nicht eine eigentliche Schöpfung findet. Dagegen spricht deutlich das *und* in den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde *und* die (so geschaffene) Erde war wüste und leer." Der Erzähler will also sagen: erst schuf Gott die Masse des Ganzen, und darauf bildete er dessen Theile. Auch findet der Vf. selbst in dem Worte בְּרִיאָה S. 263 den Begriff einer *unmittelbaren* Schöpferkraft. Ueber das Siebentage-Werk nimmt er mit Recht *Buttmann*'s Meinung an, dafs demselben ein einfacher Parallelismus zum Grunde liege; womit sich übrigens *Herder*'s Ansicht von einer Gruppirung nach den Scenen des Morgens (vgl. Ps. 104, 23) wohl vereinigen läfst. Eine reelle Differenz der Erzählung des Jehovisten (1 Mos. 2) hätte der Vf. wohl nicht statuirt, wenn er erwogen hätte, dafs hier Eine Idee nur aus zwei verschiedenen Standpunkten geschildert werde. Die Vergleichung der Mythen des Sanchuniathon weiset er mit Recht zurück; und selbst die so ähnlich klingenden Lehren des *Zendavesta* hält er für jünger als diese Mosaischen. Wenn er die indische Weisheit gar nicht erwähnt, so geschah es wohl, weil unser Wissen von derselben noch zu unsicher ist. Die Dichtervorstellung der Sterne als belebter Wesen (S. 188) darf man wohl nicht den Hebräern als wirklichen Glauben zuschreiben. Erschöpfend wird S. 187 f. von den *Engeln* gehandelt. Bei den Cherub's hätte wohl bemerkt werden mögen, dafs Ezech. 10, 14 כְּרוּב steht, wo sonst unter den vier Thieren *der Stier* genannt wird; dafs man also nicht zweifeln darf, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes sey Stier. Die *Seraphim* werden durch feurige Engel erklärt, der *Asasel* für einen bösen Dämon. Der Beweis, dafs das A. Test. keine *Präexistenz* der menschlichen Seelen kenne (*S.* 203), könnte nach gerade wohl aus der biblischen Theologie wegfallen, da diese Behauptung gar zu wenig Grund hat. Desto gewisser kommt die Lehre im Buche der Weisheit und bei Philo vor (S. 426). Warum Mose die *Unsterblichkeitslehre*, wenn er sie auch kannte, seinem Volke nicht mittheilen durfte, wird S. 205 treffend gezeigt. Gerade dieser Punkt beweist aber die Entwickelungskraft des Mosaismus: denn aus dem reinen Monotheismus mufste sich unfehlbar, bei gesteigerter Bildung, der Unsterblichkeitsglaube hervorbilden. Von dem Worte *Scheol* führt der Vf. mancherlei Etymologieen an: jetzt ist die Sache aber erledigt durch die einleuchtende Bemerkung von *Gesenius*, dafs שְׁאוֹל sey = שְׁעוֹל (wie *Hölle* = *Höhle*). Im Hiob 19, 25 erkennt der Vf. keine Spur der Unsterblichkeit an; dagegen hat er die in den Psalmen vorkommende Vorstellung von einer unzertrennlichen Verbindung der Frommen mit Gott richtig gewürdigt. — Der Sinn der Erzählung vom *Sündenfall* wird (S. 229) vortrefflich entwickelt, und ihre Ursprünglichkeit behauptet; indem wahrscheinlich der *Zendavesta* erst aus der Genesis seine Hamartigenie geschöpft habe. Der Vf. macht S. 236 auf den wichtigen Punkt aufmerksam, dafs in den ältesten Urkunden der Genesis allerdings eine Verderbtheit der ganzen Menschheit, jedoch nicht von Adam hergeleitet, gelehrt werde, dafs diese Lehre dann aber zurücktrete, und erst nach dem Exil wieder häufig vorkomme. Der Grund liegt wohl darin, dafs eben in den ersten Kapp. der Genesis und nach dem Exil eine mehr speculative Betrachtung herrscht, während in der Zwischenzeit die empirische Erkenntnifs der Fähigkeiten des Einzelnen mehr hervortritt.

Der Grundsatz der *Theokratie* wird S. 251 sehr klar entwickelt, und nicht unbemerkt gelassen, dafs er ein universales Fundament habe: Gott, der Herr über alle Völker, hat sich ein einzelnes ausgewählt, zur Erhaltung des Monotheismus. Aber wie lösen wir den Widerspruch, wenn der Vf. sagt: die Theokratie führte zur blofsen Legalität, und dann wieder: sie forderte reine Sittlichkeit? Hier war hervorzuheben, dafs die Theokratie nicht blos Lehre war, sondern auch Symbol der *äufseren Staatsverfassung* (als eines Bundes). In ersterer Beziehung forderte sie Moralität, in letzterer blofse Legalität; und sobald nun das Symbol für die Sache selbst gehalten wurde, wie namentlich nach dem Exil, konnte äufsere Gesetzlichkeit nicht ausbleiben. (Vergl. S. 287). Mit Recht wird S. 270 behauptet, dafs die *Opfer* nicht blos als Symbole der Aufhebung der Strafe angesehn wurden, sondern als wirkliche Uebertragung der Strafe: gerade daraus erklärt sich das so oft durchblickende Gefühl von der Unzulänglichkeit der Opfer. Was S. 277 ff. von Priestern, Festtagen und Reinigkeitsgesetzen gesagt wird, gehörte in dieser Ausführlichkeit wohl nicht hieher: nur die leitenden Principien wären zu entwickeln. — Die Fehler der hebr. Theodicee findet *C.* (S. 292) theils in dem Mangel des Unsterblichkeitsglaubens, theils in der Theokratie. Er hätte sagen sollen: in der einseitigen Auffassung der Theokratie. Denn eben weil man sie blos äufserlich nahm, konnte man sich nicht zur reinen Geistigkeit Gottes und seiner Güte gegen alle Menschen, so wie zur Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit erheben. Hier wird der Plan des Buches Hiob vortrefflich nachgewiesen; aber leugnen müssen wir, dafs im Kohelet eine skeptisch-epikureische Lehre herrsche.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: Dr. *Daniel Georg Conrad von Cölln's*, weil. Consistorialraths und Professors der Theologie in Breslau, *biblische Theologie*, mit einer Nachricht über des Vfs. Leben und Wirken herausgeg. von Dr. *David Schulz* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 162.)

Die Quelle der *Messianischen Hoffnungen* findet der Vf. S. 300 in der Davidischen Regierung: wir möchten aber weiter zurückgehen auf die Verheissungen an Abraham, und besonders auf den ganzen Geist des Hebraismus, der ein Sehnen nach künftiger Vollendung war (s. oben). Dafs der Immanuel Jes. 7 Symbol des Messias sey, leugnet *C.* (S. 315), weil Jes. 8, 8 Judäa nur das *Vaterland* des Immanuel heifse: wir bemerken blofs, dafs von dieser Stelle allerdings das Verständnifs des Ganzen abhängt. Treffend wird gezeigt, dafs bei Jeremia die religiöse Seite des Messiasideals mehr hervortrete, und dafs seine 70 Jahre des Exils mit den 70 Jahren über Tyrus Jes. 23, 15 zu vergleichen seyen. Ganz einverstanden sind wir mit dem Vf. über den Knecht Jehovas im späteren Jesaia: derselbe bezeichne das Volk Israël, bald im weiteren Sinne, bald eine Auswahl desselben, besonders die Propheten (oder vielmehr das Volk in seiner prophetischen Dignität).

Die nun folgende Schilderung des *Judaismus* ist ohne Zweifel der werthvolleste Theil des ganzen Buches, und giebt bei aller Kürze doch ein ohne Vergleich klareres Bild, als die etwas verworrene und oberflächliche Darstellung in *A. Th. Hartmann's* „Enge Verbindung des A. u. N. Test." Nur müssen wir darauf zurückkommen, dafs Wiederholungen vermieden, und die Entwicklungsstufen noch sichtbarer geworden wären, wenn der Vf. statt nach der äufseren Geschichte, nach den religiösen Grundideen selbst disponirt hätte. Der *Charakter des Judenthums* wird S. 360 sehr schön beschrieben als der Glaube, dafs die Offenbarung in den heil. Schriften abgeschlossen sey, welche daher Gegenstand metaphysischer Speculation wurden. Der Vf. behauptet S. 352 eine starke Einwirkung persischer Religionslehren auf die Theologie der Juden; wobei wir nur zwei Bemerkungen machen wollen. Erstens, dafs die Bearbeitungen des Zendavesta durch Anquetil und Kleuker jetzt nicht mehr genügen, seitdem wir gründlichere Forschungen, wie die von Burnouf (die der Vf. freilich noch nicht kennen konnte) erhalten haben. Zweitens ist es an sich nicht recht wahrscheinlich, dafs die Juden, bei ihrem erhöheten Hasse gegen die Ausländer, viel von denselben sollten angenommen haben. Das Meiste, was man dahin rechnet, läfst sich auch als eine Entwickelung des Hebraismus selbst betrachten, z. B. die Gottheit ein Lichtwesen, die Hypostasirung des göttlichen Wortes, die Auferstehung, die Klassen der Engel, und der Satan, von dem *C.* selbst bemerkt, dafs er den Juden nie ein böses Grundwesen war. Höchstens kann man zugeben, dafs durch fremde Lehren die Speculation der Juden angeregt wurde, und dafs einige Engel-Namen Nachahmung der Zendlehre sind, aber doch in Hebräischem Geiste.

Dafs *Daniel* den Geist des wahren Prophetismus verkannt habe (S. 460), kann man wohl eigentlich nicht sagen, da er sich nur der Form der längst erstorbenen Prophetie bedient, um durch groteske Bilder neues Interesse für die fast verschwundene Messias-Idee zu wecken. Vortrefflich finden wir die Darstellung der Theologie *Philo's*: nur hätte in seiner Sittenlehre die (Platonische) Ueberschätzung der Contemplation hervorgehoben zu werden verdient. Lichtvoll werden auch (S. 600) die Messianischen Vorstellungen der Zeitgenossen Jesu geschildert; aber die Bat Kol, eine Erfindung der späteren Rabbinen (S. 471) darf wohl auf keine Weise als Erläuterung der im N. Test. vorkommenden Himmelsstimmen benutzt werden. Diese haben ihre Analogieen schon im Alten Test.

Wir eilen, nun noch über die Darstellung der *Christlichen Theologie* im *zweiten* Bande Bericht zu erstatten. Was *C.* hier über die Quellen und die Glaubwürdigkeit der Evangelien, über das Leben des Täufers und Jesu sagt, ist zu beurtheilen aus seinem Standpunkte vor der Erscheinung des Straufsischen Buches. Mit vollem Rechte wird S. 4 eine Beziehung der *Johannes-Taufe* auf die spätere Proselytentaufe geleugnet; da jene sich aus den prophetischen Stellen von einer Reinigung des Volks und aus den üblichen Lustrationen vollkommen erklären läfst. Die *Ursprünglichkeit der Lehre Jesu* wird (S. 10) in dem Sinne behauptet, dafs J. zwar an den heiligen Schriften seinen Geist genährt, und von allen vorhandenen Parteien das Wahre angenommen habe, doch ohne einen schwächlichen Eklekticismus: in der Religion sey er ohne Grübelei durchaus praktisch, und in der Sittenlehre eben so streng als freisinnig gewesen. Hiebei hätte nur die Unvergleichlichkeit der Lehre Jesu stärker hervorgehoben wer-

werden sollen; was denn wohl auch zur Beantwortung der Frage geführt hätte, ob das Christenthum Offenbarung für alle Zeiten sey, oder (wie Swedenborg und neuerlich Carové behaupten) nur Vorstufe zu einer noch höheren Offenbarung. —

Von den *Wundern Jesu* wird (S. 25) gelehrt: sie sind alle wohlthätiger Art; und wenn einige blofs auf Staunen berechnet, oder zerstörend zu seyn scheinen, so haben sie wenigstens einen Lehr-Zweck. Sie wurden meist durch Glauben gewirkt: einige mögen durch die Erzähler vergröfsert seyn, alle aber beruhen auf einem aufserordentlichen Zusammentreffen der Naturkräfte, nicht auf einer Aufhebung der Naturgesetze. Sie beweisen einen besonderen providentiellen Schutz; aber ihre Beweiskraft liegt nicht in ihrer Naturwidrigkeit, sondern in ihrer Göttlichkeit. Die Auferstehung bleibt ein Wunder, wenn sich auch der absolute Tod nicht beweisen läfst. Die Himmelfahrt, historisch betrachtet, bezeichnet Jesu räthselhaften Abschied von der Erde; religiös betrachtet ist sie zugleich das Sinnbild seiner Verklärung. Diese eben so offene, als besonnene Erklärung verdient gewifs, der mystischen Halbheit mancher Exegeten gegenüber, alle Anerkennung, wenn man ihr auch nicht in allen Punkten beipflichten kann.

Der relig. *Grundcharakter der Lehre Jesu* wird S. 47 f. gesucht in der Befreiung des theokratischen Symbols von allem Particularismus. Dies finden wir ungenügend, um die ideale Richtung des Christenthums zu bezeichnen. Denn ein Particularismus findet sich ja auch im Christenthum (die wahren Christen als die Auserwählten); nur dafs dieser nicht mehr ein äufserer, politischer, sondern ein geistig-sittlicher ist. Vielmehr ist das Fundament des Christenthums die in Jesu vollendete Offenbarung des A. Test. vermöge deren nun Seligkeit und Gottesgeist an Jeden dafür Empfänglichen, ohne Unterschied des Volkes, mitgetheilt wird. Daher ist die Theologie des Neuen Test. weit weniger von der des A. Test. verschieden, als die Anthropologie; und es zeigt sich hier abermals, wie wünschenswerth es gewesen wäre, dafs der Vf. nicht die äufsere Geschichte, sondern den Religionsglauben selbst zu seinem Eintheilungsprincip gemacht hätte. — Mit schöner Klarheit und Begeisterung wird S. 63 f. die Lehre Jesu *von der Vorsehung und vom Gebete* geschildert. Was Jesus von *den Engeln* sagt, heifst es S. 69, hält sich ganz im Allgemeinen: häufig sind sie ihm nur Symbole des göttlichen Wirkens; wo er sie aber auch als Personen darstellt, weifs er ihnen stets eine sittliche Bedeutung abzugewinnen, ohne Speculation über ihre Namen, Erscheinungen und dgl. Matth. 18, 10 ist, wie Rec. glaubt, nicht von Schutzengeln jedes Einzelnen von Kindheit auf die Rede, sondern nur von Engeln, die sich der Christen (μικροί) überhaupt annehmen. Nach S. 73 legte J. mehr Gewicht auf die Lehre *vom Satan*, als von den Dämonen: jene hat er ebenfalls praktisch gemacht, und Joh. 8, 44 leitet er vom Satan den Brudermord Kain's ab.

S. 79: Die Annahme eines *sittlichen Verfalls der Menschheit* liegt deutlich in Jesu Aufforderung zur μετάνοια; aber für ganz böse hält er den Menschen nirgends, und die Sünde leitet er nicht aus dem Körper ab, sondern aus dem Herzen. Diesem nach werden die Grundzüge der Sittenlehre Jesu sehr schön erläutert. — Dafs Jesus sich *Gottes Sohn* im metaphysischen Sinne genannt habe (S. 96), ist höchst unwahrscheinlich, da er die ihm zukommende göttliche Ehre nur als eine mitgetheilte darstellt (S. 105); er bezeichnet sich dadurch nur als das vollkommenste Organ der Gottheit. Der *heil. Geist* (S. 102) ist in Jesu Lehre das Princip der fortgehenden Offenbarung: wenn er häufig als eine Person dargestellt wird, so ist dies blofs Personification. Den Beweisen dafür wird man ihre Bedeutendheit nicht absprechen können; wenn sie auch nicht alle überzeugend sind. Wir erinnern nur an die Taufformel. Unter der *Sünde wider den heil. Geist* ist die Verstocktheit zu verstehn, welche das absolut Gute aus einem absolut bösen Grunde ableitet, also sich selbst aller Heilmittel beraubt (dieser Punkt bedarf nach neueren Untersuchungen tieferer Ergründung; namentlich die Frage: ob Jesus den Pharisäern jene Sünde wirklich zuschreibe). — Jesus lehrt also zwar die Gottheit von drei verschiedenen Seiten auffassen, aber nicht als eine Einheit von drei Personen (S. 104. Eben so die Apostel, S. 282. Man sieht, dafs der Vf. sich mehr dem Sabellius anschliefst, als der recipirten Kirchenlehre).

Symbolisch nennt C. die Lehre vom *Reiche Christi* (S. 107), bemerkt aber selbst, dafs ohne sie die Heilslehre und die Eschatologie gar nicht verstanden werden können. Setzen wir nun hinzu, dafs auch die Lehren von der Offenbarung, von Gottes Eigenschaften und Vorsehung ganz von ihr abhangen, so ergiebt sich wohl zur Genüge, wie wenig sie als ein besonderer Abschnitt der Lehre Jesu hingestellt werden durfte. Hier wird nun S. 113 der Hauptpunkt richtig hervorgehoben, dafs nämlich J. die Idee der Theokratie von allen äufserlich-politischen Beschränkungen frei machte. Trefflich werden S. 120 f. die Wunder, als Beweise der Messianität Jesu, behandelt. — Wenn J. *seinen Tod* als Erfüllung der Weissagungen des A. T. ansah, so scheint er besonders an Jes. 53. Ps. 16 u. 22 gedacht zu haben (S. 127). Der Zweck des Todes Jesu war, durch freie Hingabe seines Lebens die sittliche Befreiung der Menschen herbeizuführen (S. 128); denn Sündenvergebung mufs innerlich gefafst werden, als Bewufstseyn der Aufhebung der Schuld, welches sich stützt auf das Bewufstseyn, fortan das Gute redlich zu wollen (S. 136). Hier läfst sich zuerst die angegebene Reihenfolge bestreiten; da Jesus so oft zu den Kranken spricht: deine Sünden sind dir vergeben! und dann erst: sündige hinfort nicht mehr! Ferner ist nicht klar, wie jene Hingabe diese

Be-

freiung bewirken solle (ob blofs in Kraft eines Vorbildes?). — Nach einer guten Darstellung der inneren Bedingungen der Theilnahme am Gottesreiche (*μετάνοια* und *πίστις*), und der äufseren (Taufe und Abendmahl), wird nun die Vollendung jenes Reiches (die Eschatologie) behandelt. Die Höllenstrafen (S. 162) sind *ewig*, wenn man sie innerlich und negativ auffafst; wodurch aber die Möglichkeit der Besserung so wenig aufgehoben wird, dafs vielmehr Paulus das Böse selbst am Ende aufgehoben werden läfst.

In der Aufzählung der 12 *Apostel* finden sich bekanntlich manche Schwierigkeiten, und der Herausgeber, Hr. Dr. *Schulz*, macht selbst S. 169 auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam, dafs Levi und Matthäus Eine Person gewesen. — Bei dem *Pfingstwunder* geht *C.* S. 176 von der einfachen Unterscheidung aus, dafs *γλώσσαις λαλεῖν* sey: in Begeisterung ungewöhnlich (Rec. und unverständlich) reden, also *ἑτέραις γλ. λαλ.* in anderen Sprachen, als der althebräischen, so reden. — Eine leibliche Erscheinung Christi an Paulus nimmt der Vf. nicht an, sondern nur eine subjective (S. 182), weil sie Ap. Gesch. 26, 19 ausdrücklich *οὐράνιος ὀπτασία* genannt wird und Paulus zu Ekstasen geneigt war.

Den *Grundcharakter des Apostolischen Lehrbegriffs* findet der Vf. (S. 195) in der Abhängigkeit von der Auctorität Jesu. Es hätte hier hinzugesetzt werden sollen: als der absoluten Vollendung der alttestamentlichen Offenbarung. Weiter unterscheidet er (mit *de Wette*) einen palästinischen, alexandrinischen und paulinischen Lehrtypus; wobei wir nur bemerken wollen, dafs Neander (Gesch. der Pflanzung der christl. Kirche) noch genauer den Petrus als ein Mittelglied zwischen dem paulinischen und palästinischen Typus (des Jakobus) ansieht. Das Wesen des paulinischen wird richtig in eine eigenthümliche Polemik gegen das Judenthum gesetzt. Wir finden hier nun wieder eine Trennung der symbolischen und unsymbolischen Lehre, deren Bedenklichkeit schon oben ist bewiesen worden. — Jak. 5, 14, sagt der Vf. (S. 220), wird eine unbedingte Gebetserhörung verheifsen, welche J. nicht gebilligt haben würde. Allein dafs der begeisterte Ausdruck in dieser Stelle nicht so geprefst werden dürfe, zeigt deutlich der angeführte Grund: denn das ernstliche Gebet vermag *viel* (aber nicht Alles). — In der *Angelo*- und *Dämonologie* (S. 228) scheint uns die Unterscheidung der verschiedenen Lehrtypen unnöthig; denn wir finden sie gleichlautend, sowohl unter sich, als mit dem althebräischen Glauben. Gott ist unkörperlich; da nun aber ein Geist nie anders erscheinen kann, als im Körper, so nannten die Hebräer jede sichtbare Erscheinung Gottes einen Engel. Dies ist der Schlüssel zur gesammten Angelologie. Was die Apokalypse in hoher dichterischer Begeisterung von Engeln sagt, darf man wohl nicht als eigenthümliche Lehre betrachten. Wenn bei Johannes Satan (als Fürst dieser Welt) den directen Gegensatz gegen Christus bildet, so findet sich derselbe Gegensatz doch auch bei Paulus.

In der *Anthropologie* ist es interessant, unseren Vf. zu vergleichen mit der von Neander gegebenen Darstellung (Gesch. der Pflanzung der christl. Kirche. Band 2). Wenn nämlich *C.* vollständiger und umfassender ist, so sind dagegen bei *N.* die Hauptpunkte lichtvoller und erschöpfender dargestellt. Namentlich geht *N.* von genauer Erwägung der Begriffe *νόμος* und *σάρξ* aus; wogegen *v. C.* *σάρξ* (S. 248) nur von der sinnlichen Lust verstanden zu haben scheint. Die *πίστις*, sagt *v. C.*, wird bei Paulus und Jakobus aus zwei verschiedenen Standpunkten betrachtet. Aehnlich nennt *N.* die Verschiedenheit zwischen Beiden blofs eine formelle, nicht materielle. Die *χαρίσματα* hat *N.* gründlicher behandelt als *C.* (S. 276). Dagegen über die Natur Christi spricht sich *C.* befriedigender aus als *N.* Er zeigt S. 300, dafs die Apostel Jesu nur factische Unsündlichkeit, nicht eine unsündliche Natur zuschreiben, und er beweist (S. 281), dafs Col. 1, 15 sich gar wohl als Personification der Schöpferkraft Gottes, welcher in Christo war, auffassen lasse. — In dem *Werke Christi* (S. 316) unterscheidet er die Erlösung (Entfernung des Trennenden) und Versöhnung (Wiederherstellung der Gemeinschaft); wobei nur bemerkt werden mufste, dafs beide zwei Seiten Eines Begriffes sind, und dafs beide bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung vorkommen. Sehr lichtgebend ist S. 330 die Darstellung der Apostolischen Lehre von dem Opfertode Jesu, welchem die Apostel wohl eine *substitutio* (gültig, unter der Bedingung des lebendigen Glaubens), aber nie eine *satisfactio* zuschreiben. Eben so richtig heifst es S. 332: die Erlösung ist etwas Unmittelbares, nicht vom Menschen Abhängendes; die Versöhnung hingegen etwas Mittelbares, nur durch (subjectiven) Glauben des Menschen zu Erlangendes. — Dafs die Paulinische *Erwählungslehre* nur die Gewifsheit des Heils bekräftigen, aber nicht die menschliche Freiheit aufheben solle, darin stimmt *C.* (S. 356) mit *N.* zusammen: jener setzt aber richtig hinzu, dafs dem zufolge Paulus keine ewige Verdammung der Heiden lehre. Eben so behaupten Beide, dafs das *ἐστι* im Abendmahl nach dem natürlichen Zusammenhange nichts Anderes heifsen könne als: stellt dar, bedeutet (S. 360).

Die Parusie (S. 365) hätte der Vf. nicht eine Wiederkunft nennen sollen, da das Wort nur *Ankunft* bedeutet. Es liegt dabei nämlich die Ansicht zum Grunde, dafs J. in seinem Erdenleben nur in Knechtsgestalt, noch gar nicht in voller messianischer Glorie erschienen sey. — Dafs *ἀποκατάστασις πάντων* Ap. Gesch. 3, 21 nicht *restitutio in integrum* sey, sondern volle Erfüllung der Weissagung (S. 377), wird sich schwerlich als sprachgemäfs beweisen lassen. Vergleicht man den *καιρὸς διορθώσεως* Hebr. 9, 10, so ist wohl kein Zweifel, dafs man an die *sittliche* Wiederherstellung der Menschheit durch den Messias zu denken habe.

Hier-

Hiermit glauben wir das vorliegende Werk, referirend und beurtheilend, hinlänglich charakterisirt zu haben, und scheiden von dem Vf. in der Gewifsheit, dafs er durch dasselbe, belehrend und anregend, fortleben werde.

Fr. Köster.

Auf diese Beurtheilung der beiden Bände des *von Cöllnschen* Werkes lassen wir noch einige Bemerkungen eines andern Mitarbeiters vorzüglich über den *ersten*, die biblische Theologie des Alten Testaments enthaltenden Theil folgen. *Red.*

Den Charakter dieses trefflichen Werkes glauben wir am richtigsten durch eine vollständigere und gröfstentheils selbständige Ausführung von *de Wette's* Lehrbuch der biblischen Theologie zu bezeichnen, in Form und Umfang eines *Handbuchs* und in einer Haltung und Darstellungsweise, wie sie vorzugsweise dem Bedürfnifs des Studirenden, wenigstens mehr diesem, als dem des mit dem Gegenstande schon vertrauten Gelehrten angemessen ist. Der didactische Ton, der auch über das Bekanntere sich, soweit es hieher gehört, belehrend verbreitet, ohne in streitige Gegenstände so tief einzugehen, als die Verhandlung mit dem Gelehrten vom Fach hier und da nöthig machen würde, zeigt die Entstehung des Buches aus Collegien-Vorträgen, macht es aber eben deswegen gerade dem jüngern Leser, der sich zuerst über den Gegenstand unterrichten will, um so brauchbarer, und kann es diesem nicht genug empfohlen werden. Lebhaft zu bedauern ist allerdings, dafs es dem trefflichen Verstorbenen nicht verstattet gewesen ist, selbst die letzte Hand an das Werk zu legen und es zum Drucke vorzubereiten. Er würde dann ohne Zweifel bei seinem gewissenhaften Fortschreiten in der Benutzung des Geleisteten sowohl als dem eigenen Forschen Vieles anders vorgetragen haben, während sich die Herausgeber natürlich bedeutendere Aenderungen nicht erlauben konnten. Die eigentliche Ausarbeitung dürfte nämlich (wie Rec. aus mehrern Stellen nachzuweisen sich getraute) wohl schon vor 2 — 3 Lustren statt gefunden haben, und auch eine auffallende Verzögerung des Drucks (die der Herausgeber selbst S. XXVI beklagt, denn das MS. war schon 1833 zum Druck fertig) hat noch dazu beigetragen, dafs wenigstens Einzelnes noch um einige Jahre veralteter erscheint, und manche Berichtigung fehlt, die indessen hätte nachgetragen werden können. Wir wollen z. B. einiges die Worterklärung Betreffende anführen. Von den Gottes-Namen אֲדֹנָי wird hier S. 7 blos die Erklärung angeführt, nach welcher es = אֲדֹנִים eig. *domini* ist, wogegen die andere (schon von *Gussetius* vorgetragene) nach welcher es eig. *domini mei*, *dominus meus* bedeutet, jetzt allgemein vorgezogen zu werden scheint (s. *Ewald* Gramm. S. 299. *Gesenii Thes.* p. 329). גִּלּוּלִים sind schwerlich nach S. 109 *dii stercorei*, (von גָּלָל Mist) sondern: Klötze. Den *Asasel* עֲזָאזֵל 3 M. 16, 8. 10. 26 versteht der Vf. (S. 199) noch von einem bösen Dämon, und fafst das ἀποπομπαῖος der LXX (mit den *Patribus*) von dem Sündenbocke selbst auf, wornach es also als eine falsche Uebersetzung erscheint. Allein das Hebräische und Griechische stimmen sehr wohl unter sich und mit der Sache überein, wenn man Ἀποπομπαῖος nach dem wirklichen Sprachgebrauche durch Ἀλεξίκακος *Averruncus* auffafst, was auch עזאזל = עזלזל von عزل *removit* am Natürlichsten bedeutet. Es ist dann eine böse mit Sündopfern zu versöhnende Gottheit, etwa wie *Moloch*, zu verstehen, deren Name späterhin, wie oft die Götzennamen (vgl. *Adrammelech*) auf Dämonen übergetragen wurde (vgl. *Gesen. Lex. man.* p. 750). מוֹפֵת *Zeichen*, Wunder wird S. 264 von יפת abgeleitet, was doch keine Wurzel ist, richtiger von יָפָה glänzen, schön seyn, für מוֹפְאת. Ueber *Scheôl* ist schon in der ersten Recension die Rede gewesen. Literärische Nachrichten, wie z. B. über die nunmehr gedruckten Originalien und Erklärungsschriften des Zend Avesta S. 34 hätten von den Herausgebern wohl bemerkt werden können.

Die Eintheilung in *Hebraismus* und *Judaismus* übergeht Rec., da sie die *de Wette*sche ist, und dem Vf. nicht eigenthümlich. Wichtiger ist aber wohl die das Material der *biblischen* Theologie betreffende Frage, mit welchem Rechte in eine solche auch die Theologie des *Philo* und *Josephus* aufzunehmen und zwar der Theologie der biblischen Bücher im Vortrage gleichzustellen war? Es versteht sich von selbst, dafs sie ein wichtiges historisches Mittelglied zwischen dem A. und N. T. ist, und ihre Kenntnifs für die Theologie des N. T. nicht entbehrt werden kann: aber eine *biblische* Theologie schreitet damit ebenso sehr über ihre Grenzen, als eine *biblische* Geschichte, welche auch die Zeit zwischen dem Nehemia und dem N. T. in ihren Bereich ziehen wollte. Wie letzteres die Sache der *hebräischen*, nicht der *biblischen* Geschichte ist, so jenes Sache der *hebräisch-jüdischen*, nicht der *biblischen* Theologie. Ganz inconsequent und keinenfalls zu billigen ist es, dafs der *Samaritaner*, sowohl ihrer Geschichte, als ihrer Theologie S. 761 und anderswo, wo man sie erwarten sollte, auch mit keinem Worte erwähnt ist, zumal es an Nachrichten über letztere gar nicht fehlt, und das N. T. ihrer erwähnt, während dasselbe von den Essäern, die a. a. O. angeführt werden, schweigt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: Dr. *Daniel Georg Conrad von Cölln's*, weil. Consistorialraths und Professors der Theologie in Breslau, *biblische Theologie*, mit einer Nachricht über des Vfs. Leben und Wirken herausgeg. von Dr. *David Schulz* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 163.)

In dem *allgemeinen* Theile der *ersten* Abtheilung (vom *Hebraismus*) geht der Vf. die verschiedenen Klassen von Schriftstellern des A. T. durch, und giebt das Resultat der kritischen Untersuchungen, welche ihm die bewährtesten scheinen, an. Von den Psalmen hat er eine detaillirte Eintheilung nach dem Zeitalter versucht, wornach er 21 Lieder dem David zuschreibt, 32 in die Zeit von Salomo bis zum Exil, 47 in das Exil, andere in die Zeit nach demselben versetzt: und auch beim Buche Hiob scheidet er ursprüngliche und spätere Bestandtheile, zu welchen auch der Prolog gerechnet wird. Jene Eintheilung der Psalmen wird, so wie jede andere, immer etwas Subjectives behalten, wie noch neulich die so höchst divergirenden aber gleich entschieden vorgetragenen Urtheile von *Ewald* und *Hitzig* beweisen. Aber der Vf. hat auch in der Bearbeitung des Buches selbst dergleichen subjectiven Meinungen nicht viel Einfluss gestattet, und nur die bewährtesten Resultate aufgenommen. Ueberhaupt hat er sich bei den historisch-dogmatischen Entwickelungen an die (allerdings nach kritischer Ansicht geordneten) *Bücher* gehalten, nicht (wie es Vatke zu erstreben scheint, wohin aber die Wissenschaft noch nicht gediehen ist, vielleicht auch nach dem Vorliegenden nie gedeihen kann) nach dem objectiv geschichtlichen Gange der Entwickelung, weil es dazu jedenfalls zur Zeit noch an einem Boden fehlt.

In der *allgemeinen Religionsgeschichte* würde der verewigte Vf. ohne Zweifel besonders diejenigen Partien, welche die älteste Zeit betreffen, einer Revision unterworfen haben. Die Spuren des Polytheismus in dem Gottes-Namen אלהים, desgleichen in den Patriarchen-Namen *Jubal*, *Tubalkain*, *Noach* vgl. *Apollo, Vulcan, Bacchus* (nach Buttmann) möchten wohl so wenig probehaltig seyn, als die Annahme einer monotheistischen Geheimlehre bey den Aegyptiern (S. 58), aus welcher Mose geschöpft habe, und welche sich aus den Deutungen der ägyptischen Mythologie bei den Neuplatonikern folgern lasse. Wenigstens hätte dieses alles lediglich als problematisch erwähnt werden sollen. Desto gelungener sind mehrere der folgenden Schilderungen, z. B. des Exils.

Im *besondern* Theile bei den *Gottes-Namen* (S. 100) scheint der Vf. die Ableitung des Namens יהוה von הוה anzuerkennen; aber früher S. 58 nennt er denselben verwandt mit *Jov-is*, was einer Ausgleichung bedurft hätte. Dass die Formel יהוה צבאות früherhin den Kriegsgott, und erst später den Herrscher der himmlischen Heerschaaren bezeichnet habe, (S. 104. 105) dürfte ebenfalls nicht erweislich seyn. Bei der *Einheit* Gottes wird sehr gründlich von dem Verhältniss gehandelt, in welches das A. T. den Jehovasdienst zu den übrigen Religionen gestellt wissen will. Nur möchten wir behaupten, dass die unvollkommnere Ansicht, nach welcher die Götter anderer Völker zwar als minder mächtige, aber doch ebenfalls als Götter betrachtet wurden, dem A. T. selbst keineswegs fremd sey, nicht blos „in der Periode der sog. Aufklärung sehr verbreitet gewesen sey." S. Ps. 86, 8: „keiner ist wie Du unter den Göttern." 2 M. 8, 11: „Jehova ist grösser als alle Götter." Auch liegt dieses in dem Ausdrucke: *Gott der Götter* d. i. *höchster Gott* Jos. 10, 17. Ps. 136, 20. 50, 2. Jedenfalls war es die Betrachtungsweise der heidnischen Völker, 1 Kön. 20, 23: „der Gott der Hebräer ist ein Berggott." Hier oder in dem entsprechenden §. vom Judenthum hätte wohl bemerkt werden sollen, wie man nach dem Exil jeden entfernten Schein des Polytheismus so ängstlich mied, dass man selbst die Construction des Wortes אלהים mit dem Plural tilgte, s. 2 Sam. 7, 23 vgl. 1 Chr. 17, 21. — 2 M. 32, 4 vgl. Neh. 9, 18. Ebenso thaten die Samaritaner, s. den Sam. *Codex* 1 M. 20, 13. 31, 53. 35, 7. — Bei der Lehre von den anthropomorphischen Darstellungen Gottes S. 116 ff. vermisste Rec. die Erwähnung aller der verschiedenen sinnlichen Darstellungsweisen der Gottheit, wenn er z. B. in der *Genesis* menschenähnlich mit den ersten Menschen umgeht, sie erzieht, ihnen persönliche Dienste leistet (2, 7. 3, 21), sinnliche Genüsse theilt (18, 3 ff.), auf ihre Vorzüge eifersüchtig scheint (3, 22. 11, 6): ferner als Wolken- und Feuersäule in der Wüste: als Donnergott, der von Cherubs durch die Wolken getragen wird: oder auf dem Wagenthron sitzend einen Propheten zu seinem Amte beruft (Ezech. 1, 10) oder Gericht hält über die Völker (Dan. 7). Ohne Zweifel wird der Vf. aber nach Analogie seiner übrigen Betrachtungsweise auch diese als sinnliche Volksvorstellungen genommen haben, die dem biblischen Schriftsteller als Bilder, nicht als Realität galten, worin wir ihm ganz beistimmen.

Bei

Bei der sonst sehr vollständigen und treffenden Zusammenstellung über רוּחַ אֱלֹהִים S. 131 hätte doch auch der Personification des רוּחַ 1 Kön. 22, 21. 2 Chr. 18, 20 (deren S. 193 in der Angelologie gedacht wird) erwähnt werden sollen: da diese Stelle mit der Personification der göttlichen Weisheit Spr. 8, 22 ff. als eins der ersten Stamina betrachtet werden muſs, woraus sich die Trinitätslehre entwickelte. Das *Ebenbild* Gottes, wornach der Mensch geschaffen, faſst der Vf. nach 1 M. 1, 26. 9, 6. Ps. 8, 6 abgesehen von spätern Deutungen von der Herrschaft, welche der Mensch über die übrigen Erdgeschöpfe ausübt. Zugleich aber scheine an die Aehnlichkeit der Gestalt gedacht zu seyn (S. 222). Das letztere geht aus 1 M. 5, 1 vgl. 1, 26 deutlich hervor, und folgt aus der anthropomorphischen Auffassung Jehova's. Als daher die spätern philosophirenden Juden anfingen, Anstoſs an den Anthropomorphismen zu nehmen, nahmen sie ihn auch an der Gottähnlichkeit der Menschen, indem sie richtig einsahen, daſs dadurch die Vorstellung von der Gottheit zu weit herabgedrückt werde, und machten daraus eine Aehnlichkeit mit den *Engeln*, indem sie אלהים 1 M. 1, 26 und Ps. 8, 6 von den *Engeln* erklärten, s. die Samarit. Uebers. 1 M. 1, 26. LXX und Chald. zu Ps. 8, 6. *Carm. Samarit. ed. Gesen.* p. 102; eine Erklärung, die unter den Neuern auch *Schott* (*Opuscc. II*, 55 ff.) zu der seinigen gemacht hat. Die letztere Bemerkung hätten wir §. 109 wohl erwartet, aber wir haben überhaupt eine etwas reichere Berücksichtigung der alten Versionen, die sehr viel dogmatischen Stoff darbieten, in diesem Abschnitte vermiſst. Das Ebenbild Gottes selbst würde Rec. nach jenen Stellen noch etwas genauer in die geistige Ueberlegenheit gesetzt haben, die den Menschen zum Herrscher der übrigen Geschöpfe macht: als gottähnlicher König der Schöpfung und Statthalter des Schöpfers auf Erden soll auch seine Person heilig und unverletzlich seyn, wie die des Königes (Gen. 9, 6). Treffend hat aber der Vf. darauf aufmerksam gemacht, daſs der Jehovist statt der Lehre vom Ebenbilde (die dem Elohisten angehört) eine etwas andere Auffassung habe. Nach ihm haucht nämlich Gott dem Menschen einen göttlichen Lebensgeist ein (2, 7); welcher ein langes göttergleiches Leben mit sich zu führen scheint (3, 22), das ihm später, als die Menschen ausarten und Gott ungehorsam werden, wieder genommen wird (1 M. 6, 3). Zur vollständigen Behandlung hätte auch die Vergleichung der ὁμοίωσις τοῦ θεοῦ bei den Pythagoreern und Platonikern gehört.

Bei dem *Sündenfalle* wird auf ähnliche Weise eine Differenz der Urkunden nachgewiesen: indem der Elohist des Sündenfalles nicht gedenkt, und statt dessen eine allmähliche sittliche Verschlechterung des Menschengeschlechtes eintreten läſst, welche aber nirgends so grell hervorgehoben wird, als in dem Jehovisten (s. 6, 1—4. 5. Cap. 18 u. 19 bis 38). — S. 239 sind als die hauptsächlichsten Ausdrücke für *Sünde* angegeben: חַטָּאָה, עָוֹן, פֶּשַׁע, רֶשַׁע. Rec. würde die verschiedenen Bezeichnungen für Sünde, Unrecht, Verbrechen, welche alle ursprünglich bildlich sind, lieber auf die Grundbegriffe zurückgeführt, und hiernach geordnet haben. Die Sünde erscheint nämlich dem Hebräer theils als ein *Fehltritt* auf der Bahn des Rechtes (חַטָּאָה) oder eine Abweichung, ein Abirren von der geraden Bahn (מְשׁוּגָה), daher ein krummer Weg (עָוֹן, עַוְלָה vgl. *pravum* und *Sünde*, althd. *sunta* d. i. Abweichung, Absonderung); theils als ein *Abfall* vom Gesetz und Bunde (פֶּשַׁע) oder eine Empörung gegen Gott (רֶשַׁע); theils als eine Thorheit (אִוֶּלֶת, נְבָלָה), wie die Gottesfurcht und Tugend als Weisheit; theils als etwas Nichtiges, Nicht-Wahres, Nicht-Gutes (אָוֶן, בְּלִיַּעַל, שָׁוְא); theils etwas Unreines (חֹנֶף). — Zu dem, was der Vf. S. 326 über den עֶבֶד יְהוָה des Deutero-Jesaias sagt, welchen er für das *hebräische Volk* erklärt, ist auch das S. 392 über den *Sohn Gottes* d. i. das israelitische Volk des Weisheitsbuchs Gesagte zu vergleichen, welcher von den Gottlosen verfolgt, verspottet, bis zum schmählichsten Tode gemartert, aber von Gott doch aus allen Nöthen gerettet wird (B. der Weish. 2, 12 bis 23. 18, 13). — S. 422. §. 100 ist zu den Stellen über die δαιμόνια der LXX auch noch das δαιμόνιον μεσημβρινον Ps. 90, 6 (vgl. *Hohel.* 4, 6. *Targ.* Ges. zu Jes. 34, 14) nachzutragen; und bei der Geschichte des Volksglauben wären auch die עֲלוּקָה Spr. 30, 15 und die Σειρῆνες und ὀνοκένταυροι der LXX zu erwähnen gewesen.

Die wesentlichsten Notizen über *v. Cölln's* Leben und Schriften sind aus mehreren Darstellungen, z. B. im Conversationslexicon der neuesten Zeit, bekannt, daher hier nur noch seines Todes erwähnt werden mag. Am 11. Febr. 1833 endete plötzlich ein Nervenschlag sein nur den Wissenschaften und einem seegensreichen amtlichen Wirken gewidmetes Leben, im 45sten Jahre seines Alters. Die an seinem Grabe voll inniger Liebe und Theilnahme gesprochenen Worte des Hn. Sup. *A. Wunster* sind auf allgemeines Verlangen im Druck erschienen (16 S. 8.). Seine irdische Hülle ruht in der Nähe des ihm sobald gefolgten Freundes *Passow* auf dem Breslauer Friedhofe, wo sich auf den Gräbern beider auf fast gleicher Lebensstufe von dem diesseitigen Schauplatze abgerufenen Ehrenmänner seit dem 30. Juli 1835 geschmackvolle von ihren Freunden und Verehrern errichtete Denkmäler erheben.

GEOMETRIE.

Stuttgart, b. Balz: *Die darstellende Geometrie* (*Géometrie descriptive*). Mit 60 Kupfertafeln, von *C. F. A. Leroy*, Professor an der polytechnischen Schule zu Paris. Deutsch, mit Anmerkungen von *E. F. Kauffmann*. 1837. *Erste* Lieferung. Text, Bogen 1—6. Tafel 1—10 gr. 4. (Das Ganze in 6 Lieferungen à 16 gGr.)

Leroy's géometrie descriptive ist bekanntlich eine der besten Werke über diesen Gegenstand, und in der

der polytechnischen Schule zu Paris als Lehrbuch eingeführt. Die Uebersetzung dieses Werkes ist daher, obwohl man seit einigen Jahren auch in Deutschland angefangen hat, diesen Zweig des mathematischen Wissens eifrig zu pflegen, immer als eine verdienstliche Arbeit zu betrachten. Nicht mit Unrecht macht der Uebersetzer an dem Werke die Vorzüge einer seltenen Klarheit, einer vortrefflichen, zu stetem Selbsterfinden anregenden Methode, der Eleganz der Beweise, der Vollständigkeit und des Reichthums an Beispielen und Anwendungen, und der vorzüglichen Kupfer geltend. Die Uebersetzung ist fliefsend und klar, die wenn auch sparsamen Anmerkungen des Uebersetzers zweckmäfsig. Das Werk wird in acht Abschnitte zerfallen, wovon dieses vor uns liegende erste Heft noch nicht einmal den zweiten vollständig enthält. Der *erste* Abschnitt zerfällt in drei Kapitel. Kap. 1. Einleitung. Erläuterung der Projectionsmethode. Als Probe der Darstellung und Uebersetzung geben wir den Anfang der Einleitung, da dieser allein ohne Figuren verständlich ist. „Gewisse Künste, heifst es, und technische Wissenschaften machen fast bei jedem Schritte, den man in ihnen thut, das Bedürfnifs fühlbar, körperliche Formen genau darzustellen; entweder um gewisse geometrische Verhältnisse, die man an ihnen entdeckt hat, augenscheinlich zu machen, oder auch, um dem Künstler, der jene Formen nach bestimmten Mafsverhältnissen hervorbringen soll, eine deutliche Anweisung zu geben. Unter allen Mitteln aber, die zur Erreichung dieser Zwecke dienen können, ist das wirksamste und in manchen Fällen das einzige — die *graphische Darstellung* oder *Zeichnung* der Körper. Diese ist nun der Hauptgegenstand der darstellenden Geometrie, deren allgemeine Methoden durch ihre Fruchtbarkeit in der Anwendung als Mittel zur Auffindung neuer Eigenschaften der Raumgröfsen dienen und zugleich die Art und Weise bestimmen sollen, nach welcher die verschiedenen Probleme aus der Perspective, Stereometrie, Fortification u. s. w. aufgelöst werden müssen. Hier aber zeigen sich zwei Hauptschwierigkeiten. Für's Erste haben alle Körper drei Ausdehnungen; da nun eine wirkliche Construction derselben im Raume sehr beschwerlich, wenn nicht gar unausführbar wäre, so mufs man sich nach solchen Methoden umsehen, durch welche man in den Stand gesetzt wird, alle Punkte im Raume ihrer gegenseitigen Lage nach auf *eine* Ebene zu beziehen, oder wenigstens alle graphischen Operationen in dieser einen Ebene vornehmen zu können. Da aber, für's Zweite, diese Methoden nicht zur Aufstellung blofser Theorien, sondern vielmehr zur Ausführung wirklicher Operationen dienen sollen, so müssen sie zugleich die Mittel angeben, wie man sowohl die gegebenen Stücke einer Aufgabe, als auch die daraus erlangten graphischen Resultate vollkommen genau darstellen könne; und diefs ist es hauptsächlich, worin sich diese Methoden von denen der gewöhnlichen Geometrie unterscheiden, wenigstens wenn in letzterer die drei Ausdehnungen des Raumes in Betracht kommen. In der gewöhnlichen Geometrie nämlich sollen die Figuren dem Verstande nur als Führer dienen durch die Reihe der zu dem Beweise eines Lehrsatzes nothwendigen Schlüsse, daher sie denn auch gewöhnlich auf eine unbestimmte Art und nach gewissen stillschweigenden Voraussetzungen, welche immer viel Willkürliches enthalten, gezeichnet werden. Um sich hiervon zu überzeugen, erinnere man sich nur der Art, wie man gewöhnlich die Aufgabe löset: zwischen zwei gegebenen Geraden, die nicht in einerlei Ebene liegen, die kürzeste Linie zu ziehen; oder die Aufgabe: den Mittelpunkt und den Halbmesser einer Kugel zu finden, welche durch vier gegebene Punkte gehen soll. Die gewöhnliche Geometrie zeigt bei diesen Aufgaben wohl an, welche Constructionen man und in welcher Folge man sie vorzunehmen habe, um zur Auflösung zu gelangen; aber sie giebt die Mittel nicht an, wie diese Constructionen wirklich ausgeführt werden können, damit man ein völlig bestimmtes Resultat erhalte, sowohl was die Gröfse und Lage der kürzesten Linie in der ersten, als auch was die Länge des Halbmessers und die Lage des Mittelpunktes der gesuchten Kugel in der zweiten Aufgabe betrifft." Kap. 2. Aufgaben über gerade Linien und Ebenen und ihre Verbindung im Raume. Es sind ihrer 18. Kap. 3. Auflösung des körperlichen Dreiecks. Es wird gezeigt, dafs, wenn von den sechs Elementen eines körperlichen Dreiecks drei bekannt sind, die Construction desselben auf die graphische Auflösung der nämlichen Aufgaben führe, welche die sphärische Trigonometrie durch den Calcul löst. Es erscheinen daher die Aufgaben: 1) Es sind die drei Seiten eines körperlichen Dreiecks gegeben; man soll die drei Flächenwinkel finden. 2) Man soll einen gegebenen Winkel auf den Horizont reduciren. 3) Es sind zwei Seiten eines körperlichen Dr. und der eingeschlossene W. gegeben; man soll die übrigen Stücke finden. 4) Es sind zwei Seiten eines k. Dr. und ein Flächenwinkel gegeben, welcher der einen von den gegebenen Seiten gegenüberliegt; man s. d. ü. St. f. Der *zweite* Abschnitt handelt in 4 Kapiteln von den Flächen und ihren Berührungsebenen. Kap. 1. Von der Erzeugung der Flächen und ihrer graphischen Darstellung. Es erscheint also die Erklärung der Kegelfläche, der cylindrischen Fl., der Umdrehungsfläche, des Ellipsoids, des Hyperboloids mit einem Mantel (*à une nappe*), des Hyp. mit zwei Mänteln, des elliptischen Paraboloids, und des hyperbolischen Paraboloids. Kap. 2. Von den Berührungsebenen überhaupt. Kap. 3. Von den Berührungsebenen an Cylinder- und Kegelflächen. Von diesem Kapitel ist in diesem ersten Hefte nur die einzige Aufgabe behandelt, durch einen gegebenen Punkt auf der Oberfläche eines beliebigen Cylinders eine Berührungsebene zu legen. Der Druck ist gut, das Papier zwar nicht schlecht, doch könnte es besser seyn. Mitten in einem Kap.

ein

ein Heft zu schliefsen mag buchhändlerisch zweckmäfsig seyn, in einem mathematischen Werke mifsfällt es.

M.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Budissin, b. Monse: *Ad D. Gregorii Maettigii — anniversaria — rite concelebranda* — invitat — *M. Carol. Godofr. Siebelis*, Rector. Praemissa est *disputationis, qua idem periculum fecit ostendendi, in veterum Graecorum Romanorumque doctrina religionis ac morum plurima esse, quae cum Christiana consentiant amicissime, neque humanitatis studia per suam naturam vero religionis cultui quidquam detrahere, sed ad eum alendum conservandumque plurimum conferre.* Pars *quarta* et *quinta*. 1837. 55 S. u. 11 S. Schulnachrichten. 4.

Diefs ist der Schlufs einer lehrreichen Schrift, deren drei ersten auch als Schulprogramme erschienenen Abtheilungen in der A. L. Z. mit gebührendem Lobe angezeigt worden sind. Die *vierte* Abtheilung handelt *de cultu, quo veteres Graeci Romanique deos prosequuti sunt, eorumque pietate erga deos*, und die *fünfte de morum praeceptis, quae veteris Graeciae Latiique viri sapientes tradiderunt* (S. 31 ff.). Wer in der Meinung steht, im Heidenthume habe nur Blindheit in Beziehung auf religiöse Gegenstände, Aberglauben, Gottlosigkeit und Unsittlichkeit geherrscht, mufs sehr überrascht werden, wenn er hier die reinsten religiösen und sittlichen Lehren, die *Heiden* vorgetragen haben, zusammengestellt findet, Lehren, die, wie nachgewiesen wird, mit dem im N. Testam. Enthaltenen oft wörtlich übereinstimmen. Möchten das doch die Schreyer über das Heidenthum, zu welchem unsere Gymnasien führen sollen, lesen und unsere Eiferer für den biblischen Buchstaben aus mancher hier abgedruckten Stelle der Heiden einen *vernünftigen* Gottesdienst, wie ihn Paulus fordert, lernen. Von dem Geiste Christi, der Anbeter im Geiste und in der Wahrheit will, ist doch in den Aeufserungen des Socrates nach Plato und Xenophon, in den Schriften Cicero's, Seneca's u. s. w. weit mehr, als in den Tractätchen, welche zur Förderung des tödtenden Buchstabenglaubens ausgestreuet werden und in vielen Aufsätzen derer, die sich das Prädicat der „*Evangelischen*" allein anmafsen. Dafs nun die studierenden Jünglinge auf Gymnasien die meiste Zeit auf das Lesen der Classiker wenden, führt, wenn es nur auf die rechte Art geschieht, nicht nur von dem Evangelium nicht ab, sondern ist eben das kräftigste Bildungsmittel zur wahren Humanität, die das Christenthum in höchster Potenz will. Auch können wir, wie schon unser *Luther* erkannte, das reine Christenthum nur so lange haben, als das Studium und die Einführung in den Geist der Classiker auf unsern gelehrten Schulen die Hauptsache ist. Der Famulus des Mufti bei *Dinter*, der seinem Herrn den Rath gab, in den Volksschulen das regelrechte Katechisiren und auf den Gymnasien das Lesen der Griechen und Römer zu verbieten, wenn das Volk verdummt werden solle, hatte nicht unrecht. Jener Famulus meint, unter der angegebenen Bedingung werde sich die Sache in etwa einem Menschenalter machen.

Auch in diesen beiden Abtheilungen sind, wie in den frühern, die Stellen trefflich gewählt und auch die, welche, was billig von jedem Theologen geschehen sollte, das Lesen der Griechen und Römer fortsetzen, werden diese Sammlung der köstlichsten nach Inhalt und Form wahrhaft classischen Aussprüche mit Vergnügen lesen. Rec. hat diese Schrift, ob er gleich gröfstentheils nur auf alte Bekannte darin stiefs, einige Erbauungsstunden verschafft. Die von Hn. Rector *S.* beigefügten sehr guten Bemerkungen (darunter auch Verweisungen auf theolog. Schriften) geben dieser Chrestomathie noch einen besonderen Werth.

Ungern haben wir in den beigefügten Schulnachrichten gelesen, dafs die in dem letzten Progr. geäufserten (sehr gerechten) Wünsche für das Gymnasium, um welches der Vf. sich so lange hochverdient gemacht hat, noch nicht in Erfüllung gegangen sind, oder, wie Hr. *S.* sagt, noch nicht haben in Erfüllung gehen *können* (?). Warum denn nicht? Er hofft jedoch, dafs die versammelten Stände sie wohlwollend berücksichtigen werden. „*Denn wenn*, schreibt er, *der verständige Landwirth mit Grund zuerst für die jungen Pflanzen sorgt, nach diesem aber auch für die andern, um wie viel mehr müssen wir zuerst für unsere Jugend sorgen, um sie so gut als möglich zu bilden und für ihren künftigen Beruf*, **besonders für wichtigere Aemter im Staate**, *vorzubereiten.*" Ja wohl! und der Arbeiter in dem wichtigsten Berufe, der Bildner der Studierenden ist seines Lohnes werth.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1837.

KIRCHENGESCHICHTE.

Berlin, b. Bethge: *Ansgarius od. der Anfangspunkt des Christenthums in Schweden* von Dr. *Heinrich Reuterdahl.* Aus d. Schwedischen übers. v. *Ernst Theod. Mayerhoff* (Lic. d. Theologie zu Berlin), Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Schwedischen Kirche von Dr. *Heinrich Renterdahl.* Aus dem Schwedischen übersetzt von *Ernst Theod. Mayerhoff. Erster* Theil. Umfassend die *Einleitung und das Leben des Ansgarius.* 1837. XII u. 222 S. 8. (20 Ggr.)

Der gelehrte Vf. vorliegender Schrift will, wie schon der zweite Titel besagt, dieselbe als ersten Abschnitt und Probe einer vollständigen Behandlung der schwedischen Kirchengeschichte behandelt wissen, und bei dem gründlichen und gelehrten Quellenstudium, wovon jede Seite zeugt, bei der besonnenen Kritik und der interessanten Darstellung des Vfs., können wir nicht anders, als die thätigste Ausführung dieses Unternehmens im Interesse der Wissenschaft wünschen. Die *Einleitung*, die den bei Weitem gröfsten Theil der Schrift ausmacht (S. 1—160), behandelt der Vf. in 6 Kapiteln. Das *erste* Kapitel (S. 1—12) gibt die ältern Angaben über Skandinaviens Bevölkerung im 8., 9. u. 10ten Jahrh. und ihr Verhältnifs zu den übrigen Europäischen Völkern im Allgemeinen. Der erste Schriftsteller, bei welchem sich eine zwar kurze, doch *unverworrene* Darstellung von dem Europäischen Norden und insbesondere Schweden findet, ist *Eginhard*, der Biograph Carls d. Gr. Was er berichtet, führt auf die unzweifelhafte Existenz eines Schwedenreichs am Schlusse des 8ten und zu Anfang des 9ten Jahrh. Etwas ausführlicher berichtet dann *Adam von Bremen* über Lage, Gröfse und Bewohner Skandinaviens, und aus seinen Angaben geht hervor, dafs 2 Volksstämme, Schweden und Göthen, das Swea-Reich ausmachten. Nach den verschiedenen Angaben, die über das gegenseitige Verhältnifs dieser 2 Stämme bei Adam, den Isländern und in den Schwedischen Landschaftsgesetzen sich finden, scheint die Meinung am meisten für sich zu haben, dafs ganz Skandinavien ursprünglich von Einem Volksstamme (dem Göthischen) bevölkert gewesen sey, von welchem mannichfaltige Zweige ausgingen, unter denen mehrere ihren Namen (Göthen, Güten, Jüten) beibehielten, andere ihn änderten, und dafs einer der wichtigern dieser Zweige, die Schweden, den ersten Rang in dem Staatsvereine eingenommen haben. Dafs aufser diesem Göthischen Volksstamme sich noch ein anderer fand, der seit Tacitus Zeit unter dem Namen der *Quenen*, *Finnen*, *Wenden* erwähnt wird, geht aus den Angaben bei *Other*, *Adamus*, *Sturleson* u. a. deutlich hervor; doch ist die gewöhnliche Meinung, dafs dieses Volk die ersten Bewohner der Halbinsel gewesen und erst von den einwandernden Göthen verdrängt sey, mit wichtigen Gründen bestritten worden. Dafs Skandinaviens Völker, mit Ausnahme der Finnen, einen eigenen Hauptzweig des im Allgemeinen sogenannten Germanischen Stammes ausgemacht haben, erhellt wohl unzweifelhaft aus der gemeinsamen physischen Beschaffenheit, Lebensart, Sprache und Cultur. Das 2te Kapitel (S. 13—41) behandelt die Hauptstämme Skandinaviens, ihre Verzweigungen, Verhältnisse zu einander und Hauptörter. Nachdem der Vf. die allgemeine Bemerkung vorausgeschickt hat, dafs bei den Germanischen Völkern von einer eigentlichen Volkstheilung nicht die Rede seyn könne, dafs sie nie eine grofse gleichartige Masse ausmachten, sondern organisch, atomistisch sich bildeten, indem aus der schon bestehenden Volksbildung eine oder mehrere Familien sich absonderten, neue Wohnstätten einnahmen und dadurch einen Grund zu neuen Verzweigungen legten, sucht er hiernach die verschiedenen Zweige in der Bevölkerung Skandinaviens zu ordnen, indem er von den 2 Hauptstämmen, Schweden und Göthen, ausgeht, und von diesen die einzelnen noch unbebauten und unbewohnten Theile des Landes bevölkert werden und so die verschiedenen kleinen unabhängigen Stämme (Härad's) entstehen läfst. Diese gingen dann wieder gröfsere Associationen ein, von denen aus der frühern Zeit in Schweden 3 genannt werden, Tiundaland, Altunda, Fjerdhundra, welche zusammengenommen die Benennung Uppland hatten. Von diesen war Tiundaland der beste Theil des Swealandes und machte bis in die ältesten Zeiten hinauf den Mittelpunkt für die Bildung desselben aus, und für Tiundaland war wieder Upsala der Mittelpunkt. „Hier wurde das vornehmste Opfer im Göje-Monat (Februar) angestellt; dahin sollte die Bauerschaft vom ganzen Sweareiche kommen, da sollten alle Schwedischen Tings gehalten werden, auch die Jahrmärkte und Kaufversammlungen, da wohnten die Könige u. s. w." Sigtuna am Mälar war nächst Upsala der bedeutendste und reichste Ort. Südermannland, Westmannland und Nerike bildeten schon früh eigene Staaten. In dem grofsen Berglande westwärts, gegen Norwegen hin, war die Bevöl-

völkerung nicht so stark, dafs sie sich zu Hürads ausbilden konnte. Die Wermländer existirten lange zur Zeit des Heidenthums als eigener Schwedischer Volkszweig. Das Land zwischen dem Wener und den Norwegischen Gewässern wurde „Marken" genannt; durch die Marken ging der Weg von Norwegen nach Schweden. Nördlich wohnten die Helsinger, wohl auch desselben Hauptstamms, wie ihre Nachbaren im Süden und Westen. Niederwärts von diesen Volkszweigen wohnten die Göthen um den Wener und Wetter. Obgleich sich nicht nachweisen läfst, wann die Ost- und Westgöthen zu einem Staate sich verbunden haben, so scheinen sie doch in demselben wechselseitigen Verhältnifs gestanden zu haben, wie die Uppschweden, Südermannen und Westmannen. Das 3te Kapitel (S. 42 – 45) handelt von den Nachbarvölkern und ihrem Verhältnifs zu den Bewohnern Schwedens. Im 4ten Kapitel (S. 45 —73) wird das *öffentliche* und *Privatleben der alten Schweden* geschildert, welche Schilderung besonderes Interesse hat. Der Schwedische Staat ist aus verschiedenen kleinen Staaten entstanden, welche wieder nichts anderes waren, als Zusammenschmelzungen aus noch kleineren. Jede Familie bildete ein Ganzes. Der Hausvater, der sogenannte Bonde (freier Gutsbesitzer) war das Haupt d[illegible]selben, vollkommen selbstständig, niemandem unterthan. Die Frau war gemeiniglich aus einem andern Familienstamme. Die Verlobung geschah mit Handschlag und mit Aussetzung bestimmter Bedingungen, welche besonders das Vermögen berücksichtigten, das von beiden zum Hausstande gebracht werden sollte. Die Hochzeit, gewöhnlich bald nach der Verlobung, bestand in einem grofsen Gastmahl, in der Regel von dem Vater der Braut angestellt. Schon in den ältern Zeiten wird unter den Beschäftigungen, die der Frau zukamen, die Aufsicht über das Weben und Spinnen genannt. Im Allgemeinen wurde sie von ihrem Manne mit Achtung und Liebe behandelt. Ehebruch war das gröfste Verbrechen, dessen die Frau sich schuldig machen konnte und berechtigte den Mann, sie ohne Straferlegung zu erschlagen. Die Kinder empfingen *unter Wasserbegiefsung den Namen*, also *eine förmliche Taufe vor den Zeiten des Christenthums*. Die grofse Anzahl von Dienern des reichen Hausbonden bestand theils aus Freien, oft aus Freigelassenen, theils aus Sklaven. Jagd und Fischerei waren ihre hauptsächlichsten Nahrungszweige; doch, wie man überhaupt hier die gröfste Aehnlichkeit zwischen den alten Germanen und Schweden findet, so wurde auch von den letztern, wie bei den erstern, Ackerbau getrieben. Brot und Bier werden frühzeitig genannt, auch die Zubereitung von Butter und Käse war bekannt. Pferdefleisch war eine beliebte Speise. Die Handarbeit des Mannes war Zimmer- und Schmiedearbeit. Die festen Gebäude waren von Holz, oft überstrichen mit Theer und bedeckt mit Baumrinden. In den Wohnhäusern waren gewöhnlich an der Süd- und Nordseite 2 Bankreihen, in der Mitte mit einem Hochsitz für den Hausbonden und den vornehmsten Gast. Diese waren von den übrigen Bänken durch Pfeiler geschieden, die, wie die Römischen Penaten, für heilig gehalten wurden. Was das öffentliche Leben der Schweden anbetrifft, so war es zunächst der Handel, der sie beschäftigte, und mehr ein See- als Landhandel war, sodann der Krieg. In den Kriegen, die nicht einzelne Familien, sondern ganze Stämme mit einander führten, war der Hauptmann der vornehmsten Familie das Haupt des ganzen Stammes, der sich anfangs Drost, später König nannte. Eine eigene Art von Kriegswesen waren die bekannten Wikingerzüge, eigentliche Raubzüge, welche die Söhne der Bonden zu Schiffe unternahmen, und denen erst das Christenthum ein Ende machte. Nachdem der Vf. zu Ende dieses Kapitels von der physischen Beschaffenheit, dem moralischen Charakter und der Gefühls- und Geistesbildung der alten Nordbewohner, wohin zumal ihr Sinn für Dichtkunst, Musik und Gesang gehört, so wie die Kenntnifs der Runenschrift, in welchen Stücken wir überall die gröfste Aehnlichkeit mit den alten Germanen wahrnehmen, gesprochen hat, geht er zu dem wichtigen und interessanten 5ten Kapitel (S. 74 — 138) über, in welchem er das *religiöse Leben der alten Schweden* schildert. Der Vf. will hier eben so wenig eine nordische Mythographie als Mythologie geben, sondern nur das, was aus dem mythischen System in den Volksglauben übergegangen war zu der Zeit, als das Christenthum sich dem Lande näherte, und wie sich dieser Glaube in gottesdienstlichen Handlungen und dem alltäglichen Leben zeigte. Zu dem Volksglauben scheint die Frage über das Nichts und wie alles aus Nichts geworden, nicht gehört zu haben, wohl aber die Vorstellung von den verschiedenen nach einander sich entwickelnden Götterwelten. Die Anzahl der Welten ist neun. Unter diesen Welten sind die einander besonders entgegengesetzten Muspelheim und Niflheim, jene ist die älteste, liegt im Süden und ihr König und Schutzherr ist Surtur. Aufser diesem, der an Macht erhabener ist, als alle übrigen Götterwesen, werden hin und wieder Göttermächte erwähnt, die höher als die gewöhnlichen und verschieden von diesen sind. Niflheim, in Norden gelegen, ist die Welt der Finsternifs und Kälte, wie der Aufenthalt des Grausens und der Ungeheuer. Seine Königin ist Hel. Unter die obern Welten, und die in Muspelheims Nachbarschaft liegen, gehören Alfheim, Godheim und Wanaheim, das erste die Wohnung der Lichtalfen, das letztere der Wanen, von deren Geschlecht, seit sie sich mit den Asen vereinigten, Niord, sein Sohn Freyr und seine Tochter Freya waren; der Charakter der Wanen besteht in aufserordentlicher Weisheit. Zwischen Muspelheim und Niflheim war ein ungeheurer Schlund, Ginungagap, auf welchen beide einen wichtigen Einflufs hatten. Niflheim's giftführende Flüsse strömten in denselben, wo sie zuletzt vor Frost erstarrten und ein Eislager sich aufs andere häufte. Die nördliche Seite war besonders mit Eis und

und Schneegestöber angefüllt, die südliche dagegen leuchtete von Feuerfunken, welche von Muspelheim dahin flogen. Als die Hitze der Kälte begegnete, so dafs sie zusammenschmolzen und tropften, erhielten die Tropfen Leben *durch dessen Kraft, der die Hitze aussandte* und es ward daraus eine Mannsgestalt, welche den Namen Ymer empfing, auch Oergemler (der Uralte) genannt. Aus ihm wurde die Erde und ihre Umgebung geschaffen. Ein ihm analoges weibliches Wesen ist Oedhumbla, die denselben Ursprung, wie er, hatte, und die ihn mit ihrer Milch nährte. Sie ist aufserdem Oden's Urmutter. Aus Ymer's Geschlecht stammen die Rimthussen, die, wie er selbst, böse waren. Ihnen waren entgegengesetzt Oden, Vile und Ve, die ersten Asen. Von ihnen ward Ymer getödtet und in seinem Blute ertranken alle seine Nachkommen, einer ausgenommen, der Stammvater der spätern Riesen (Jätten). Aus Ymer's Leib gestalteten sie die Welt. Die Asen waren, wenigstens ursprünglich, mächtig und grofs, reich und glücklich. Sie bewohnen den Himmel und dieser als der Asengötter Wohnung scheint *Asgård* oder *Godheim* genannt worden zu seyn. Den *Asen entgegengesetzt* sind die *Jätten*; sie sind reich, klug, stark und mächtig, doch auch böse und feindlich gegen Götter und Menschen. Von Ansehn waren sie Ungeheuer, doch finden sich unter ihnen auch schöne Weiber. Drei Jättenmädchen kamen zu den Asen und machten ihrer Unabhängigkeit und Freude ein Ende. Sie sind mächtig und vielwissend, bestimmen das Schicksal aller Dinge und ihr Urtheilsspruch gilt auch für Götter. Ihre Namen Urd, Werdandi und Skuld zeigen nicht undeutlich auf die Vorstellungen von der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeit hin. Die Nornen waren die mächtigsten Jätten, welche der eingeschränkten Asagötter Macht theilten. Zwischen Asen und Jätten fielen beständige Kämpfe vor, in welchen die Wanen und Alfen mit den Asen in Verbindung standen. Unter den Asen ist der mächtigste Odin, der übrigen Vater und Herr, Schöpfer der Erde und aller ihrer Wesen und der Menschen Wohlthäter. Upsala ist einer seiner Hauptörter. Odin zunächst standen Thor und Freyr. Der erste war Odins stärkster Sohn, die Jätten bekämpfte er mit seinem Hammer, die Schläge, welche er damit auf sie that, waren der Donner. Der nächste nach ihnen scheint Njord gewesen zu seyn; er war namentlich der Gott des Windes, des Wassers und Feuers. Beliebte Götterwesen waren ferner Balder, Loke und Heimdall. Unter den Asynien, den Weibern der Asen, nimmt Frigg, Odins Gattin und Mutter der Asen, den ersten Platz ein; am meisten verehrt war indefs Freya, Frey's Schwester und Njord's Tochter. Zu den untergeordneten Asynien gehören auch die Walkyrien, als Schlachtengöttinnen und Odins Jungfrauen. Auf die Menschen achten die Asen, die sie geschaffen haben, ganz besonders, von ihnen geht auch die Vergeltung nach dem Tode aus, indem die Guten und Tapfern zu Odin, Thor und Freya aufgenommen, die Schlechten und Feigen zur Hel hinabgestofsen werden. Aufser den Asen wurde eine Menge untergeordneter Wesen verehrt, namentlich die Zwerge und Alfen und als wirkliche Gottheiten die Nornen und Disen. Die Wätten waren Schutzgottheiten einzelner Landstriche, die Fylgrier Schutzasen der Personen. Für die gottesdienstliche Verehrung der Götter finden sich, so weit die historische Kunde reicht, schon ordentlich eingerichtete Tempel, entweder eigentliche Volks- und Nationaltempel oder auch Gebäude der einzelnen Bonden bei ihren Höfen. In die Tempel durften keine Waffen gebracht, in ihnen kein Mord und keine Gewaltthat begangen werden. Des Tempels wichtigstes Zubehör war der Altar, auf ihm befand sich der heilige Ring, gewöhnlich von Silber, bei welchem die öffentlichen Eide geleistet wurden, ferner die Blutschaale und in dieser ein Blutquast, womit das Blut des Opferthiers ausgesprengt wurde. In den Tempeln waren die Abbildungen der Götter, in menschlicher Gestalt und Gröfse, mit Kleidern, Gold und Silber geschmückt. Der im Tempel geübte Gottesdienst bestand hauptsächlich in Opfern. Mit dem Blute des im Tempel geschlachteten Opferthiers wurden der Altar, der Göttersitz, die äufsern und innern Wände des Tempels, ja selbst die Opfernden vermittelst des Blutquast bestrichen oder besprengt; das Fleisch verzehrte man bei einer Mahlzeit, die mit jedem Opfer verbunden war. Das Kochen geschah im Tempel selbst. Zu Opferthieren wurden gewöhnlich Ochsen, doch auch Kühe und Pferde gebraucht, die Opfer selbst betrachtete man als Gaben an die Götter. Für die allgemeinen Landesopfer waren gewisse Jahreszeiten bestimmt. Das *Weihnachtsfest*, das älteste vielleicht, wurde allgemein und stets im Winter gefeiert, es war das wichtigste und übertraf alle andere an Festlichkeiten und Lustbarkeiten. Ob es eine astronomisch-physische Bedeutung hatte, ist ungewifs. Privatopfer konnte ein jeder selbst verrichten, für die allgemeinen Opfer werden besondere Priester erwähnt, die übrigens in keiner Hinsicht eine besondere Klasse unter ihren Landsleuten bildeten, obwohl sie in Ansehn standen und, namentlich auf Island, eine Art Richter waren. Zu den allgemeinen Opfern gab das Volk eine gemeinsame Steuer. — In dem alltäglichen Leben waren schon die ersten Handlungen, die nach der Geburt eines Kindes vorgenommen wurden, in gewissem Maafse heilige, wie die Wasserbegiefsung und die derselben vorhergehende Kniebeugung. Bei dem Erbmahle, das nach dem Ableben jedes ansässigen Mannes oder Weibes gefeiert wurde, gedachte man der Götter und der Verstorbenen und trank auf beider Wohl. *Der Glaube an das Schicksal* war in Schweden, wie in Griechenland, allgemein und tief eingreifend ins Leben. Durch Opfer, Vögel, Looswerfung, Gesichte und Träume hielt man es für möglich das Schicksal zu erforschen. Ferner glaubte man auch, dafs es böse Mächte gäbe, dafs diese Theil nähmen an den menschlichen Angelegenheiten, dafs

dafs man sich diese verbinden und durch dieselben alles, was man wünsche, bewirken könne. Die Wirkungen der Magie waren aufser allem Zweifel und den vorzüglichsten Dienst leisteten dabei die Runen. Verschiedene Sachen, zumal die, welche genossen wurden, versah man mit einem *Zeichen*, zuweilen dem Kreuz zur Erinnerung an Thor und seinen Hammer. Von Ordalien finden sich Spuren und das Duell und alle Arten Kämpfe standen unter Obhut der Götter. Wasser und Feuer hatten für den Nordbewohner eine heilige Bedeutung, Feuer mufste sich im Tempel finden, beim Hausfeuer wurde das Eheband geschlossen, Feuer wurde an den Grenzen eines neu eingenommenen Landes herumgetragen. Auch die Hochsitzsäulen im Hause waren heilig, sie trugen die Götterbilder und wenn der Hausvater sich eine andere Wohnung suchte, nahm er seine Hochsitzsäulen mit sich. Einen religiösen Charakter hatten ferner die Ehe und die Blutbrüderschaft. Der Austritt aus dem Leben war heilig, denn man begab sich zu den Göttern. Die Bestattung der Todten geschah durch Begräbnifs, bei berühmten Personen durch Beisetzung in einen Hügel: eine Grabkammer wurde um den Sarg gebaut, der Todte war gerüstet mit seinen Waffen und mit Nahrung, Kleidern, Schätzen und Kostbarkeiten versehen, theils für die Reise zu den Göttern, theils, damit seine Lage in Walhall desto glänzender und sorgloser seyn möchte; auch Ehrenreden wurden über die Todten gehalten und Denksteine auf den Hügeln errichtet. Auf dieses reichhaltige und interessante Kapitel läfst der Vf. im 6ten Kapitel *eine kritische Beleuchtung der frühesten Geschichte Schwedens* folgen (S. 138—160). Das Resultat der Untersuchungen, welche der Vf. hier anstellt, indem er die Angaben der einzelnen Sagen und alten Schriftsteller kritisch beleuchtet, ist, dafs Olof Skötkonung und die nächsten Personen vor ihm einen historischen Halt haben und erst mit ihnen die Schwedische Königsgeschichte (um diese handelt es sich nur) ihren Anfang erhält, dafs vor ihnen sich allerdings Häupter eines uralten Stammes finden, welche mit den ältesten, welche in Schweden genannt werden, vielleicht zusammenhängen und auch auf gewisse Weise mit den Dänischen und Schwedischen verbunden sind, aber schwerlich einen Zweig von diesen ausmachen. Unter irgend einem dieser fast unbekannten Könige geschah es, dafs Ansgarius nebst andern Christl. Lehrern zum ersten Mal nach Schweden kam. Und somit geht der Vf. zum 2ten Abschnitt seiner Schrift über: „*Ansgarius und das erste Christenthum in Schweden*" überschrieben. Das erste Kapitel (S. 161—179) beschreibt die *Quellen und Bearbeitungen* derselben. Aufser den Diplomen aus Carls des Gr. und seiner nächsten Nachfolger Zeit (gesammelt in dem von *J. G. Liljegren* herausgegebenen *Diplomatarium Suecanum*, Vol. I, Holmiae 1829), der Biographie des ersten Bremischen Bischofs Willehad, von Ansgarius verfafst, u. a. meist unsicheren Quellen, bleibt für die Geschichte des Ansgar seine von Rimbert verfafste Lebensbeschreibung doch immer die Hauptquelle, und nächt dieser Adam's von Bremen *historia Hamburgensis ecclesiae*. Von Bearbeitungen der Geschichte des Ansgarius zählt der Vf. insonderheit die auf, welche von Schweden verfafst wurden und welche zum Hauptzweck hatten, die Geschichte über Ansgarius Aufenthalt in Schweden zu geben; schliefslich erwähnt er jedoch noch Kruse's Monographie über Ansgar und Krummacher's St. Ansgar. Im 2ten Kapitel beschreibt nun der Vf. *Ansgarius Leben und Wirksamkeit* (S. 179—222). Es würde überflüssig seyn, aus diesem Kapitel weitere Auszüge zu geben, da hier mehr das Bekannte in gedrängter Kürze, aber übersichtlich und mit Klarheit mitgetheilt wird. Doch können wir uns nicht enthalten, zum Schlusse den Anfang der Charakteristik, welche der Vf. über Ansgar gibt, noch mitzutheilen, zugleich als Probe der lebendigen Darstellungsweise des Vfs.: „Ansgars Leben war mehr das Leben eines Heiligen gewesen, als eines grofsen Geistes, mehr das eines Untergebenen, welcher sich von seiner Zeit und Umgebung binden läfst und welcher so gebunden gleichwohl das Schönste und Beste darstellt, was seine Zeit besitzt, als das eines Mannes, welcher alle Zeit überspringt, mit elektrischem Feuer ein neues Licht anzündet und mit elektrischer Kraft neuen Welten ihren Ursprung verleiht. Durch ihn empfing das Christenthum im Norden seinen Ursprung. Aber dies geschah nicht dadurch, dafs Ansgarius auf eine durchaus eigenthümliche Weise eine eigenthümliche Kraft entwickelte, sondern dadurch, dafs er mit einem reinen Ernste und unauslöschlichen Eifer im Geiste der Zeit handelte, von welcher er gezeugt war. Eine warme und brennende Gottesfurcht, in den Formen dargestellt, welche die Römische Kirche vorschrieb, aber deshalb nicht weniger lebendig und wahr, ist der hervorstechende Zug in seinem Leben. Christus und Christi Heilige erfüllten seine Seele. Zu diesen wandte sich sein Vertrauen, während er wachte und diese öffneten ihm seine Augen, während sie sich im Schlafe schlossen. Vom Vertrauen auf sie ging auch seine ganze Wirksamkeit aus u. s. w." Ueber den Titel dieser werthvollen Schrift wollen wir mit dem Vf. nicht rechten. Allerdings enthält sie ebenso viel und noch mehr, was der Kirchengeschichte nicht angehört, als was in ihr Gebiet einschlägt, aber gerade dieses ist zum Theil so neu, instructiv und interessant, dafs es von Profan- und Kirchenhistorikern mit gleichem Interesse gelesen werden wird. Die Uebersetzung ist im Ganzen fliefsend, nur hie und da und hauptsächlich in der ersten Hälfte finden sich bedeutendere Härten und Unebenheiten. Die äufsere Ausstattung ist lobenswerth.

G. K.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Die Lehre von der Mora.* Dargestellt nach Grundsätzen des römischen Rechts, von Dr. *Carl Otto von Madai*, aufserordentlichem Professor der Rechte zu Halle (jetzt ord. Prof. d. R. zu Dorpat). 1837. XXXII u. 518 S. in 8. (2 Rthlr.)

In der Vorrede dieses Werkes, welches wir mit vielem Vergnügen gelesen und dem wir mannigfache Belehrung verdanken, äufsert sich der bescheidene Vf. folgender Maafsen:

„Schriftsteller über einen, bisher mehr oder minder vernachlässigten Zweig der Literatur haben freilich den Vortheil, ihre Arbeit allgemeiner berücksichtigt zu sehen. Ja sie dürfen selbst bei geringerem Werth derselben sich der Hoffnung hingeben, der Wissenschaft einen Dienst geleistet zu haben. Allein nicht minder grofs sind die Nachtheile, die ihnen drohen. Je wichtiger der Gegenstand, desto sicherer ist zu vermuthen, dafs wohl mancher Tüchtigere an eine Bearbeitung derselben gedacht, aber das Maafs der eignen Kraft der Schwierigkeit des Unternehmens gegenüber, aufrichtiger würdigend, bescheidener zurückgeblieben sey. So geräth, wer mit seiner Arbeit hervorzutreten wagt, gegen sich selbst, wie gegen das Publikum in Verdacht, dafs er minder aufrichtig mit sich selbst, die eigene Kraft wohl überschätzt habe. — Wenn trotz dem der Vf. der vorliegenden Schrift es wagt, seine Arbeit der gelehrten Welt mitzutheilen, so geschieht dies .... allein in der Ueberzeugung, dafs zu der Bearbeitung selbst des schwierigsten Gegenstandes doch einmal der Anfang gemacht werden müsse, damit eine Basis für künftige tüchtigere Leistungen gewonnen werde. Aus der Kritik des Irrthums tritt die Wahrheit an das Licht. Nur also für einen *Versuch*, für eine *Vorarbeit* möchte der Vf. die vorliegende Schrift angesehen wissen. Er selbst kennt nur zu gut die mannigfachen Mängel derselben und verzichtet gern auf jedes andere Anerkenntnifs, als das eines ernsten wissenschaftlichen Strebens, die Wahrheit fördern zu helfen."

Weit mehr indessen, als der Vf. hiernach verspricht, hat er in vorliegender Monographie geleistet. Wir finden eine vollständige systematische Darstellung der auf dem Titel genannten Lehre und ein Eingehen auf die allermeisten hier in Betracht kommenden Fragen. Seine Ansicht begründet der Vf. stets sowohl durch Hinblick auf das Wesen der *mora* im Allgemeinen, als auch durch Berücksichtigung und gründliche Interpretation der Quellen. Auf Anderer Ansichten wird die vollständigste Rücksicht genommen und der Vf. giebt sowohl in der Vorrede eine allgemeine Geschichte der Literatur dieser Lehre, als auch bei jeder einzelnen wichtigern Controverse eine ausführliche Geschichte und Kritik der Ansichten Anderer. Manche Irrthümer in dieser Materie und vorhandene Streitigkeiten sind glücklich beseitigt (Rec. verweist z. B. auf den §. 42, wo von den Fällen die Rede ist, in denen eine *mora* des Gläubigers, ohne vorgängige Oblation, nach Analogie der *mora ex re* des Schuldners eintritt; ferner auf den §. 45 u. 46, wo das Wesen der *perpetuatio obligationis* weit richtiger, als bisher erörtert wird), wenngleich viele wichtige Controversen auch durch diese Schrift ihre Erledigung immer noch nicht gefunden haben möchten, wie z. B. die berühmte Streitfrage über die Regel: „*dies interpellat pro homine.*" Dem Praktiker wird dies Werk übrigens besonders willkommen seyn, da der Standpunkt unseres Vfs. hauptsächlich der praktische ist, und nicht leicht dürfte ein in diese Materie einschlagender Fall vorkommen, für welchen der Praktiker sich nicht hier Rath holen könnte. Aber auch für weitere gelehrte Forschungen kann dies Werk zur Grundlage dienen; nur Einzelnes wird weiter auszuführen und zu berichtigen seyn. Im Allgemeinen hat uns der Abschnitt über die Begründung der *mora* (§. 4—42.) weit mehr befriedigt, als der über deren Wirkungen (§. 43 bis 64). Zwar können wir es nur billigen, wenn der Vf. keine gemeinschaftliche Wirkungen der *mora* des Gläubigers und der des Schuldners nennt, da sich in der That weiter nichts Allgemeines finden läfst, als dafs beide Gattungen der *mora* dem Säumigen nachtheilig sind. Dagegen hätten wir aber gewünscht, einmal, dafs die Wirkungen der *mora* dadurch besser hervorgehoben worden wären, dafs der Vf. ausgeführt hätte, was ohne eintretende *mora* Rechtens ist. Dann hätte der hier so sehr wichtige Unterschied zwischen *stricti iuris*, *bonae fidei* und *arbitrariae actiones* mehr beachtet werden müssen. Es hätte aus den Formeln dieser verschiedenen Klagen erklärt werden können und müssen, warum die Wirkungen der *mora* bei diesen Klaggattungen verschieden sind. Es durfte ferner die (übrigens wahrscheinlich zu verneinende) Frage nicht unbeachtet bleiben: ob der Um-

Umstand, dafs ein Kläger Ansprüche wegen *mora* macht, Einflufs auf die Formel hatte? und im Fall der Verneinung dieser Frage: wie es sich aus der Formel erklärt, dafs der *iudex* bei eintretender *mora* andere Rücksichten nehmen durfte, als sonst? Ueberhaupt hätten wir etwas mehr Berücksichtigung des ältern römischen Rechtes gewünscht. Der Vf. hätte sich bei der Interpretation vieler Stellen aus den Pandekten und älterer Stellen aus dem Codex mehr das Recht vergegenwärtigen müssen, welches zur Zeit der Entstehung dieser Stellen galt. —

Der Gebrauch des Werkes ist durch ein äufserst vollständiges Inhaltsverzeichnifs, so wie ein Verzeichnifs der erklärten Stellen sehr erleichtert. Die Ordnung ist die gewöhnliche: Cap. I. Begriff, Wesen und Arten der *mora* (S. 1—26), Cap. II. von der Begründung der *mora* (S. 27—268), Cap. III. Wirkungen der *mora* (S. 269—473), Cap. IV. von der *Purgatio morae* (S. 474—514).

Im Einzelnen erlauben wir uns folgende Bemerkungen:

Im §. 2 definirt der Vf. die *mora* als *die eine culpa enthaltende Säumnifs bei Erfüllung einer obligatorischen Verbindlichkeit* (S. 14). Indessen dürfte diese Definition bei der *mora* des Gläubigers ganz unpassend seyn, da sich nicht behaupten läfst, dafs auf Seiten des Gläubigers eine „obligatorische Verbindlichkeit" vorhanden sey, die Zahlung anzunehmen. Der Gläubiger als solcher ist nur berechtigt, nicht verpflichtet. Zwar treffen den Gläubiger, welcher eine ihm gehörig angebotene Zahlung nicht annimmt, Nachtheile. Aber es kommt auch sonst sehr häufig *in iure* vor, dafs die Unterlassung einer gewissen Handlung Nachtheile zur Folge hat, ohne dafs man sagen kann, es existire eine Verbindlichkeit zur Vornahme der fraglichen Handlung. Wer z. B. seine Klage binnen der Verjährungszeit nicht anstellt, verliert die Klage; wer aber möchte darum sagen, dafs er zur Anstellung der Klage verpflichtet war? — aber selbst rücksichtlich der *mora* des Schuldners glauben wir, dafs es besser sey zu sagen, sie sey die *nicht entschuldbare* Säumnifs bei Erfüllung einer obligatorischen Verbindlichkeit. Wer die Vortheile aus der *mora* seines Schuldners in Anspruch nehmen will, hat nur die äufsern Bedingungen der *mora* nachzuweisen und es ist sodann Sache des Schuldners, Entschuldigungsgründe anzuführen und zu beweisen. Des Vfs. Definition verführt leicht zu dem Irrthum, dafs derjenige, welcher Vortheile aus des Gegners *mora* in Anspruch nimmt, zugleich die *culpa* des Gegners beweisen müsse. — Hier wo der Vf. den Begriff der *mora* entwickelt, hätten wir die von demselben übergangene Untersuchung gewünscht, welche Stelle der Lehre von der *mora* im Rechtssysteme zukommt. Es verdient besonders Beachtung, dafs diese Lehre nicht ausschliefslich dem Obligationenrechte angehört. Auch rücksichtlich desjenigen, was bei *in rem actiones* der Verklagte zu leisten, der Kläger zu fordern hat, ist *mora* möglich und wird auch hier in den Quellen genannt (l. 15. §. 3. l. 17. §. 1. *de rei vind.*) und es dürfte die Lehre von der *mora* daher am besten in der Lehre von den *actiones* dargestellt werden. Freilich haben die meisten unserer Rechtssysteme keinen genügenden Abschnitt für diese Lehre, sondern behandeln sie nur kurz im allgemeinen, und zerrissen im speciellen Theile. Allein gewifs würde es auch eine der wesentlichsten Verbesserungen dieser Systeme seyn, wenn man sich daran gewöhnte, den *actiones* und den damit im Zusammenhang stehenden *exceptiones* eine eben so selbstständige Stelle einzuräumen, als andern vielleicht minder wichtigen Lehren. Was durch eine zusammenhängende Darstellung der *in rem actiones* gewonnen werden könnte, hat *Duroi* (Arch. f. civ. Praxis Bd. 6. S. 252 u. 386) ahnden lassen. Wie sehr die Lehre von den einzelnen *exceptiones*, denen in den Pandekten so viele ausführliche Titel gewidmet sind, in unsern Compendien im Argen liegt, ist bekannt. — Die Lehre von der Begründung der *mora* durch Interpellation (S. 27—85) ist so vollständig und richtig dargestellt, dafs wir diesen Theil für den gelungensten des vorliegenden Werkes halten. Es folgt sodann (S. 86—149) die Erörterung der Controvers über die Richtigkeit der Regel „*dies interpellat pro homine*," wo der Vf. eine äufserst ausführliche Geschichte der Streitfrage giebt. Er entscheidet sich für die Regel. Indessen glaubt Rec., ohne an dieser Stelle sich für die eine oder andere Ansicht entscheiden zu wollen, dafs die für die Regel hier angeführten Gründe äufserst unzulänglich sind. Der Vf. beruft sich nämlich im Allgemeinen darauf *dafs der Zweck der Interpellation bei unbetagten Forderungen der sey, die unbetagte Forderung in eine betagte zu verwandeln und dafs daher die Interpellation überflüssig erscheine, wo die Forderung von vorn herein betagt sey.* Wäre gedachter Zweck in den Quellen ausgesprochen, so liefse sich gegen des Vfs. Ansicht nichts erinnern. Bedenklich scheint es aber, den Rechtsnormen, welche in den Quellen ohne Hinzufügung eines bestimmten Grundes oder Zweckes ausgesprochen sind, einen bestimmten Zweck beliebig unterzulegen und danach dieselben weiter auszudehnen. Gegen den vom Vf. angenommenen Zweck läfst sich überdies auch noch erinnern, dafs eine *betagte* Obligation, die doch sonst nur durch Verabredung der Parteien begründet werden kann, durch eine einseitige Handlung, durch die Interpellation, begründet werden soll. Dagegen lassen sich der Argumentation des Vfs. andere näher liegende Argumentationen, welche jedoch zu ganz andern Resultaten führen, entgegensetzen. Rec. will sich nicht auf die von v. Schröter geltend gemachte Regel „*diei adiectio pro reo est*" beziehen. Sollte sich aber nicht mit vielem Schein behaupten lassen „*dafs der Zweck der Interpellation der sey, dafs bewirkt werde, dafs Jemand, welcher zum Empfang der Zahlung befugt ist*, sich bereit darstellt

stellt, die Zahlung in Empfang zu nehmen." Dafür spricht die Analogie der mora des Gläubigers, welche dadurch regelmäfsig herbeigeführt wird, dafs der Schuldner bereit ist, die Zahlung zu leisten. Es spricht dafür ferner die Billigkeit. Man kann dem Schuldner nicht zumuthen, dafs er, wenn die Erfüllungszeit gekommen ist, den Gläubiger aufsuche, um zu zahlen, vielmehr kann man ihm billiger Weise nur dann den Vorwurf einer ungebührlichen Zögerung machen, wenn der Gläubiger oder ein sonst zum Empfang der Zahlung Berechtigter, sich zum Empfang derselben bereit darstellt. In der Lehre aber von der Entstehung der *mora* sind wir durch die Quellen selbst (cf. l. 91. §. 4 de V. O. und l. 32. pr. *de usuris*) autorisirt, auf Billigkeit die vorzüglichste Rücksicht zu nehmen. Aufserdem kommt aber in Betracht, dafs die Quellen dem Schuldner nirgends die Pflicht auflegen, den Gläubiger Behuf Leistung der Zahlung aufzusuchen, sondern nur dem Gläubiger das Recht ertheilen, dem Schuldner die Zahlung an jedem nicht unangemessenen Orte abzufordern, weshalb man, wie es scheint, dem Schuldner keinen Vorwurf wegen Versäumnifs machen kann, so lange der Gläubiger sich dieses Rechtes nicht bedient hat. Ist aber dies der Zweck der Mahnung, so ist sie bei der *obligatio ex die* nicht minder nothwendig als bei der *pura obligatio* und höchstens dann würde man ohne Anmahnung eine *mora* des Schuldners annehmen können, wenn *Zeit und Ort* der Zahlung zugleich verabredet worden ist und der Schuldner sich zur festgesetzten *Zeit* am bestimmten Orte nicht einfindet*). So viel sieht man übrigens jedenfalls, dafs gegen die Regel „*dies interpellat*" eben so plausible Argumente möglich sind, als für dieselbe. Auf die einzelnen Quellenzeugnisse legt der Vf. selbst kein Gewicht und mir scheint v. Schröters Ausführung in dieser Rücksicht soviel mindestens als Resultat herauszustellen, dafs durch die Quellenzeugnisse sich für die Richtigkeit der fraglichen Regel nicht mehr beweisen läfst, als gegen dieselbe. — Insbesondere ist die die *lex commissoria* betreffende l. 4. §. 3. *de lege commiss.* nicht beweisend. Die *lex commissoria* besteht nach l. 4. pr. eod. in der Verabredung „*ut, nisi intra certum diem pretium sit exsolutum*, (*fundus*) *inemptus fieret.*" Es sind also deren Folgen überall nicht an *mora* geknüpft, sondern einfach an den Thatumstand, dafs nicht am festgesetzten Tage bezahlt worden sey. — Der Vf. stützt sich ferner darauf, dafs wenn der *debitor* in Folge seiner *mora*, zum Ersatz der untergegangenen Sache verpflichtet ist, die Ermittelung der *aestimatio* sich ganz allgemein nach dem Augenblicke des Anfangspunktes der *mora* richte. Es richte sich aber bei festgesetztem *dies solutionis* die *aestimatio* unveränderlich nach diesem, mithin sey der *certus dies solutionis* der Anfangspunkt der *mora*. Darauf erwiedern wir nur, dafs, wie wir weiter unten zeigen werden, hierin eine *petitio principii* liegt. Bei den *stricti iuris actiones* kommt es, abgesehen von einem festgesetzten *dies solutionis*, nur auf die Zeit der Litiscontestation an, nicht auf den Anfangspunkt der *mora*. — Die vom Vf. weiter angeführte l. 33. de V. O. beweist nur, dafs vor Eintritt des *dies* eine *mora* nicht möglich ist, nicht auch, dafs sie mit dem *dies* unmittelbar eintritt. — Die Beziehung auf die griechische Jurisprudenz dürfte von keiner grofsen Bedeutung seyn. — Der Vf. meint auch das Verwerfen der Regel führe zur gröfsten Unbilligkeit. „Gesetzt," sagt er, „ich gebe einem Handlungshause in Amerika ein Darlehn, mit der bestimmten Erklärung, dasselbe am ersten Januar an einen dortigen Stellvertreter zurückzuzahlen, so müfste ich gleichwohl nach Ablauf des 1sten Januar besonders mahnen. Aber wie, wenn der Mahnbrief auf der langen Reise verloren geht und ich *bona fide* die Mahnung nicht wiederhole? Hier würde ich allen Anspruch auf Verzugszinsen verlieren u. s. w." Allein dieser Fall beweist nichts. Der Stellvertreter ist zur Empfangnahme der Zahlung berechtigt, mithin auch befugt, den Schuldner durch Anmahnung in *mora* zu versetzen. Für diesen Fall ist durch l. 24. §. 2. de usur. gesorgt:

„Ja diese Unbilligkeit wird noch gröfser," fährt der Vf. fort, „wenn wir die übrigen Folgen der *mora*, namentlich die dadurch eintretende Verpflichtung, fortan das *periculum rei* zu tragen, berücksichtigen. Habe ich z. B. Jemanden mein Pferd zu einer Reise mit der ausdrücklichen Erklärung geliehen, er solle an einem bestimmten Tage mir es wieder bringen, und dieser Termin verstreicht, so würde hier der Schuldner nach der Regel „*dies interpellat*" fortan das *periculum* tragen. Verwerfen wir indefs die Regel, so wäre eine Mahnung erforderlich, da der Eigenthümer den zeitigen Aufenthaltsort des Schuldners nicht kennt u. s. w." Allein auch dies Beispiel trifft nicht. Wer eine geliehene Sache über die Zeit für die sie ihm geliehen ist, behält, wird in der Regel ein *furtum usus* begehen und schon deshalb für Zufall haften. Jedenfalls würde aber der *commodans* in der Bestimmung der l. 23. §. 1. *de usuris* (*aliquando etiam in re moram esse decerni solet, si forte non extat, qui conveniatur*) Hülfe finden. — In der Lehre von den Wirkungen der *mora* des Schuldners (S. 273 bis 411) ist als Hauptwirkung die *perpetuatio obligationis* genannt und deren Wesen richtig dahin entwickelt, dafs fortan der Schuldner durch zufällige Unmöglichkeit der Erfüllung der Verbindlichkeit nicht frei werde. Bei dieser Gelegenheit sucht der Vf.

*) Durch diese Modification räumt Rec. indessen die Richtigkeit der Regel: *dies interpellat pro homine*, *als Regel* ein. Bei Geldschulden versteht es sich regelmäfsig gewifs von selbst, dafs der Gläubiger die Zusendung erwarten dürfe, und nicht nöthig habe das Geld zur bestimmten Zeit holen zu lassen. Ob nun, wenn ein fixer Zahlungstermin verabredet ist, ausdrücklich hinzugefügt wird, wohin geleistet werden soll, oder nicht, ist doch wohl für das Wesen des Rechtsverhältnisses sehr gleichgültig.

Die Red.

Vf. für die Frage, wer bei Obligationen das *periculum* trage, allgemeine Principien aufzustellen. Die Beantwortung *der* Frage ist gewifs leicht, welchen Einflufs die zufällige Unmöglichkeit der Erfüllung auf die Verbindlichkeiten habe und nur rücksichtlich der Frage ist die gröfste Schwierigkeit vorhanden, ob der durch zufällige Unmöglichkeit der Erfüllung frei gewordene Schuldner die Gegenleistung fordern oder resp. behalten könne. Diese Frage scheint uns hier sehr ungenügend behandelt, doch wollen wir unsere Meinung bei einer andern Gelegenheit aussprechen. — Die Frage, ob der säumige Schuldner frei werde durch den Beweis, dafs die Sache auch bei dem Gläubiger durch denselben Zufall vernichtet worden wäre, beantwortet der Vf. verneinend. Doch scheint es uns, dafs rücksichtlich der *arbitrariae actiones* mindestens die entgegengesetzte Ansicht in l. 15. §. 3. *de rei vind.* (welche ausdrücklich von den Folgen der *mora* spricht) eine Unterstützung findet.— Die schwierige Lehre von der Zeit der *aestimatio* (§. 47) hat uns nicht befriedigt. Der Vf. hätte beachten müssen, dafs in frühern Zeiten, wo jede *condemnatio* auf Geld ging, in jedem Processe, dessen *intentio* nicht auf eine Geldschuld gerichtet war, eine *aestimatio* nöthig wurde, mochte die Sache untergegangen, oder verschlechtert seyn, oder nicht, mochte eine *mora* vorhanden seyn, oder nicht. Er hätte daher, um eine sichere Basis zu gewinnen, untersuchen müssen, was rücksichtlich des Zeitpunktes der *aestimatio* abgesehen von der *mora* gilt. Hier wäre auch die Rücksicht auf die Formeln von grofser Bedeutung gewesen. Dafs bei *stricti iuris iudiciis* regelmäfsig auf den Zeitpunkt der *litis contestatio* gesehen wird, ist lediglich eine Folge der strengen Interpretation der Worte der Formel. Der Zeitpunkt der Erlassung der Formel und der der Litiscontestation sind identisch. Da nun die Formel in *der gegenwärtigen Zeit* spricht (etwa *si paret Numerium Negidium Aulo Agerio hominem Stichum dare oportere*, *quanti is homo e s t*, *tantam pecuniam* etc.), so mufs der Zeitpunkt der *litis contestatio* für die *aestimatio* entscheidend seyn. Dafs bei den *bonae fidei actiones* andere Zeitpunkte berücksichtigt werden durften, ist wiederum Folge des Zusatzes *ex fide bona*. Wenn nun der *iudex* bei festgesetztem *dies solutionis* selbst bei *stricti iuris actiones* nicht auf den Zeitpunkt der *litis contestatio*, sondern auf den Zahltag zu sehen hatte, so wurde auch diese Pflicht sicher durch die Formel vermittelt, obgleich es dunkel ist, auf welche Weise.

Der Vf. nimmt bei den *stricti iuris actiones* an, dafs im Fall der *mora* sich der Zeitpunkt der *aestimatio* immer nach dem Anfangspunkte der *mora* richte. Indessen dürfte dies sehr zu bezweifeln seyn, vielmehr scheint die Regel, dafs es hier auf den Zeitpunkt der *litis contestatio* ankomme, nach den Quellen nur bei den Klagen gegen den Dieb und dann, wenn ein Zahltag festgesetzt ist, eine Ausnahme zu leiden. Die vom Vf. für seine Ansicht citirte l. 3. D. *de cond. trit.*, welche keine bestimmte Klage nennt, bezieht sich sicher nicht auf *stricti iuris actiones*, da sie zunächst auf das *condemnationis tempus* sieht und also ihrem Inhalte nach auf andere Klagen verweist (Conf. l. 4. *de cond. trit.* l. 3. §. 2. *commod.*). Sie dürfte daher dem Titel *de condictione trit.* nur ungeschickter Weise einverleibt seyn. Uebrigens läfst es sich denken, dafs der Gegenstand einer *stricti iuris obligatio* nach eingetretener *mora* des Schuldners untergeht, oder verschlechtert wird. Meiner Ansicht nach würde auch dann die *litis contestatio* den Zeitpunkt für die *aestimatio* geben. Die vom *iudex* zu lösende Frage würde aber dann seyn, *wie viel dieser Gegenstand, wenn er nicht untergegangen, oder verschlechtert worden wäre, zur Zeit der litis contestatio werth seyn würde.* —

Bei der Frage, inwiefern der säumige Schuldner Früchte zu restituiren hat (§.51. S.334ff.), nimmt der Vf. an, dafs bei einer *obligatio* auf ein *Zurückgeben* die Früchte *ex tempore morae* zu restituiren sind. Gewifs dürfte es richtiger seyn, diese Verbindlichkeit schon vom Augenblick des Vorhandenseyns der Hauptverbindlichkeit an anzunehmen. Aus l. 38. §. 2 u. 3 *de usuris* ergiebt sich z. B. dafs die *condictiones indebiti* und *causa dati causa non secuta* auf Früchte gehen ohne Rücksicht auf *mora*. So oft ferner ein Gesetz, ein Edikt, eine Klagformel Jemanden zum „*restituere*" verpflichtet, so oft hat der Verpflichtete seine Verbindlichkeit nicht anders erfüllt, als wenn er zugleich die Früchte restituirt (*Brissonius s. v. restituere*). Weit richtiger ist daher, was Mühlenbruch im Lehrbuch des Pandekten-Rechts §. 228. Nr. 3. lehrt. —

In der Lehre von den Folgen der *mora* des Gläubigers (S. 449 ff.) hätten diejenigen Stellen, nach denen die *mora* des Gläubigers eine Aufhebung der Verbindlichkeit des Schuldners zur Folge zu haben *scheint* (l. 105. D. de V. O. „... *existimabat*, *si per debitorem mora non esset*, *quo minus id*, *quod debebat*, *solveret*, *continuo eum debito liberari*." l. 9. *in fin. de soll.* „*vel per actorem steterit*, *quo minus accipiat*, *liberatur*.") eine genaue Würdigung verdient. —

Von dem vielen Guten was wir im vorliegenden Werke gefunden haben, wollen wir keine weitere Rechenschaft geben, und nur im Allgemeinen wiederholen wir hier noch, dafs wir dem Vf. die mannigfachste Belehrung verdanken.

S. Benfey.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1837.

JURISPRUDENZ.

Schwerin, b. Kürschner u. Berlin, in Comm. bei Plahn: *Schutzschriften* von *Theodor Ludwig Aug. Hobein*, Advokaten zu Schwerin, für des Hochverraths und der Demagogie, des Giftmords, Diebstahls, sträflichen Banquerouts und anderer Fälschungen Angeschuldigte, nebst beigefügten Urtheils-Sprüchen. Herausgegeben nach dem Tode des Verfassers. 1833. 418 S. gr. 8. (2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.)

Es fehlt nicht an Anweisungen zu Vertheidigungsschriften von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an bis auf die vortreffliche Schrift von *Mittermaier* in ihrer neusten Auflage. Weit weniger zahlreich sind Sammlungen von Vertheidigungsschriften, ja! unsere casuistische Literatur ist in dieser Beziehung eher dürftig ausgestattet. Die Darsteller von Criminalrechtsfällen, welche wir so zahlreich mitgetheilt finden, beschäftigen sich fast durchgängig nur *nebenbei* mit der Vertheidigung. Zeitschriften, welche sich mit der Praxis des Criminalrechts beschäftigen, besonders *Partikular*-Zeitschriften enthalten sehr selten Beiträge, welche in Schutzschriften bestehen. Nur *Hitzig's* Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege enthalten mehrere Beiträge dieser Art, nachdem der Herausgeber den lebhaften Wunsch ausgesprochen hatte, dafs ihm solche praktische Ausarbeiten zum Abdruck mitgetheilt werden möchten, und es ist zu erwarten, dafs die neue Folge dieser Zeitschrift von *Demme* und *Klunge* herausgegeben, namentlich *solchen* Beiträgen Raum gibt.

Hiernach ist die obige Schrift, indem sie zugleich billige Ansprüche befriedigt, eine angenehme Erscheinung.

Die *erste* Mittheilung ist eine „*Schutzschrift für den Inculpaten H., Kandidaten der Theologie, wegen Hochverraths und demagogischer Umtriebe.*" Ein junger *Mecklenburg*ischer Theologe war wegen Anschuldigung, ein Mitglied des „*Bundes der Jungen* *)" zu seyn, vor der *Preufsischen* Immediat-Justiz-Commission in eine polizeiliche Untersuchung verwickelt worden. Die Sache erwuchs hiernach an die *Mecklenburg-Schwerin*'sche Justizbehörde. So wurde die Vertheidigungsschrift veranlafst, die hier mitgetheilt wird. Der Vf. sendet eine, etwas zu weit ausholende, Einleitung voraus, sucht, darauf gestützt, darzuthun, dafs der Angeschuldigte als Mitglied jenes Bundes sich nicht des Verbrechens des Hochverraths, insbesondere nicht des beschuldigten Vergehens, „des Hochverraths gegen die bestehende Verfassung Deutschlands" schuldig gemacht habe und trägt darauf an, den Angeschuldigten gänzlich loszusprechen, oder ihm wenigstens, wenn er sich eines sonstigen Vergehens schuldig gemacht haben *sollte*, die noch fortdauernde Freiheitsbeschränkung nebst den Folgen dieser Maafsregel als Strafe anzurechnen. Im Anhang wird ein Rescript der Mecklenburgischen Justiz-Kanzlei zu *Schwerin* an das Untersuchungsgericht vom 27. Febr. 1826 mitgetheilt, worin ausgesprochen wird, dafs „diese Untersuchungssache zur Zeit für spruchreif nicht zu achten" sey, „indem es bis jetzt an der gehörigen Ausmittelung" des Thatbestandes ermangele: denn Gegenstand der Untersuchung, in so weit sie eine criminelle Tendenz habe, könne nur die Ausmittelung der Frage seyn, ob der zur Untersuchung gezogene geheime Bund eine die Verfassung und Sicherheit der einzelnen deutschen Staaten gefährdende Richtung gehabt, also, ob dessen Mitglieder sich des Verbrechens des Hochverraths wider den *mecklenburgischen Staat* schuldig gemacht hätten, da nach der deutschen Bundesakte die Glieder des Bundes kein gemeinschaftliches Oberhaupt hätten, also von einem Hochverrath wider den deutschen Bund als solchen keine Rede seyn könne.

Der weitere Verlauf der Sache wird nicht mitgetheilt. Die Justiz-Kanzlei verordnete für den Fall, dafs die anzustellende Untersuchung erhebliche Resultate liefere, die artikulirte Vernehmung des Angeschuldigten und die Gestattung eines Nachtrags zur Defension. Da kein solcher Nachtrag mitgetheilt ist, so ist zu vermuthen, dafs die Sache keine weitere Folge hatte.

Die *zweite* Mittheilung ist eine „*Schutzschrift für den Inculpaten, Thorschreiber M. z. H. wegen beschuldigter Vergiftung seiner Ehefrau.*" Der Angeschuldigte lebte mit seiner eifersüchtigen Gattin in einer mifsvergnügten Ehe. Als diese plötzlich starb, fiel

*) S. u. a. *Allg. Justiz-Cameral- und Polizei-Fama* Jahrgang 1830. Nr. 78—86. „Entscheidungsgründe in der wegen Hochverraths gegen G. C. K. in Stuttgart und Cons. geführten und durch Erkenntnifs des K. Würtembergischen Gerichtshofs in *Efslingen* vom 26. und 27. Mai 1825 entschiedenen Untersuchungssache" und Nr. 130—142. „Erkenntnifs des Königlich Preufsischen Oberlandesgerichts zu Breslau wider die zu Köpenick in Untersuchung gezogenen Mitglieder des hochverrätherischen Bundes der Jungen."

fiel der überlebende Gatte in den Verdacht, sie mit Gift getödtet zu haben und wurde deswegen in eine Untersuchung verwickelt. Das Gutachten der Aerzte sprach sich dahin aus, daſs der Tod Folge genossenen scharffressenden Gifts sey. Der Vertheidiger sucht darzuthun, daſs es an dem Thatbestand gebreche und namentlich nicht vollständig ermittelt sey, daſs genossenes Gift den Tod herbeigeführt habe, da das gerichtlich medicinische Verfahren nicht so vollständig ausgefallen wäre, um einen solchen Schluſs zu rechtfertigen und bittet, das Erachten einer medicinischen Facultät über die Section und das *visum repertum* einzuholen und den Inquisiten, weil überall kein vollständiger Beweis gegen ihn vorliege, von der Instanz loszusprechen.

Die *dritte* Mittheilung ist eine „*weitere Schutzschrift*" *für denselben Angeschuldigten*, worin sich der Vertheidiger besonders auch mit dem eingeholten Gutachten der medicinischen Fakultät zu R. (wohl Rostock), welches die Obduction für „höchst oberflächlich, so oberflächlich" erklärt, „daſs sie gar kein befriedigendes zu sicheren Schlüssen berechtigendes Resultat liefere," sich dahin aussprach, das Verfahren der Obducenten zeige deutlich, sie hätten gar nicht gewuſst, was zur medicinischen Ausmittelung einer muthmaſslichen Vergiftung erforderlich sey, und ihr Gutachten dahin abgab, „daſs auf Vergiftung mit Zuverlässigkeit nicht geschlossen werden könne, obwohl es wahrscheinlich sey, daſs die M. ein scharfes Gift genossen habe" und mit einer, unter Wiederausgrabung des Leichnams vorgenommenen wiederholten Obduction, aus deren Resultat die medicinische Fakultät zu R. den Schluſs zog, daſs man unzweideutige Spuren von Arsenik entdeckt, so, daſs nunmehr der objective Thatbestand der Arsenikvergiftung mit völliger Bestimmtheit und, ohne noch Zweifel zuzulassen, festgestellt sey, beschäftigt und darzuthun sucht, daſs gegen den Angeschuldigten nur ein unvollständiger Beweis vorliege, daher nur die Zuerkennung des Reinigungseides oder Absolution von der Instanz stattfinden könne. In der Anlage wird das in dieser Untersuchungssache erlassene Erkenntniſs der Mecklenburgischen Justiz-Kanzlei vom 16. Juli 1821 mitgetheilt, worin, zugleich auf den Grund des Eingeständnisses des Angeschuldigten, seiner Gattin Arsenik in den Kaffee geschüttet zu haben, nach dessen Genuſs sie kurze Zeit nachher verstorben und unter Nichtbeachtung des späteren Widerrufs desselben, dieser der vorsetzlichen Vergiftung seiner Ehefrau für geständig und überwiesen erachtet und zur Strafe des Schwerts verurtheilt wurde.

Hierauf folgt die „*Schutzschrift für den Inculpaten Schlossermeister L. zu S. wegen beschuldigten Diebstahls.*" Der Verfasser bemüht sich, darzuthun, daſs lediglich ein einfacher erster und geringfügiger Diebstahl vorliege und so nur die Strafe bürgerlichen Gefängnisses auf einige Wochen eintreten könne. Das beigefügte Urtheil reformirte das strengere Erkenntniſs erster Instanz, welches den Angeschuldigten zu einer *Zuchthausstrafe von sechs Wochen* verurtheilt hatte, indem es lediglich *den erlittenen Arrest* zur Strafe anrechnete.

Die folgende Mittheilung ist die „*Schutzschrift für den Inculpaten, Richter und Advokaten M. wegen beschuldigter Fälschung, Unterschlagung und anderer Pflichtwidrigkeiten.*" Ref. würde gern in eine Beschauung der Einzelnheiten dieser ausführlichen und viele rechtliche Momente hervorhebenden Defensionsschrift eingehen, wenn er dadurch nicht zu weit geführt würde. Er begnügt sich, zu bemerken, daſs der Vertheidiger auf völlige Freisprechung antrug. Das Urtheil, welches beigefügt ist, sprach sich dahin aus, daſs die bisherige Untersuchung, insofern sie wegen Unrichtigkeit im Depositionwesen, dann wegen Verwendung von Concurs-Masse-Geldern zu Privatzwecken u. s. w. in strafrechtlicher Form geführt worden, wieder aufzuheben, aber der Angeschuldigte in Ansehung anderer Anschuldigungen wegen Fälschung und Unterschlagung *bei* ermangelnder vollständiger Ueberweisung von der Instanz loszusprechen sey.

Die weiter abgedruckte „*Schutzschrift für den Inculpaten G. wegen böslichen Banquerouts*" interessirt schon darum, weil sie ein Vergehen bespricht, worüber selten praktische Mittheilungen ins Publikum kommen. Der Vertheidiger bemüht sich, darzuthun, daſs die Handlungen des Angeschuldigten keine strafbare Momente darböten, so, daſs die gegen ihn verfügte Untersuchung als unstatthaft wieder aufzuheben und er freizusprechen sey. Das Gericht, die Groſshl. Mecklenburgische Justiz-Kanzlei zu *Schwerin*, theilte nicht diese Ansicht und verurtheilte unterm 9. Februar 1830 den Angeschuldigten, als „des muthwilligen Banquerouts und betrüglichen Aufbergens geständig und überführt" zu einer *Gefängniſsstrafe von 2 Jahren und Tragung der Gerichtskosten.* Da der Angeschuldigte gegen dieses Erkenntniſs zur nochmaligen Vertheidigung schritt, so ist auch dieses weitere, auf seinen Gegenstand ausführlich eingehende und darum lesenswerthe Aktenstück mitgetheilt, dessen Einreichung zur Folge hatte, daſs die Justiz-Kanzlei „auf Erachten auswärtiger Rechtsgelehrten für Recht erkannte, daſs Inculpat von der Beschuldigung betrüglichen Banquerouts gänzlich loszusprechen, jedoch die Kosten der bisherigen Untersuchung, mit Einschluſs der weiteren Vertheidigung, Aktenversendung und des gegenwärtigen Urtheils, allein zu tragen schuldig" sey.

Da es (der Herausgeber hat sich in keiner Vorrede über den Zweck ausgesprochen, der die Herausgabe der Schrift veranlaſste) anzunehmen ist, daſs sie für das gesammte rechtswissenschaftliche Publikum bestimmt sey, so wäre es zweckmäſsig gewesen, hie und da Erläuterungen, besonders über die Individualität des Mecklenburgischen Criminal-Rechts und Processes und hauptsächlich über die Gerichtsverfassung hinzuzufügen. Denn dadurch, daſs dieses nicht geschehen ist, stöſst man auf einzelne

seine Dunkelheiten. Wenigstens hätte der Herausgeber geeigneten Orts auf die betreffende Literatur des Mecklenburgischen Partikularrechts hinweisen sollen. Die Sprache schmeckt manchmal nach dem älteren Aktenstyl z. B. der Ausdruck „*Begangenschaften*." Druck und Papier ist befriedigend.

Giessen, b. Ricker: *Des Hofgerichtsadvokaten* Dr. *Engelbach zu Giefsen Rechtliche Vertheidigung wegen angeschuldigten Unziemlichkeiten und Beleidigungen gegen das Gr. Hofgericht in Giefsen und das Gr. Ober-Appellations- und Cassationsgericht zu Darmstadt.* Nebst mehreren Anlagen. 1833. VIII u. 323 S. 8. (12 Ggr.)

Der Vf. dieser Schrift hatte in mehreren Rechtssachen Beschwerde gegen das Grofsherzogl. Hessische Hofgericht in Giefsen (Mittelgericht für d. Provinz Oberhessen) wegen verzögerter Justiz bei Grofsherzogl. Ober-Appellations- und Cassationsgericht in Darmstadt erhoben. Wegen des angeblich anstöfsigen und dieses Mittelgericht beleidigenden Inhalts dieses Beschwerdelibells wurde er von diesem höchsten Gerichtshof in eine Disciplinarstrafe von 20 Thlrn. verurtheilt. Er wendete sich an das Ministerium des Innern und der Justiz, suchte darzuthun, dafs kein Grund diese Strafe rechtfertige und bat um Remedur. Allein dieses Ministerium wies das Gesuch nicht nur als ungegründet zurück, sondern fand auch dessen Inhalt für sowohl Grofsherzogl. Hofgericht, als den höchsten Gerichtshof beleidigend und genehmigte den Antrag desselben zur Einleitung einer Untersuchung gegen den Verfasser zum Zweck seiner Bestrafung.

Grofsherzogl. Ober-Appellationsgericht verfügte hierauf diese Untersuchung,*) nach deren Beendigung der Angeschuldigte eine ausführliche Vertheidigungsschrift einreichte. Der Abdruck derselben umfafst den gröfsten Theil der unter obigem Titel erschienenen Druckschrift.

In der Vorrede berührt der Verfasser die Gründe, welche ihn zur Veröffentlichung seiner Rechtssache veranlafst hätten, wozu er besonders darum geschritten sey, weil die gegen ihn gerichtete Untersuchung zu Urtheilen und Vermuthungen Anlafs gegeben habe, die er aus Pflicht gegen sich selbst sofort zu widerlegen habe.

Der Inhalt der Vertheidigungsschrift, welcher der Verfasser anhangsweise den Abdruck mehrerer Aktenstücke zu dem Zweck beifügte, um den Leser eine klare Anschauung zu gestatten, beschäftigt sich vorzugsweise mit einzelnen Erscheinungen aus dem Kreis der Rechtspflege des Grofsherzogl. Hofgerichts in Giefsen, die Belege seyn sollten, dafs die Beschuldigungen, die er gegen dasselbe vorgebracht habe, gegründet seyen.

Der Raum gestattet nicht, auf das Nähere einzugehen. Es mufs genügen, auf die Schrift selbst zu verweisen, die als Beitrag zur Lehre von den Injurien und zur Kenntnifs des Rechtszustandes eines bestimmten deutschen Staates ihren Werth hat.

Inzwischen hat die gegen den Verf. gerichtete Untersuchung ihre Aburtheilung gefunden. Er wurde durch Erkenntnifs des committirten Gerichts, Grofsherzogl. Hofgerichts in Darmstadt, vom 17. Septbr. 1834. *resp.* zwei Erkenntnisse der Juristenfakultät in Giefsen, als committirter oberstrichterlichen Behörde, vom 18. Januar 1836 u. 2. März 1837, auf 3½ Monat von seiner Advokatur suspendirt.

Ob der Verf. diese Resultate zum Stoffe einer zweiten Schrift machen wird, ist zu erwarten.

PREDIGTLITERATUR.

Hamburg, b. Herold: *Apostolische Mahnungen und Rathschläge zum christlichen Leben im Glauben und in der Liebe. Predigten* über die Sonn- und Festtags-Episteln, gehalten von Dr. *M. F. Schmaltz*, Hauptpastor und Scholarch in Hamburg. 1836. 4 Bde. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Endlich ist es, nach der Vorr., gelungen, in Hamburg eine Abweichung von dem alten Perikopenzwange wenigstens in sofern herbeizuführen, als das Predigen über die Episteln in dem Frühgottesdienste gestattet wurde, während in demselben die Prediger bisher streng an die evangelischen Perikopen gebunden waren, und Hr. *S.* ergriff diese Gelegenheit zu einem neuen Jahrgange von Epistelpredigten, der die Vorzüge seiner früheren Epistelpredigten in sich vereinigt, dabei aber ein neues Zeugnifs von der Fruchtbarkeit des trefflichen Kanzelredners giebt. Besonders hat es uns angesprochen, dafs Hr. *S.* in mehreren Predigten dieser Sammlung den Grundgedanken des epistolischen Abschnittes mit den Worten des Textes selbst zum Thema erhebt und die übrigen Text-Gedanken als die leitenden Ideen für die einzelnen Theile um ihn gruppirt. So geht dem Zuhörer der Sinn des Abschnittes nach seinen wichtigsten Seiten hin auf; er empfängt einen durchweg vom Bibelworte getragenen Gesammteindruck und wird sowohl aufgemuntert als angeleitet, sich auf eigene Hand mit den apostolischen Schriften zu beschäftigen. Ja, wir möchten wünschen, dafs Hr. *S.* dies Verfahren noch öfter beobachtet und dafs er sich dann und wann, wo der Text eine durchgehende Einheit in sich trägt, schon der Abwechselung wegen, dann aber auch, um noch besser in den Zusammenhang desselben einzuführen, zur eigentlichen Homilie entschlossen hätte, von welcher wir kein Beispiel finden, zu der aber Hr. *S.* so gut als Einer befähigt seyn dürfte. Ferner mufste er aber auch wohl noch mehr auf die eigenthümlich christlichen Ideen

*) Bekanntlich wurde, um ein weiteres Beispiel zu benennen, *v. Almendingen* wegen einer gleichen Anschuldigung in eine Untersuchung verwickelt, die ein Strafurtheil zur Folge hatte.

Ideen eingehen und sie aus der Mitte der apostolischen Anschauungsweise heraus behandeln. Wir wollen, was wir meinen, an dem Thema „der hohe Beruf einer christlichen Gemeinde ein lebendiger Tempel des heiligen Gottes zu seyn", deutlich machen, welches den Hauptgedanken der Predigt über 1. Thess. 4, 1—8 bildet. Da reichte es nämlich nicht hin, diesen Beruf darin nachzuweisen, dafs man in ihrer Mitte 1) Gottes heilige Nähe überall fühlt, 2) auf Gottes heiligen Willen überall ehrfurchtsvoll achtet und 3) in seiner Liebe überall hoffnungsvoll ruht" und das nun so ziemlich allein von dem allgemeineren religiösen Standpunkte aus darzustellen, indem nur im zweiten Theile sehr äufserlich auf Christus verwiesen wird. Sondern er ist der Grund- und Eckstein, auf welchem sich die Gemeinde als Gottes Tempel auferbaut. Als solcher mufste er der ganzen Predigt untergelegt und es mufste nachgewiesen werden, wie der von ihm ausgehende Geist jene Wirkungen erzeuge. Freilich ist dies schwerer, als das von Hrn. *S.* befolgte Verfahren; allein es ist nothwendig, soll die Predigt am Ende doch nicht einen mehr formellen biblischen Charakter an sich tragen. Es wird so zugleich wirklich erwiesen, was jetzt mehr als blofse Schilderung dasteht und sicher dürfte die dadurch bewirkte Erbauung im apostolischen Sinne des Wortes gröfser seyn, gesetzt, dafs dabei auch manche Ausführungen des Einzelnen spärlicher geworden wären. Endlich ist es uns bei dieser Sammlung aufgefallen, dafs der Cyklus der Epistol. Predigten mit Neujahr und nicht mit dem ersten Advent beginnt. Hat das Kirchenjahr sein Recht, so mufs ihm dasselbe auch in dieser Beziehung werden, und es ist Anbequemung an eine verkehrte Sitte, wenn darauf nicht Rücksicht genommen wird.

Hamburg, b. Herold: *Jesus vor seinem Richter. Passionspredigten* von Dr. *M. F. Schmaltz*, Hauptpastor und Scholarch in Hamburg. 1836. 128 S. 8. (12 gGr.)

Diese Sammlung von Passionspredigten ist die dritte, welche der als Kanzelredner ausgezeichnete Vf. herausgiebt, und reiht sich den frühern nicht unwürdig an. Denn etwas ganz Gewöhnliches kann Hr. Dr. *S.* nicht liefern. Auch dann, wenn er, wie dies Mal in der Vorrede, selbst darauf hindeutet, dafs er keine besondern Erwartungen erregen wolle, wird man sich durch die Gewandtheit in der Form, durch eine gewisse Lebendigkeit der Sprache und durch die grofse Klarheit angesprochen fühlen, mit welcher er in der Regel seinen Gegenstand betrachtet. Dessen ungeachtet glauben wir, es hat ihn bei jener Aeufserung ein sehr richtiges Gefühl geleitet. Pilatus, mit dem er es in den fünf ersten Predigten über Joh. 18, 28—19, 16 vorzugsweise zu thun hat, dürfte ein schärferes und tieferes psychologisches Eindringen verlangen, als er ihm zu Theil werden läfst. Daher haben wir nirgends Resultate bei der Betrachtung seines Charakters gefunden, die durch feine und scharfsinnige Combination aus den in der evangelischen Geschichte aufbewahrten Zügen gewonnen und irgendwie überraschend hervorgetreten wären. Und dennoch ist der Charakter bei weitem noch nicht erschöpft. Ja hin und wieder verfällt Hr. *S.* in ein unsicheres Schwanken und dadurch in Widersprüche, welche sich gegenseitig aufheben müssen. So gleich in der ersten Predigt „Heilige Regungen in unheiligen Gemüthern," welche dergleichen schärfere Blicke besonders erwarten liefs. Da soll der Umstand, dafs der Landpfleger nach Joh. 18, 29 vor das Richthaus kam erst (S. 11) eine „freundliche Duldsamkeit und Schonung" gegen die Juden beweisen, die etwas „recht Zartes und Edles" habe und nachher (S. 13) soll, „um die volle Wahrheit zu sagen," diese Duldsamkeit doch wieder nicht aus ganz reiner Quelle hervorgehn, indem vielmehr „kalte Gleichgültigkeit gegen den Glauben überhaupt ihren Antheil daran hatte." Dafs aber dann die Duldsamkeit nichts Zartes und Edles hat und uns am wenigsten zur „Beschämung" vorgehalten werden kann, liegt auf der Hand. Dergleichen Behauptungen, die, gehörig erwogen, von dem Vf. sicher nicht aufgestellt wären und bei denen die evangelische Geschichte selbst für den aufmerksamen Zuhörer zu einer wächsernen Nase wird, kommen öfter vor. Würden sie aber auch beim Hören um der Anwendungen willen übersehen, die daran geknüpft werden — der Leser übersieht sie nicht und sie machen nur den Eindruck, dafs nicht Alles, was vielleicht flüchtig für die lebendige Rede niedergeschrieben werden mufste, sofort auch durch den Abdruck fixirt werden sollte. Die beiden letzten Predigten „der Hingang zum Todeshügel" und „Wie uns der sterbende Erlöser mit dem Tode versöhnt" fallen nicht unter das Collektiv-Thema. Der Uebelstand hätte sich wenigstens zum Theil vermeiden lassen, wenn der Text zur fünften Predigt Joh. 19, 6—16 getheilt ward und erst V. 6—11, sodann aber V. 12—16 besonders behandelt wurden. Wie der Vf. unter dem überdies in die übrigen Predigten zurückgreifenden Thema „die merkwürdigen Erscheinungen bei der Verurtheilung Jesu" die Sache anfafst, entsteht ein unklares und überfülltes Bild und der reiche Text kommt nicht zu dem ihm gebührenden Rechte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1837.

MEDICIN.

Leipzig, im Verl. von O. Wigand: *Die Pockenkrankheit mit besonderer Rücksicht auf die pathologische Anatomie.* Von *Alexander Petzholdt.* 1836. VIII u. 120 S. mit 4 Tafeln. 4. (Preis 2 Rthlr.).

Trotz der vielen Bearbeitungen und Untersuchungen, welche jetzt seit 1200 Jahren der Pockenkrankheit zu Theil geworden sind, sind die Akten über diese Krankheit noch nicht zum Schlufs gelangt. Und wie viel hier noch zu leisten ist, geht aus des Vfs. Abhandlung hervor, welche am meisten mit der Schrift von *Cotugno de variolarum sede* Aehnlichkeit hat. Die Untersuchung, ob *variola* und *variolois* gleiche, ähnliche oder verschiedene Krankheiten seyen, ist nicht der besondere Gegenstand, welchen der Vf. zu erörtern sucht. Er will den Pockenprocefs in den verschiedenen örtlichen Bildungen äufserer und innerer Theile verfolgen, und vom anatomischen Standpunkte die Veränderungen festsetzen, in welcher Weise die Krankheit sich ausbreitet und organische Veränderungen herbeiführt. In wiefern auf innern Theilen Pocken vorkommen, mufs sich aus dieser Untersuchung von selbst ergeben.

Die Pocken sind dem Vf. eine acut verlaufende Krankheit, welche eben so gut auf miasmatischem als contagiösem Wege entstehen kann, den Menschen in der Regel nur einmal befällt, und sich gewöhnlich durch den Ausbruch eines pustulösen Exanthems entscheidet. Schon aus dieser Definition ergiebt sich, wie wenig der Vf. mit den bekannten medicinischen Lehren über diese Krankheit übereinstimmt. In der That sucht er auch in vielen Hauptpunkten die Lehre von dieser Krankheit zu reformiren. Bevor wir indefs seine Ansichten und Lehren prüfen, ist es nothwendig, den Inhalt der Schrift näher darzulegen:

Ueber das Alter der Pocken erfahren wir, dafs die Ansichten von *Hahn*, welche durch *Krause* (1825) wieder aufgenommen wurden, die richtigen seyen, und die Pocken ein viel höheres Alter haben, als die Mitte des sechsten Jahrhunderts. Wie fast jeder, welcher über die contagiösen Ausschläge schreibt, eine Menge von Epidemieen der Griechen und Römer für sich vindicirt, wodurch diese bald zum Scharlach, bald zu Masern und, wie hier, bald zu Pocken werden, so sucht auch der Vf. mehrere Epidemieen älterer Zeit, welche mit Ausschlägen verbunden waren, als Pockenepidemieen darzustellen.

Interessanter ist die Darstellung von der Form der Pocken: Anfangs wird darauf aufmerksam gemacht, wie sich aus dem Flecken (*stigma variolarum*) nach und nach ein Knötchen gebildet, dieses sich sodann zu einer Pustel mit oder ohne Nabel umbildet; diese berstet, den Inhalt entleert, und mit der Schorf- und Narbenbildung ihre Vollendung erreicht, wie dieses bereits von *Reil*, *Vogel* und vielen andern verzeichnet ist; eine grofse Menge hierauf Bezug habender und bisher übersehener Abweichungen in der Ausbildung der Pocken verdanken wir der genauen Beobachtung des Vfs. Auch die Art und Weise, wie die Krankheit regelmäfsig und unregelmäfsig verläuft, ist genau angegeben. — Die Fieberformen, welche in den einzelnen Stadien der Krankheit vorkommen, sind gut beschrieben. Auch die Nachkrankheiten sind naturgemäfs bezeichnet. Diese äufsern Erscheinungen sind aber nur deshalb da, um im zweiten Abschnitte erörtert zu werden. In diesem ist die pathologisch-anatomische Untersuchung über die Pockenform enthalten. Um auch hier mit Gründlichkeit zu verfahren, läfst der Vf. eine anatomische Betrachtung der Haut vorangehen. In der Haut werden zwei Schichten eine nerven- und gefäfslose, und eine nerven- und gefäfsreiche unterschieden. Jene ist die Epidermis, diese das Corium. Die Epidermis wird aus drei nicht anatomischen, wohl aber physiologisch nachweisbaren Schichten gebildet. Die oberste Schichte ist die Cuticula, die untere ist eine Zellgewebschichte, und zwischen beiden eine indifferente, die dritte. Die Cuticula besteht aus einer, keineswegs weichen, gelblichweifsen, trüben oder halbdurchsichtigen Masse, welche in Form von Blättern lagenweise übereinander liegt, dem Horngewebe vergleichbar. Die untere Schicht der Epidermis ist das sogenannte *rete malpighii*. Alle diese Schichten sind belebt und werden vom Corium aus ernährt und unterhalten. — Das Corium, der gefäfs-, nerven- und drüsenreiche Theil, wird wieder in drei Schichten getheilt: die unterste ist am meisten gefäfsreich, und hängt mit dem Fettpolster unter der Haut zusammen, in der mittlern Schicht liegen vorzüglich die Schweifskanäle und der gröfste Theil der Hautdrüsen; in ihr haben die Gefäfse eine verticale Richtung und einen gröfsern Durchmesser als in der obern Schicht, worin die kleinsten Gefäfse und Nerven endigen. Sie dient der Absonderung der Epidermis. Ihr kann man den Namen *tunica vasculosa externa* mit Recht beilegen, da sie von den dichtesten oberflächlich und tief gelegenen Gefäfsnetzen überdeckt wird, von denen über-

überall kleine Stämmchen zu den Hautpapillen emporsteigen.

Die Theile, welche in der Haut ihren Sitz haben, die Talgdrüsen, die Haare, und die von *Purkinje* entdeckten Schweifskanäle, werden noch besonders betrachtet.

Nach dieser anatomischen Einleitung wendet sich der Vf. zu der Darstellung jener Veränderungen, welche durch die Pockenbildung in der Haut herbeigeführt werden, und man muss gestehen, dafs die pathologische Veränderung durch jene anatomische Untersuchung des gesunden Zustandes viel an Deutlichkeit gewonnen hat. Zur Zeit des Ausbruchs ist die unterste Schicht der Epidermis, des *rete Malpighii* aufgelockert, gleichsam spongiös und wie mit Feuchtigkeit erfüllt, und diese veränderte Hautstelle läfst sich durch einen Kreisschnitt ziemlich leicht als Knötchen herausheben, woraus sich denn ergiebt, dafs in dieser Periode der Krankheit die Epidermis vom Corium an den erkrankten Stellen so gut wie abgetrennt ist, und doch zeigt der senkrechte Schnitt, dafs eine Höhlung unter der Epidermis nicht vorhanden. Wächst die Blatter, so vermehrt sich diese Spongiosität, indem sich noch mehr Flüssigkeit ansammelt; und verwandelt sich nach und nach in eine mit Flüssigkeit gefüllte Höhle. Indem hiebei die unterste Schicht der Epidermis am Corium zurückbleibt oder zerstört wird, hebt sich blos die durchscheinende dünne Cuticula. Jetzt zeigt die Pocke in der Regel einen Nabel-Eindruck, welcher dadurch entsteht, dafs sie sich um eine Hautdrüse ausbildet. Der Ausgang der Hautdrüse hängt unmittelbar mit der Epidermis zusammen, oder vielmehr letztere hat sich in die Drüse gesenkt. Dieser Gang erstreckt sich senkrecht, wie ein Faden durch die Pocke, und zieht zugleich die Oberfläche derselben einwärts, wodurch ein Eindruck entsteht, den wir Nabel nennen. Zieht man die Epidermis von der Pocke ab, so zeigt das abgezogene Stück häufig eine kleine Oeffnung, dessen Vorhandenseyn sich leicht erklären läfst. — Die Untersuchung des Corium ergiebt Folgendes: Oberflächlich ist dasselbe mit Eiter in der ganzen Ausdehnung der Pockenpustel bedeckt. Wird dieses weggespült, so bleibt doch noch etwas Eiter dicht und fest in die Oberhaut eingezwängt zurück, was sich nicht abwaschen läfst. Dieses findet sich nicht allein an solchen Stellen, wo Pusteln waren, sondern auch an solchen, wo keine waren. An der Stelle der Pusteln erscheint das Corium ungleich, wie angenagt, mit wenigen Gefäfsen versehen, in der nächsten Umgebung der Pustel dagegen ist ein sehr schönes Gefäfsgeflecht vorhanden. Man kann dieses deutlich sehen, bei Injectionen der Hautgefäfse. Dasselbe, was bereits *Sebastian* über die Gefäfsnetze 1833 aussagte, in dem Journal von *van der Hoeven* und *Vriese*, finden wir in den Untersuchungen unseres Vfs. bestätigt. Diese Verschiedenheit der Gefäfsentwickelung an der pustulösen Stelle und in ihrer Umgebung erklärt *Petzholdt* aus dem Umstande, dafs an der Stelle, an welcher sich die Pustel bildet, deutlich ausgebildete Entzündung vorhanden sey, während in der Umgebung aber nur Congestion obwalte. In der Entzündung seyen die Gefäfse kleiner und blutarmer, in der Congestion weiter und blutreicher. *Sebastian* hat von dieser Gefäfsverbreitung in der Pockenpustel eine gute Abbildung gegeben. — Zuletzt kommen noch die Hautdrüsen mit ihren Haaren in Betrachtung. Die Untersuchung der Haut eines an den Pocken Verstorbenen ist sehr geeignet zu zeigen, dafs auch an den Stellen derselben Hautdrüsen vorhanden sind, wo sie im gesunden Zustande nicht leicht gefunden werden konnten. Sie sind nämlich sämmtlich mehr oder weniger angeschwollen, so dafs man ihre Form am besten eine birnförmige nennen könnte; selbst ihr Ausführungsgang wird oftmals von dem Inhalte der Drüse so erweitert, dafs er ganz ungewöhnlich dick wird. Sitzt nun eine Pocke gerade so auf einer Stelle, wo der Ausführungsgang einer Drüse mündet, so wird mit der *Oberhaut* auch er emporgehoben; dabei ausgedehnt mufs er endlich zerreifsen, und wird vom Eiter, in welchem er fluctuirt, zerstört, weshalb man ihn, wenn die Eiterung nur einigermafsen fortgeschritten ist, gar nicht mehr findet. Da er aber in der ersten Zeit seiner Anspannung noch einige Festigkeit besitzt, so zieht er den Theil der Epidermis, mit welchem er zusammenhängt, an sich, wodurch das Grübchen entsteht, welches wir als Nabel schon kennen, welches verschwindet, sobald der Ausführungsgang entweder in Folge zu starker Spannung zerrissen oder durch Eiterung zerstört worden ist. Es bleibt dann auf dem Grunde der Pocke eine punktförmige Oeffnung zurück, welche die Fortsetzung des Ausführungsganges der Drüse ist. Es können der Ausführungsgang und das Haar zerstört seyn; beide wachsen aber wieder, wenn nur die Drüse nicht zerstört ist. Oft werden die Drüsen ganz zerstört, dieses ist namentlich der Fall, wenn sie oberflächlich sind. Im Ganzen zeigen die Drüsen einen gröfsern Gefäfsreichthum, als im gesunden Zustande in ihnen wahrgenommen werden kann, was wohl auch als die Ursache angesehen werden mufs, warum sie gewöhnlich so stark angefüllt und geschwollen erscheinen, da die Masse des nach der Haut dringenden Blutes auch auf die Drüsen sich ausdehnt. — Aus diesem geht wohl zur Genüge hervor, dafs die Pocke sich ausbildet im Zellgewebe und an der Oberfläche des Corii, und von hier aus die Drüsen und die Epidermis beeinträchtigt, und dafs sie nicht, wie mehrere angenommen haben, ihren Sitz in den Hautdrüsen habe. Immerhin bleibt es aber eine ganz eigene Sache, dafs sich die Pocke so um den Ausführungsgang einer Drüse ausbildet, und dafs man nicht ihre Ausbildung um zwei oder gar drei nahe gelegene Drüsen beobachtet; wo man dann eine Pocke mit zwei oder gar drei Nabeln finden müfste. Wohl erklärlich ist es aber, dafs man an solchen Stellen, an welchen wenige oder keine Drüsen gefunden werden, Pocken ohne Nabel antrifft. —

Wie

Wie sich die Schweifskanäle in der Pockenkrankheit verhalten, hat der Vf. nicht untersucht. Nach dieser anatomischen Untersuchung der Hautleiden, wendet sich der Vf. zur Betrachtung der Veränderungen in der Schleimhaut. Auch hier geht eine anatomische Darstellung des Normalen voran. — Auch in der gesunden Schleimhaut läfst sich, wie in der Oberhaut, eine nerven- und gefäfslose Schicht, und eine nerven- und gefäfsreiche unterscheiden, woraus denn erhellt, dafs in anatomischer Hinsicht keine wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden Membranen Statt findet. Wofür denn auch der Umstand spricht, dafs beide Häute in einander übergehen. — Hieran schliefst sich die Untersuchung der Schleimhäute der Pockenkranken, oder mit andern Worten die Untersuchung, in wiefern Pocken auf den innern Membranen vorkommen. — Da in den verschiedenen Partien der Schleimhaut sich abweichende Bildungen finden, so mufs man zunächst sehen, welche diese sind und welche Bedeutung sie haben. An der innern Seite der Lippen und der Wangen kommen oft kleine Bläschen vor: in den Leichen fanden sich hier kleine weifse Flecken vor, bald runder, bald ovaler Gestalt, deren Mitte oft etwas dunkeler gefärbt ist. Das Epithelium wird an diesen Stellen besonders aufgelockert, und erhebt sich endlich, so dafs ein kleines weifses Bläschen gebildet wird, welches zu keiner Zeitperiode durchsichtig ist, da das aufgelockerte Epithelium stets durchsichtig und weifs bleibt; auch ist es keiner grofsen Ausdehnung durch die unter ihm sich ansammelnde Flüssigkeit fähig, sondern zerreifst bald. Die unterliegende Schleimhaut zeigt sich hin und wieder oberflächlich corrodirt. — Wird das Pockengift auf der Oberfläche der Zunge abgeschieden, so wird das Epithelium an der Stelle, wo eine Pocke entstehen will, von dem Fufse der Zungenwärzchen abgestrichen und nach oben der Spitze zu gedrängt, lockert sich auf und erscheint dem Auge als weifser Fleck, in dessen Mitte oft ein kleiner dunkeler Kreis oder ein Punkt sich vorfindet. Hat die Zunge einige Tage macerirt, so sind die Papillen vom Epithelium entblöfst, und sehen einem Hutpilze ähnlich, woran der Hut zernagt ist. — Im Pharynx fand man keine Pocken, sondern nur angeschwollene Drüsen, deren Mündungen weit offen stehen. — In der Speiseröhre fanden sich mehrere Male deutliche Pocken. Sie stellen kleine Abscesse dar, und da das Epithelium hier sehr fein ist, so zerreifst es bald, der Inhalt des Abscesses wird entleert, und man findet nur kleine Eiterflächen statt der Pocken. Im Magen und im Darme finden sich keine deutliche Pocken. Im Dünndarm dagegen beobachtete *Petzholdt* Stellen von verschiedener Gröfse und nicht bestimmt regelmäfsiger Form, die nicht so glänzten als die übrige Schleimhaut, und unter dem Mikroskop keine Zotten zeigten: diese waren wie abrasirt.

Sonst fanden sich manche an partieller Entzündung und Congestion leidende Stellen; und angeschwollene Drüsen in diesen Theilen. Am merkwürdigsten verhalten sich die isolirten Drüsen. Sind solche angeschwollen, so bekommen sie in ihrer äussern Form Aehnlichkeit mit den Pocken der Haut. Und der Vf. ist der Meinung, dafs man solche Degenerationen der Drüsen für Pocken des Darmes häufig ausgegeben habe. Um zu zeigen, dafs er sehr wohl mit den verschiedenen pathologischen Veränderungen des Darmes bekannt ist und es wohl wisse, wovon hier die Rede ist, giebt er eine kurze Darstellung der Entstehung und Erscheinung der Darmgeschwüre. Er unterscheidet nach seinen Untersuchungen zwei Reihen von Darmgeschwüren 1) solche, welche in einem ursprünglichen Leiden der *tunica mucosa* beruhen; 2) solche, welche von einem ursprünglichen Leiden der *tunica submucosa* ausgehen. Die anatomische Untersuchung, in so fern sie Aufschlufs giebt über die Ausbildung eines Geschwüres hat einiges Interesse, doch Neues findet sich nicht vor. Diese Verhältnisse sind aber auch immer von einem untergeordneten Werthe für den praktischen Arzt, dem die aetiologischen Verhältnisse weit wichtiger sind. Narben von Geschwüren fand *Petzholdt* im Darme nie, und schliefst sich somit an dasjenige an, was Referent in *Hufeland*'s Journal 1835 über die Darmnarben mitgetheilt hat. — Hierauf folgt eine Darstellung der Veränderungen in der Schleimhaut der Luftwege. — In der Nasenhöhle fanden sich nur Geschwüre von verschiedener Form und Tiefe. — Im Kehlkopfe, in der Luftröhre und ihren Aesten fanden sich aber Bildungen, welche den Pocken ähnlich sahen; stets zeigten sich im Leben Athmungs-Beschwerden und eiteriger Auswurf, entzündliche Erscheinungen der Luftwege. Das, was sich in den Luftwegen findet, beschreibt der Vf. so: bald fängt das Epithelium, welches der Auflockerung hier länger als anderswo widersteht, an, sich hie und da zu trüben, und undurchsichtig zu werden, so dafs dadurch die Röthe der unterliegenden Schleimhaut zum Theil verdeckt wird. Diese Trübungen oder Flecken sind von mehr oder weniger runder Form und haben im Allgemeinen die Gröfse der Linsen. Ganz besonders deutlich kann man sie wahrnehmen, wenn man sie an einer solchen Luftröhre untersucht, deren Gefäfse durch eine gelungene Injection mit rothem Pigment erfüllt sind, wodurch sie noch mehr zu Gesicht kommen; dann sieht man zugleich, wie diese verschiedenen Trübungen nicht alle sich gleich sind, indem einige die darunterliegende Schleimhaut mehr oder weniger oder gar nicht durchschimmern lassen. Fühlt man mit dem Finger darüber hinweg, so bemerkt man, dafs sie erhaben sind, was man bei den gröfsern auch schon aus dem Schatten, den sie vermöge ihrer Erhebung werfen, schliefsen kann. Diese Trübungen werden bedingt durch einen Ergufs von Flüssigkeit unter das Epithelium, man kann sie nicht abwischen. In späterer Zeit sieht man, dafs diese Eiterhäufchen gewachsen sind und hin und wieder zusammenfliefsen; bis endlich die ganzen Luftwege mit einer homogenen,

nen, mifsfarbigen Masse überzogen ist, unter der die Schleimhaut stark entzündet und angenagt ist. War dieses Leiden nur auf umschriebene Stellen beschränkt, so konnte man ganz deutlich ausgebildete Geschwüre von verschiedener Gröfse und Form hier wahrnehmen. — An den Geschlechtstheilen kommen nur an den Uebergangshäuten Pocken vor. — Die Untersuchungen der serösen Haut zerfallen wieder 1) in die des gesunden Menschen, 2) in die des Pockenkranken. Ueber die normale Beschaffenheit finden wir das Gewöhnliche. Beim Pockenkranken findet man die Arachnoidea, die Pleura, und den Herzbeutel zuweilen entzündet, jedoch zeigen diese Entzündungen nichts anderes als jene, welche aus rheumatischer oder irgend einer andern Ursache entstehen. Dasselbe ist meistens mit dem Bauchfell der Fall. Die Leber und die Milz zeigten in dem sie überziehenden Theil des Bauchfells viermal weifse Flecken, von verschiedener Gröfse und Gestalt; die Gröfse war abweichend von der einer Linse bis zu der eines Pfennings; sie erschienen meistens etwas länglich, oder kreisförmig, mit nicht scharf begrenzten Rändern versehen. Durch den Finger nahm man wahr, dafs sie hervorragten; strich man über sie mit dem Scalpel hinweg, so schied sich von ihrer Oberfläche ein feines Häutchen, welche an der Grenze des Fleckes sich abtrennte. Mit der Pincette liefs sich das Häutchen von allen Flecken lösen, welches unter dem Mikroscope eine homogene Masse zeigte, die keine Nerven und Blutgefäfse wahrnehmen liefs. An den Stellen, wo diese Flecken abgetrennt waren, liefs auch die genaueste Untersuchung nichts wahrnehmen. — Die Flecken erschienen als Erfüllungen des Zellgewebes mit einer weifsen Materie. Der Vf. hat sie auf Tafel II. abgebildet. — Am Ende dieses Abschnittes finden wir eine Reihe von Aphorismen, welche die Resultate enthalten, die aus den bisher mitgetheilten Beobachtungen hergeleitet sind. Sie beziehen sich theils auf die Bildung, theils auf das Vorkommen der Pocken auf innern und äufsern Häuten, theils auf den Bau und die Beschaffenheit dieser Häute selbst. Im Ganzen scheint sich der Vf. zu jener Ansicht zu bekennen, welche die Pockenkrankheit als ein solches Leiden ansieht, das auf allen Häuten gleichmäfsig den Ausschlag hervorzubringen strebt. Dieses Streben wird aber am besten auf der äufsern, weniger vollkommen auf den innern Schleim- und serösen Häuten vollführt. Es giebt daher so gut innere als äufsere Pocken: jene sind nur nach der Verschiedenheit der innern Häute anders gestaltet. Faktisch sind in den Beobachtungen des Vfs. auf vielen innern Häuten Veränderungen nachgewiesen, welche andern Krankheiten fremd, offenbar der Pockenkrankheit angehören. Zur Entscheidung aber, ob diese innern Bildungen eben so wesentlich für die Pockenkrankheit seyen, als der äufsere Hautausschlag, ist es nothwendig zwei Vorfragen zu beantworten. 1) Ist die Form eine dem Exanthem wesentliche Erscheinung oder nicht? und 2) haben die Exantheme eine bestimmte Beziehung zur äufsern Haut?

Dafs die Form des Exanthems eine der exanthematischen Krankheit wesentliche Erscheinung ist, scheint mir daraus hervorzugehen, dafs sie nun schon seit Jahrhunderten in derselben Weise wiederkehrt, und bei vollkommen ausgebildeter Krankheit stets in einer so unveränderlichen Gestalt vorhanden ist, dafs man die ganze Krankheit und selbst die Perioden derselben an dem Exanthem erkennen kann. — Sodann zeugt auch hiefür, dafs bei den vielen Ausschlägen, die meistens eine Reizung, Congestion oder Entzündung in der Haut hervorbringen, doch jeder einen so eigenthümlichen Grad dieser Krankheit bewirkt, dafs nur eine bestimmte Art von Ausschlag daraus hervorgeht. Mag der Scharlach heftig oder gelind seyn, stets erscheint auf der Haut die Scharlachröthe. Wo unter so verschiedenen Lebenszuständen, unter verschiedenen Himmelsstrichen, bei so abweichenden Lebensweisen immer nur derselbe Ausschlag erscheint, da kann man diesen doch nur als etwas Wesentliches erkennen. — Die beständige Gleichheit der Form des Pockenexanthems beweisen noch die anatomischen Untersuchungen *Cotugno's*, *de sedibus variolarum syntagma. Viennae* 1771, und die unseres Vfs., welcher den Bau der Pocken noch eben so fand, wie *Cotugno* ihn vor 60 Jahren und in Neapel beschrieben hat. II. Dafs das Exanthem vorzüglich der Haut angehört, scheint mir daraus hervorzugehen, dafs es *a*) in derselben Gestalt nur auf der äufsern Haut stets wieder erscheint. Auf den innern Häuten erscheint es, wie die Untersuchungen des Vfs. lehren, und Ref. aus eigener Beobachtung bestätigen mufs, bald in dieser, bald in jener Form; *b*) erlangt es auf der äufsern Haut allein die gröfste Ausbildung. Völlig ausgebildete Pocken finden sich auf keiner innern Haut, es sind immer nur ähnliche, analoge Bildungen; *c*) auf der äufsern Haut zeigt sich der Ausschlag stets zuerst, und später werden die innern Häute befallen; *d*) wo auf der äufsern Haut kein Ausschlag erscheint, bildet sich auch auf der innern Haut keiner; *e*) kann es auf innern Häuten ganz fehlen. — Ich setze voraus, dafs jeder Arzt diese Sätze aus eigner Beobachtung bestätigen wird. — Hieraus möchte sich ergeben, dafs die Pocken auf innern Häuten immer nur Nebenerscheinungen sind. Warum dieses der Fall ist, warum sie stets in innern Theilen nur eine verkümmerte Bildung zeigen, darüber hat Referent im 37. und 46. Bande von *Rust's* Magazin für die gesammte Heilkunde nähere Aufschlüsse gegeben. Auch *Petzholdt* stimmt darin mit dem Ref. überein, dafs im Magen und Darm keine Pocken vorkommen, so wie er denn die Angaben bestätigt, welche in den genannten Bänden von *Rust's* Magazin vorliegen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

September 1837.

MEDIÇIN.

Leipzig, im Verl. von Wigand: *Die Pockenkrankheit mit besonderer Rücksicht auf die pathologische Anatomie.* Von *Alexander Petzholdt* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 168.)

Dafs die Entzündungen, welche in der Pockenkrankheit in vielen innern Theilen vorkommen, variolöse sind, wird Niemand in Abrede stellen. Auch hat der ärztliche Sprachgebrauch längst variolöse Augenentzündungen anerkannt. Aber solche Entzündungen wird doch Niemand Pocken nennen. Nichts anderes ist es, wenn man jede innere Eiterung oder Verschwärung Pocken nennen will, wie es zur Zeit von vielen, und selbst von unserm Vf. an mehreren Stellen seiner Schrift geschehen ist. So beruht der Streit, ob es innere Exantheme giebt und wie sie bestehen, eigentlich nur auf Mifsverständnissen. —

Hieran schliefst sich eine historische Uebersicht der Beobachtungen Anderer, welche die innern Pocken betreffen. Hier finden sich die bekannten Fälle wieder: die Uebersicht ist aber keineswegs vollständig. Namentlich fehlen die hiehergehörigen Beobachtungen englischer Aerzte. Viele Beobachtungen sind wohl deshalb nicht aufgeführt, weil aus den Angaben der Beobachter sich bald ergiebt, dafs sie Bildungen für Pocken ausgegeben haben, welche ganz etwas anderes als Pocken waren. Im dritten Abschnitt ist die Aetiologie der Pockenkrankheit abgehandelt. — Ueber den Ansteckungsstoff und die Ansteckung das Gewöhnliche. Jener ist theils ein Abkömmling einer frühern Epidemie, theils wird er auch in unsern Tagen noch neu erzeugt. Hierin wird man dem Vf. wohl beipflichten. Ganz auffallend ist aber die Aeufserung, dafs der Ansteckungsstoff der Pocken bald ein Miasma, bald ein Contagium sey. Miasma sey er, wenn er durch den Hauch, die Ausdünstung, mit andern Worten, wenn er in Gasform übertragen würde. Miasma ist ein lebloses, gewöhnlich auch von keinem Lebenden erzeugtes Agens, Contagium ist ein belebtes, von lebenden Individuen erzeugtes Agens. So lauten die pathologischen Ansichten von der Natur des Contagiums und des Miasmas. Wie aber der Vf. den Begriff des Miasmas anders deuten konnte, läfst sich kaum einsehen, da er in der angegebenen Weise weder gebräuchlich, noch auch von dem Hauche der Pockenkranken sich annehmen läfst, dafs er einen andern Ansteckungsstoff enthalte als die Pockenmaterie, das Pockeneiter. — In diesem ist die Eitermasse nur der Träger des unbekannten Agens, das wir Ansteckungsstoff nennen, in jenem der Hauch ebenfalls nur der Träger des unsichtbar Wirksamen. Es findet somit keine wesentliche Differenz durch die Ansteckung des Hauches und jener durch die Eitermasse Statt. In beiden ist derselbe Ansteckungsstoff gebunden. — Ueber die Entwickelung und den Sitz des Ansteckungsstoffes trägt der Vf. Folgendes vor: Der Ansteckungstoff, mag er blos Impfstoff oder das Produkt atmosphärischer Verhältnisse seyn, gelangt auf allen Wegen der Uebertragung ins Blut. Das Blut ist somit der Sitz des Ansteckungsstoffes, welcher jetzt die Reaction des Organismus hervorruft und hiedurch wird das Contagium aus dem Blute entfernt, entweder durch die Haut oder auf einem andern Ausführungswege. Die Anwesenheit des Ansteckungsstoffes im Blute sucht der Vf. 1) dadurch zu beweisen, dafs die Ansteckung nur dann zu Stande kommt, wenn das Contagium an solche Stellen gebracht wird, wie im Luftzuge, der zu athmen ist, oder unter die Epidermis, von wo er unmittelbar resorbirt und ins Blut übergehen kann. 2) Dadurch, dafs Beobachtungen vorliegen, welche nachweisen, dafs Ueberimpfungen des Blutes Pockenkranker vollkommenen Erfolg in Erzeugung der Pockenkrankheit hatten. Gegen den ersten Beweisgrund läfst sich als Thatsache nichts einwenden, als nur gegen die Deutung desselben mufs man bedenklich seyn. Es ist wahr auf den angegebenen Wegen eingeführt bewirkt der Ansteckungsstoff am allerersten die Ansteckung. Aber ist denn auch schon erwiesen, dafs der Ansteckungsstoff unverändert ins Blut gelangt? Keineswegs und es lassen sich viele Gründe aufführen, die es wahrscheinlich machen, dafs er nicht unverändert ins Blut gelangt. Gegen den Erfolg der Impfungen mit Blut der Pockenkranken läfst sich erinnern, dafs wenigstens weit mehr Beobachtungen gegen als für den Erfolg sprechen. Auch findet der Erfolg in der Analogie keine Unterstützung, denn die Impfungen mit dem Blut von Scharlach- und Masernkranken waren mit Ausnahme der von *Home* und zweier Anderer ganz erfolglos. Hätten aber die Impfungen auch Erfolg, so würden sie doch keinen stringenten Beweis liefern. Denn wo das Blut von den Kranken genommen wird, da gehen auch der Hauch, die Ausdünstung und selbst der Pockeneiter, somit die eigentlichen Träger des Ansteckungsstoffes ins genommene Blut nothwendig über, und verleihen dadurch dem Blut eine ansteckende Kraft, welche ihm ursprünglich nicht zukommt. — Alles, was mit dem Lebenden in Berührung

rung kommt und Reaction hervorruft, wird vom Organismus subigirt und zersetzt. — Aber dadurch, dafs der Vf. dem Ansteckungsstoffe seinen Aufenthalt und Sitz im Blute anweist, ihn unverletzt darin bestehen läfst, und die Pockenkrankheit als nichts anderes betrachtet, als die Reaction, die Bemühung des Organismus, den aufgenommenen und im Blute geborgenen Ansteckungsstoff zu entfernen, läfst er gerade eine höchst wichtige Erscheinung, die Vermehrung der Contagien im Organismus aufser Acht. Es kann als allgemein geltende Thatsache angesehen werden, dafs im Verlauf der Krankheit viel mehr Ansteckungsstoff im Organismus vorhanden ist, als ursprünglich aufgenommen wurde. Man bedenke nur, welch eine weit gröfsere Menge von Kuhpockenstoff in der Kuhpocke vorhanden ist, als wodurch sie selbst eingeimpft wurde? Woher diese Vermehrung? Welchen Antheil nimmt daran der Organismus? Und welche Bedeutung hat sie für die Pockenkrankheit. *Petzholdt* hat diesen Gegenstand nicht berührt, und somit diese Frage auch nicht beantwortet. Der Vf. bemerkt, dafs die Impfungen mit dem Blut Pockenkranker nur dann Erfolg haben könnten, wenn sie vor dem Pockenausbruch Statt finden, weil eben durch den Ausbruch der Pockenstoff aus dem Blute entfernt werde. Aber ist denn der Hauch und die Ausdünstung nicht ansteckend, so lange die Pocken noch keine Kruste gebildet haben, und kommen nicht Hauch und Ansteckungsstoffe beständig unmittelbar aus dem Blute her. Sind diese nicht ansteckend, nachdem der Ausbruch schon 3—4 Tage vollendet ist. Also auch hier geräth der Vf. in Widersprüche. So beruht seine ganze Hypothese von dem Aufenthalt des unverletzten Ansteckungsstoffes im Blute auf vielen Unsicherheiten, und zeigt sich mit den Erscheinungen nicht recht im Einklange. —

Besonders wird vom Wesen der Pockenkrankheit gehandelt. Nach dem Vf. ist das Eigenthümliche der Pockenkrankheit nicht in einer besondern Anlage des Menschen, sondern lediglich nur in dem besondern Wesen des Ansteckungsstoffes zu suchen. Der Ansteckungsstoff wird von den zur Aufnahme disponirten Oberflächen des den menschlichen Körper äufserlich wie innerlich abgrenzenden häutigen Ueberzugs aufgenommen, und dem Blute beigemengt; hier gelangt er zu seiner Reife, und wird endlich vermöge des Reizes, den er auf das Blut und durch dieses auf die Nerven ausübt, wieder ausgestofsen. Mit diesem Ausstofsen ist die Pockenkrankheit beendet: es ist die Krise derselben. Da jedoch nur in sehr seltenen Fällen der Ansteckungsstoff ganz und gar aus dem Körper durch die Ausdünstung, sey dies nun durch die Lungen oder durch die Haut entfernt, sondern gewöhnlich an dem Punkte der Ausscheidung, namentlich auf der äufsern Haut zurückgehalten wird, so bringt das hier ausgeschiedene Fremdartige eine neue, obwohl ursprünglich blos locale Reizung hervor (Exanthem), welche bei der Pockenkrankheit zur Entzündung sich steigert, und als solche nach ihrer verschiedenen extensiven oder intensiven Verbreitung ein secundäres Allgemeinleiden (Eiterungsfieber) zur Folge hat. — Man mufs sich bei dieser Erklärung über das Wesen der Krankheit ganz an die obige Ansicht über die Natur des Ansteckungsstoffes erinnern. Wie vereint sich mit des Vfs. früher aufgestellter Meinung, dafs der Ansteckungsstoff unveränderlich ins Blut aufgenommen, darin bleibe, und eben so wieder unveränderlich ausgestofsen werde, die hier vorgeführte Ansicht, dafs er im Blute zur Reife gelange. — Nach der gegebenen Erklärung ist das Exanthem zur Krankheit nicht nothwendig; das Wesen der Pocken kann ohne Exanthem bestehen. Um die Pockenkrankheit ohne Exanthem auch factisch nachzuweisen, stellt der Vf. eine Anzahl von Beobachtungen verschiedener Schriftsteller hier zusammen, welche das Vorkommen von Pockenkrankheit ohne Pocken beweisen sollen. — Ref. bemerkt blos, dafs durch die Mittheilungen des Vfs. diese Angelegenheit auch nicht weiter gekommen ist. Alle Einwürfe, welche man gegen die exanthematische Krankheit ohne Exanthem vorgebracht hat, sind auch hier noch geltend, und keineswegs durch die Beweisführung des Vfs. beseitigt. — Bei dieser Exposition vom Wesen der Krankheit gelangt der Vf. auch zu dem Umstande, weshalb die Pocken am meisten nach der Oberhaut, und zwar an den unbedeckten Theilen, wie an den Händen und im Gesicht am meisten zum Ausbruch kämen. Die von *Cotunni* aufgestellte Ansicht, dafs die der Luft ausgesetzten Theile am häufigsten befallen werden, genügt dem Vf. nicht, denn sonst müfsten in der Trachea die meisten Pocken vorkommen. Dieser letztere Grund will nicht recht einleuchten, indem die Trachea gewifs nicht mehr der Luft ausgesetzt ist, als das Gesicht. Aufserdem ist ja die Luft nicht das Einzige was hiebei in Betracht kommt, sondern auch die Abkühlung. — Die Erscheinung, dafs an unbedeckten Theilen mehr Pocken entständen als an bedeckten, soll daher rühren, dafs die bedeckten Theile stärker ausdünsten, als die unbedeckten, und der Ansteckungsstoff von den bedeckten Theilen besser und reichlicher ausgeschieden werde, während ihn die unbedeckten Theile in der Haut zurückhielten, und in dieser Weise Pocken bildeten. — Diese Hypothese bedarf zunächst des Beweises. Sie hat nicht mehr als die wichtigsten Erscheinungen der gesunden Hautausdünstung gegen sich. — Ueber die Diagnose, Prognose und Therapie der Blatternkrankheit finden wir die gewöhnlichen bekannten Angaben. Sie sind deshalb hier nicht näher zu besprechen.

Am Schlusse des Werkes finden wir *vier* schöne Tafeln. Auf Taf. I. Fig. 1. ein Stück des Kolons mit geschwollenen Schleimdrüsen. Fig. 2. zeigt diese Drüsen vergröfsert. Fig. 3 und 4. stellen kleine verrucöse Darmgeschwüre vor, die, weil sie in ihrer Gestalt einige Aehnlichkeit mit den Pocken haben, häufig für Pocken gehalten sind. Fig. 5 und 6. Peyersche Drüsenhäute, welche nicht besser als die von *Lesser* gezeichneten sind. Auf Tafel II. finden wir in Fig. 1—6 die von *Cotunni* gegebenen Abbildungen über die Pockenbildung getreu copirt. Auch

Auch Fig. 6—11 stellen Stücke von der Haut der Pockenkranken dar. *Fig.* 11—14 Stücke von der Schleimhaut des Oesophagus mit Pocken besetzt. Auf Taf. III. finden wir Abbildungen von der Beschaffenheit der Zunge, der Trachea, der Leber und des Dünndarms bei Pockenkranken. Sie sind naturgetreu. Auf Tafel IV das Enterotom von *Lesser* und *Clarus*.

Petzholdt's Schrift ist durch die Genauigkeit mancher Untersuchungen, namentlich die pathologisch-anatomischen ganz ausgezeichnet, und darf daher eine bleibende Anerkennung erwarten, weniger wichtig sind dagegen mehrere wenig begründete Hypothesen, wie die über die Entstehung des Ansteckungsstoffes der Pocken, die über seine Natur, seine Wirkung auf den Organismus und sein Bestehen im Blute. Unangenehm ist die oft sehr absprechende, wo nicht anmafsend klingende Sprache, in welcher grade die Lehre über das Wesen, die Entstehung und den Ansteckungsstoff der Pocken vorgetragen werden.

Die Ausstattung des Werkes ist schön, die Correctur sorgfältig.

Weimar, Druck u. Verl. von Voigt: *Ueber das Kopfweh, die Migräne und den Gesichtsschmerz in pathologischer und therapeutischer Hinsicht* nach Dr. *G. Hume Weatherhead*, Dr. *Martin*, Sir *H. Halford* und Andern. 1836. VIII u. 148 S. 12. (10 gGr.).

Nach einer Einleitung über die Hirnfunctionen, die schwerlich dem Laien, noch weniger aber dem Arzte genügen wird, erhalten wir eine kurze Symptomatologie der verschiedenen Arten des Kopfweh, des in Folge gestörter Verdauung, des nervösen, congestiven, rheumatischen und gichtischen und des in Folge organischer Verletzung, der therapeutische Regeln folgen. Neu war dem Ref. die Beobachtung *Weatherhead's*, dafs bei hartnäckigem plethorischen Kopfschmerze, wenn die Venäsection wenig oder gar keine Erleichterung verschaffte, die Arteriotomie den Schmerz fast auf der Stelle beseitigte. Unter den diätetischen Regeln und dem zweckmäfsigen Verhalten zur Verhütung von Kopfschmerzen vermifst Ref. das so oft, selbst bei dem rheumatischen Kopfweh bewährte kalte Waschen des Kopfes, besonders des Morgens bald nach dem Aufstehen. — Dr. *Martin* heilte sich selbst von der Migräne, aus fehlerhaftem Zustande der Verdauungsorgane entstanden, durch folgende Pulver, von denen er versichert, dafs seine Collegen sie ebenfalls lobten: ℞. *Aloes dr. j. Ammonii mur., Rad. rhei, Cort. chin. Sulph. dep. Rad. Valerian. aa dr. jj. Rad. scill. gr. XVjjj. M. f. pulv. divide in XII part. aeq. S.* Morgens ein Stück zu nehmen. — *Halford* hält den Gesichtsschmerz stets mit Knochenablagerung oder Wucherung vergesellschaftet. Der unbekannte Herausgeber theilt zum Schlusse der kleinen unbedeutenden Abhandlung Heilmittel verschiedener Aerzte gegen den *Tic douloureux* mit, die man in dieser Art unglaublich vermehren könnte. — Ref. mufs beim Schlusse dieses Berichts über das Büchelchen fragen: *Cui bono?* und ist überzeugt, dafs weder Herausgeber, noch Buchhändler genügende Antwort geben können.

B—r.

PREDIGT-LITERATUR.

Barmen, in Comm. bei Steinhaus: *Ein Herr, Ein Glaube. Sammlung evangelischer Predigten aus dreifsig verschiedenen Ländern in und aufser Deutschland*, zum Besten der evangelischen Gemeinde Karlshuld auf dem Donaumoose, herausgeg. von *Th. Fliedner*, Pfarrer zu Kaiserswerth und *W. Leigoldt*, Pfarrer zu Unterbarmen. 1837. 615 S. 8. (Subscript.-Preis 1 Rthlr.)

Eine so erfreuliche Erscheinung die Bereitwilligkeit zur Unterstützung der gedrückten Karlshulder Gemeinde genannt werden mufs und so erhebend der Gedanke ist, dafs sich dazu Diener der Kirche in dreifsig verschiedenen Ländern die Hände reichen, so betrübt ist es, diesen Gedanken auf eine solche Weise realisirt zu sehen. Als die Mühlhäuser Predigt-Sammlung veranstaltet wurde, lieferten Geistliche aller s. g. Parteien ihre Beiträge und die verschiedenen theologischen Denkarten wurden vertreten, ohne dafs man sagen konnte, das Bekenntnifs zu dem Einen Herrn und zu dem Einen Glauben fehle irgendwo ganz. Neben der ehrenwerthen Orthodoxie stand eine freiere Auffassungsweise des Evangeliums, neben der verständigeren Ansicht, die phantasiereichere Mystik, neben dem Supranaturalismus der Rationalismus. Hier aber wurden gleich von vorn herein durch die Ankündigung dem Einen Glauben, etwas sehr scharfe Grenzlinien gezogen, und die Auswahl der reichlich eingegangenen Beiträge scheint nach noch einseitigeren Principien geschehen zu seyn. Die bei weitem meisten Predigten tragen den Charakter einer Partei an sich, die, so redlich sie es meinen mag, doch viel zu ausschliefsend, ja hin und wieder viel zu zelotisch ist, als dafs der besonnene, wissenschaftlich durchgebildete Theolog sich mit ihr zu befreunden vermöchte. Dies geht schon daraus hervor, dafs die Rhein-Gegenden, besonders das Wupperthal und Berlin fast den vierten Theil der sämmtlichen Predigten geliefert haben und zwar so ziemlich von einer Farbe. Auf sie folgen die Schweiz, Würtemberg und Baiern. Aus dem Königreich Sachsen und den sächsischen Herzogthümern finden wir dagegen nur je eine Predigt; eben so aus Baden (von *Henhöfer*), Hannover und den beiden Hessen. Sieht man aber die Sammlung noch näher an, so mufs man auch bedauern, dafs, abgesehen von jener dogmatischen Einseitigkeit, so gar vieles Mittelgut aufgenommen wurde, offenbar nur, weil die Verfasser auf der Seite der Herausgeber standen. Zwar bietet sie uns einzelne bessere Arbeiten in den Predigten von *Lange* in Duisburg, *Nitzsch* in Bon, *Müller* in Marburg, *Arndt* und *Theremin* in Berlin, *Steinkopf* in London, *Spitta* in Hameln, *Heubner* in Wittenberg und von *Harms*. Auch *Drä-*

Dräseke und *Gouard* haben einzeln schon gedruckte Predigten wieder zum Abdruck hergegeben. Aber das bei weitem Meiste unter den drei und funfzig Numern verdient wirklich nur jenen Namen und Manches ist geradezu schlecht zu nennen, so haltungslos ist die Rede, so unerquicklich die Form, und so verworren der Gedankengang. — Lieber hätten die Herausgeber weniger Arbeiten aufnehmen sollen, was, bei dem jetzt so starken Bande für den geringen Preis, dem Zwecke der Unterstützung auch wohl förderlicher gewesen wäre. Sollte aber die Stufe, auf welcher die evangelische Kirche gegenwärtig steht, nach dieser Sammlung auch nur vorzugsweise abgemessen werden, so würden wir gerade in keinem sehr bedeutenden Fortschritte begriffen seyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Zürich, b. Schulthefs: *Synodalpredigt über Röm. IX, 1 — 6. am 1. Novbr. 1836 vor der Zürcherischen Synode gehalten* von *Alex. Schweizer*, Professor der Theologie. 24 S. 8.

Berlin, b. Martius: *Die Wiedergeburt.* Predigt, gehalten in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, von Dr. *J. E. Erdmann*, Professor zu Halle. 1836. 16 S. 8.

Ebend.: *Die Gebets-Erhörung.* Predigt, gehalten in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin von Demselben. 1836. 16 S. 8.

Dem Grundsatze getreu, Einzelpredigten in diesen Blättern nur bei besondern Veranlassungen oder nur dann anzuzeigen, wenn sie sich über die fast unübersehbare Fluth dieser oft ganz ephemeren Erzeugnisse erheben, können wir es bei vorliegenden Arbeiten um so weniger unterlassen, je mehr sie es verdienen, in einem weitern Kreise bekannt zu werden.

Nr. 1. behandelt die schwierige, auf der Kanzel wohl nur selten besprochene Stelle eben so scharf und klar, als tief eindringend und ganz dem Zweck einer Synodalpredigt angemessen. Denn indem der Vf. aus dem Texte das Thema hervorhebt: „*Die Liebe des Dieners Christi zu seinen ungläubigen Volksgenossen*" zeigt er, streng an das Bibelwort sich haltend, wie sich dieselbe kund giebt: 1) als inniges, schmerzliches Mitgefühl; 2) als Bereitwilligkeit zu den gröfsten Opfern für ihre Rettung, und darum 3) als zuversichtliche Hoffnung auf ihr endliches Erlöstwerden. Dabei durchdringen sich der Blick auf die apostolische Vergangenheit und der Blick auf die Gegenwart. Mit sehr reichhaltiger Ausbeutung des Römerbriefes wird jene und der Sinn des Apostels dargestellt, so, dafs ein gutes Drittel der Predigt aus paulinischen Worten besteht, was bei einem an Geistliche gerichteten Vortrage wohl nicht unzweckmäfsig erscheint, wenn die Dicta so sorgfältig gewählt und so passend mit einander verbunden werden, wie hier der Fall ist. Die verhältnifsmäfsig grofse Länge der Predigt entstand erst später bei der weiteren Ausarbeitung für den Druck. Was wir noch ausstellen möchten, ist die hier und da zu verschränkte Darstellung.

Der Vf. von Nr. 2 und 3 steht in diesen Predigten wieder auf dem apologetischen Standpunkte, den er in seiner früher von uns angezeigten kleinen Sammlung „Rechenschaft von unserm Glauben" einnahm und zwar mit Gedankenreichthum, Klarheit und Schärfe des Geistes und mit der Gabe, seine Vorträge durch jenes Salz zu würzen, welches schon der erstgenannten Sammlung eigenthümlichen Reiz und, bei aller Einfachheit und Popularität, eine gewisse Frische verlieh. Doch glauben wir Nr. 2. noch den Vorzug geben zu müssen. Hier zeigt Hr. *E.* „*Wie es zugeht mit der Wiedergeburt*" aus Joh. 3, 8. — 1) Wir können nicht immer genau den Punkt angeben, wo das Wehen des göttlichen Geistes beginnt — „der Wind bläst, aber du weist *nicht* von wannen er kommt; 2) wir können dem Zuge des Geistes nicht vorschreiben, wohinaus er führen müsse und bis wohin er nicht reiche — „du weifst nicht, wohin er fährt"; wohl aber mufs er 3) da seyn und sich in seinen Wirkungen zeigen auf Herz und Leben — „du hörest sein Sausen wohl." Hier ist Alles trefflich durchgeführt und offenbar voll feiner lokaler Beziehungen auf die, welche thun, als hätten sie durch und durch das Walten des heiligen Geistes belauscht, während sie von ihm oft kaum ein geringes Wörtlein vernommen haben.

In Nr. 3 können wir Hn. *E.* nicht beistimmen, wenn er, nach Matth. 21, 22 die Erhörung jedes gläubigen Gebetes auch rücksichtlich der äufsern Güter, ja in Beziehung auf sie vorzugsweise, darthut und allen Zweifel in die Flucht schlagen will. Könnten wir uns hier auf eine ins Einzelne gehende Kritik einlassen, so würden wir zeigen, wie, genau genommen, die beiden Untertheile des ersten Haupttheiles sich gegenseitig aufheben, so dafs nur einer wahr seyn kann und diefs würde, nach des Rec. Ansicht der zweite seyn und auch dieser nur unter einer grofsen Beschränkung. Im Grunde bringt der Vf. diese Beschränkung selbst nach S. 15, wo es heifst „Wenn der Mensch in der Angst seiner Seele sich zu Gott erhebt, in der trostlosen Gewifsheit (?), nur diesen Weg gebe es zu seiner Rettung, *und es giebt wirklich nur diesen Weg*, da lafst uns sicher seyn, dafs der Herr ihn einschlägt." Das haben wir längst gewufst. Ob es aber *wirklich* nur diesen Weg gebe, ist eben die Frage, welche durch Alles, was vorher von der durch den Glauben errungenen Gemeinschaft mit Gott gesagt war, nicht beantwortet ist, davon abgesehn, dafs es uns scheinen wollte, als identificire Hr. *E.* Gott und die von ihm beseelte Gemeinde (den Leib) der Gläubigen. Wenigstens ist das „Glauben" a. a. O. nimmermehr das, was er hier daraus macht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1837.

MEDICIN.

Hannover, in der Helwing. Hof-Buchh.: *Zur Praxis der Geburtshülfe.* Beobachtungen und Bemerkungen u. s. w. von Dr. *J. F. Osiander*, Prof. der Medicin zu Göttingen. 1837. 143 S. 8. (21 gGr.)

Die Leitung der academischen Entbindungsanstalt zu Göttingen war dem Vf. in den Jahren 1822 und 1832 anvertraut. Die gegenwärtigen Bogen sind den Ergebnissen dieser zweijährigen Leitung gewidmet. Einzelnen erzählten Fällen sind darauf bezügliche Aufsätze beigefügt, oder vielmehr die Aufsätze, als Hauptsätze des Ganzen, haben erzählte Geburtsfälle an der Spitze.

Rec. kann dieses Buch weder als Führer und Rathgeber empfehlen, noch die Ueberzeugung gewinnen, dafs das die Quintessenz der Kunst zu entbinden ist, was der Vf. dafür hält. (S. 142.) Eine kurze Beleuchtung einzelner Punkte wird diesen Ausspruch rechtfertigen.

Es eröffnen den Reihen 1) *einleitende Bemerkungen über die geburtshülfliche Praxis; ihre Licht- und Schattenseiten.* Hier wird zunächst die Hospitalpraxis und die Privatpraxis in ihren Nuancen critisch zusammengestellt. Der Vf. hält ein expectirendes Verfahren in der Privatpraxis für weniger zulässig, als in der Hospitalpraxis. Wir beklagen aber den Geburtshelfer, der sich von der Umgebung zu einem activen Verfahren antreiben läfst, und bedauern die Kreifsende, deren Helfer activ wird, um Zeit zu ersparen, der Langenweile und allen Effluvien zu entrinnen. (S. 2.) Eine vergleichende Betrachtung der Licht- und Schattenseiten der geburtshülflichen und der medicinischen Praxis folgt. Zu den gröfsten Vorzügen und den angenehmen Seiten der geburtshülflichen Praxis zählt der Vf. die gröfsere Bereitwilligkeit der Leute zu zahlen und gleich zu zahlen, was bei einer ärztlichen Kur der Fall nicht sey. Auch hebt er heraus, dafs der Arzt mehr als der Geburtshelfer Täuschungen ausgesetzt, auch den Einmischungen der Quacksalber mehr unterworfen sey. Wir wollen den pecuniären Vorzug dahin gestellt seyn lassen, müssen aber in Bezug auf die andern Punkte bemerken, dafs wohl der Geburtshelfer in Hinsicht der Täuschungen und Quacksalbereien mit dem Arzt ein gleiches Loos zu theilen hat, und dafs die Verheimlichungen der Schwangerschaft, die Simulationen derselben zu grofsen Irrthümern verleitet haben, die bei den Layen weit gröfsere Sensation machen, als irgend ein diagnostischer Fehler des Arztes. Wo erfährt der Geburtshelfer immer am Geburtsbette die Wahrheit? wo ist der Ort, an dem die Hebammen nicht quacksalbern, wo der Ort, an dem die Hebammen durch unwissende oder freche Eingriffe nicht verderben, was wieder gut zu machen, oft zu den gröfsten Beschwerden des Geburtshelfers gehört? — Zu den Schattenseiten wird die beständige (!) Blutarbeit (klingt fürchterlich) gezählt, die Ekel und Widerwillen erregt, bis die Gewohnheit abhärtet. Der Vf. mufs es mit vieler Blutarbeit zu thun haben! Auch das Verhältnifs des Practikers zu den Hebammen wird zu den Schattenseiten gezählt. In vielfacher Beziehung hat der Vf. nicht unrecht, allein in ein collegialisches Verhältnifs (S. 7) hat sich Rec. zu einer Hebamme noch nie gestellt, und der Geburtshelfer, der von der Gunst dieser Frauen abhängt, mag allerdings eine klägliche Rolle spielen.

Es beginnen nun S. 9. *die Beobachtungen und Bemerkungen aus der academischen Entbindungsanstalt zu Göttingen während der beiden Jahre* 1822 u. 1832.

1) *Wendung auf die Füfse wegen vorliegender Nachgeburt.* Die Schwangere hat gekränkelt und an Blutungen gelitten. Abends am 21. Febr. traten Wehen ein. Am folgenden Morgen fliefst *viel* Blut ab. Nachmittags 2 Uhr wird der Muttermund beinah völlig offen und die Nachgeburt vorliegend gefunden. Es geht immerwährend Blut ab, und nun wird um 4 Uhr der Entschlufs zur Wendung gefafst. Bei dem Eingehn mit der Hand wird ein Theil des Mutterkuchens zerrissen, die Extraction in 5 Minuten beendet. Die Wöchnerin erkrankt, bekommt Diarrhöe, heftiges Kopfweh mit Fieber, und Salmiak mit Opium (?) schafft Erleichterung. — Wir erfahren nicht, warum bei der schwächlichen Kreisenden, die viel und immerwährend Blut verlor die Tamponade nicht angewendet wurde, noch auch vernehmen wir die Gründe, aus welchen der Wendung die Extraction folgen mufste, noch warum ein Theil des Mutterkuchens zerrissen wurde. Ueber den letzten Punkt erhalten wir in den 2 Reflexionen über diesen Fall einigen Aufschlufs. Die erste Betrachtung handelt über *die Aufnahme kranker Schwangern in einem Entbindungshospitale,* (S. 15) die andere *über die Sprengung der Eyhäute oben im Uterus.* Dies Verfahren hält der Vf. nicht immer für zweckmäfsig, und besonders dann nicht, wenn der Fötus klein ist und die Füfse dem Muttermunde nahe liegen. Ist klar! dem fügt nun der Vf. hinzu, dafs bei einigermafsen centraler Insertion des Mutterkuchens auf dem

dem Muttermunde eine theilweise Beschädigung des Kuchens fast unvermeidlich, aber auch nicht schädlich sey, und dafs es ihm unwahrscheinlich vorkomme, dafs die durchbohrte Placenta die Schultern und den Kopf bei der Extraction aufhalten könne. Gute Grundsätze!

2) *Uebereilte Geburt, wobei das Kind auf den Boden stürzte, ohne sich zu beschädigen.* Diesem Fall folgt eine Betrachtung *über das Hervorstürzen des Kindes aus den Geburtstheilen.* Sehr wichtig für die gerichtliche Medicin und für die Untersuchungen über die Verblutung der Neugebornen aus dem nicht unterbundenen Rest der Nabelschnur am Kinde. Denn der Vf. hat in verschiedenen Fällen, selbst wenn die Nabelgefäfse gleichsam aus dem Leibe gerissen, (hört!) nicht unterbunden wurden, und andere Mittel zur Blutstillung unterblieben, keinen tödtlichen gesehen. Er empfiehlt für Entbindungshospitäler dringend die Einrichtung, dafs der Schlot sich oben trichterförmig verenge. Rec. glaubt nicht, dafs eine Person in einem Entbindungshause aus Böswilligkeit ihr Kind auf dem Abtritt ablegen wird, da ja ihre Schwangerschaft bekannt ist, und das Personal doch hoffentlich die Entleerung des Bauches bemerken würde!

3) *Langsame und beschwerliche Geburt, complicirt mit Urinverhaltung,* giebt zu einer Reflexion über *Urinverhaltung während der Geburt Veranlassung.* (S. 22. 23.) — 4) *Schwere Geburt wegen verengten rhachitischen Beckens; Wendung auf die Füfse und Perforation.* Der Erzählung dieses Falles folgt eine Beurtheilung desselben. S. 24 — 29. Rec. mufs hierbei einen Augenblick verweilen. Eine rhachitische Erstgebärende kommt den 22. März Morgens mit Wehen ins Entbindungshaus. Am Tage vorher war das Fruchtwasser abgeflossen. Sie wird aufs Bette gelegt und angewiesen, die Wehen zu verarbeiten. (Also keine genaue Untersuchung bei einer rhachitischen Kreifsenden? Konnte das Verarbeiten der Wehen auf gut Glück hier nicht gerade zu verbieten seyn? Rec.) Gegen Abend ergiebt sich bei genauer Untersuchung dafs das *Promontorium* mit dem Zeigefinger leicht erreicht werden kann. Der Muttermund ist offen, der Kopf steht nicht beweglich, sondern fest auf dem Beckenrande angedrückt. Die Conjugata wird auf 3″ verengt geschätzt. Jetzt vernimmt man, dafs auch die Schwester der Kreifsenden unentbunden gestorben ist. (Also nur dem Zufall war diese Notiz zu verdanken, die man in einem Entbindungshause gleich anfänglich durch ein gründliches Examen sich hätte verschaffen müssen. Rec.) Endlich kommt es zur Wahl zwischen Gewalt-Wendung (?), Perforation oder Kaiserschnitt. Vergeblich wird aber erst die Zange angelegt, und nun zur Wendung geschritten. [War es nun wohlgethan, dafs man die Kreifsende Morgens angewiesen hatte, die Wehen zu verarbeiten? War es rationell, sie durch nutzlose Anstrengung einen Tag lang zu schwächen? Rec.] Der Kopf läfst sich nicht zur Seite schieben, sondern bleibt fest auf der Symphysis stehn, doch gelingt es einen Fufs herabzustrecken, und in die Schlinge zu legen, den andern Fufs zu lösen und anzuschlingen, und durch starkes Anziehn mit den Schlingen die Wendung zu bewerkstelligen. [Es war gewifs schwer, die Füfse zu erreichen, da der Kopf sich nicht zur Seite schieben liefs, und das *Promontorium* stark hervorragte. Wie mag der Vf. den Eingang gefunden haben? Ob Wehen vorhanden waren oder nicht, wird so wenig gesagt, als warum der Vf. nicht beide Füfse ergriffen, und erst mit Anlegung der Schlingen Zeit verloren hat. Das starke Anziehn der Schlingen möchte nicht sehr nachahmungswürdig seyn. Rec.] Die Extraction gelingt bis auf den Kopf, der nicht wanken und weichen will, und mit dem *Smellie*'schen stumpfspitzigen Haken (?) angebort wird. [Warum *mufste* die Extraction unternommen werden? Rec.] Das Kind, auf dessen Leben gleich anfänglich kaum gerechnet wurde, weil das Fruchtwasser längst abgeflossen und die Nabelschnur vorgefallen war, hatte *sein* Leben geendet. Die Mutter folgte dem Kinde nach. — In der Beurtheilung des Falls werden nur die Gründe angegeben, welche den Vf. vom Kaiserschnitt abhielten, nämlich lange Dauer der Geburtsarbeit, längst abgeflossenes Fruchtwasser, vorgefallene Nabelschnur neben dem Kopf, Abneigung gegen diese Operation durch die Lectüre englischer Schriftsteller erzeugt. (!) Abgesehn von dieser Abneigung, so war überhaupt weder eine absolute, noch eine solche Beckenenge vorhanden, welche schliefsen liefs, dafs der kleine Fötus, wofür der Vf. ihn erkannte, (S. 25) nicht anders als durch Perforation werde geboren werden können, mithin der Kaiserschnitt gar nicht indicirt. — Fragen wir nun, was berechtigte den Vf. zu der Vermuthung, dafs der zuletzt kommende Kopf leichter als der vorausgehende werde entwickelt werden können, so finden wir darauf bei dem Vf. so wenig eine Antwort, als wir Gründe für die unternommene Wendung finden. Die nothwendig gewordene Perforation sollte dem Vf. die Lehre gegeben haben, dafs seine Behauptung, nach welcher der zuletzt kommende Kopf leichter hindurch zu bringen sey, als der vorausgehende, eine irrige ist. Auch in einem andern Fall (S. 53) wird die Wendung bei Verengerung der obern Apertur gemacht, der Kopf folgt nicht, und mufs mit kräftigen Tractionen entwickelt werden. Wieder in einem Fall (S. 130) wird wegen engen Beckens gewendet, nachdem der Kopf eingekeilt ist, eine Kopfgeschwulst sich bildet, und mit der Zange die stärksten Tractionen gemacht worden sind. Wie der Vf. den eingekeilten Kopf bei einer Strictur unten und rechts im Uterus zurückgeschoben haben mag, erfährt man nicht, wohl aber erkennt man daraus ein vermessenes Verfahren. Der zuletzt kommende Kopf wird mit der Zange entwickelt, das linke Scheitelbein eingebogen, und das Kind todt zur Welt gebracht. Sind das Fälle, welche die Wendung nach vergeblicher Anwendung der Zange, als Mittel die Perforation zu vermeiden, empfehlen? War hier die Wen-

Wendung ein unschädliches Auskunftsmittel, dem man die Lebensrettung des Kindes verdankte? (S. 137.) Wir finden also auch in dem Verfahren, die Zange anzulegen, darauf den Kopf zurückzuschieben, zu wenden, dann die Zange anzulegen oder zu perforiren nicht den von dem Vf. S. 136 belobten schonenden und raschen Erfolg. Lächerlich ist es auch, wenn der Vf. daselbst dies Verfahren bei einer schwächlichen Körperconstitution des Operirenden für geboten hält, und meint, dafs schwächliche Männer, die nicht im Stande wären, mehrere Stunden lang mit der Zange zu operiren, nothgedrungen entweder perforiren oder wenden müfsten. Der von ihm genannte *W. J. Schmitt* wird weder so mit der Zange gewirthschaftet haben, dafs ihm hätte bei der unendlichen Zahl der Tractionen Athem und Kraft ausgehn können, noch wird er je in seiner Körperconstitution eine Anzeige für die Perforation oder Wendung gefunden haben. Hier nehmen wir Gelegenheit zu bemerken, dafs der Vf. S. 141 anführt, dafs er selbst wenn die Gebärmutter sich *ziemlich eng* um das Kind zusammengezogen hatte, bei Stricturen und rigider, trockener, entzündlicher Beschaffenheit des Uterus den Kopf mit Leichtigkeit habe zurückweichen sehn. Der Vf. schreitet also zur Wendung in welchem Zustande sich auch der Uterus befinden möge, er drängt (S. 142) mehr als einmal mit einiger Gewalt die Hand ein, wodurch leicht Contusionen veranlafst werden, die in Brand übergehn, auch tödtlich werden können. Ist das ein mildes, rationelles Verfahren? Ist es rationell, wenn der Vf. auf derselben Seite sagt, dafs das Umdrehen des Kindes um seine Queraxe zuweilen leicht und gefahrlos sey, unter Umständen aber auch *gewaltsam* seyn müsse, wobei ohne Zweifel der Uterus leiden könne? — An einer beweglichen Kinderleiche (S. 141) soll man das Zurückschieben des Kopfes versuchen, und sehen, wie der gelenke, biegsame Körper in einen kleinen Raum sich zusammendrängen lasse. Ist denn aber eine bewegliche Kinderleiche gleich einem lebenden Kinde?

5) *Frühgeburt beendigt mittelst der Zange.* Nachdem das Fruchtwasser abgeflossen ist, stellen sich 48 Stunden darauf Wehen ein. Der Kopf tritt tief in das Becken herab, ohne dafs sich der dünne Muttermund völlig öffnet. Nach mehrstündlicher Erwartung wird er mit den Fingern ausgedehnt, und darauf das siebenmonatliche schwache Kind mit der Zange glücklich zu Tage gefördert. Das Kind hat eine Kopfgeschwulst. Warum fragt Rec., wurde der Muttermund ausgedehnt? Nach welchen Indicationen die Zange angelegt? Keine Antwort! Die Kopfgeschwulst öffnete der Vf. nach einigen Tagen, sie enthielt Eiter, füllte sich wieder mit Gauche und das Kind starb. Die Kopfgeschwulst wurde nicht früh genug ernstlich beachtet, sonst hätte durch zeitiges Oeffnen die Eiterung verhütet werden können. So gesteht der Vf. in dem Anhange „über das Oeffnen der Kopfgeschwülste neugeborner Kinder mittelst der Lanzette." Der Vf. wirft die Kopfgeschwülste, die nach langwierigen Geburten entstehn, und die Blut-Kopfgeschwülste so unter einander, dafs man glauben mufs, dafs ihm der Unterschied fremd ist.

6) *Zwillingsgeburt.* Nach dreistündiger Dauer der Wehen, und nachdem der Muttermund sich völlig geöffnet hat, stellt sich Abends 6 Uhr die Blase, (erst jetzt, und doch ist der Muttermund schon so lange geöffnet? Rec.) die der Vf. um 7 Uhr sprengt. Warum dies geschehn, wird nicht gesagt. — Der Vf. ist mit der Erweiterung des Muttermundes wie mit Sprengung der Eihäute rasch bei der Hand. Eines Falles erwähnten wir nur erst, wo der Muttermund ohne alle Indication erweitert wurde. So wird in einem S. 81 erzählten Falle und in einem andern S. 123 der Muttermund ohne allen Grund mit den Fingern erweitert. Der Vf. rühmt S. 82 u. 83 in einem Raisonnement über die krampfhafte Unnachgiebigkeit des Muttermundes die mechanische Ausdehnung als das eigentliche schmerzlindernde *antispasmodicum*!! So wird auch die Blase bei einer Frühgeburt (S. 49), bei einer Fufsgeburt (S. 74 u. 121) und bei vorliegendem Kopfe gesprengt. (S. 89.) In diesem Fall war der Muttermund völlig geöffnet, der Kopf lag vor, aber hoch über dem Beckenrande. So wie der Vf. die Blase sprengte, trat eine Hand und ein Fufs herab. Er holte auch den andern Fufs herab und machte ohne weitere Umstände die Extraction. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Kopf durch einen *Druck auf die Schultern* entwickelt wird??

7) *Entbindung mit der Zange.* Sie wird in schräger Richtung, im grofsen Durchmesser den Kopf fassend, angelegt, und diese Lage der Zange in einer Beurtheilung „über das schräge Anlegen der Zange" gerühmt, indem so dem Kopfe ohne weiteres absichtliches Drehen, die rechte Richtung angewiesen, (!) der Kopf mit Druck verschont werde, die Zange in schräger Richtung fester liege, als wenn sie den Kopf über Stirn und Hinterhaupt gefafst habe. Das wird wohl nicht geleugnet werden, aber auch kein Geburtshelfer die Zange so anlegen. S. 40 ist noch ein wichtiger Aufsatz über das schräge Anlegen der Zange zu finden. Ein Einstich der Lanzette beseitigt die Kopfgeschwulst. Die Hebammen beseitigen sie einfacher.

8) *Entbindung mit der Smellie'schen Zange in der Seitenlage.* Ein Anhang handelt über das Entbinden in der Seitenlage. Könnte recht gut fehlen. — 9) *Entbindung mit der Zange* u. s. w. — 10) *Entbindung mit der Zange. Tödtliche Unterleibsentzündung.* Es wurden 8 Unzen Blut aus dem Arm gelassen, und wiederholt Blutigel gesetzt. Wie die fette Leiche wegen der 8 Unzen Blut und der Blutigel äufserst blutleer gewesen seyn kann, sieht man nicht ein.

11) *Frühgeburt.* — 12) *Entbindung mit der Zange.* Vorderhauptsgeburt. Indicationen zu der Zange: Heftige Kreuzschmerzen, flehendliches Bitten um Hülfe, beginnende Kopfgeschwulst. — 13) *Eine schwere natürliche Geburt.* Wunderbar, dafs der Vf. hier

hier die Zange nicht anlegte. — 14) *Entbindung mit der Zange wegen Verkürzung der Conjugata.* Mit Leichtigkeit wird das links hingekehrte Hinterhaupt mit der rechten Hand nach vorn gedreht, mit derselben Hand fixirt, und jedes Zangenblatt mit der linken Hand angelegt. Man kann sich denken, dafs über das Anlegen beider Zangenblätter mit *einer* Hand eine Nachrede folgt. Der Rec. wird das Kunststück nicht nachmachen, und glaubt, dafs er mit den richtigen Rotationen der Zange eben so weit kommt. — 15) *Entbindung mittelst des Hebels.* Es wird genügen, wenn wir von dieser Geschichte nur bemerken, dafs der regelmäfsig gestellte Kopf rasch bis zum Einschneiden vorrückte, hier aber verweilte; und der Vf. *mit der geölten Hand die Theile zu erweitern suchte*, und da dies erfolglos blieb, mit dem Lowderschen Hebel drückend und ziehend auf den Kopf einwirkt. Wer hat daran nicht genug?!! — 16) *Frühgeburt.* — 17) *Zwillingsgeburt.* — 18) *Vorfall der Nabelschnur.* — 19) *Fehlgeburt.* Sachen ohne Werth. — 20) *Wendung auf die Füfse bei engem Becken und vorgefallner Nabelschnur* nebst Betrachtung über den Vorfall der Nabelschnur bei Kopfgeburten. Verdient aus gewissen Ursachen gelesen zu werden. — 21) *Mifsgeburt.* — 22—24) *Entbindungen mit der Zange.* S. 60 dann Worte über das Hauptmittel, bei der Anwendung der Zange den Dammrifs zu verhüten. Man soll nämlich die Zange vor dem gänzlichen Austritt des Kopfes abnehmen. — 25) *Mifsgeburt.* — 26) *Perforation und Wendung.* Die Gröfse der Person und ihr muskulöser Bau liefs auf ein enges Becken durchaus nicht schliefsen. Haben denn blos kleine Frauen ein enges Becken? Rec. bittet die Geburtshelfer aller Orten diese Geschichte zu lesen, und unter andern zu lernen, wie man an einem Arm das Ganze näher zieht, um einen Fufs zu erreichen. Aeufserst practisch!

Es folgen die Fälle von 1832. Rec. mufs sich nun kurz fassen, und glaubt es auch thun zu können, da er wohl seinen Ausspruch, den er der Anzeige voranstellte, für gerechtfertigt hält. Jeder Geburtshelfer weifs, dafs bei Erstgebärenden zuweilen der Kopf mit dem untern Abschnitt der Gebärmutter tief im Becken steht, dafs man dann den Muttermund nach hinten und hochstehend fühlt, und dafs ein solcher Muttermund nur langsam sich öffnet. Dem Vf. ist dies offenbarer Krampf, gegen den er S. 82 mit Aderlafs und Opium, mechanischer Erweiterung des Muttermundes zu Felde zieht. Eine merkwürdige Geschichte ist S. 83 — 85 zu lesen. Bei einer Gesichtsgeburt ist das Kinn nach hinten gerichtet. Die Zange wird angelegt, weil die Nabelschnur vorzufallen droht, und wahrscheinlich Luft zum Munde gedrungen war. Man denke und höre nun: der Kopf wird mit dem Kinne nach vorn und oben gerichtet geboren, hat sich also *in der Zange* gedreht!!! — Geistvoll ist S. 120 u. 121 die Erklärung der Umschlingung der Nabelschnur. Die nächste Ursache ist nämlich unergründlich, denn die Länge der Schnur veranlafst sie; aber wer kann erklären, warum die Bachstelze einen langen, der Sperling einen kurzen Schwanz hat? Die lange Nabelschnur bildet eine Schlinge, in der sich der Kopf des Kindes fängt, wie der Kramtsvogel in der Dohne. Ist richtig. Auch lernen wir S. 130 dafs Menostasie, Peritonitis, Metritis, Puerperalfieber u. s. w. durch ein Aderlafs am Fufs schneller und sicherer gehoben werden, als durch eine Armaderlässe.

Hohl.

Königsberg, im Verl. der Gebr. Borntraeger: *Das Opium.* Ein pharmakologisch-therapeutischer Versuch von Dr. *L. W. Sachs*, ord. Prof. der prakt. Med. zu Königsberg u. s. w. 1836. VI u. 270 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gGr.)

Wie die Artikel „China", „Quecksilber" wurde auch „Opium" aus dem Handbuche der Arzneimittellehre *Sachs's* und *Dulk's* besonders abgedruckt. Von Letztrem ist die *Pharmakognostik* des Opiums und seiner wichtigsten Bestandtheile gegeben. Mangelhaft sind die Mittheilungen über die *Opiumgewinnung.* Hr. *Dulk* scheint den Bericht *Texier's* an die *Academie des Sciences* etc. *Paris* 1835. *Janv.* nicht gekannt zu haben. *Texier* versichert, dafs in dem Gebiete von *Asioum Kara Hissar* in Kleinasien das Opium *nur* durch Einschnitte in den Mohnkopf und zwar in horizontaler Richtung gemacht, gewonnen werde. Ein Mohnkopf giebt nur zweimal und nur wenige Grane Opium. Die erste Verfälschung des Opiums geschieht durch die Sammler, welche beim Abnehmen des getrockneten Milchsaftes die Epidermis des Mohnkopfes leicht abschaben und dadurch dem Opium ein Zwölftel fremdartiger Substanzen beimischen. Das Opium stellt sich in Gestalt einer klebrigen, klümperichten Gallerte dar, welche man in kleinen irdenen Gefäfsen knetet und dabei in den Mörser spuckt. *Texier's* Frage, warum nicht lieber Wasser zugegossen würde, beantwortete man, dafs dadurch das Opium verderben würde. Die Regierung (denn die Opiumgewinnung ist seit 1831 Monopol) läfst später durch erdige Substanzen, besonders armenischen Bolus das Opium verfälschen. Der in den angeschnittnen Köpfen gebildete Saamen eignet sich recht gut zur Aussaat für das künftige Jahr. —

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

September 1837.

MEDICIN.

Königsberg, im Verl. der Gebr. Borntraeger: *Das Opium.* Ein pharmakologisch-therapeutischer Versuch von Dr. *L. W. Sachs* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 170.)

Ebenso vermifst Ref. nach dem bereits Angeführten die genaue Beschreibung der Gewinnung des *Malwaopiums*, welche *G. Smyttan* in den *Transact. of the med. and phys. Soc. of Calcutta Vol. VI. Calcutta* 1833 giebt. Auch in Ostindien wird nur durch Einschnitte in die Saamenkapsel das Opium geärntet, welches in China, wohin jährlich fast eine halbe Million Pfunde gebracht werden, dreimal theurer als das türkische verkauft wird. Es eignet sich besser zum Rauchen, in welcher Form es die Chinesen wie die Ostindier fast allein verbrauchen. Das von *Pereira* an *Guibourt* geschickte ostindische Opium war von der schlechtesten Sorte und wahrscheinlich verfälscht, wie später (1836) *Christison* an *Guibourt* schrieb. *Christison* fand das neue beste Smyrnaer Opium nicht schlechter als das seltner gewordne Constantinopelopium. *Biltz* und der Ref. fanden, dafs unser einheimisches Opium dem besten türkischen nicht nachstand, die Kosten der Einsammlung sind nur zu bedeutend. — Fast zu kurz ist die Beschreibung der einzelnen Bestandtheile des Opiums und die der Präparate von demselben gegeben. —

Sachs versichert, dafs die gröfste Uebereinstimmung unter den Aerzten über die Pharmakodynamik des Opiums in der gemeinschaftlichen Annahme des Irrthümlichen bestehe. Die griechischen Aerzte kannten vom Opium mehr das Schädliche als das Nützliche; den arabischen behagte das dadurch bewirkte Schlafen und die phantastischen Träume; nach ihnen waren *Paracelsus*, vorzüglich aber *Felix Plater*, *v. Helmont*, *Fr. de le Boë Sylvius*, *Sydenham* etc. diejenigen, welche das Opium in die Praxis einführten. Aus dem Resultate der Versuche *J. Müller's*: „die narkotischen Substanzen, namentlich das Opium, afficiren zwar den damit in Berührung gesetzten Nerven nachtheilig, können selbst seine Reizbarkeit bei anhaltender Einwirkung örtlich zerstören, nie werde aber durch die Nerven die örtliche narkotische Vergiftung zu einer allgemeinen verbreitet" — schliefst der Vf. ganz richtig, dafs ponderable Substanzen nur durch die Säfte auf den Gesammtorganismus einwirken können. Das Leben und das Ende (wobei das Blut fast ganz in Wasser verwandelt wird) der Theriakys zeigt dieses sehr bestimmt. Indessen aus den Wirkungen des Opiums bei diesen will der Vf. keine Schlüsse auf die Pharmakodynamik machen, da für die Praxis dienender und fruchtbarer solche sind, welche aus den Wirkungen des Mittels in den verschiedenartigsten Krankheiten gezogen werden. Ebenso vermeidet er die Berücksichtigung der Dosen und die danach gemachten Wirkungsgrade des Opiums.

Reine irritable Entzündungen verbieten im Allgemeinen jede Anwendung des Opiums und dies um so entschiedner, je mehr sich entweder dabei ein Fieber mit deutlichem synochischem (inflammatorischem) Charakter oder auch gar kein Fieber ausgebildet hat. Schädlich ist das Opium 2) bei Krankheitszuständen mit dem Charakter der *Synocha*; 3) bei Congestionszuständen (Congestion beruht auf absolut oder relativ vermehrter venöser Thätigkeit — Hämatose — und ist allezeit *nur* etwas Oertliches); 4) bei orgastischen Krankheitszuständen (Orgasmus, ein Zustand sensibler Erregung des Bluts, deren nächste Folge eine krankhafte Reizbarkeit, Ausdehnung, vermehrte Wallung und Neigung zur Verdünnung des Bluts ist) — also überall, wo das Blut absolut oder relativ, allgemein oder örtlich, im arteriellen oder venösen Systeme, auf primäre oder sekundäre Weise in vorschlagender Thätigkeit begriffen ist. 5) Jeder durch torpide Atonie charakterisirte Krankheitszustand verbietet die Anwendung des Opiums, weil es durch die geringste Erhebung der Blutthätigkeit wegen zu tief gesunkner Sensibilität verderblich werden mufs. — Durch diese 5 Contraindicationen wird die so allgemein verbreitete Annahme: „die arzneiliche Wirksamkeit des Opiums sey zunächst und direkt auf das Nervensystem gerichtet und zwar dessen Thätigkeit belebend und erhebend" vollkommen widerlegt. —

Zu den sichersten positiven Wirkungen des Opiums rechnet *S.*: 1) die *schmerzstillende*. Die Schmerzen, durch zu heftige Blutreizung erregt, werden dadurch nicht gestillt, eher erhöht, sondern nur die durch krankhaft gesteigerte Erregbarkeit des Nerven, des sensiblen oder sensitiv gewordnen Gebildes selbst entstandenen. 2) Die *krampfwidrige* gegen innere Störungen der motorischen Nerven selbst und des Nervensystems. Hier beleuchtet der Vf. das Schwierige der Unterscheidung, ob und in welchen krampfhaften Zuständen, wann gegen Hysterismus und Hypochondrie das Opium anzuwenden sey und zeigt, wie die Bestimmung von den Grundursachen dieser Krankheiten, die jedoch so häufig das Mittel contraindiciren, abhänge. Dafs das Opium ge-

gegen *Tetanus* so ausgezeichnet wirksam sey, liege nicht in der Ansicht, dafs ein reines *Nervinum* gegen eine reine Nervenkrankheit angewendet werde, sondern allein darin, dafs der *Tetanus* eine der entwickeltsten Nervenentzündungen sey, die durch die Eigenschaft des Opiums, auf die stärkste und allgemeinste Weise die Blutthätigkeit zu erheben und eben dadurch auch die stärkste und allgemeinste Exaltation der Sensibilität ausgleichen zu können, beseitigt werde. 3) Die die *Ab- und Aussondrungen verbessernde*. Entstehen die fehlerhaften Zustände aus einem arteriell inflammatorischen oder subinflammatorischen Reizungszustand des absondernden Organs, so ist das Opium nicht angezeigt, wohl aber wenn dieselben aus einem sensiblen, mit versatiler Atonie verbundenen Reizungszustande entspringen. Sind die Fehler der Säfte Folgen torpider Atonie, so wird die Anwendung des Mittels zweifelhaft und hoffnungslos, aber doch oft nothwendig, wenn sie Symptome der allgemeinen oder auch nur noch örtlichen Colliquation sind. —

Der übersichtlichen Zusammenstellung dieser Lehren folgt eine Auseinandersetzung des Nutzens des Opiums beim *Delirium tremens*, und in der *Gastritis* nach tüchtigen Aderlässen. *S.* beleuchtet ferner die Ansichten des grofsen Widersachers des Opiums, *Stahl's* und zeigt, wie *Sydenham's* scheinbarer Widerspruch: Opium sey das wahrhaft *sedirende* und zugleich auch das vorzüglichste *herzstärkende* Medicament! verschwinde, wenn man erwäge, dafs die arzneiliche Wirksamkeit des Opiums in directer Erregung der Thätigkeit und Energie des Blutes bestehe und krankhaft gesteigerte sensible Erregungen und Bewegungen nur in sofern dadurch ausgeglichen werden, als eben durch die primäre Wirkung ein entsprechendes Gegengewicht gesetzt wird.

Mannichfaltige allgemeinere Wirkungen des Opiums. Je geringer und mäfsiger die Opiumwirkungen bei rationeller Anwendung des Mittels eintreten, desto mehr beschränken sie sich auf den Darmkanal und das mit diesem in nächster und stärkster Sympathie stehende Organ, die Haut. Der höhere Grad seiner Einwirkung beurkundet sich zuerst durch eine entschieden kräftigere Blutthätigkeit. Die Beschreibung der höchsten Grade, wie sie in mehreren Handbüchern der Arzneimittellehre, namentlich *Vogts*, angegeben, stimmt nicht mit der Erfahrung überein. Opium, versichert der Vf., wirke nicht vorzugsweise auf die Venen, sondern auf das ganze Blutsystem und erzeuge deshalb auch nicht erhöhte Venosität. *Beleuchtung der Modificationen, die das Opium durch Verbindung mit andern Arzneimitteln erleidet.* Hier finden wir viele praktische Winke und Erfahrungen. 1) *Opium mit Calomel* wirkt fast specifisch gegen venöse Entzündungen (der Leber und Lungen), gegen rosenartige Entzündungen, Nervenfieber und Typhus u. s. w. 2) *Opium mit Ammonium und Camphor* als Diaphoreticum gegen versatile Nervenfieber, wenn sie bis zur Nähe ihrer Acme gekommen oder aus einem ungünstig verlaufenden *Rheumatismus calidus* oder degenerirtem *Rheumatismus* entsprungen sind. Hier bricht bei voller werdenden Pulsen der kritische Schweifs hervor. 3) *Op. mit Moschus.*

Ueber die speciellen Beziehungen des Opiums zu einzelnen wichtigeren Krankheiten. 1) *Rheumatismus.* Es ist ganz gewifs, dafs sich das Opium gegen diese Krankheit um so wirksamer und direkt (specifisch) heilsamer erweist, je reiner und entwickelter dieselbe gegeben ist, d. h. gegen den sogen. *Rheum. acutus* oder *calidus*. Nach *S.* ist Rheumatismus Entzündung der serösen Gefäfse und Gebilde; in den feinsten Arterien, also in den Arterienendungen seinen Sitz habend, ist nothwendig damit eine Affection der feinsten, empfindlichsten peripherischen Nervennetze verbunden. Hier giebt der Vf. früh und reichlich Morphium (ein Verfahren, welches Ref. nicht immer glückte, und seit einigen Jahren mit dem besten Erfolge durch kleine Gaben Sublimats nach *Lentin's* und *Thaer's* Vorgang vertauscht wurde), aber nicht bei mäfsigen Graden des *Rheum. febrilis*, der sich bei gehörigem Regimen und Diät von selbst durch Schweifse entscheidet. Eben so nützlich ist das Opium bei der der Neuralgie ähnelnden Rheumatalgie. 2) *Ruhr* hält *S.* mit *Sydenham* für irritable acute Entzündung der Schleimhaut des Dickdarms und Colons, deren Heilung nur örtliche Blutentleerungen und dann das hier ebenfalls specifisch wirkende Opium erfordert. Hier finden sich gewaltige Exclamationen gegen die Humoralpathologen, zu denen der Vf. mit Rücksicht auf die in diesem Werke erörterten Ansichten zur Noth gerechnet werden könnte. — 3) *Icterus* hier das Opium als interponirtes krampfstillendes Mittel. 4) *Gastro-* und *Enteromalacia.* Der Vf. erklärt, dafs die von ihm früher ausgesprochne Vermuthung, die Magenerweichung möge eine Verbindung mit der Vagusentzündung oder deren Folge seyn, sich ihm in der Beobachtung nicht bestätigt habe; vielleicht sey sie Ausdruck, Folge eines organischen, pathologischen Rückbildungsprocesses. In einem sehr üblen Falle von Gastromalacie bei einem achtmonatlichen Kinde reichte *S.* aller vier Stunden drei Tropfen *Tr. opii* und nach drei Gaben trat schon der Genesungsprocefs ein. Er zieht das Opium dem salzsauren Eisen vor, das wieder umgekehrt dem Ref. mehr nützte. — 5) *Gicht.* Nur bei der atonischen, wo der allgemeine Kräftezustand erhoben und der Eliminationsprocefs belebt werden soll, bei der retrograden, wo die innere Localentzündung getilgt worden ist, und in einigen Fällen der anomalen Gicht ist das Opium angezeigt und oft das allein rettende Mittel. (Hieher gehörte auch wohl die specielle Auseinandersetzung der Beziehung des Opiums zum *Tetanus* und *Delirium tremens.* Ref.)

Nähere pharmakologische Bezeichnung des Opiums, seiner Bestandtheile und seiner Präparate. Morphium erhebt direct die Blutthätigkeit nur in sehr sensiblen Organen und zwar um so mehr und um so schneller, je sensibler diese Organe sind. Es wirkt mehr auf sen-

sensitive als auf motorische Leiden, mehr auf die arterielle als venöse Thätigkeit; daher bei Neuralgien, Rheumatismen, Cardialgien, Enteralgien u. s. w. — *Codein*, *flüchtigen Riechstoff*, *Narkotin*, *Mekonsäure*, *Narcëin* und *Meconin* führt der Vf. nur nach anderen Beobachtern auf und wendet sich dann zu den einfacheren und einfachen Bereitungen des Opiums. *Pulv. Doweri*. Das Opium wirkt durch die Ipecacuanha mehr auf die vegetativen Organe. *Elect. Theriaca*, *Emplastr. opiatum* und *Syrup. opiatus* sind obsolet. *Aq. opii*. Dem Riechstoffe schreibt *S.* den wenigsten Antheil an Wirksamkeit narkotischer Substanzen zu. *Extract. opii* wendet der Vf. nicht an; auch Ref. fand dessen Wirkungen zu ungleich. Die *Tincturen* bieten den Vortheil dar, die Dosis des Opiums beliebig klein bestimmen zu können und das Mittel viel schneller und allgemeiner durchwirkend zu machen, ohne dafs die Wirkung dadurch flüchtiger würde. *Tr. opii s. Phar. boruss. nov.* hält der Vf. für die beste Bereitung, weil alle wirksamen Stoffe aus dem Opium darin enthalten sind. *Tr. opii crocata* ist eine verwerfliche Form, die jetzt fast nur gegen Augenübel angewendet wird. Ob man dafür einen bewufsten Grund hat? frägt der Vf. und Ref. antwortet: Allerdings! Das Menstruum des *Laudanum liq. Sydenh.* ist guter Mallagawein und das der einfachen Tinctur rectificirter Weingeist und Wasser zu gleichen Theilen — nun versuche der Vf. selbst an seinen Augen, welche von beiden Tincturen reizender wirkt. Ferner eignet sich die balsamartige Consistenz des *Laudanum liq.*, welches deshalb ein viel bedeutenderes specifisches Gewicht als die *Tr. opii simpl.* hat, mehr zum Einstreichen bei dem aufgewulsteten Zustande der inneren Augenlidfläche der Blepharophthalmien, weil es der kranken Bindehaut mehr anhängt und aus diesem Grunde nachwirkender ist. Die darin enthaltenen gewürzigen Stoffe sind bei nicht zu acuten Entzündungen der Bindehaut, besonders aber bei den scrofulösen Augenentzündungen und schlaffen Hornhautgeschwüren eher zuträglich als schädlich. An vielen Orten hat man auch ein *Vinum opii* ohne Gewürz in dem nämlichen Verhältnisse als das *Laudanum*. Ref. wendet aber das *Laudanum liq. Sydenh.* und nicht die *Tr. opii crocata Ph. Bor. nov.* an. —

Bemerkungen über die Dosen des Opiums. Sehr wahr sagt der Vf.: Genaue Dosenbestimmungen werden in dem Grade schwieriger, ja unmöglich, je wirksamer das Arzneimittel ist, und nur die Darreichung der rechten Dose macht das blofse Arzneim. zum wahren Heilmittel. Nur innerhalb der Erfahrung läfst sich das sonst darüber Unlehrbare lernen. Wo das Opium indicirt ist: da reiche man eine respectiv volle Gabe. Schon *A. G. Richter* sagte: Es werden viel mehr Menschen durch kleine, als durch grofse Gaben Opium vergiftet. Man spart ja auch durch grofse Aderlässe das Blut. — Selten wird man nöthig haben, das Opium in 24 Stunden dreimal zu geben, am häufigsten genügt in dieser Zeit Eine Gabe. (Wenn man diese nur so genau wüfste! Im *Delir. tremens* mufs man öftere geben, um erst zu wissen, wie viel der Kranke verträgt. — Ref.) Vorzüglich ist die Dosenlehre des Vfs. bei dem Gebrauche des Opiums bei Kindern und den diesen ähnlichen Greisen zu berücksichtigen. — *Antidota* des Opiums sind dem Vf. nach gegebenen Brechmitteln die vegetabilischen Säuren, vorzüglich die Essigsäure, (noch ist Streit, ob nicht diese eine Zerlegung des Opiums in seine wirksamsten Bestandtheile und dadurch Vermehrung der Vergiftung hervorrufe. Ref.) und starker schwarzer Kaffe. Durch Erregung einer Reaction nützen Camphor und kalte Uebergiefsungen.

Ueber die äufserliche Anwendung des Opiums und namentlich über die Wirkung des auf die entblöfste *Cutis* gebrachten Morphiums und seiner Salze erfahren wir nur sehr wenig, was bei der Reichhaltigkeit und Ausführlichkeit der ganzen Schrift zu beklagen ist, weil, wenn auch nicht Selbstbeobachtung statt fand, tüchtige Vorarbeiten nicht fehlten. — *B—r.*

Hannover, im Verl. der Helwing. Hofbuchh.: *Ueber Paralyse der Inspirations-Muskeln* von Dr. *L. Stromeyer*, K. Hofchirurgus und Lehrer der Chirurgie an der chir. Schule zu Hannover. 1836. XII u. 144 S. gr. 8. (23 gGr.)

Eifriges Studium des bekannten Werkes von *Bell* über das Nervensystem führte den Vf. zu der Entdeckung, dafs die gewöhnliche Seitenverkrümmung, die *Scoliosis* häufig durch Paralyse der respiratorischen Nerven der äufseren Inspirationsmuskeln hervorgebracht werde. Bei jeder zunehmenden Scoliose fehlt nämlich an der concaven Seite die Energie der äufseren Inspirationsmuskeln und besonders des *Serratus magnus*, wenn man durch einen Druck mit der flachen Hand auf den Unterleib das Zwerchfell in seinen Bewegungen hemmt und so die äufseren Inspirationsmuskeln zu ungewöhnlichen, aber unwillkürlichen Anstrengungen zwingt. Hierdurch wird es jedem Arzte leicht selbst zu untersuchen und den Anfang dieser also nicht blos im Knochensysteme basirenden Krankheit zu erkennen. — Nachdem *St.* sechs Beobachtungen zur Bestätigung seiner Entdeckung mitgetheilt hat, geht er zu Betrachtungen über, welche dem praktischen Orthopäden noch anziehender als dem Arzte seyn werden. Interessant ist besonders dem Ref. die Beziehung der respiratorischen Gesichtsnerven zu denen der Brust gewesen, indem bei hohen Graden von Seitenverkrümmung die derselben entsprechende Gesichtsseite, fast immer die linke, schlaff, ja nicht selten schief wird. Durch gymnastische Uebungen kehrt die respiratorische Thätigkeit der Muskeln zurück und dann zuerst die des Gesichts. — Mit Vergnügen und Belehrung hat Ref. die Schlufsworte: *praktische Inductionen* gelesen, welche so manche seiner Ideen belebt haben. Nur der dem Ref. zugemessene Raum verbietet weitere interessante Mittheilungen. *B—r.*

GE-

GESCHICHTE.

Glogau, Druck u. Verlag von Flemming: *Die Schlacht bei Hohenfriedberg* (am 4. Jun. 1745.). Nach den vorhandenen Quellen bearbeitet von *v. Damitz*, Königl. Preuss. Hauptmann, Ritter u. s. w. (Mit einem lithographirten Schlachtplan und der *Ordre de Bataille.*) 1835. IV u. 39 S. 8. (12 gGr.)

Der Vf. erhielt von seinen Obern den Auftrag, mit besonderer Rücksicht auf das Terrain eine genaue Beschreibung der auf dem Titel genannten Schlacht aus den vorhandenen Berichten zusammen zu tragen. Er hat daher die das meiste Zutrauen verdienenden Quellen benutzt und dabei die eine durch die andere zu berichtigen gesucht. Angeführt sind: der General *Stillo*; die *Memoiren* des Marq. *v. Valori*; die Geständnisse eines österreichischen Veterans; die Sammlung ungedruckter Nachrichten zur Geschichte der Feldzüge der Preussen und die Lebensgeschichte des Grafen *von Schmettau*, alles Augenzeugen, die der Schlacht selbst beigewohnt haben.

Schon beim Anfang des Feldzuges war es *Friedrichs des Grofsen* Absicht: den ihm überlegnen Feind beim Herabsteigen von den Schlesischen Gebirgen zu überraschen und im ungünstigen Terrain zu einem entscheidenden Treffen zu zwingen. Er sagte zu dem französischen Gesandten Marq. *v. Valori*: „ich werde den Oesterreichern das Einrücken in Schlesien frei geben; denn, Mein Freund! wenn man eine Maus fangen will, mufs man die Falle offen lassen." Des Königs Avantgarde, unter *Du Moulin* stand hinter dem Striegauer Wasser, mit dem rechten Flügel am Städtchen Striegau, vor sich eine Anhöhe habend, von der man jede Bewegung des Feindes sehen konnte, und auf die der König täglich einige Male in dieser Absicht kam.

Als sich nun am 2ten Jun. die Oesterreicher und Sachsen unter dem Prinzen *Karl von Lothringen* näherten, um am 4ten den General *Du Moulin* anzugreifen, der jedoch seinerseits die österreichischen Vortruppen schon am 3ten Abends im Dunklen angriff und von dem Spitzberge herunter warf. Die Hauptarmee des Königs kam in der Nacht von Schweidnitz an, stellte sich hinter Striegau auf und blieb unter Gewehre. Kein Feuer verrieth dem Feinde die Nähe der Preufsen, über welche eine tiefe Stille ruhete. Die Oesterreicher ahndeten deshalb Nichts von der Nähe ihrer Gegner; eine Abendfête im Rohnstocker Schlosse, dem Herzoge von *Weissenfels* gegeben, hielt sogar — wie in der neuesten Zeit die Engländer in Brüssel, — sehr viele Officiere von ihren Regimentern entfernt. Um 3 Uhr Morgens setzte die preufsische Avantgarde sich gegen die Oesterreicher auf dem Breitenberge in Bewegung; fast gleichzeitig marschirte die Armee rechts ab, um mit der Avantgarde sich in gleicher Höhe aufzustellen. Bald nach 5 Uhr griff schon der rechte Flügel die Sachsen auf dem linken Flügel der Oesterreicher an, während eine, auf dem Breitenberge aufgestellte Batterie die letzteren mit Erfolg beschofs. 7 Grenadier-Bataillone und das Regiment Anhalt von 3 Bataillonen machten diesen Angriff, dem sich das Regiment Markgraf *Karl* und die Garde anschlossen, indem sie in schnellem Lauf aufmarschirten. Mit diesem Angriffe verband sich der Angriff der preufsischen Reiterei des rechten Flügels, etwa 50 Schwadronen, auf die sächsische Cavallerie, und nachdem diese geworfen waren, auf einen Theil der Infanterie des linken Flügels, die mit jener in völlige Flucht gerieth. Auf diese Art war hier die Schlacht gegen 8 Uhr Morgens entschieden; da wollte der König durch eine Linksschwenkung seines rechten Flügels den noch hinter Thomaswaldau stehenden Feind in die rechte Flanke nehmen, während er die noch zurückstehenden Truppen zum schnellen Herankommen beorderte. Die Oesterreicher hatten sich auf ihrem rechten Flügel bis jetzt ganz ruhig verhalten; die Cavallerie hatte erst nach 5 Uhr Befehl zum Packen bekommen und langte, durch Sumpfstellen und Gräben aufgehalten, erst um 7 Uhr auf dem Schlachtfelde an. Zu Unterstützung der angegriffenen Sachsen war gar nichts geschehn, auch das Dorf Thomaswaldau gar nicht und der Busch links nicht gehörig besetzt. Nach und nach wichen die österreichischen Infanterie-Regimenter, bis auf die 20 Bataillone starke Brigade *Thüngen*, die das Gefecht geschlossen mit grofsem Muthe fortsetzte, obgleich sie schon von den neben ihnen stehenden Truppen verlassen waren. Da stürzte sich der General *v. Gefsler* mit dem 10 Schwadronen starken Dragoner-Regimente mit solcher Wuth auf die Oesterreicher, dafs er sie völlig über den Haufen warf, ihr Geschütz und 67 Fahnen eroberte und 2500 Gefangene machte. Unterstützt ward er jedoch dabei durch das nahe stehende Infanterie-Regiment *Hack*, das gleichzeitig den Feind mit dem Bajonet angriff. — Die österreichischen Bataillone bestanden damals aus 5 Kompagnien und jede derselben hatte Eine Fahne; daher die vielen eroberten Fahnen.

Der zum Verständnifs der Bewegungen beigefügte lithographirte Plan hat den Mangel: dafs die Gewässer nicht deutlich bezeichnet sind und sich nicht von den Feldrainen und Nebenwegen unterscheiden, auch fehlen bei den Truppenstellungen die Front-Linien.

MONATSREGISTER

vom

SEPTEMBER 1837.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Gold-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 70.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte September 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

B.

B. Anzeigen.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Scholia in Aristotelem.* Collegit *Christianus Augustus Brandis*, edidit Academia Regia Borussica. 1836. II u. 833 S. gr. 4. (9 Thlr.)

Als die königliche Akademie in Berlin vor mehr als zwanzig Jahren sich die Aufgabe stellte, für einen zuverlässigen Text der Aristotelischen Werke die ihr zu Gebote stehenden Mittel aufzuwenden, und einen Meister der Kritik, zur Vergleichung der wichtigsten Aristotelischen Handschriften die Bibliotheken Italiens, Frankreichs, Englands durchsuchen liefs, so konnte ihr nicht verborgen bleiben, dafs die Commentatoren des Philosophen nicht weniger als er selbst einer neuen Bearbeitung bedürftig wären, und dafs ohne diese die Absicht, das Studium des Aristoteles zu erfördern, nur halb würde erreicht werden. Daher wurde das Geschäft, aus den theils gedruckten, theils ungedruckten Griechischen Commentarien Alles dasjenige, was zum genaueren Verständnifs der Aristotelischen Schriften dienen könnte, zu sammeln und zu ordnen, dem Hrn. Professor *Brandis* übertragen, welcher zu diesem Zwecke drei Jahre lang mit *Bekker* die Bibliotheken der genannten Länder benutzte, einen überaus reichhaltigen Apparat zur Erklärung des Aristoteles zusammen brachte und nachher während einer Reihe von Jahren einen grofsen Theil seiner Mufse auf die Verarbeitung und Anordnung des gewonnenen Materials verwandte. Das Resultat der verdienstlichen Bemühungen des Hrn. *Brandis* gibt dieser erste Band von Griechischen Scholien zum Aristoteles, dem später noch ein zweiter nachfolgen soll. Nach dem ursprünglichen Plane des Herausgebers und der Akademie sollte ein einziger Band den gesammten exegetischen Apparat umfassen, allein die Ausführung desselben scheiterte an der Reichhaltigkeit des zusammengebrachten Stoffes, obgleich nach einer zweckmäfsigen Methode nur das Wichtigere aufgenommen worden ist. Indem nun der Herausgeber eine eigentliche *Praefatio* dem nächsten Bande vorbehalten hat, erklärt er einstweilen in einem *Praemonitum*, dafs die Beschränkung des ganzen Unternehmens auf vier Bände (2 Bände Text des Aristoteles, 1 Bd. Uebersetzung, 1 Bd. Scholien) habe aufgegeben werden müssen: *restant enim indices* (zum Aristoteles und zu den Scholien), *restat commentariorum bona pars, tum aliorum tum quae Syrianus in aliquot Metaphysicorum libros scripsit. Iis igitur omnibus quintum debetur volumen: cui cum praefabitur qui haec scholia collegit et digessit, de consilio suo totaque scholiorum ratione dicet quae nunc dicenda habebat, nisi post valetudinem subinde tentatam inerti balneorum otio detineretur.* Was wir über die Art der Zusammenstellung und über die Anordnung dieser Scholien vor dem Erscheinen einer gründlicheren Belehrung von Seiten des eben so gelehrten als umsichtigen Herausgebers schon jetzt sagen können, ist dieses, dafs das Bestreben des Hrn. *Brandis* vorzüglich auf zwei Punkte gerichtet war, einmal aus theils schon bekannten, theils von ihm zuerst aufgeschlossenen Quellen ein Ganzes zusammen zu bringen, wodurch über Aristoteles und dessen Werke den Lesern derselben ein schätzbarer Apparat zur Erklärung und Kritik dargeboten würde, das andermal alle Notizen zu sammeln, welche über das Verhältnifs der Aristotelischen Philosophie zu den früheren und späteren philosophischen Schulen einigen Aufschlufs geben. Eines Theils also dürfen wir diese Sammlung als ein Commentar zu den Werken des Aristoteles, anderen Theils als eine reiche Fundgrube für die Geschichte der Griechischen Philosophie betrachten. Für denjenigen, welcher die Entstehung und Entwickelung der hermeneutischen Kunst und die verschiedenen Richtungen hermeneutischer Thätigkeit aufmerksam verfolgt, bieten diese Scholien eine dritte interessante Seite dar, insofern wir die verschiedenen Methoden der Hermeneutik bald richtig bald verkehrt, bald mit Erfolg bald ohne Nutzen eingeschlagen finden. Wenn die Sammlung nach dem Erscheinen des zweiten Bandes vollständig vorliegen wird, so können wir daraus ersehen, wie die Werke des Aristoteles innerhalb eines Zeitraums von mehr als tausend Jahren, von Alexander Aphrodisiensis bis auf Leo Magentinus, verstanden und ausgelegt werden. Nimmt man dazu, dafs die uns erhaltenen Commentatoren einer späteren Zeit auf die früheren Ausleger bis zu den Schülern des Aristoteles zurückgehen und über diese referiren, so haben wir in diesen Schriften die Ueberbleibsel eines hermeneutischen Schatzes, welcher binnen anderthalb tausend Jahren aufgespeichert worden ist. Ueberdies enthalten diese Scholien Nachrichten über die ältesten Philosophen und wichtige Bruchstücke aus ihren uns nicht mehr bekannten Werken, und dadurch werden sie eine Fundgrube für Griechische Erudition. Auch für die Kritik der erhaltenen Aristotelischen Werke sind sie nicht unwichtig. Denn wir haben von Aristoteles keine Handschriften, welche über das zehnte oder neunte Jahrhundert nach Christus hinausreichten: eine Bemerkung des Alexander Aphrodisiensis oder des Porphyrius dagegen verbürgt

bürgt uns, dafs die betreffende Lesart wenigstens schon im dritten Jahrhundert nach Chr. in derselben Gestalt existirt habe, und wo die späteren Erklärer sich auf frühere berufen, da kann man eine Lesart bisweilen noch mehre Jahrhunderte weiter hinauf verfolgen. So weit wir aus dem bereits fertigen gröfseren Theile dieser Scholien-Sammlung ein Urtheil darüber aussprechen können, hat der Herausgeber in vierfacher Beziehung sich um den Aristoteles und um die Geschichte der Griechischen Philosophie ein unbestreitbares Verdienst erworben: 1) durch die Reichhaltigkeit der Sammlung, 2) durch die kritische Bearbeitung des hermeneutischen Stoffes, 3) durch Auswahl und Anordnung desselben, 4) durch eine enge Verbindung desselben mit dem Texte der Aristotelischen Werke. Wir werden diese vier Punkte der Reihe nach näher ins Auge fassen.

Reichhaltigkeit zeichnet die vorliegende Sammlung dadurch aus, dafs sie uns nicht allein Manches bis jetzt noch nie Gedruckte zugänglich macht, sondern auch Mehres, was zwar schon durch den Druck bekannt gemacht, aber durch ungünstige Umstände in einer unverständlichen oder unzuverlässigen Form mitgetheilt worden war, in einer fast ganz neuen Gestalt darbietet. Was das Erste betrifft, so erinnern wir an die neue Ausbeute, welche die Handschriften der Königlichen Bibliothek in Paris und der Vaticanischen in Rom gespendet haben. Namentlich würden die Schätze der letzteren für den Aristoteles wohl noch lange unerschlossen geblieben seyn, wenn es nicht ein günstiges Geschick gefügt hätte, dafs zu der Zeit als *Brandis* und *Bekker* wegen ihres Unternehmens nach Rom kamen, Niebuhr dort Preufsischer Gesandter war. Nur er vermochte durch die Vortheile seiner amtlichen Stellung und seiner persönlichen Verbindungen begünstigt seinen beiden Freunden den ungestörten Besuch der berühmten Vaticana während zweier Winter (1817 und 1818) auszuwirken, so dafs sie Alles, was für den Aristoteles brauchbar befunden wurde, benutzen konnten. Was die zweite Rücksicht angeht, so brauchen wir nur zu erwähnen, dafs zwei höchst wichtige Commentare, nämlich der des Alexander Aphrodisiensis zur Metaphysik und der des Simplicius zu den Büchern *de Caelo*, früher fast nicht zu gebrauchen waren, da wir von dem ersteren nur eine Lateinische Uebersetzung, von dem anderen aber einen griechischen Text besafsen, der viel weniger Auctorität hat als eine leidliche Uebersetzung, wie wir bald näher angeben wollen. Beider Werke erscheinen in der neuen Sammlung also zum erstenmale in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Gestalt. Um indessen eine vollständigere Uebersicht über die Bestandtheile dieser Scholien-Sammlung und die vom Herausgeber benutzten Quellen zu geben, werden wir die einzelnen bis jetzt mitgetheilten Stücke namhaft machen. Die Scholien dieses Bandes beziehen sich auf alle Schriften des Organons, auf die Physik, auf die Bücher *de Caelo* und auf die Metaphysik. Die Commentare zum Organon (S. 1—321) laufen mit den einzelnen logischen Werken parallel. Zuerst also folgt der gesammte hermeneutische Apparat, der zu den *Kategorien* gehört, und dieser besteht aus folgenden Stücken. 1. *Εἰς τὰς Κατηγορίας Πορφυρίου εἰσαγωγή* S. 1—6. Diese Einleitung zu den Kategorien ist in mehrern Handschriften des Aristotelischen Organons enthalten und wird, weil darin über *γένος*, *διαφορά*, *εἶδος*, *ἴδιον* und *συμβεβηκός* gehandelt wird, von den späteren Commentatoren auch wohl unter dem Titel *αἱ πέντε φωναὶ Πορφυρίου* angeführt. Sie ist schon früher mehrmals edirt worden, zuletzt von Buhle *Aristotelis Oper*. Vol. I. p. 369 sqq. Der neue Herausgeber hat den bis jetzt dafür noch nicht benutzten Codex *A* (d. h. eine Urbinatische Handschrift N. 35. vorlängst in die Vaticanische Bibliothek aufgenommen) dabei zu Rathe gezogen. 2. *Προλεγόμενα σὺν θεῷ τῆς φιλοσοφίας Πορφυρίου* S. 6—9, im Auszuge mitgetheilt aus *cod. Par. Reg.* 1977 f. 1—19, eine dürre Erörterung über das Wesen der Philosophie und über ihre Theile. 3. *Ἑρμείου φιλοσόφου προθεωρία εἰς τὴν εἰσαγωγὴν Πορφυρίου τοῦ Φοίνικος* S. 9—10, Excerpte aus *cod. Paris. Reg.* 963 f. 357—370, über den Begriff und die Theile der Philosophie, dürr und ohne Interesse, daher auch sparsam ausgezogen. Fast dasselbe findet sich bei Ammonius in dessen Commentar *εἰς τὰς πέντε φωνὰς Πορφυρίου*. 4. *Ἐξήγησις τοῦ σοφωτάτου Φιλοπόνου εἰς τὰς πέντε φωνάς Πορφυρίου* S. 10—12, im Auszuge entnommen aus *cod. Bodl.* 145 f. 119—137. Von dem Commentar selbst wird der Probe wegen mitgetheilt, was der Ungenannte zur ersten Seite der oben genannten Schrift des Porphyrius geschrieben hat, was für den übrigen nicht erhaltenen Theil unser Interesse nicht eben in Anspruch zu nehmen geeignet ist. 5. *Τὰ προλεγόμενα τῆς φιλοσοφίας ἀπὸ φωνῆς Δαβὶδ τοῦ θεοφιλεστάτου καὶ θεόφρονος φιλοσόφου* S. 12—16, excerpirt aus *codd. Vatican.* 1023 und 1470, *Marcian.* 202. Von den Commentaren des David war bisher durch den Druck noch nichts bekannt geworden, obgleich sich Handschriften davon auf mehren Bibliotheken vorfinden. Das Zeitalter des Vfs. ist unbekannt; er citirt den Olympiodorus, und scheint demnach später als im sechsten Jahrhundert nach Chr. gelebt zu haben. Diese Prolegomena handeln von den Versuchen, alle Philosophie umzustofsen, von den Definitionen im Allgemeinen und von den verschiedenen Definitionen der Philosophie; nicht ohne Interesse. 6. *Προλεγόμενα σὺν θεῷ τῆς Πορφυρίου εἰσαγωγῆς ἀπὸ φωνῆς Δαβὶδ τοῦ θεοφιλεστάτου* etc. S. 16—21, aus denselben Quellen, über Zweck, Echtheit u. dgl. der Einleitung des Porphyrius zu den Kategorien, langweilig aber nicht ohne Verstand. 7. *Ἐξήγησις σὺν θεῷ τῶν δέκα κατηγοριῶν ἀπὸ φωνῆς Δαβὶδ τοῦ* etc. S. 22—30, abgeschrieben aus *codd. Vatican.* 1018 u. 1023. Diese Auseinandersetzung spricht über die Namen der philosophischen Secten, über die Eintheilung der Aristotelischen Werke u. dgl. in zehn Abschnitten, demnächst über Inhalt, Nutzen, Titel der Kategorien des Aristoteles. 8. *Εἰς τὰς Κατηγορίας προλεγόμενα* von einem Ungenannten S. 30—34, aus dem alten

alten *cod. Urbin.* 35 f. 216. Die genannte Handschrift enthält den Text des Organons, der nur die Hälfte des Raumes einnimmt, am Rande einen Commentar, und zwar Bl. 1—18 und 216—29 in den allerzierlichsten Uncialen, weiterhin von neuer und weit schlechterer Hand. *Die Aristotelischen Handschriften der Vaticanischen Bibliothek, verzeichnet* von Hrn. *Brandis* S. 4. Bl. 1—20 steht die *εἰσαγωγὴ Πορφυρίου* nebst einem Commentar, und dann folgt das zuletzt erwähnte Stück, über Endzweck, Nutzen, Stellung, Titel, Verfasser, Anordnung der Aristotelischen Kategorien. Zusätze dazu, zum Theil handschriftliche, werden in den Noten aus Dexippus, Porphyrius, Simplicius und Boethus (so schreibt der Herausgeber überall, mit Ausnahme von S. 33 *a.*) beigebracht. 9. *Φιλοπόνου εἰς τὰς Κατηγορίας* S. 34—39, aus den *codd. Paris. Reg.* 1843 f. 21 und 2051 f. 126, einleitende Bemerkungen zu den Aristotelischen Werken, insbesondere zu den Kategorien. 10. *Εἰς τὰς Κατηγορίας σχόλια σύμμικτα* S. 39—93, Excerpte aus Ammonius, Boethus, David, Dexippus, Johannes Philoponus, Porphyrius, Simplicius, welche einen fortlaufenden und ausführlichen Commentar der einzelnen Stellen und Ausdrücke der Kategorien bilden, während die vorhergehenden Auszüge einleitende Bemerkungen über das Ganze der Schrift enthalten. Die vom Herausgeber befolgte Methode, aus den Commentaren der genannten Männer das Wichtigste auszuwählen, war offenbar die einzig zweckmäfsige: denn keiner unter den einzelnen Commentatoren ragt vor den übrigen so hervor, dafs diese dadurch überflüssig würden, und alle sind weitschweifig, so dafs schon deswegen der Abdruck eines vollständigen Commentars den Plan dieser Sammlung gestört haben würde. Die Erklärungen des Ammonius, Boethus, Porphyrius und Simplicius wären schon früher gedruckt, und zu den aus ihnen gezogenen Excerpten sind keine Handschriften verglichen. Die Scholien des Ammonius hat Hr. *Brandis* aus der Venetianischen Ausgabe vom Jahr 1545 *) 8. entnommen. Wie weitschweifig Ammonius ist, kann man schon daraus schliefsen, dafs sein Commentar in der Venetianischen Ausgabe 152 Blätter füllt. Noch weitläufiger aber auch interessanter ist der Commentar des Simplicius; die Auszüge sind abgedruckt aus der seltenen *editio princeps*, *Σιμπλικίου μεγάλου διδασκάλου ὑπόμνημα εἰς τὰς δέκα κατηγορίας τοῦ Ἀριστοτέλους*, Venedig 1499 fol. Die ältesten unter den hier zusammengestellten Scholien sind die des Porphyrius (im 3. Jahrh. nach Chr.). Sein Commentar, *εἰς τὰς Ἀριστοτέλους κατηγορίας ἐξήγησις κατὰ πεῦσιν καὶ ἀπόκρισιν*, ist in der Ursprache bisher nur einmal abgedruckt worden zu Paris 1543. 4, und aus dieser Ausgabe sind einige Proben aufgenommen. Aus den vier in Lateinischer Sprache geschriebenen Büchern des Boethus zu den Kategorien des Aristoteles wird nur ein unbedeutendes Fragment, und zwar aus der Venetianischen Ausgabe vom J. 1566 f., mitgetheilt. Die Excerpte aus den ungedruckten Commentaren des Dexippus und Johannes Philoponus sind aus Pariser Handschriften (aus *Coislin.* 332 und *Reg.* 2051), die des David aus *Vatican.* 1018 u. 1023 abgeschrieben. 11. In ähnlicher Weise geordnet folgt der hermeneutische Apparat zu dem Buche *περὶ Ἑρμηνείας* S. 93—139. Die Bestandtheile desselben sind folgende: *ἀνωνύμου τινὸς ἐξήγησις συντομωτάτη καὶ σαφεστάτη εἰς τὸ περὶ Ἑρμηνείας*, im Auszuge abgeschrieben aus *cod. Coislin.* 160 f. 1—96, über Zweck, Nutzen u. dgl. dieser Schrift. — Zwei ungedruckte Fragmente, das eine von Joannes Italus aus *cod. Paris. Reg.* 1843 f. 62, das andere von Leo Magentinus aus *cod. Par. Reg.* 1917. Demnächst stehen im Texte nur Excerpte aus dem Commentar des Ammonius Hermiä, der zu Venedig 1545. 8. einzeln zum erstenmal gedruckt erschien; Ergänzungen dazu werden aus dem Lateinischen Commentar des Boethus, und einzelne handschriftliche Stellen aus Leo Magentinus und Michael Ephesius in den Noten angeführt. Boethus beruft sich häufig auf frühere Erklärer, und die Stellen, wo dieses geschieht sind hergeschrieben. 12. *Die Scholien zur ersten Analytik* bestehen zum gröfseren Theile aus Excerpten, welche aus den gedruckten Commentaren des Alexander Aphrodisiensis und des Johannes Philoponus entnommen sind. Die Scholien des Johannes Philoponus sind an mehren Stellen mit dem *cod. Coislin.* 160 und *Par. Reg.* 1917 verglichen worden. Die einzige Ausgabe seines weitschweifigen Commentars ist die Venetianische vom J. 1536 f. Von dem Commentar des Alexander zur ersten Analytik gibt es mehre Ausgaben, da aber die bei diesen Excerpten zu Grunde gelegte nicht genannt wird, so ist eine nähere Angabe darüber wohl für die *Praefatio* zum zweiten Bande vorbehalten worden. An einigen der mitgetheilten Stellen ist eine Pariser Handschrift (*Reg.* 1919) zu Rathe gezogen, jedoch ohne Nutzen für den Text. Zusätze aus Pariser und Oxforder Handschriften werden gehörigen Orts eingeschaltet. 13. *Die Scholien zur zweiten Analytik* sind gröfsten Theils geschöpft aus dem Commentar des Johannes Philoponus (Venedig 1534 fol.), einige aus Themistius, sehr wenige aus dem späten Eustratius; auch einige Zusätze von einem Ungenannten aus Pariser und Oxforder Handschriften. Der Commentar des Alexander Aphrodisiensis zur zweiten Analytik, dessen er selbst gedenkt, ist bisher noch nirgends wiedergefunden worden. 14. *Die Scholien zur Topik* sind Auszüge aus dem gedruckten Commentar (Venedig 1514 und 1526 fol.) des Alexander Aphrodisiensis, ein-

*) Ein dem Referenten vorliegendes Exemplar dieser Ausgabe führt die Jahreszahl 1546 und stimmt in den Seitenzahlen mit demjenigen, was Hr. *Br.* excerpirt hat, überein. Auch von dem Commentar zu dem Buche *de Interpretatione* gibt es Exemplare aus dem Jahre 1546, aber das von mir gebrauchte stimmt nicht in den Seitenzahlen mit dem, was *Br.* bei seinen Excerpten zu Grunde gelegt hat.

einzelne Rand-Anmerkungen aus Pariser Handschriften, eine Bemerkung über Sotion (S. 288 *a* 16) aus *cod. Urbin.* 35 und *Marcian.* 201 (A und B bei *Bekker*). 15. *Die Scholien zu den Sophistischen Elenchen*, womit das Organon oder die Masse der logischen Werke schliefst, (S. 296—321) sind Auszüge aus dem Commentar des Alexander Aphr. (Venedig 1520 fol., Florenz 1521 4.) und zwei Zeilen (S. 305 *a* 23) aus *Vatican.* 1339 oder *P* bei *Bekker*. So weit die Scholien zum Organon. — Es folgt jetzt die zur *Physik* gehörende Scholien-Masse S. 321—454, wozu die gedruckten Commentare des Johannes Philoponus, Simplicius und Themistius das Meiste beitragen. Bei Mehren von den aufgenommenen Stellen des Simplicius sind drei Pariser Handschriften (*Reg.* 1908 7. 6.) und eine Oxforder (*Collegii Novi* 244), bei einigen des Philoponus ist der *codex Reg.* 1853 nachgesehen worden. Der Commentar des Philoponus (*Venetiis* 1504 und 1535 fol.) ist nur zu den ersten *vier* Büchern der Physik erhalten. Ein Fragment aus seinem Commentar zum *achten* enthält der *cod. Ottobonianus* 32 auf der Vaticana in Rom. Daraus werden einige Proben hier zum erstenmal bekannt gemacht S. 438 *b*, 439 *b*, 440 *b*, 441 *a* und *b*, 442 *a*. Vielleicht ist das Gerücht über das Vorhandenseyn einer Handschrift, welche den Commentar des Philoponus zu den vier letzten Büchern der Physik enthalten soll (s. *Fabricii Bibl. Gr.* Vol. IX. p. 364), dadurch entstanden. Zwischen diesen Excerpten erscheinen noch einzelne Bemerkungen von Ungenannten aus zwei Pariser Handschriften (*Reg.* 1947. 1853) und drei Römischen (*Vatican.* 1028. 1730. *Palatin.* 237). Der exegetische Apparat zu *den Büchern de Caelo* S. 454—518, worin die Erklärungen des Simplicius am wichtigsten sind, ist fast ganz aus Handschriften geschöpft, und besteht aus folgenden Theilen: 1. *Δαμασκίου προλεγόμενα εἰς τὸ πρῶτον Ἀριστοτέλους περὶ Οὐρανοῦ* S. 454—455 *a*, aus dem *cod. Vatican.* 499. 2. *Παρεκβολαὶ ἀπὸ τοῦ Δαμασκίου εἰς τὸ πρῶτον τοῦ περὶ Οὐρανοῦ* S. 455 *b*—468 *a*, aus dem *cod. Ottobon.* 45 auf der Vaticanischen Bibliothek in Rom. Wo Simplicius mit diesem Commentar übereinstimmt, was nicht selten der Fall ist, da ist dieses im Texte durch eine kurze Hinweisung auf Simplicius angegeben. Die beiden Handschriften, woraus diese bisher nicht gedruckten Stücke entlehnt sind, hat der Herausgeber in seiner Abhandlung über *die Aristotelischen Handschriften der Vatican. Bibliothek* S. 23 beschrieben. Das zweite längere Stück kommt auch in zwei Venetianischen Handschriften vor. Es enthält keine vollständige Abhandlung des Damascius, sondern Excerpte daraus, da alle einzelnen Sätze mit ὅτι anfangen; bisweilen kommt auch φησὶ ὁ Δαμάσκιος vor. Der Herausgeber urtheilt in der erwähnten Abhandlung über den Werth dieser Auszüge: „Im Ganzen findet man sehr wenig aus diesen Excerpten zu excerpiren." 3. Von S. 468 *a* an folgen die gehaltreichen Scholien des Simplicius. Von ihnen besitzen wir zwar einen gedruckten Text (Venedig 1526 besorgt von Fr. Asulanus), allein da dieser, wie wir bald nachher sehen werden, ganz unbrauchbar ist, so mufsten sie aus Handschriften abgeschrieben werden. Sie sind zum Theil aus dem *cod. Vatican. Ottobon.* 83, zum Theil aus *Par. Reg.* 1903, und zwar aus diesem zum gröfsten Theil entnommen. Das zweite Buch derselben ist überdies mit dem *Reg.* 1910, die übrigen drei mit dem *Coislin.* 166 verglichen worden. Zwei Oxforder Handschriften und eine Florentiner (*Laurentianus* 29 *plut.* 76) sind an einzelnen Stellen eingesehen. 4. In den Noten werden Excerpte aus der Paraphrase des Themistius nach der Lateinischen Uebersetzung des Moyses Alatinus angeführt. Diese Uebersetzung selbst ist aus einer Hebräischen angefertigt: das Original scheint nicht mehr zu existiren. Im Texte werden handschriftliche Bemerkungen von Ungenannten aus zwei Pariser Handschriften (*Reg.* 1853. *Coislin.* 166) zwischen die Auszüge aus Simplicius hier und da eingeschoben.

So weit halten die Scholien dieses Bandes gleichen Schritt mit den Aristotelischen Werken, wie ihre Aufeinanderfolge in der neuesten Angabe (Vol. I, p. 1—313) bestimmt ist. Hier aber überspringt der Herausgeber der Scholien eine Reihe von Schriften des Aristoteles, und läfst die Commentare zur *Metaphysik* (sie steht bei *Bekker* Vol. II. p. 980—1093) folgen, so dafs anzunehmen ist, dafs der zweite Band den hermeneutischen Apparat zu den übergangenen Werken, so weit sich Scholien von einiger Wichtigkeit dazu erhalten haben, darbieten werde. Wie die Metaphysik unter den streng philosophischen Werken des Aristoteles bei weitem das wichtigste ist, so haben auch die Scholien, wenigstens die zu den ersten fünf Büchern gehörigen, ein besonderes Interesse. Denn wir besitzen zu den ersten *fünf* Büchern den ausführlichen und in mehrfacher Hinsicht lehrreichen Commentar des Alexander Aphrodisiensis, zu den anderen einen unechten unter seinem Namen cursirenden. Die echten Scholien des Alexander zu den fünf ersten Büchern (zu *A. α. B. Γ. Δ.*) nebst den unechten sind herausgegeben zu Rom 1527, zu Paris 1536, zu Venedig 1544. 1561, aber in der Lateinischen Uebersetzung des Spaniers *Sepulveda*: eines griechischen Textes mufsten wir bisher noch entbehren. Die vorliegende Ausgabe gibt diesen, und zwar vollständig zu den ersten fünf Büchern, im Auszuge zu den übrigen, S. 518—833. Die echten Scholien sind zum gröfsten Theil aus dem *cod. Reg. Paris.* 1876 abgeschrieben und überall mit ihm verglichen worden; überdies ist zu den Büchern *A*, *α*, *Γ* (vom vierten Kapitel an), und *Δ* eine Münchener, zu *B* und dem Anfang von *Γ* eine Pariser (*Coislin.* 161) Handschrift eingesehen, und an schwierigen oder wichtigen Stellen aller fünf Bücher sind aufser dem zuletzt genannten *cod. Coislin.* ein *Vaticanus Bibl. Reginae* 109*), ein *Laurentianus* 87. 12 und die *codices* des aus Alexander schöpfenden Asclepius benutzt worden. Varianten aus diesen Handschriften werden unter dem Texte angeführt; auch wird die Uebersetzung des Sepulveda als Handschrift gebraucht, und wo sie vom aufgenommenen Contexte abweicht, wird dieses in den Noten durch Mittheilung der Worte des Sepulveda bemerkbar gemacht.

*) Die Bibliothek der Königin Christina von Schweden ist zwar der Vaticanischen einverleibt worden, allein die daraus herstammenden zahlreichen Handschriften führen ihre besonderen Numern. Der obige Codex ist durch einen Druckfehler in der kurzen Angabe der bei den Scholien zur Metaphysik benutzten Hülfsmittel (S. 518) unter Nr. 108. aufgeführt worden. Vgl. die Abhandlung des Hrn. *Br.* über *die Arist. Handschriften* S. 33 Nr. 223.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Reimer: *Scholia in Aristotelem.* Collegit *Christianus Augustus Brandis* etc.

(*Beschlufs von Nr.* 172.)

Die dem Alexander Aphrod. untergeschobenen Scholien sind aus dem *cod. Reg.* 1876 und dem Münchener entlehnt: an einzelnen Stellen hat Hr. *Br.* dazu den *cod. Vatican. Bibl. Reg.* 109 u. *Coislin* 161 nachgesehen. Dafs zu diesen Scholien keine Varianten angeführt werden, kann man nur billigen. Zu den ersten *sieben* Büchern werden Auszüge aus einem bisher nicht gedruckten Commentar des Asclepius mitgetheilt. Sie sind abgeschrieben aus einer Pariser, der erwähnten Münchener und einer Florentiner Handschrift. Aus denselben Quellen, ferner aus *Paris. Reg.* 1853 und einem andern Florentiner Codex werden einzelne Bemerkungen von Ungenannten eingeschaltet. Es cursirt auch unter dem Namen des Johannes Philoponus ein unbedeutender Commentar zur Metaphysik, allein dem Philoponus wird derselbe nur durch die Willkür des *Fr. Patricius* zugeschrieben, der ihn zu Ferrara im J. 1583 in einer lateinischen Uebersetzung herausgegeben hat. In dem *cod. Urbin. Vatican.* 49. wird er im Original aufgeführt, und zwar als Ἀνωνύμου ἐξήγησις εἰς τὰ τοῦ Ἀ. μετὰ τὰ φυσικά. Vgl. *Brandis* über *die Arist. Handschriften* u. s. w. S. 35. nr. 240. Als Probe sind daraus zum ersten Buche einige Stellen mitgetheilt unter der Bezeichnung *Anonymus Urbinas.* Zum zwölften Buche endlich werden einige lateinische Stellen aus der *Paraphrasis* des Themistius *in librum Arist. de prima philosophia* excerpirt. Diese Paraphrase besitzen wir nur in einer lateinischen Uebersetzung, welche wieder aus einer hebräischen angefertigt ist, und nur zu dem genannten Buche. Sie ist herausgegeben zu Venedig 1558. 1570. Ein Commentar des Syrianus zu einigen Büchern, wovon im Urtexte noch nichts erschienen, ist dem zweiten Bande vorbehalten. Fast möchte man besorgen, dafs ein zweiter Band für den Ueberrest der Scholien und die Indices noch nicht ausreichen dürfte, da die in dem gegenwärtigen Bande enthaltenen sich kaum über ein Drittel der Aristotelischen Werke verbreiten. Allein diese Besorgnifs mufs schwinden, wenn man bedenkt, dafs diejenigen Werke, wozu die Commentare in diesem ersten Bande gegeben werden, mit Scholien am reichsten von den Alten ausgestattet worden sind, und dafs zu einigen Schriften des Aristoteles, wie zur *Thiergeschichte*, zur *Politik*, zu den *Problemen* u. s. w. keine griechischen Commentare existiren.

Nachdem wir den überaus reichen Inhalt dieses Bandes und die mannigfachen dabei benutzten kritischen Hülfsmittel angegeben haben, kommen wir zur Beantwortung der Frage, nach welchen Grundsätzen die Scholien bearbeitet, und was durch die Bearbeitung für die einzelnen theilweis schon edirten Massen gewonnen sey. Wo entweder gar kein gedruckter Text oder kein zuverlässiger vorhanden war, da war das Streben des Herausgebers vorzüglich darauf gerichtet, aus der Menge der Handschriften für jedes Stück die beste und älteste herauszufinden und nach ihr den Text zu bilden, die minder guten Hülfsmittel aber nur an wichtigen oder corrupten Stellen zu Rathe zu ziehen. Varianten hat er nur in den Noten zu den echten Scholien des Alexander zur Metaphysik anführen wollen, und wir dürfen ihm dieses danken. Denn obgleich man für gewisse Zwecke auch die Varianten bei Simplicius im Commentar zu den Büchern *de Caelo* und sonst sich wünschen möchte, so würde dadurch nicht allein die Gleichförmigkeit des Ganzen verloren haben, sondern das Buch selbst würde stark vertheuert und nur wenigen Lesern zugänglich geworden seyn. Wie wir bisher weder von dem echten noch dem unechten Commentar des Alexander zur Metaphysik einen griechischen Text hatten und uns mit der lateinischen Uebersetzung des Sepulveda begnügen mufsten, wie wir den ursprünglichen Text in der vorliegenden Bearbeitung aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft nun jedem zugänglich gemacht sehen, ebenso ist der Commentar des Simplicius zu den Büchern *de Caelo* erst jetzt in einer brauchbaren Gestalt gedruckt worden. Von ihm existirte zwar schon eine einzige Ausgabe, besorgt von *Fr. Asulanus.* Venetiis 1526, allein die Handschrift, welche Asulanus hat abdrucken lassen, war aus der im 13ten Jahrhundert verfertigten lateinischen Uebersetzung des *Wilhelm von Moërbeka* ins Griechische zurückübersetzt. Wie dieser Umstand den ursprünglichen Text veränderte und verdarb, läfst sich denken und an folgendem Beispiele mit Augen sehen. Ein Vers des Empedokles, den Simplicius anführt, lautet in alten Handschriften so: αὐτὰρ ἐγὼ παλίνορσος ἐλεύσομαι ἐς πόρον ὕμνων, bei Asulanus so: τίη δ' ἐγὼ ὑποστρέψας ἔρχομαι πρὸς ὁδὸν αἴνεων, bei *Moërbeka* so: *cur ego conversus venio ad viam laudans* cet. Auf dieselbe Weise ist in dem gedruckten Texte aus allen Fragmenten des Empedokles und Parmenides jede Spur von Rhyth

Rhythmus und poetischer Diction verschwunden, und dieser Umstand war es, welcher zuerst auf dessen räthselhafte Gestalt aufmerksam machte. Dem Scharfblick und der Gelehrsamkeit des *Amedeus Peyron* blieb es vorbehalten das Räthsel zu lösen in der kleinen Schrift: *Empedoclis et Parmenidis fragmenta ex codice Taurinensis bibliothecae restituta et illustrata ab Amedeo Peyron.* Lipsiae 1810. 8. Peyron wurde auf diese Entdeckung geleitet durch die Vergleichung eines Turiner Manuscripts des Commentars von Simplicius mit dem gedruckten Texte, und durch die Wahrnehmung, daſs alle Sonderbarkeiten des letzteren aus der Uebersetzung des *Moërbeka* sich ungezwungen erklären lieſsen. Die in jenem geschriebenen Commentar enthaltenen Fragmente des Empedokles und Parmenides hat Peyron zuerst in ihrer ursprünglichen Gestalt der Welt bekannt gemacht. Den ganzen Commentar lesen wir nun in dieser Sammlung zum erstenmal in der Form, worin ihn Simplicius niedergeschrieben hat. Die Hülfsmittel, welche dem Hrn. *Br.* dabei zu Gebote standen, mögen zum Theil noch besser gewesen seyn als der codex Taurinensis: denn der Text der Fragmente des Empedokles und Parmenides ist bei *Brandis* an mehren Stellen correcter als derjenige, welchen Peyron durch Hülfe seiner Handschrift und seiner Gelehrsamkeit geben konnte. Davon wollen wir hier eine Probe mittheilen:

Fragment des Empedokles aus dem *cod. Taurin.* verbessert von *Peyron.* S. 53.

αὐτὰρ ἐγὼ παλίνορσος ἐλεύσομαι ἐς πόρον ὕμνων,
τὸν πρότερον κατέλεξα λόγῳ λόγον ὑποχετεύων
κεῖνον. ἐπεὶ Νεῖκος μὲν ἐνέρτατον ἵκετο βένθος
Δίνης, ἐν δὲ μέσῃ Φιλότης στροφάλιγγι γένηται,
5 ἐν τῇδ᾽ ἤδὲ τὰ πάντα συνέρχεται ἓν μόνον εἶναι,
οὐκ ἄφορ᾽, ἀλλὰ θέλυμνα συνιστάμεν᾽ ἄλλοθεν ἄλλα.
τῶν δέ τε μισγομένων, χεῖτ᾽ ἔθνεα μυρία θνητῶν.
πολλὰ δ᾽ ἄμικτα κατεστήκει κεραϊζομένοισιν
ἀλλὰξ, ὅσσ᾽ ἔτι Νεῖκος ἔρυκε μετάρσιον. οὐ γαρ
10 ἀμφαφέως τὸ πᾶν ἐξέστηξεν ἐπ᾽ ἔσχατα κύκλον,
ἀλλὰ τὰ μέν τ᾽ ἐνέμιμνε μελέων, τὰ δέ τ᾽ ἐξεβεβήκει.
ὅσσον δ᾽ αἰὲν ὑπεκπροθέοι, τόσον αἰὲν ἐπῄει
ἡ πιόφρων Φιλότης ἀμφαμφῶσ᾽ ἄμβροτος ὁρμῇ.
αἶψα δὲ θνῆτ᾽ ἐφύοντο, τὰ πρὶν μάθον ἀθάνατ᾽ εἶναι,
15 ζωρά τε, τὰ πρὶν ἄκρητα, διαλλάξαντα κελεύθους.

Fragment des Empedokles aus mehren Handschriften verbessert von *Brandis* S. 507 a.

αὐτὰρ ἐγὼ παλίνορσος ἐλεύσομαι ἐς πόρον ὕμνων,
τὸν πρότερον κατέλεξα λόγῳ λόγον ἐποχετεύων
κεῖνον. ἐπεὶ νεῖκος μὲν ἐνέρτατον ἵκετο βένθος
δίνης, ἐν δὲ μέσῃ φιλότης στροφάλιγγι γένηται,
ἐν τῇ δὴ τάδε πάντα συνέρχεται ἓν μόνον εἶναι,
οὐκ ἄφαρ, ἀλλ᾽ ἐθέλημα συνιστάμεν᾽ ἄλλοθεν ἄλλα.
τῶν δέ τε μισγομένων χεῖτ᾽ ἔθνεα μυρία θνητῶν,
πολλὰ δ᾽ ἄμικτα ἔστηκε κεραιομένοισιν ἐναλλάξ,
ὅσσ᾽ ἔτι νεῖκος ἔρυκε μετάρσιον· οὐ γὰρ ἀμεμφέως
πᾶν ἐξεστήκειν ἐπ᾽ ἔσχατα τέρματα κύκλου,
ἀλλὰ τὰ μέν τ᾽ ἐνέμιμνε μελέων, τὰ δ᾽ ἐξεβεβήκει.
ὅσσον δ᾽ αἰὲν ὑπεκπροθέοι, τόσον αἰὲν ἐπῄει
ἠπιόφρων φιλότητος ἀμεμφέος ἄμβροτος ὁρμή.
αἶψα δ᾽ ἔθνεά τ᾽ ἐφύοντο, τὰ πρὶν μάθον ἀθάνατ᾽ εἶναι,
ζωρά τε τὰ πρὶν ἄκρητα διαλλάξαντα κελεύθους.

Von der Turiner Handschrift ist *Peyron* an folgenden Stellen abgewichen: V. 4. gieht dieselbe δίνησιν statt δίνης, ἐν. V. 5. ἐν τῇ ἠδὲ τάδε statt ἐν τῇδ᾽ ἠδὲ τὰ. V. 6. ἀλλ᾽ ἐθέλημα statt ἀλλὰ θέλυμνα. V. 8. δὲ ἅμα statt δ᾽ ἄμικτα. V. 9. ἐλλάξ statt ἀλλὰξ. V. 10. ἔστατα statt ἔσχατα. V. 11. τὰ δὲ statt τὰ τέ τ᾽. V. 13. ἀμφεῦσσον ἄμβροτος ὁρμῇ statt ἀμφαμφῶσ᾽ ἄμβροτος ὁρμῇ. V. 14. δ᾽ ἔθνεα τ᾽ statt δὲ θνῆτ᾽. V. 15. ἄκριτα statt ἄκρητα. Aus der Vergleichung beider Texte kann man ersehen, daſs der neue nicht allein an mehren Stellen correcter ist, als der von Peyron ermittelte, sondern auch an einigen weniger von den Zügen der Handschriften abweicht, so weit sich aus den Varianten des Turiner Codex auf die von Hrn. *Brandis* benutzten schlieſsen läſst. Nur der 11te Vers ist von *Peyron* besser constituirt, aber bei *Brandis* scheint τὰ δ᾽ nur ein Druckfehler statt τὰ δέ τ᾽ zu seyn. Man möchte wünschen, daſs Hr. *Br.* bei dieser wichtigen Stelle und bei allen ähnlichen die Varianten seiner Handschriften angegeben hätte: dies lieſse sich etwa im zweiten Bande nachholen. In der alten Venetianischen Ausgabe ist diese ganze Stelle wie auch alle übrigen Fragmente des Empedokles und Parmenides in eine schlechte und unverständliche Prosa aufgelöst, welche der Uebersetzung des *Moërbeka* wörtlich entspricht. Die Handschriften des echten Simplicius sind nicht selten; Hr. *Br.* zählt deren sieben auf (S. 468), wovon er theilweis Gebrauch gemacht hat. Dazu kommt die Turiner des Peyron und eine Vaticanische nr. 254, welche in der Abhandlung über *die Aristotelischen Handschriften* u. s. w. S. 23. nr. 123. beschrieben wird. Dagegen stimmt eine Florentiner Handschrift (Laurent. 27, 85, welche nicht zu verwechseln ist mit der von Hrn. *Brandis* an einigen Stellen benutzten 29, 76.) mit dem Texte der ersten Ausgabe überein, und wahrscheinlich auch noch andere. S. *Peyron* a. a. O. S. 65. — Wenn von einem Commentare eine brauchbare Ausgabe existirte, so sind die Excerpte, welche der Aufnahme in die gegenwärtige Sammlung werth schienen, aus dieser entlehnt, und zwar so, daſs entweder noch Handschriften dabei zu Rathe gezogen wurden, oder daſs sich der Herausgeber damit begnügte, die aufgenommenen Stücke durch eine bessere Orthographie und Interpunction und durch zweckmäſsige Absätze genieſsbarer zu machen. Wenn die Stücke, welche aus Manuscripten geschöpft sind, unbedeutend waren, so ist meistens nur ein Codex dabei benutzt worden, auch wenn mehre zu Gebote standen. Dieses gilt besonders von mehren handschriftlichen Bemerkungen zum Organon. Hr. *Brandis* schreibt darüber in der schon mehrmal genannten Abhandlung S. 17. Anm. „Mangel an Zeit und litterarischen Hülfsmitteln hat mich verhindert die ungedruck-

druckten Commentare zu dem Organon etwas näher anzusehen. Unter manchem andern bleibt zu untersuchen, ob nicht von den Commentaren des David und Psellus verschiedene Bearbeitungen existiren. Bedeutende Thatsachen werden sich, davon darf ich nach flüchtigem Durchblättern überzeugt seyn, in keinem dieser ungedruckten Commentatoren finden. Alle sind unbeschreiblich dürr." — Ein anderer Punkt, welcher bei der Bearbeitung dieser Scholien zur Sprache kommt, ist die Entscheidung über Echtheit und Unechtheit derselben, wo dieselbe zweifelhaft ist. Unter den Massen dieses Bandes trat dieser Fall ein bei den Scholien des Alexander Aphrodisiensis zur Metaphysik. Weil in den späteren Büchern Autoren genannt werden, welche nach Alexander lebten, so haben Einige das Kind mit dem Bade ausschütten und die ganze Sammlung für untergeschoben erklären wollen, Andere haben diese ohne besonderen Erfolg zu widerlegen sich bemühet. Siehe *Buhle Aristotelis Opera* t. I. p. 292 sq. Jetzt da der ursprüngliche Text bekannt geworden ist, läfst sich diese Frage mit gröfserer Sicherheit entscheiden, wie es vom Herausgeber (S. 734) bereits geschehen ist. Die fünf ersten Bücher nämlich stellen sich als ein echtes Werk des Alexander heraus; die übrigen tragen unverdienter Weise seinen Namen, und stammen aus einer sehr späten Zeit her. Hr. *Br.* läfst unentschieden, ob sie dem Michael Ephesius angehören oder einem ähnlichen Scholiasten. Dem ersteren werden sie in einer Pariser Handschrift, in dem Reg. 1876, zugeschrieben (*Μιχαὴλ τοῦ Ἐφεσίου σχόλια εἰς τὸ Ε τῶν Μετὰ τὰ Φυσικὰ τοῦ Ἀριστοτέλους*), und es ist kein hinreichender Grund, an dieser Angabe zu zweifeln. Ob die anderen Handschriften alle den Namen des Alexander diesen Scholien vorsetzen, wird nicht angegeben. Wahrscheinlich soll dieser Punkt in der zu erwartenden *Praefatio* besprochen werden.

Als dritten Vorzug dieser Sammlung hat Ref. die Auswahl und Anordnung des hermeneutischen Stoffes hervorgehoben. Wenn man bedenkt, dafs der dargebotene Apparat aus einer Menge gedruckter, zum Theil sehr seltener Ausgaben, die für sich allein eine kleine Bibliothek bilden können, ferner aus Hunderten von Handschriften zusammengesucht und auserlesen werden mufste, und wenn man sieht, mit welcher Vollständigkeit Alles was für das Verständnifs der Aristotelischen Schriften von einiger Bedeutung seyn kann, zusammengetragen und in einen verhältnifsmäfsig engen Raum eingezwängt ist, so mufs man anerkennen, dafs keiner vor dem Herausgeber dieses fast unübersehbare Material so mächtig beherrscht und dessen Werth oder Unwerth so umsichtig erwogen hat. Hr. *Brandis* hat hier eine Klippe glücklich vermieden, an welcher die Brauchbarkeit des ganzen Werkes leicht hätte scheitern können. Denn wäre es ihm etwa eingefallen, aus Liebe nach Vollständigkeit einige Commentare des Ammonius, Simplicius, David, Boethus u. dgl. vollständig mitzutheilen, so würde zwar ein bänderreiches Werk, aber kein übersehaulicher Commentar des Aristoteles zu Stande gekommen seyn. Da hingegen Aristoteles und seine Schriften für den Herausgeber in Betreff der Aufnahme oder Verwerfung des exegetischen Stoffes den einzigen Mafsstab darboten, so durften erstens die unnützen Bemerkungen einer Menge ungenannter Commentatoren ganz über Bord geworfen werden; es durfte zweitens aus den gedruckten oder ungedruckten Commentaren namhafter oder ungenannter Exegeten Alles ausgeschieden werden, woraus für das Verständnifs der Aristotelischen Werke oder für die Erkenntnifs des Verhältnisses der Philosophie des Aristoteles zu früheren oder späteren Philosophen nichts zu lernen ist; es konnte drittens bei den Auszügen aus Commentaren der späteren Zeit Vieles übergangen werden, was bei den früheren Commentatoren vollständiger und besser zu lesen ist. Hätte es der Herausgeber auf Vollständigkeit der einzelnen Schriften abgesehen, so würden die lästigsten Wiederholungen derselben Dinge den Leser bei dem Gebrauche dieser Sammlung gestört haben. Damit soll indessen nicht gesagt seyn, dafs Hr. *Br.* durch seine zweckmäfsige Auswahl jede Wiederholung derselben Bemerkung vermieden habe, es soll damit auch nicht gesagt seyn, dafs in der vorliegenden Sammlung nicht noch viel Unnützes enthalten sey; allein dieses sind Uebelstände, welche theils in der Natur der Aristotelischen Commentatoren, theils auch in der Stellung des Herausgebers zum gelehrten Publikum begründet sind. Denn viele Bemerkungen der Commentatoren des Aristoteles sind von der Art, dafs sie nur dann verstanden werden können, wenn man die ganze Summe ihrer Exposition gelesen hat. Auch ist den Freunden der Aristotelischen Philosophie daran gelegen, über den gesammten hermeneutischen Apparat wenigstens einen Ueberblick zu gewinnen, und zu erfahren, in welcher Weise die Werke des Aristoteles in den verschiedenen Jahrhunderten verstanden und gedeutet wurden. Wenn wir in den zusammengestellten Scholien einen Theil abgekürzt wünschen sollten, so wären es die zum Organon gehörigen. Die Disciplin der Analytik, welche Aristoteles zuerst construirt und fast vollendet hat, ist mit solcher Vollständigkeit und Bestimmtheit von ihm dargelegt, dafs jene Exegese, welche die uns erhaltenen Commentatoren dabei ausgeübt haben, zu ihrer Aufhellung nicht viel beitragen kann. Am wichtigsten sind darin die Notizen über die nach Aristoteles in Griechenland sich entwickelnden philosophischen Sekten, in so fern diese die Erfindungen des Aristoteles im Gebiete der Logik aufgenommen oder verarbeitet haben. Daher glauben wir, dafs der Herausgeber hier und dort mit den Auszügen etwas sorgsamer habe verfahren können: namentlich scheint er da etwas zu reichlich gespendet zu haben, wo aufser einem Commentar von Bedeutung keine anderen mehr existirten, welche des Excerpirens werth waren. Dieses gilt von dem weitschweifigen Commentar des Ammonius zu dem Werke *περὶ Ἑρμηνείας*. Da nämlich

lich aus Boethus, Michael Ephesius und Leo Magentinus nicht viel zu entnehmen war, so ist der Commentar des Ammonius zum gröfseren Theil aufgenommen worden. Der Leser wäre auch wohl mit der Hälfte zufrieden gewesen. Aus den ungedruckten Commentatoren zum Organon scheint Einiges blofs deswegen excerpirt zu seyn, damit der Leser lerne, dafs aus ihnen nichts oder wenig zu lernen sey. Dieses gilt namentlich von den Excerpten aus David und von einigen Schriftchen, worin die Einleitung des Porphyrius zu den Kategorien geplündert oder breit geschlagen wird. Wenn wir auch in den Commentaren zur Physik, zu den Büchern *de Caelo* und zur Metaphysik noch gern Mehres entbehren möchten, so wollen wir den Herausgeber keinesweges tadeln, da es interessant ist, das Verhältnifs der einzelnen Exegeten zu einander kennen zu lernen und von jedem derselben so viel zu haben, dafs wir uns über die Methode seiner Hermeneutik und über seinen ganzen schriftstellerischen Werth ein Urtheil zu bilden vermögen. Ueberhaupt war es, da für einen lange fast ganz vernachlässigten Zweig der Literatur einmal etwas Ausgezeichnetes geleistet werden sollte, weniger bedenklich, Einiges zu viel als zu wenig in die Sammlung aufzunehmen. Der hermeneutische Stoff zum Organon, zur Physik, zu dem Werke *de Caelo* und zur Metaphysik ist so getheilt und geordnet, dafs diejenigen Bemerkungen, welche den Inhalt und die Tendenz des ganzen Werkes betreffen, voran stehen, und dann die Erörterung über die einzelnen Stellen folgt. Diese letztere vermeidet, so weit es angeht, unnütze Wiederholungen, indem sie zu jeder Stelle das Interessante zusammenbringt. Nur bei der Metaphysik ist davon eine Ausnahme gemacht worden, da der zweite Band die Scholien des Syrianus zu einigen Büchern nachliefern soll.

Zuletzt müssen wir noch der *Verbindung* gedenken, welche zwischen dem Texte des Aristoteles und den dazu gehörigen Scholien durch die Bemühung des Herausgebers zu Stande gekommen ist. Sobald nämlich bei jedem einzelnen Werke des Aristoteles der Theil der Scholien, welcher über Inhalt, Zweck, Echtheit und andere das Ganze betreffende Punkte der Schrift sich verbreitet, mitgetheilt worden ist, und nun die Erklärungen einzelner Stellen folgen, wird am Rande jedesmal die Seite, Columne und Zeile angegeben, wo die besprochene Stelle in der Ausgabe von *Imm. Bekker* zu finden ist. Diese Einrichtung ist für einen doppelten Zweck willkommen. Denn mag man eine Schrift des Aristoteles mit den dazu gehörigen Commentatoren im Zusammenhange vom Anfang bis Ende durchlesen wollen, so kann man ohne Mühe gleichen Schritt mit dem Texte und den Commentatoren halten; oder will man zu einer einzelnen Stelle des Textes die Commentatoren nachschlagen, so kann man ihre Meinung durch Hülfe der Zahlen am Rande ohne Schwierigkeit auffinden. Alle bisher gedruckten Commentare litten in dieser Hinsicht an einem auffallenden Mangel, da weder durch eine Verweisung auf die besprochenen Stellen des Aristoteles noch durch zweckmäfsige Absätze dem Leser das Geschäft des Nachsuchens erleichtert wurde. Daraus läfst sich erklären, wie selbst die gedruckten Commentare mit wenigen Ausnahmen als ein unbrauchbarer Schatz so lange nicht beachtet werden konnten. Denn dafs sie für die Meisten so gut als gar nicht existirten, erhellt schon daraus, dafs der wichtige Commentar des Simplicius zu den Büchern *de Caelo* fast dreihundert Jahre nach seinem Erscheinen als ein echtes Werk dieses Mannes gelten konnte, so dafs erst *Peyron* im Jahre 1810 den Gelehrten das Räthsel lösen mufste, wie es sich mit diesem Buche verhalte. Ein anderes Mittel, wodurch die Scholien mit dem Aristoteles in eine engere Verbindung gebracht worden sind, besteht in der Angabe der Aristotelischen Stellen, welche von den Scholiasten gelegentlich erwähnt worden. Auch die von ihnen aus Plato, Homer und anderen Dichtern citirten Stellen werden meistens nachgewiesen, so dafs sie der Leser jedesmal im Zusammenhange nachlesen kann. Wo die Nachweisung der Stelle gar keinen Zweck hat, da ist der Text durch kein prunkendes Citat unterbrochen worden.

Die Brauchbarkeit dieser Commentare kann durch einen reichhaltigen und zweckmäfsigen Index noch um vieles erhöhet werden. Denn vermittelst desselben werden die Schätze dieser Sammlung auch denjenigen zugänglich gemacht werden, welche sich mit der Auslegung der Aristotelischen Schriften in ihrem Zusammenhange nicht befassen wollen, denen jedoch die in diesen Scholien enthaltenen mannigfachen Notizen über die griechische Literatur und besonders über die Geschichte der griechischen Philosophie willkommen seyn werden, wenn sie, um dieselben zu finden, nicht ganze Bücher durchzulesen brauchen. Dem Index möchten wir die Gestalt wünschen, wie jenen, welche *Bekker* seinen Ausgaben der Scholien zur Ilias und des Photius beigegeben hat. Die Ausführung ist schwer, aber ohne einen solchen Index wird diese Scholien-Sammlung für die Mehrzahl ihrer Besitzer ein ungekanntes und ungenutztes Gut bleiben. *R.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Altona, b. Hammerich: *Des Publius Virgilius Maro ländliche Gedichte*, übersetzt und erklärt von *Joh. Heinr. Voſs*. *Zweite*, vermehrte Auflage, herausgegeben von *Abr. Voſs*. *Vier* Bände mit erläuternden Kupfern. *Erster* Band. Mit der Erdtafel des Eratosthenes. 1830. 220 S. *Zweiter* Band. 230 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

2) Magdeburg, b. Rubach: *Des Publius Virgilius Maro zehn Eclogen* metrisch übersetzt. Mit einer Einleitung über Virgil's Leben und Fortleben und einem Versuche über die Ecloge. Von *Friedr. Wilh. Genthe*. 1830. 231 S. kl. 8. (18 gGr.)

3) Coburg u. Leipzig, b. Sinner: *P. Virgilii Maronis Opera omnia*, ex recensione *Chr. Gottl. Heynii*. Editionis quartae ab *Ge. Ph. Eb. Wagnero* paratae textum denuo recognovit ac perbrevi lectionis varietate instruxit *Guil. Braunhardus* Thuringus. 1834. 326 S. kl. 8. (10 gGr.)

4) *Ebendas.*: *In P. Virgilii Maronis Opera omnia Lexicon* scholarum usui inprimis adcommodatum edidit *Guil. Braunhardus*, Thur. 1834. 344 S. kl. 8. (1 Rthlr. 3 gGr.)

5) Bonn, b. Weber: *De morum in Virgilii Aeneide habitu*. Scrips. *Laurent. Lersch*. 1836. 112 S. gr. 8. (10 gGr.)

No. I. Ueber die *Voſs*'sche Bearbeitung der ländlichen Gedichte Virgil's ein Wort des Lobes zu sagen, wäre bei ihrer anerkannten Vortrefflichkeit überflüssig. Ref. erlaubt sich nur den Wunsch auszusprechen, daſs jeder angehende Philolog es sich zur Aufgabe machen möge, dieses Muster einer gründlichen und geschmackvollen Interpretation mit allem Fleiſse zu studiren, dabei aber sich vor dem Wahne hüte, ein zweiter *Voſs* zu seyn, wenn es ihm geglückt ist, den *Voſs*'schen Ton sich einiger Maaſsen anzueignen. — Eben so überflüssig wäre das Unternehmen, eine eigentliche Recension dieser *zweiten* Auflage des Werkes zu schreiben, da sie sich von der *ersten* nur wenig unterscheidet. Herr Prof. *Abraham Voſs* kündigt sich auf dem Titel nur als neuen *Herausgeber* an; und insofern er nichts Eigenes hinzugefügt zu haben scheint, (das Wenige vielleicht ausgenommen, was in Klammern [ ] eingeschlossen ist) kann es nicht befremden, daſs er es nicht für nöthig hielt, diese neue Auflage mit einer Vorrede einzuleiten. Auch bekennt Ref. offen, daſs er es für wünschenswerth halte, den *Voſs*'schen Commentar unverändert zu lassen, indem zu fürchten steht, daſs eine überarbeitende Hand leicht das eigenthümliche Gepräge desselben verwischen werde; dagegen dürfte es zweckmäſsig seyn, nothwendige Zusätze und Verbesserungen in einem Nachtrage beizugeben.

Die neue Ausgabe, von welcher bis jetzt nur der *erste* und *zweite* Band, die Idyllen enthaltend, erschienen ist, unterscheidet sich von der ersten theils im Aeuſsern durch compressern Druck, geringere Bogenzahl und niedrigern Preis, theils im Innern durch Veränderungen und Zusätze, welche fast durchgängig, wie es scheint, von *J. H. Voſs* selbst herrühren. Die Veränderungen betreffen theils die Uebersetzung, theils den Commentar. Die ältere Uebersetzung ist nach der *zweiten* im Jahre 1821 erschienenen Auflage der Uebersetzung sämmtlicher Werke des Dichters umgeformt; auch die aus andern Dichtern im Commentare übersetzten Stellen haben eine ähnliche Umbildung erfahren. Was den Commentar selbst betrifft, so ist hier und da der Ausdruck anders gefaſst oder Einiges weggelassen worden, häufiger etwas hinzugefügt, namentlich neue Citate. Im Ganzen sind jedoch diese Veränderungen unwesentlich, und wer die ältere Ausgabe besitzt, braucht sich die neue deſshalb nicht anzuschaffen. Noch ist zu erwähnen, daſs der neue Herausgeber, was sehr zu billigen ist, die griechischen Worte mit Accenten versehen hat; nur hat sich hier und da ein Fehler eingeschlichen, wie Bd. I. S. 46: ἧς st. ἧς. S. 57. χαλάμοι. Bd. II. S. 16: νυμφολήπτοι. S. 64: εἰς ἓν ἑλ.

No. II. Hn. *Genthe's* Werkchen hat das Eigenthümliche, daſs die Einleitung als Hauptsache, die Hauptsache als Nebensache erscheint; ein Verhältniſs, welches sich nicht nur im Umfange der einzelnen Abschnitte, sondern auch, wenigstens theilweise, im Gehalte derselben offenbart. Die Einleitung umfaſst S. 1—162, die Uebersetzung der Virgil'schen Eclogen, mit Einschluſs der Argumente, S. 163—231.

Der *erste* Abschnitt handelt über Virgils Leben, S. 1—43. Hier hat sich Hr. *G.* begnügt, die vorhandenen Nachrichten ohne Beleuchtung der Quellen, aus denen sie geflossen sind, und ohne kritische Sichtung zusammenzustellen. Daher entbehrt dieser Abschnitt alles wissenschaftlichen Werthes. Wie flüchtig der Vf. hier gearbeitet, werden einige Beispiele hinlänglich beurkunden. Hr. *G.* schreibt S. 6: „Auſserdem gelten als Jugendarbeiten (des Virgil): *Catalectum*, eine kleine Sammlung vermischter Gedichte;

dichte; *eine Priapeia*; Epigramme; *Ciris*, welche auch dem Cornel. Gallus zugeschrieben wird, wie das Gedicht vom Aetna dem Cornel. Severus, und *Diras* dem Valerius Cato." Nachlässig ist der Ausdruck zu Anfange des Abschnittes über Virgil's Bukolika, S. 6: „Die erste seiner Idyllen, von denen wir *welche* noch besitzen." Warum nicht: „von denen wir noch 10 besitzen." Soll aber jenes *welche* darauf hindeuten, daſs Virgil mehr als 10 Eclogen geschrieben habe, so waren die Gründe für diese Behauptung, welche sich allerdings leicht geltend machen läſst, aufzustellen, und dabei, was gleichfalls ohne groſse Schwierigkeit dargethan werden konnte, zu zeigen, wie es komme, daſs wir nicht mehr, als zehn besitzen. Daſs Virgil eine gröſsere Anzahl Idyllen verfaſst habe, nahm auch *J. H. Voſs* an, wie schon der Titel seiner Bearbeitung derselben „zehn *erlesene* Idyllen" anzeigt. — Den bekannten Pentameter des Properz: „*Nescio quid maius nascitur Iliade*" übersetzt Hr. G. S. 24: „Was nach der Ilias ist Gröſseres jemals erzeugt?" Ein Pentameter nach Ovid. Am. I, 15, 26 lautet bei Hn. *G.*: „dem gefeierter in ‖ Latium nimmer ein Werk." In der Accentuation des Griechischen laufen viele Fehler unter. Wenn ferner S. 78 und 95 richtig *Necromant* geschrieben wird, so finden wir dagegen S. 66 u. 73 *Nicromantie* und S. 77 *Nigromantie.* Unrichtig ist der Ausdruck S. 30: „Seine Freundschaft ist *von Allen* unbezweifelt;" gesucht und unpassend S. 45: „entwickelten die Vortrefflichkeit der *eisernen* Prosa." S. 49: Die Erde *freute sich der lorbeerumkränzten* Pflugschaar." S. 54: „Dante *Theseus* für Ital. Sprache und Poesie."

Mehrere dieser Beispiele sind aus dem zweiten Abschnitte genommen: „Virgil's Fortleben" S. 44 bis 97. Dieser Abschnitt zerfällt in drei Unterabtheilungen: 1) *Virgil und die Römer*, S. 47—51. 2) *Virgil und die Romanischen Völker*, S. 51—58. 3) *Virgil als Zauberer in der Volkssage*, S. 58—97. Daſs die ersten beiden Abtheilungen, denen eine recht gründliche und ausführliche Behandlung zu wünschen gewesen wäre, nur einige Andeutungen enthalten können, läſst sich schon aus der geringen Seitenzahl abnehmen. Hr. *G.* hat dieſs selbst S. VI der Vorrede gefühlt; doch reicht die Entschuldigung mit dem Mangel an Hülfsquellen nicht aus. Auch wird Virgil's Fortwirken in der römischen Literatur viel zu einseitig aufgefaſst, wenn es nur auf die ihm nachfolgenden *Dichter* beschränkt wird. — Leichter dürfte die dritte Abtheilung denjenigen, welcher an dergleichen Mährchen Geschmack findet, befriedigen, zumal da hier die Quellen dem gewöhnlichen Leser weniger zugänglich sind.

Im dritten Abschnitte „*über die Ecloge*", S. 98—162, ist Hr. *G.* mehr auf seinem Felde; und insofern er ihn selbst nur für einen *Versuch* erklärt, hat man Ursache, mit dem, was Hr. *G.* hier geleistet, zufrieden zu seyn. Hr. *G.* umfaſst das ganze Gebiet der antiken und modernen Ecloge. Wie aber Claudian S. 120 den Dichtern dieser Gattung beigezählt werden konnte, sieht Rec. nicht ein; denn daſs sieben kleinere Gedichte desselben die, nicht von Claudian selbst herrührende, Benennung *Idyllia* führen, ist ein ganz zufälliger Umstand.

Indem wir uns zur Uebersetzung der *Virgil'*schen Eclogen wenden, setzt uns der Vf. in Verlegenheit durch die S. VI der Vorrede befindliche Aeuſserung: „was mich (hinsichtlich dieser Uebersetzung) selbst angeht, so ist meine Absicht so unverkennbar, daſs eine Erklärung darüber überflüssig heiſsen dürfte, weshalb ich auch dies mit Schweigen übergehen kann." Rec. gesteht ganz offen, daſs ihm die Absicht, in welcher Hr. *G.* diese Gedichte übersetzte, keineswegs ganz klar ist. Von einem neuen Uebersetzer erwartet man mit Recht, daſs er seine Vorgänger zu übertreffen beabsichtige. Vergleicht aber Rec. gegenwärtige Uebersetzung mit der *Voſs*'schen, so steht sie dieser im Ganzen hinsichtlich der richtigen Auffassung des Originals, der Wahl und Angemessenheit des Ausdrucks, besonders aber an rhythmischem Wohllaute der Verse jener nach. Wie es scheint, so hat Hr. *G.* seine Uebersetzung noch genauer dem Buchstaben des Originals anzupassen sich bemüht; dieſs ist auch öfters gelungen; nicht selten aber ist dann der Ausdruck minder poetisch oder der Rhythmus leidet unter diesem Bestreben. Betrachten wir den Anfang der ersten Ecloge: „*Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi Silvestrem tenui Musam meditaris avena: Nos patriae fines et dulcia linquimus arva*," cet.

Voſs: Tityrus, du, in der Wölbung gelehnt des gebreiteten Buchbaums,
Sinnest mit Waldgesange den schmächtigen Halm zu begeistern.
Wir, des Vaterbezirks anmuthige Fluren verlassend, u. s. w.

Genthe: Tityrus, unter dem Dach breitästiger Buche gelagert,
Sinnst du ein ländliches Lied dir aus auf schmächtigem Halme:
Wir verlassen der Heimat Gebiet und die süſsen Gefilde, u. s. w.

Streng genommen entspricht allerdings dem *tegmine* das Wort *Dach* genauer, als *Wölbung*; das Wort *begeistern*, welches von Voſs hineingetragen worden, ist vermieden; *silvestris Musa* ist von Voſs genauer, unrichtig aber *dulcia* übersetzt. Aber die Hauptsache hat Hr. *G.* übersehen, die Beziehung des *tu* im ersten Verse auf das im dritten folgende *Nos*. Richtig hat Voſs dieses *tu* in seiner ausdrucksvollen Stellung aufgefaſst. — Hart ist Vers 9 die Form *irrn*. — Vs. 13: „*hanc etiam vix, Tityre, duco*"; Voſs: „kaum, Tityrus, führ ich die eine;" scheinbar genauer Hr. G.: „kaum führ ich noch, Tityrus, diese." Da aber der Plural *capellas* vorhergeht, so wird der Leser geneigt seyn, *diese* für denselben Numerus zu halten. — Vers 15. G.: „Ach, der Heerd Hoffnung;" hier wider-

widerstreitet die Betonung *Hóffnúng* dem Wortrhythmus, wie auch Vers 17: „diefs *Unheil.*" — Vs. 19: „*Urbem, quam dicunt Romam,*" Vofs: „Jene Stadt, die Roma sich nennt"; genauer, wenn auf solche Genauigkeit etwas ankommt, Hr. *G.*: „die Roma man nennt;" aber dieses „*ma man* beleidigt das Ohr. — Vs. 33 sind die zwei ersten Sylben von *Amaryllis* lang gebraucht, während sie Hr. G. an den übrigen Stellen richtig corripirt. — Gehen wir noch einen Theil der zehnten Ecloge durch. Hier ist der erste Vers „*Extremum hunc, Arethusa, mihi concede laborem*" völlig misrathen: „Diese, die letzt' annoch, Arethusa, erlaub' mir *die* Arbeit." Der vierte Vers ist unrhythmisch: „Mag dir, wenn du hinwegschlüpfst unter Sicanische Fluthen;" eben so der 8te: „Nicht für Taube singen wir; Alles erwiedern die Wälder." — Vs. 5: „Doris, die bittr', auch nicht einmischen ihre Gewässer;" hier ist erstlich, abgesehen von der Härte in *bittr'*, das hinzugesetzte *auch* überflüssig und matt; eben so *denn* Vs. 22, und wieder *auch* Vs. 34, *nur* Vs. 36, *nun* Vs. 52; ferner ist Vs. 5 falsch betont *einmíschen*; noch auffallender sind in dieser Hinsicht Vs. 54: „Meine Lieb', *aufwáchsen* sie; || *aufwachst* Klagen der Liebe!" und Vs. 69: „Alles besiegt *Amór*, auch uns lafst weichen dem *Amor.*" — Vs. 14 sq.: „*Pinifer illum etiam sola sub rupe iacentem Maenalus et gelidi fleverunt saxa Lycaei.*" Geschickt hat Vofs die dem Uebersetzer hier sich darbietenden Schwierigkeiten überwunden: „fichtenbekränzt hat ihn, der in einsamer Grotte gestreckt lag, Mänalus, ihn auch beweint das Geklipp des kalten Lycäus." Wie hinkt dagegen die Uebersetzung Hn. *G.'s*: „Fichtentragend *auch* ihn, da er lag am einsamen Felsen, Mänalus, *und ihn beweinten* die Felsen des eis'gen Lycäus." Dazu kommt die viermalige Aufeinanderfolge des Amphibrachys. An gleichen Gebrechen leidet Vs. 18: „Schaf' *auch* weidete selbst [an Flüssen] der schöne [Adonis]. — Vs. 28 ff.: „Wo wird das Maafs denn seyn! *Den* Amor bekümmert nicht solches! Nicht der Thränen die grausame Lieb, nicht die Kräuter der Bäche Werden, noch Bienen des Cytisus satt." Hier war Vs. 29 *Amor* nicht durch *Liebe* zu übersetzen, da *Amor* hier, wie im vorigen Verse, der Gott ist. Auch war es dem Deutschen Ausdruck angemessener, *rivis* nicht wieder durch den Plural, sondern durch den Singular zu übersetzen; diefs hat Vofs richtig gefühlt. — Vs. 31 sq.: *Tamen cantabitis, Arcades, inquit, Montibus haec vestris, soli cantare periti Arcades.*" Hr. *G.*: „*Nun* werdet ihr Arcader singen Euern Gebirgen *diefs*, allein des Gesanges *erfahren* Arcader!" — Vs. 38 sq.: „*quid tum, si fuscus Amyntas? Et nigrae violae sunt et vaccinia nigra.*" Hr. *G.*: „was mehr, wenn bräunlich Amyntas? Schwärzlich auch sind (*sind auch*) die Violen, und auch die Vaccinien schwärzlich!". *bräunlich* und *schwärzlich* entsprechen sich nicht; besser Vofs: „was mehr, ob auch bräunlich Amyntas? Dunkel ja sind die Violen, es sind die Vaccinien dunkel." — Vs. 43: „*hic ipso tecum consumerer aevo*" übersetzt Hr. G. sonderbar: „Hier möcht ich mit dir *aufzehren das Alter.*" — Vs. 44 sq.: „*Nunc insanus amor duri me Martis in armis Tela inter media atque adversos detinet hostes.*" Hr. G. übersetzt ganz unverständlich: „Jetzt bannt rasende Lieb' in den Waffen des grimmigen Mars mich vest, *und mitten unter Geschoss' und gegen die Feinde.*"

Hr. G. hat diese Schrift dem Hn. Prälaten Dr. *Rötger* dedicirt.

Nr. III. Auf den oben angegebenen langen Titel folgt ein zweiter, bis auf Weglassung der Worte „*Ex recensione — — — paratae*" gleichlautender, jedoch mit dem Zusatze: „*Accedunt et carminum argumenta et Virgilii vita.*" Wozu dieser doppelte Titel dienen soll, ist nicht wohl einzusehen, da zumal der auf dem zweiten beigefügte Zusatz auf dem ersten noch Platz fand.

Die kurze Vorrede erzählt dem Leser die Veranlassung zu dieser Ausgabe. Die Latinität des Herausgebers erregt in voraus keine bedeutenden Erwartungen, wie z. B. auf der ersten Seite: „*Virgilii carmina, de quibus Lexicon scripsimus;*" auf der zweiten: „*Quod tamen bibliopolae consilium cum maxime laudandum etiam ad alios spectat scriptores, quos in usum scholarum non sine Lexicis edituri sumus.*" Doch zur Sache: Hr. *Braunhard* theilt uns mit, dafs der Verleger ihn veranlafst habe, eine Schulausgabe des Virgil nach der neuesten Recension und eigner Textesrecognition zu liefern. Die gegenwärtige Ausgabe des Virgil soll Vorläuferin einer Reihe von ähnlichen Ausgaben andrer Classiker seyn. Rec. hoffte demzufolge auf manche neue critische Aufklärung; fand sich aber bald durch Hn. *Braunhard's*, mit seiner schon auf dem Titel bestimmt ausgesprochenen Absicht in starkem Widerspruche stehenden Erklärung getäuscht: „*Prae ceteris* (sagt nämlich Hr. *B.* in seiner Art sich auszudrücken) *Heynii textus recensionem, ab Wagnero curatam, quae Lipsiae nuperrime prodiit quarta, elegi, basinque, ut ita dicam, a scopo vix ter quaterve aberrantem reperi.*" Und am Schlusse der Vorrede: „*Ceterum sponte apparet, nos ab arte critica pariter abstinuisse atque omnia longe fugisse, quae ab consilio nostro, ex quo, ut supra dictum est, non propria, sed aliena indoles atque auctoritas nobis erat servanda, tanquam aliena abhorrebant. Haud paucis igitur locis inviti Wagnerum secuti sumus.*" Rec. würde dieses Verfahren Hn. *B.'s*, welches ihm mannichfache Belehrung vorenthielte, (wiewohl er dieses *haud paucis locis* mit dem vorhergehenden *ter quaterve* nicht recht zu reimen weifs,) aufrichtig bedauern, wenn nicht die ganze Anlage vorliegender Ausgabe und einzelne Fingerzeige sattsam erwiesen, dafs es Hn. *B.* zu sehr an Kenntnifs der Sache, an Geschmack, an Selbstständigkeit, Reife und Schärfe des Urtheils fehle, Eigenschaften, welche zu den unentbehrlichsten Erfordernissen eines Kritikers gehören.

Auf

Auf die Vorrede folgt des *Donatus Vita Virgilii*. Wie unpassend diese für den Zweck einer Schulausgabe sey, bedarf für den Kundigen nur einer Andeutung. Da Hr. *B.* so abhängig von fremdem Urtheile ist, so hätten ihn vor diesem argen Mifsgriffe schon Heyne und Jahn bewahren sollen, die, indem sie es zweckmäfsig fanden, Mittheilungen über das Leben des Dichters ihren Schulausgaben vorauszuschicken, sich weislich büteten, mit einem Abdrucke jener Biographie sich zu begnügen. — Auf diese *Vita* folgt ein Abdruck der Heyne'schen Argumente zu den Eclogen und Georgicis. Diese sonderbare Anordnung hat nun für den Leser den Nachtheil, bei dem Uebergange zur Lectüre eines folgenden Gedichtes jedes Mal das darauf bezügliche Argument besonders nachschlagen zu müssen. Dagegen ist in der Aeneide jedem einzelnen Buche sein, gleichfalls aus der Heyneschen Ausgabe abgedrucktes, Argument vorgesetzt. Beim Abdrucke des Arguments zur ersten Ecloge ist es Hn. *Br.* begegnet, dafs er ein Citat, welches sich auf eine Bemerkung Heyne's zum 28sten Verse bezieht, beibehalten hat, während in Hn. *Br.*'s Ausgabe an dieser Stelle nichts angemerkt ist. Am Ende des Arguments zur zweiten Ecloge behält Hr. *Br.* die, für diese Ausgabe völlig überflüssigen, Worte Heyne's bei: „*Etiam in huius Eclogae allegoria retexenda misere se torquent interpretes.*" Und da über allegorische Interpretation früher kein Wort bei Hn. *Br.* zu lesen ist, so ermangelt das *Etiam* aller Beziehung. Zur Inhaltsanzeige des fünften Buches der Aeneide macht Hr. *Br.* bei der Stelle, wo vom *ludus Troianus* die Rede ist, die Bemerkung: „*De certamine s. ludo equestri compara insignem Homeri descriptionem in libro laud.*, Vs. 257—650." Aber das Homerische Wagenrennen hat ja mit jenem gar Nichts gemein.

Der Text des Dichters ist im Ganzen ziemlich genau *nach* der von Rec. besorgten vierten Heyneschen Ausgabe abgedruckt. Unter dem Texte sind, wie in dieser, die Abweichungen angemerkt, wodurch sich der Text der vierten von dem der dritten Heyne'schen Ausgabe unterscheidet. Hierbei vermifst man erstlich Vollständigkeit; z. B. Ecl. II, 66, ist *Oaxen*, II, 1., *Alexin*, und ähnliches öfters, III, 50. 52. 60. 79 die für das Verständnifs nicht unwichtiger Veränderungen der Interpunction, V, 22 und VIII, 47 die Form *gnati*, V, 25 *nec* statt der falschen Lesart *neque*, die im Texte des Hn. *Br.* zurückgeblieben, VII, 70, die Beseitigung der Sternchen, womit dieser Vers als unecht bezeichnet war und bei Hn. *Br.* noch ist, VIII, 40 *a terra*, was gleichfalls bei Hn. *Br.* noch steht, von dem Hn. Herausgeber nicht angemerkt worden. Indefs bei einer so überflüssigen Arbeit ist die Art, wie sie gefertigt, ziemlich gleichgültig. Verwundern mufs man sich nur, wie Hr. *Br.* auf diesen sonderbaren Einfall kommen konnte. Was soll dem Schüler, für den diese Ausgabe bestimmt ist, dieser Kram nützen? Von Hn. *Br.* selbst erfahren wir Nichts von dem Zwecke, den er dabei beabsichtigte. Wäre Hr. *Br.* mit Ueberlegung zu Werke gegangen, so hätte er, wenn diefs in seinem Plane lag, eine auserlesene *Lectionis Varietas* unter den Text setzen können, um den kritischen Blick jugendlicher Leser daran zu üben und zu schärfen. Eine solche Auswahl ist freilich keine so leichte Sache, als zufällig Dargebotenes planlos wieder abdrucken zu lassen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

MEDICIN.

Leipzig, Verlag von Meifsner: *Die kräftigste und bewährteste Heilmethode der Scrophelsucht und der von ihr abhängigen Zustände.* Nach *Lugol's Mémoires sur l'emploi de l'Jode et des bains jodurés dans les maladies scrofuleuses.* Frei bearbeitet von Dr. *A. P. Wilhelmi.* Mit einem Vorwort von Dr. *A. Braune*, Prof. der Med. — — in Leipzig. 1836. XII u. 298 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Lugol hat das Verdienst, eins der wirksamsten Heilmittel in Grofsem gegen bestimmte Krankheitsformen angewendet zu haben. Seine Beobachtungen lehren uns die gehörige Form und den wirklich glänzend zu nennenden Erfolg der Anwendung gegen die oft allen Mitteln spottende Scrophelsucht. Von 109 im Laufe von fast 17 Monaten behandelten Scrophelkranken gingen 66 theils geheilt oder auf dem Wege der Genesung sich befindend, 4 mit Besserung ihres Leidens, aber ohne Hoffnung zur Genesung aus dem Hospitale ab, und die zurückgebliebenen 39 waren meistens auf dem Wege der Genesung. Obschon nun diese Thatsachen in Deutschland durch verschiedene Journalaufsätze, besonders durch eine gröfsere Abhandlung des Dr. *Kurtz* (im 37. Bande des Magazins von *Rust*) bekannt sind, so verdient der Bearbeiter der Memoiren *Lugol's* unsern Dank, indem er von Neuem auf die eigenthümliche Weise, das Jod gegen Skropheln anzuwenden, aufmerksam macht. Ref. hätte indessen gewünscht, dafs Hr. *W.* die Erfahrungen seiner deutschen Kollegen mit benutzt, und für die jüngeren Aerzte einige Warnungsworte hinsichtlich der Anwendung des Jods bei schon bis zur Eiterung vorgeschrittenen Tuberkeln gegeben hätte. Wie kräftig die Einwirkung des Jods auch bei äufserlichem Gebrauche ist, ersah Ref. erst kürzlich, indem er auf *Kopp's* Rath gegen Balggeschwülste der Augenlider das *Deutojoduretum Mercurii* anwandte und zweimal Verschwinden der Geschwülste ohne bedeutende äufsere Reizung bewirkte. Früher schon heilte er Knochenwucherung durch Verbindung des Jods mit Quecksilbersalbe.

B—r.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Altona, b. Hammerich: *Des Publius Virgilius Maro ländliche Gedichte* übersetzt und erklärt von *Joh. Heinr. Voss.* — *Zweite* verm. Aufl. herausgeg. von *Abr. Voss* u. s. w.

2) Magdeburg, b. Rubach: *Des Publius Virgilius Maro zehn Eclogen* metrisch übersetzt — — Von *Friedr. Wilh. Genthe* u. s. w.

3) Coburg u. Leipzig, b. Sinner: *P. Virgilii Maronis Opera omnia ex recensione Chr. Gottl. Heynii.* Editionis quartae ab *Ge. Ph. Eb. Wagnero* paratae textum denuo recognovit ac perbrevi lectionis varietate instruxit *Guil. Braunhardus* etc.

4) Ebend.: *In P. Virgilii Maronis Opera omnia Lexicon scholarum usui inprimis accommodatum* edidit *Guil. Braunhardus* etc.

5) Bonn, b. Weber: *De morum in Virgilii Aeneide habitu.* Scrips. *Laurent. Lersch* etc.

(*Beschluss von Nr.* 174.)

Da in Nr. III. nach schon Erwähntem jedoch Hr. *Br.* hier und da, gleichfalls ohne irgend ein leitendes Princip, wenn es ihm nun gerade ankommt, ein Urtheil hinzufügt, so fordert er seine Recensenten dadurch auf, auch sein kritisches Verfahren ein wenig zu beleuchten. Im Allgemeinen muss Rec. erklären, dass die kritische Behandlung des Virgil durch Hn. *Br.* um kein Jota gefördert worden ist. Betrachten wir Einiges näher, zum Theil auch, um die Art, wie sich Hr. *Br.* als Kritiker äussert, kennen zu lernen. Zu *Ecl. I,* 54: „*Hinc tibi, quae semper, vicino ab limite, saepes*" *cet.* schreibt Hr. *Br.*: „*Censor editionis ab Wagnero paratae haud incommode illum versum corr. sic: Hinc tibi, quae semper vicina, ab limite saepes, hoc quidem sensu*: Von dieser Seite der Feldmark her wird der immer nahe Zaun, in welchem du also stets die Bienen sumsen hörst, dich zum Schlummer am Mittag einladen"; u. s. f. Abgesehen davon, dass *vicino* hier von den Abschreibern weit leichter in *vicina*, als diess in jenes hätte verwandelt werden können, so passt ja zu dem Ortsbegriff *vicina* nicht der Zeitbegriff *semper*, sondern vielmehr *ubique.* Und wenn in der angezogenen Recension, (in d. Allg. Schulzeitung Jahrg. 1832.) die Hn. *Br.* für ein Orakel gilt, gesagt wird: „der immer nahe Zaun, die liebe stets nahe Grenze des väterlichen Gutes", u. s. f. so ist ein solcher süsslich romantischer Ton dem Alterthume völlig fremd. Wenn demselben Rec. die Transposition *Hinc — vicino ab limite* im Munde eines Hirten anstössig ist, so wird der Hirte *Moeris Ecl. IX,* 2 sq. die Antwort darauf übernehmen. — Vs. 75. „*Ite meae, felix quondam pecus, ite capellae.*" Hr. *Br.* schreibt: „*Ordo verborum rectius constitui posse videtur sic: quondam felix, ita ut oppositio sit inter quondam et nunc. Cf. Allg. Schulz. loco cit.*" Das Wort *quondam* steht in keiner Beziehung zu dem im vorigen Verse zufällig vorkommenden *nunc.* Der Gedanke aber, dass die Ziegen vorher glücklich waren, erhöht erst recht den Schmerz über das gegenwärtige Unglück, wie jede ähnliche Peripetie. Daher ist offenbar, wie schon *Voss* fühlte, *felix* das stärkere, mithin voranzustellende Wort. — *Ecl. II,* 32 sq.: „*Pan primus calamos cera coniungere plures Instituit; Pan curat oves oviumque magistros.*" Zu diesen Versen bemerkt Hr. *Br.*: „*tanquam in parenthesi positos intellige.*" Was hilft diese durch ihre Abgerissenheit dunkele Bemerkung? Etwas verständlicher wird sie, wenn man die erwähnte Recension, woraus sie entlehnt ist, nachliest. Dieser zufolge soll nämlich Vs. 34 den Nachsatz zu Vs. 28 enthalten. Diess ist freilich unbegreiflich; indess es ist die neueste Ansicht, und das Neue gilt Manchem allemal auch für das Beste. Der Gedankengang ist ziemlich einfach und klar. Vs. 28 — 30 drückt *Corydon* den Wunsch aus, dass es dem *Alexis* nur gefällig seyn möchte, aufs Land zu kommen und an den ländlichen Geschäften der Hirten Theil zu nehmen; es werde ihm da (Vs. 31 sqq.) nicht an mannichfacher Befriedigung fehlen. Zuerst gedenkt *Corydon* der Hirtenflöte, die dem Hirten den süssesten Zeitvertreib gewährt; sie ist gleichsam das Symbol der einladenden Harmlosigkeit des Hirtenlebens, die sich namentlich in dem Bilde des muntern, gesangliebenden Pan abspiegelt, des Pan, der jene Flöte zuerst erfand, der die Heerden und die Hirten liebt. Man sieht hieraus, dass Vs. 32 u. 33 nicht als frostige Parenthese, sondern als eine Ausführung des in Vs. 31 enthaltenen Gedankens zu betrachten ist. Sollte nun durch Vs. 34 eine Beziehung auf Vs. 28: „*O tantum libeat*" u. s. w. angedeutet werden, so müsste der Dichter fortfahren: „*Neu te poeniteat*", nicht: „*Nec te poeniteat*"; vgl. des Rec. *Quaest. Virgil. XXXVI,* 14. 15. Ob man nun dieses *Nec poeniteat* mit Wunderlich und dem erwähnten Rec. erklären will: *nec te poenitebit, ut arbitror*; oder ob man es vorziehe, *poeniteat* imperativisch zu fassen, hängt am Ende von Jedes Belieben ab. *Voss* und *Spohn* verstehen es, wie mir dünkt, richtiger in letzterem, kräftigerm Sinne. Dem feinen städtischen Alexis konnte dieses ländliche Instrument verächtlich

lich scheinen; einer solchen Ansicht glaubt *Corydon* mit Nachdruck entgegentreten zu müssen, nicht mit dem gelinden und schwankenden *ut arbitror*. Wie nun endlich die ganze Stelle interpungirt werden solle, hängt zuletzt auch von eines Jeden Weise zu interpungiren ab; wo es irgend anging, habe ich die *Heyne*'sche Interpunction beibehalten, wenn sie auch mit meiner Ansicht nicht immer recht übereinstimmt. In vielen Fällen sind dergleichen Dinge viel zu geringfügig, als dafs man viele Worte darüber verlieren sollte. — Zu *Ecl. III*, 16: „*Quid domini faciant, audent quum talia fures*", schreibt Hr. *Br.*: „*sive potius ac rectius facient.*" Warum? weil der öfters genannte Rec. sagt, „dafs *facient* dem Zusammenhange nach das Richtigere sey", indem er dem *Futurum* den hier ganz unpassenden Begriff einer Drohung unterlegt; abgesehen von dem dreifach unkritischen Verfahren, indem 1) die besten Handschriften den Conjunctiv haben, 2) das Futurum *facient* offenbar dem folgenden *audent* seine Entstehung verdankt; vgl. meine Anmerk. zu *Aen. I*, 104. *XI*, 609. *Quaest. Virgil. VI*; und 3) *faciént audént*, so neben einander gestellt, das Ohr beleidigt. — *Ecl. VIII*, 7 — 11: „*en erit unquam — — tibi desinet*" bezeichnet Hr. *Br.* nach Anderer Vorgang als Parenthese, wogegen schon der nicht zu verkennende Zusammenhang streitet, der zwischen den Worten „*A te principium, tibi desinet*" und dem folgenden „*accipe carmina*" Statt findet. — Diefs und die Erwähnung einer Conjectur des mehrmals angeführten Rec. zu *III*, 110 ist Alles, was Hr. *Br.* zu den *Bucolicis* zu bemerken hat.

Zu den sämmtlichen Büchern der *Georgica* hat Hr. *Br.* Nichts angemerkt. Wenn ich nach dem 82sten Vs. des 4ten Buches annahm, dafs *ein* Vers ausgefallen sey, so fafst der von Hn. *Br.* leer gelafsne Raum *drei* Verse. Diese Ungenauigkeit abgerechnet, hat Hr. *Br.* übersehen, dafs ich meine Vermuthung zu *Aen. XI*, 781 zurückgenommen habe. — Zur Aeneide sind hier und da *notulae rarae nantes in gurgite vasto* beigefügt, aber ohne Plan und Auswahl. Während über sehr vieles, wo gerade eine Bemerkung erwartet wurde, Nichts oder Ungenügendes gesagt wird, findet man dagegen bei unbedeutenderen Dingen Erklärungen, die man Hn. *Br.* gern erlassen hätte. Ueber die bekannten Anfangsverse „*Ille ego, qui quondam*" u. s. w. führt Hr. *Br.* *Heyne's* Urtheil an, mit dem trivialen Zusatze: „*Habemus igitur hos quatuor versus pro panno adsuto, quod quidem tirones bene animadvertere iubemus.*" Sollte einmal etwas darüber gesagt werden, so mufste Hr. *Br.* die von *Heyne* und Andern aufgestellte, von mir bestrittene, Ansicht erst gehörig begründen. — Vs. 2: „*Italiam, fato profugus, Laviniaque venit Litora.*" Hier führt Hr. *Br. Heyne's* Worte an: „*iungere praestat: Troiae ab oris profugus venit.*" *Heyne* wollte unstreitig damit andeuten, dafs er *profugus ab oris Troiae*, nicht *venit ab oris Troiae* verbinde. Wie bedenklich aber eine solche Verbindung sey, konnte Hr. *Br.* aus *Quaest. Virgil. XXXIII*, 1 abnehmen. — Zu Vs. 135. „*Quos ego*"! schreibt Hn. *Br.*: „*est mera exclamatio*"; was, so ausgedrückt, dunkel und unverständlich ist. — Warum läfst Hr. *Br.* das falsche *Ulyxes* Statt des längst hergestellten richtigen *Ulixes* drucken? wie *Aen. II*, 7. 44. 89. 97. — Wenn Hr. *Br.* zu *Aen. II*, 402. der Ansicht des Rec., dafs dieser Vers sich auf das Folgende, nicht auf das Vorhergehende, beziehe, Nichts als ein „*Nobis aliter videtur*" entgegensetzt, so will das sehr wenig sagen! — Zu *IV*, 256 — 58 bemerkt Hr. *Br.*: „*Eiusdem generis in Virgilio exsistunt permulti versus procul dubio interpolati, ut etiam in Homero.* — Wenn Hr. *Br.* so vieles Schwierige übergeht, so ist zu *Aen. IV*, 602: „*epulandum ponere mensis*" das Nötchen: „*ponere, i. e. apponere, cf. Hor. Serm. Lib. II*, 4, 14. *II*, 8, 91" um so weniger nöthig.

Rec. bricht hier ab, um Raum und Zeit, und zugleich die Geduld des Lesers zu schonen, da aus dem bisher Gesagten die Dürftigkeit und Unzweckmäfsigkeit dieser Bearbeitung hinlänglich hervorgeht. Indem zu erwarten steht, dafs Hr. *Br.* eine Beschäftigung aufgeben werde, für die er nicht geeignet ist, auch schwerlich sich je eignen wird, kann Rec. zugleich den Wunsch nicht unterdrücken, dafs das philologische Publicum und die Herren Buchhändler sich vereinigen möchten, um endlich einmal dieser und andrer Art philologischen Trödels ein Ende zu machen!

Nr. IV. Wenn Hr. *Br.* Cicero's Worte „*Edidi, quae potui, non ut volui, sed ut me temporis angustiae coegerunt*", seinem Lexicon zum Virgil als Motto vorsetzt, so pafst dieselbe Entschuldigung nicht immer auf jeden Fall und jedes Verhältnifs. Hr. *Br.* will der Vorrede nach „dem mit der Lateinischen Sprache *vertrauten* Schüler" ein Handlexicon darbieten. Ist aber der Schüler mit der Lat. Sprache schon vertraut, so wird er einer Hülfe, wie sie ihm hier geboten wird, nicht bedürfen. Aber nach Hn. *Br's.* eignem Geständnisse wird der Schüler bisweilen die gesuchte Belehrung nicht einmal finden; denn: „Bei der Kürze, (sagt Hr. *Br.* p. VI d. Vorrede) welche wir nach dem Wunsche der Verlagshandlung zu beobachten veranlafst waren, wird es nicht befremden, dafs viele Artikel nicht aufgenommen werden konnten, dafs sogar manche Stellen unberührt gelassen wurden, welche hätten erläutert werden müssen." Sonderbar ist das Mittel, wodurch diesem Mangel abgeholfen werden soll. „Indessen, fährt nämlich Hr. *Br.* fort, haben wir darauf Bedacht genommen, die nöthigen Ergänzungen später in einem Supplementbande (welchen wir, nach dem Erscheinen von fünf zu fünf verschiedenen Autoren gehörigen, einzelnen Handwörterbüchern, ausarbeiten werden) nachzutragen, indem wir in dieser von uns beabsichtigten Nachlese den Sprachgebrauch fünf verschiedener Autoren vergleichend zusammenstellen."

Fa-

Fassen wir den Zweck des Vfs. ins Auge, dafs dieses Lexicon erstens nicht dazu bestimmt war, den Wörterschatz Virgils völlig zu erschöpfen, und dafs es zweitens zum Gebrauche schon vorgerückter Schüler dienen soll, so lassen sich nach diesem doppelten Gesichtspunkte ohne grofse Schwierigkeit die Grenzen bestimmen, innerhalb welcher sich der Vf. zu halten hatte. Auszulassen waren demnach alle diejenigen Wörter, welche ihrer Bedeutung und ihrem Gebrauche nach als dem Schüler bekannt vorauszusetzen waren; aufzunehmen dagegen diejenigen, von welchen anzunehmen ist, dafs sie dem Schüler entweder gänzlich unbekannt sind, oder rücksichtlich ihrer Formation, Construction und eigenthümlichen Bedeutung von dem Gewöhnlichen abweichen oder abzuweichen scheinen. Hierbei giebt Rec. zu, dafs in zweifelhaften Fällen lieber ein Wort zu viel, als zu wenig aufgeführt werde. Gehen wir nun nach diesen Grundsätzen den Buchstaben *A* durch, so finden wir 1) manches Ueberflüssige, als *Abesse*, *Abluere*, *Abripere*, *Accidere*, *Accurrere*, *Acumen*, *Adhuc*, *Adiurare*, *Admiscere*, *Adorare*, *Adsentire*, *Adspergere*, *Adstare*, *Advena*, *Adventus*, *Advocare*, *Aedes*, *Aedificare*, *Aeque*, *Aerumna*, *Aestas*, *Aeternus*, *Affari*, *Agellus*, *Ager*, *Agnus*, *Agricola*, *Albus*, *Alere*, *Alius*, *Alloqui*, *Alvus*, *Amator*, *Amicitia*, *Amicus*, *Amittere*, *Amoenus*, *Amor*, *Amplus*, *Ancilla*, *Ancora*, *Anima*, *Animadvertere*, *Animal*, *Animare*, *Anser*, *Antiquus*, *Anxius*, *Aper*, *Aperire*, *Apis*, *Apparare*, *Apparere*, *Apponere*, *Apud*, *Aratrum*, *Arcanus*, *Arena*, *Arenosus*, *Argenteus*, *Argentum*, *Argumentum*, *Ars*, *Asellus*, *Affingere*, *Auctumnus*, *Audax*, *Auriga*, *Avarus*, *Avehere*, *Avis*, *Avolare*. Unter diesen Worten giebt es allerdings ziemlich viele, die in einem *Lexicon Virgilianum* nicht fehlen dürfen, dennoch aber bei der höchst oberflächlichen Behandlung Hn. *Br's.* als eine ganz überflüssige Zugabe erscheinen. Wie fahrlässig Hr. *Br.* zu Werke gegangen, beweist auch der Umstand, dafs einige der eben angeführten Wörter, wie *Aerumna*, *Animare*, wozu noch *Amarantus* hinzuzufügen ist, blofs im *Culex*, in der *Ciris* oder den *Catalecten* stehen, welche Gedichte Hr. *Br.* doch von seiner Ausgabe des Virgil ausgeschlossen hat. — 2) Aber war auch diefs und jenes Wort, welches Hr. *Br.* ausgelassen hat, hinzuzufügen, wie *Abscidere*, *Accommodus*, *Adsimilis*, *Aegre*, *Aegrescere*, *Alter*, *Amare* in gewissen Beziehungen, *Appellare*, *Aquari*, **At** und *Ast*, *Atqui*, *Autem*. Besonders aber ist die Auslassung sämmtlicher *Nomina propria* als ein wesentlicher Mangel dieser Arbeit zu betrachten.

Wie nun schon in Aufnahme oder Auslassung einzelner Artikel sich Manches ausstellen läfst, so fällt das Zuviel oder Zuwenig in der Ausführung noch stärker auf. Dazu kommt mancherlei Verfehltes, Schiefes und Falsches, und ein unangenehmes Gemisch von Deutschen und Lateinischen Erklärungen, letztere zum Theil, namentlich wo Hr. *Br.* und nicht seine Gewährsmänner sprechen, nicht bestens abgefafst. Betrachten wir nur den ersten Artikel: „*A*, *Ab*, *Abs*, ἀπό, zeigt eine Bewegung von einem Orte zum andern, und daher überhaupt eine Entfernung, einen Abstand an." Hier war erstlich *Abs* auszulassen, da es bei Virgil nicht vorkommt; dagegen durfte zweitens der Gebrauch des *Ab* vor Consonanten nicht unerwähnt bleiben; drittens sind die Worte *zum andern* falsch, da dieser Begriff nicht in dieser Präposition liegt; und wozu soll viertens das beigefügte *überhaupt* dienen? — Hr. *Br.* führt nun folgender Maafsen fort: „*Bedeutungen*: *a*) *von*, bei Bezeichnung des Anfangs der *Zeit*: *quam Belus et omnes A Belo soliti Aen. I*, 730, von Belus Zeiten an bis auf Dido, d. h. *seitdem*." Hier ist nun 1) gerade die erste, den *Ort*, wovon etwas ausgeht, anzeigende Bedeutung übergangen; und setzte Hr. *Br.* diese als bekannt voraus, oder glaubte er sie nach dem, was er vorher im Allgemeinen gesagt hatte, übergehen zu können, so durfte sie doch bei Aufzählung der einzelnen Bedeutungen eben so wenig, als die unberührt gelassenen Stellen, wie *Ecl. I*, 8: *agnus ab ovilibus nostris. Ge. II*, 243: *dulces a fontibus undae. Ge. III*, 2: *Pastor ab Amphryso. Aen. X*, 128: *fungit ab Arpis Tydides*, unerwähnt bleiben. 2) Pafst das angeführte Beispiel *A. I*, 730 gar nicht hierher, indem *omnes a Belo* die Nachkommen des Belus bezeichnet, der Gedanke aber, den Hr. *Br.* damit verbindet, ganz verfehlt ist. Dagegen hätte die Stelle *Ge. IV*, 347: „*Aque Chao densos divom numerabat amores* angezogen werden sollen. — Weiter schreibt Hr. *Br.*: „*b*) den Gegenstand bezeichnend, *von* welchem etwas herrührt, den *Urheber der Handlung* andeutend." Diese Bedeutung der Präposition war früher, als die unter *a*) aufgeführte, zu erwähnen, da sie unmittelbar auf dem Ortsbegriffe, welcher dem *a* zum Grunde liegt, beruht. — Nun folgt eine längere, aus der oben unter Nr. III mehrmals angeführten Recension entlehnte, Exposition über *Ecl. III*, 60. — Hierauf wird der Artikel geschlossen mit: „*c*) *von Seiten*, den Gegenstand bezeichnend, von welchem aus etwas gedacht wird, daher bei den Verbis *defendere*, *munire*, *tueri*, *tegere*, *protegere*, *custodire*." Was soll sich nun der arme Schüler bei diesen Worten denken? Auch dieser Fall gründet sich auf den Ortsbegriff, der das Wesen dieser Präposition ausmacht, und es war sehr leicht zu zeigen, wie aus dem Begriffe *von wo her* der Begriff *von wo weg* sich entwickelte. — Es fällt dem Kundigen sofort in die Augen, wie Vieles bei der äufsersten Dürftigkeit dieses Artikels ausgelassen ist, worüber der Schüler Belehrung zu erwarten berechtigt ist. Ueberhaupt sind die Partikeln höchst nachlässig und fehlerhaft behandelt; so wird z. B. von *Ac* und *Atque* gelehrt, sie verbänden heterogene oder adversative Sätze, die aber mit einem andern als copulirt gedacht würden. Der Artikel über *Adeo* lautet wörtlich: „*ADEO*, *ad et eo*, *pro*: *ad id*, *sc. temporis*, *rei*, etc. dergestalt, u. s. w. *saepissime*." Ferner über *De*: „*DE*, παρά, περί, ἐκ, ἀπό, 1) Ort, Sache, Person bezeichnend, von wo etwas ausgeht. 2) In Ansehung der Zeit,

Zeit, von welcher wir irgend etwas berechnen. *Sexcenties.*"

Es würde unnütz seyn, bei einer gänzlich verfehlten Arbeit sich länger aufzuhalten. Daher hält es Rec. für gerathener, hiermit abzubrechen.

Nr. V. Hr. *Lersch* stellt im 1sten Theile seiner Abhandlung eine dreifache Ansicht über die Auffassung der in der Aeneide Virgils dargestellten Lebensverhältnisse und Zustände auf; die eine, nach welcher die Aeneide ein treues Bild des heroischen Zeitalters wiedergeben soll; die zweite, nach welcher der Dichter viel Fremdartiges, einer viel spätern Zeit Angehöriges in sein Gedicht hineingetragen habe; die dritte, welche Hr. *L.* zu der seinigen macht, der zufolge die Aeneide sich in einem rein und durchgängig Römischen Elemente bewege und mit dem heroischen Zeitalter Nichts gemein habe, als die daraus entlehnten Personen. Hier ist zuerst zu bemerken, dafs der Titel *de morum habitu*, welchen Hr. *L.* blofs auf sachliche Gegenstände bezieht, etwas unbestimmt sey, und zweitens, dafs wenigstens in den Beschreibungen der Kämpfe unverkennbar Einiges dem heroischen Zeitalter entsprechende anzutreffen ist, wie schon der Gebrauch des Streitwagens. Was indefs die von Hn. *L.* vertheidigte Ansicht im Allgemeinen anlangt, so ist sie wohl als die jetzt allgemein gangbare, auch nicht leicht von irgend Jemandem geradezu und durchaus geleugnete zu betrachten. Denn was Hr. *L.* als Römisch in der Aeneide anerkennt, ist auch von den ältesten und neuesten Interpreten dafür gehalten worden, und der eigentliche Unterschied ist nur der, dafs, während Manche die häufigen Anachronismen und den Mangel an Uebereinstimmung mit dem heroischen Zeitalter, wie es im Homer erscheint, tadelten, Hr. *L.* mit vollem Rechte auf den richtigen Gesichtspunkt hinweist, aus welchem diefs Alles zu betrachten ist. Wir sind in Deutschland von jeher gewohnt, den Homer mit den Augen eines Griechen und Zeitgenossen zu betrachten; auf eine, dieser analoge, Weise ist auch Virgils Aeneide aufzufassen. Indem nun Virgil vielfältig dem Griechischen Epiker nachahmt, (worüber Hr. *L.* S. 11 mit Einsicht urtheilt) hat man sich gewöhnlich verleiten lassen, die Gedichte Homer's als fast alleinigen Maafsstab zur Beurtheilung der Aeneide anzulegen. Auf diese Weise läfst sich die aufserordentliche Verschiedenheit der Ansichten, welche zwischen den alten Römischen Kunstrichtern, denen sich namentlich die französischen anschliefsen, und zwischen den neuern Deutschen Statt findet, leicht erklären und berichtigen. Unstreitig ist die Abhandlung Hn. *L's.* sehr geeignet, durch die Zusammenstellung der dahin zielenden Stellen die Sache in das rechte Licht zu setzen. Je vollständiger aber diese Zusammenstellung war, desto vollkommner konnte sie ihrem Zwecke entsprechen. Daher sieht Rec. nicht wohl ein, warum Hr. *L.*, da ihm das Material einmal zu Gebote stand, so Manches wissentlich überging; und die Entschuldigung S. 91: „*Sed in animo quum mihi nunc non sit, integras antiquitates Virgilianas scribere, ea in otium futurum reservo, ad funera nunc transiturus*", beruht auf einem nicht ganz ausreichenden Grunde. Aber eine Schrift über die Virgilischen Alterthümer, wozu Hr. *L.* in diesen Worten Hoffnung zu machen scheint, ist um so wünschenswerther, da in dieser Beziehung der aufmerksame Leser der Aeneide noch immer auf manche Dunkelheiten stöfst, welche einer gründlicheren Aufklärung bedürfen.

Ohne auf einige nicht erhebliche Stellen, über welche sich mit dem Vf. rechten liefse, einzugehen, genüge es, den Inhalt des Werkchens kürzlich anzugeben. Im *ersten* Theile bis S. 33 begründet Hr. *L.* seine Ansicht im Allgemeinen gegen die abweichenden Meinungen Anderer; darauf folgt *Pars posterior*, S. 34 sqq., wo das Einzelne und Besondre durchgegangen wird; und zwar handelt Hr. *L.* S. 36 sqq. vom Staate und Königthum, dann S. 44 sqq. *de iure privato*, S. 50 sqq. *de re militari*, S. 64 sqq. *de diis et rebus sacris*, S. 91 sqq. *de funeribus*, S. 94 sqq. *de vita domestica.*

Die Sprache des Vfs. ist fast durchgängig klar und fliefsend, der Ausdruck jedoch hier und da nicht ganz probehaltig.

Hr. *L.* hat diese wohlgerathne Schrift seinem ehemaligen Lehrer, *Ferdinand Delbrück*, gewidmet.

Philipp Wagner.

SCHÖNE LITERATUR.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Der Mensch* nach seiner geistigen und körperlichen Natur, so wie nach seinen verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen. Ein gemeinnütziges Handbuch für gebildete Stände, insbes. für Lehrer und die reifere Jugend von *J. M. Scholand.* 1837. XVI u. 330 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Das in diesem Werke dem Publicum dargebotene physiologische, psychologische und statistische Gemengsel scheint aus Collektaneen entstanden zu seyn, und enthält ohne Zweifel viel Wahres, Richtiges und Brauchbares; allein es fehlt an aller systematischen und sonstigen Ordnung, und nur durch ein alphabetisches Register wird die Aufsuchung dessen, worüber man sich etwa unterrichten möchte, erleichtert. Aus wie vielen verschiedenartigen Schriftstellern der Vf. geschöpft, mag der Leser daraus abnehmen, dafs bei dem Artikel über die Ehe sogar die Zauberflöte mit ihrem

Mann und Weib und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an,

nicht vergessen worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Köhler: *M. Tullii Ciceronis de Oratore libri tres ad Quintum fratrem.* Kritisch berichtigt und mit Kommentar herausgegeben v. *Karl Gottlob Kunifs.* 1837. XXXXVIII (Vorrede u. Einleitung) u. 783 S. gr. 8.

Das Werk Cicero's *vom Redner* hat in Rücksicht auf seine diplomatische Geschichte ein den Werken anderer Alten gerade entgegengesetztes Schicksal gehabt. Denn während *einer Seits* viele Schriftsteller beim Wiederaufblühen der Wissenschaften mit besonderer Vorliebe gelesen, erklärt und verbessert wurden, dann aber einige Jahrhunderte hindurch die äufserste Vernachlässigung erfuhren, bis in der neuesten Zeit die Kenntnifs und Neigung der Kritiker, durch früher ungekannte Hülfsmittel unterstützt, sie mit einem Schritte der Richtigkeit und vollkommenen Lesbarkeit näher brachte, als die ganze Vergangenheit vermochte: so ist dagegen Cicero's Schicksal überhaupt gewesen, als Muster des Ausdrucks in Aller Händen zu seyn, unzählig oft herausgegeben und zum Theil kommentirt zu werden und dabei doch im Ganzen in einem kläglichen Zustande der Unsicherheit und Verdorbenheit zu bleiben, den man weniger wahrnahm, weil an wenigen Schriftstellern die Fehler und wunden Stellen so vielfach überstrichen und willkürlich verhüllt worden sind. *Anderer Seits* giebt es Schriften des Alterthums, deren zahlreiche Verderbnisse durch eine oder wenige neu benutzte Quellen in neuester Zeit grofsentheils getilgt sind (Aristophanes, Isokrates), während es eine Unzahl von Handschriften Cicero's giebt, die zur Entfernung der offenbaren oder geheimeren Fehler und zur Ausfüllung der etwanigen Lücken nichts beitragen. Bei der grofsen Menge ciceronischer Schriften und dem Spiele des Zufalls in allen menschlichen Dingen darf es nun nicht befremden, dafs gerade zu den gelesensten und als vorzüglich anerkannten Schriften die kritischen Hülfsmittel oft am sparsamsten vorhanden sind, oder bei aller Reichlichkeit doch nicht entfernt genügen, um die gewünschte Reinheit des Textes herzustellen. Die Mehrzahl der Reden z. B. ward gewifs weniger gebraucht und nachgeahmt, als einige der philosophischen und rhetorischen Schriften. Und dennoch haben jene durch die von *Garatoni*, *Orelli*, *Wunder*, *Klotz* und Andere benutzten, früher auch wohl gekannten aber vernachläfsigten Hülfsmittel grofsen Theils weit mehr gewonnen, als diese. Man ist geneigt, eben der häufigen Lesung gewisser Schriften ihre zahlreichen Verderbnisse zuzuschreiben, indem dadurch theils viele zufällige Schreibfehler in die Abschriften kamen, theils auch Interpolationen und Glosseme eingeschwärzt wurden. Dies kann im Allgemeinen richtig seyn, ist es aber keineswegs immer. Wenigstens hat der Zufall dabei sein Spiel gehabt, dafs von den Tusculanen, dem Lälius und anderen Schriften neben vielen neuen und verfälschten Handschriften auch alte und gute erhalten worden sind, und noch mehr darin, dafs viele neuere Handschriften unverkennbar zu den reinsten Quellen gerechnet werden müssen, wie die Erfurter, welche Niemand über das vierzehnte Jahrhundert hinausrückt, Mancher in das funfzehnte setzt.

Bei dem Werke vom Redner, welches mit den Büchern vom Staate unbedingt zu den reifsten und edelsten Geistesfrüchten des grofsen Römers zu zählen ist, finden wir das Gegentheil des zuletzt erwähnten Umstandes. Es scheint nicht nur keine sehr alte, sondern auch keine besonders gute Handschrift davon zu geben. Denn dafs die Erlanger Handschrift, aus welcher *Ernesti* Einiges genommen hat, in das zehnte Jarhundert zu setzen sey, wird man schon nach dem, was *Harles* in seiner Ausgabe von ihr giebt, nicht mehr zu glauben geneigt seyn. Auch ist bekannt, dafs man früher in der Beilegung eines hohen Alters gegen die Handschriften sehr gütig war, während wir jetzt wissen, dafs ohne bestimmte äufsere Gründe insbesondere die Art der Schrift einen keineswegés ganz zuverlässigen Beweis für ein gewisses Alter giebt. So grofs die Zahl der von *Aldus*, *Victorius*, *Lambinus*, *Ernesti*, *Pearce*, *Harles*, *Henrichsen* gebrauchten Handschriften ist, welche wiederum von den *Lagomarsini*'schen an Menge übertroffen werden: so giebt es doch keine, wie Hr. *Kunifs* ganz richtig bemerkt (S. XII.), welche für gewisse berüchtigte Verderbnisse, wie I. 59, 251. II. 46, 193. III. 38, 154. eine wahrscheinliche Abhülfe darböte. Nichts desto weniger ist es ungemein thöricht, gegen umfassende Vergleichungen gleichgültig zu seyn, wie folgende einfache Betrachtung erweist.

Die Vorzeit hatte von diplomatischer Genauigkeit keinen Begriff, ja sie konnte ihn nicht haben. Die ältesten Herausgeber druckten eine ihnen gut scheinende Handschrift, oft mit den gröbsten Fehlern, ohne Weiteres ab. Da die Werke der Alten jener Zeit nicht als ein Gegenstand grammatischer Wissenschaft und kritischer Kunst erschienen, sondern theils als Quelle des Wissens (*reale Seite*), theils als Gegenstand des Genusses (*ästhetische Seite*)

so genügte es den folgenden Herausgebern, einige arge Verderbnisse, welche sprachlich als solche erkennbar waren, oder das Verständnifs störten, nach Anleitung der ihnen vorliegenden, zum Theil neu aufgefundenen handschriftlichen Quellen zu entfernen, oder in Ermangelung derselben durch eine wahrscheinliche Vermuthung auszumerzen. Hierin sind ihnen alle Kritiker des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr oder weniger nachgefolgt, und *dies* war allerdings unverzeihlich: *einmal*, weil Grammatik und Kritik sich damals zu Wissenschaften gestaltet hatten und die blofse oberflächliche Verständlichkeit oder das ästhetische Wohlgefallen als unzureichend für die Verbesserung erkannt war; *zweitens*, weil eine solche Menge handschriftlicher Hülfsmittel vorlag, dafs man um sich sehen konnte, nicht aber hier und dort hineinblicken und das zufällig Dargebotene ergreifen durfte. Aber selbst die gröfsten englischen und niederländischen Kritiker, Bentley, Gronov, Hemsterhuys, Valckenaer haben sich von diesem Fehler nicht frei gehalten; Heinsius, Grävius, Oudendorp, Burmann entbehren der Zuverlässigkeit noch weit mehr, und dem schlechtesten unter den Genannten, dem Grävius, schliefst sich Ernesti in seinem Cicero vollkommen an. Was bei den Wiederherstellern der Wissenschaft ein natürlicher Mangel war, wurde bei den Bildnern und Erweiterern derselben ein Nachlässigkeitsfehler und zwar ein um so gröfserer, je neuer sie sind. Wie will man aber zu einer gründlichen Einsicht über selbst offenbare Verderbnisse gelangen, wenn man nicht erfährt, ob sie allgemein sind? Wie will man Einschiebsel recht beurtheilen, ohne zu wissen, in welchen Quellen sie sich finden, zumal da scheinbare und wirkliche oft nicht zu unterscheiden sind? Wie oft scheint eine Stelle unverdorben und unanstöfsig, die durch andere Quellen als ein offenbar übertünchter Fehler erkannt wird? Wie viele Stellen geben in der Anordnung der Worte Anlafs zu Zweifeln, blos weil das zufällige Gemisch der ersten Abdrücke und späterer Aenderungen, das man Vulgata nennt, gerade da keine Aenderung erfahren hat, wo die Spätern anstofsen, bis sich endlich zeigt, dafs das Anstöfsige sich nirgend quellenmäfsig nachweisen läfst? Ist es endlich möglich, ohne allseitige Genauigkeit hinwegzukommen über die Willkür der hergebrachten und die Abenteuerlichkeit der neuesten selbstgemachten Orthographie? Nun aber bieten insbesondere die von Lagomarsini verglichenen zahlreichen Handschriften in allen diesen Beziehungen eine grofse Sicherheit dar. Sie zerfallen, gleich den bisher bekannten, in zwei Klassen, ältere und neuere, welche letztere erst im funfzehnten Jahrhundert geschrieben sind. Damals erwachte bei weltlichen und geistlichen Fürsten das Streben, Bibliotheken zu stiften. Man liefs daher die vorhandenen Klassiker zum Theil in vielen Exemplaren und wo möglich von den besten Kalligraphen der Zeit abschreiben, worüber denn die alten Handschriften grofsen Theils untergegangen sind. Die neueren deshalb zu verwerfen, wäre sehr übereilt. Ist ja auch die Erfurter, wie wir oben erwähnten, nicht alt und doch grofsen Theils ganz vorzüglich. Denn gerade die mittelalten Handschriften, d. h. bei den Büchern vom Redner die vor 1400 geschriebenen, bieten im zweiten und dritten Buche, welche sie mehr oder weniger lückenhaft enthalten, die meisten entschiedenen Sinnlosigkeiten und eine Menge offenbarer Interpolationen dar. Die neueren Abschriften alter, nunmehr verlorener Originale dagegen sind unverkennbar mit gröfserer Sorgfalt gemacht. Dies zeigt, bei den Lagomarsini'schen wenigstens, die Uebereinstimmung in der Wortstellung, in so fern dieselbe von der sogenannten Vulgata abweicht, und in der Orthographie. Denn die Accusative *tris*, *partis*, *omnis*, die Genitive *Corneli*, *Antoni*, *Tulli*, die Nichtassimilation *conlega*, die Schreibung *contio*, *intellego*, *et enim*, *et si*, *quo minus*, ohne ὑφ' ἕν *hineinzukorrigiren* liefs sich in den Zeiten des Cosmus von Medici, dem diese Handschriften angehören, keine Seele einfallen. Dasselbe kann man von den zahlreichen Auslassungen einzelner oder mehrerer überflüssiger Worte und von der Vertauschung der in den Handschriften oft wechselnden Partikeln *ac* und *at*, *et* und *aut*, *enim* und *autem* sagen. Wenn in allen diesen Fällen die Handschriften ganz oder gröfstentheils, oder auch nur die besseren übereinstimmen, so kann kein Zweifel seyn, dafs das zufällig entstandene Zwitterding, Vulgata genannt, weichen mufs, sobald der Sinn nicht ganz entschieden dagegen ist. Noch weit weniger Anspruch auf Berücksichtigung wird jedoch die Vulgata haben, wenn die entgegenstehenden Handschriften, wie fast überall nachgewiesen werden kann, durch Gründe des Sinnes, der Sprache und der Rhetorik und Stilistik unterstützt werden. Dafs dem so ist, wird Rec. im weiteren Verlaufe dieser Beurtheilung zeigen. Folglich hatte Lagomarsini Unrecht zu meinen, dafs die Vulgata von den Handschriften nicht bedeutend abweiche, wie Henrichsen ganz richtig bemerkt (S. XI.); aber in seiner Art zu denken und die Handschriften zu beurtheilen hatte er gewissermafsen doch Recht. Denn obgleich er im Ganzen so musterhaft genau verglich, dafs er sogar die völlig werthlose Interpunktion und die ärgsten Schreibfehler anmerkte, so betrachtete er doch das Partikelwesen, Wortstellung und Orthographie aus dem Gesichtspunkte seiner Zeit, d. h. als untergeordnete Dinge, und hat wenigstens die orthographischen Abweichungen nicht alle angeführt, was wir sehr bedauern müssen. Dafs übrigens sämmtliche neuere Handschriften aus dem *Codex Laudensis* des Gerhard Landriano, Bischofs von Lodi, geflossen seyen, wie sowohl Henrichsen (S. IX.) als *Kunifs* (S. XV.) annehmen, ist sehr unwahrscheinlich. Nach der oben gegebenen Ausführung aber ist es ganz undenkbar, dafs die Vulgata mehr Werth habe, als die neuerdings verglichenen Handschriften. Indessen behauptet unser Herausgeber dies mit grofser Zuversichtlichkeit. „*Wenn man berücksichtigt*, sagt er S. XV., *dafs an den ergänzten Stellen*, *deren alleinige Quelle die Lodische Handschrift ist*, *die Vulgata*

gata die echte Lesart bietet, während die Handschriften Dieses und Jenes dafür haben, so kann man gerade an diesen Stellen sehen, wie willkürlich die Abschreiber in der Regel geändert haben. Und so hat man den Werth der Handschriften auch für das ganze übrige Werk." In der That eine merkwürdige Behauptung, so merkwürdig, dafs sie in der Geschichte der Kritik als einzig dastehen wird, und gegründet auf nicht weniger merkwürdige Fehlschlüsse und irrige Behauptungen! Woraus flofs denn die Vulgata, als aus irgend welchen zufällig aufgegriffenen Handschriften, vermengt mit eigenen Einfällen alter Herausgeber? Sollen diese einzelnen, zufälligen, unbekannten Quellen und die Einfälle ihrer Benutzer allein den Ruhm der Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit geniefsen und alles Andere davon ausgeschlossen seyn? Waren die *Schreiber* inspirirt oder die *Herausgeber*? Wie können denn die Handschriften „*Dies und Jenes*" darbieten, die Vulgata aber das Richtige, wenn beide eine und dieselbe Quelle haben? Und ist es denkbar, dafs die ältesten Herausgeber irgend welche echtere Quellen vor sich hatten? Es wäre in der That der seltsamste Zufall, wenn diese alle verloren gegangen wären, was sich von der einen Lodischen Handschrift leicht begreift. Allein auch der Schlufs von den ergänzten Stellen auf das ganze Werk ist falsch und übereilt. Denn es ist keinesweges ausgemacht, dafs der Abschreiber der Lodischen Handschrift mehr that als die Lücken aus derselben ausfüllen, wie Hr. *Kunifs* selbst einräumt (S. XIV.). Genug, die ganze seltsame Behauptung hat das Ansehen, als wenn der Herausgeber, der keine eigenen oder bedeutenden Hülfsmittel zu seiner Arbeit mitbrachte, durch jene ganz unerhörte Lobrede auf die Vulgata sein kritisches Gewissen beschwichtigen wollte. Unbefangene Beurtheiler kann er damit nicht täuschen.

Wenden wir uns nach dieser Einleitung zu dem, was der Herausgeber in der vorliegenden Arbeit geleistet hat. Was er hat leisten wollen, ist trotz des Titels, auf welchem sich die Worte finden, „*kritisch berichtigt und mit Kommentar*" —, keinesweges deutlich. Für die *Schule* hat er nicht schreiben *wollen*, denn er hat einen besondern Abdruck seiner Recension mit allen ihm bekannten Varianten (eine fehlerhafte und tadelnswerthe Beifügung) erscheinen lassen. Aber er hat für die Schule auch nicht schreiben *können*; dies beweist die grofse Breite und Weitläuftigkeit, in welcher er sich ergeht und welche das Buch auf mehr als 800 Seiten angeschwellt hat. Für die *Leute von Fach* hat er aber auch nicht gearbeitet. Denn er würde sich darin weder der deutschen Sprache bedient, noch so viel bekannte und höchstens dem Anfänger das Verständnifs erleichternde Dinge vorgebracht haben. So bleibt also das Privatstudium gereifter Schüler und angehender Studirender, so wie jener wenigen Freunde des klassischen Alterthums übrig, welche an diesem Ciceronischen Werke etwa Antheil nehmen könnten, obgleich es für das leichtere Interesse Solcher eigentlich schon zu schwer und zu strenge ist. Ob aber für Schüler und Studirende der angegebenen Art die lateinische Abfassung nicht dankbarer gewesen wäre? Sie konnten schon *daraus* lernen. Auch zwang der lateinische Ausdruck zu gröfserer Präcision in der Abfassung und würde von selbst zur Weglassung unzähliger ganz überflüssiger Erläuterungen oder vielmehr *Nichterläuterungen* geführt haben. Es ist aber neuerdings Mode geworden, Bearbeitungen dieser Art mit deutschen Anmerkungen auszustatten, vielleicht eben jener überflüssigen Breite halber. Wenn wir den Herausgeber auch einer solchen muthwilligen Buchmacherei nicht beschuldigen mögen, so mufs man doch eingestehen, dafs die ganze Form und Einkleidung seiner Erklärungen jenen Verdacht ungemein begünstigt. Doch davon weiterhin.

Betrachten wir zuerst die *kritische* Seite der vorliegenden Ausgabe. Neue Quellen hat der Herausgeber, wie schon gesagt wurde, nicht gebraucht; die ältern und bekannten sind: 9 pfälzer Handschriften, von Gruter gebraucht, aber natürlich nicht genau verglichen und ausgebeutet, was von *allen* ohne Ausnahme gilt, über die bisher etwas durch den Druck bekannt geworden ist; zwei darunter sind lückenhaft, also älter. Ferner benutzte Gruter noch einige Varianten des sogenannten *liber Tosani* und des später von Wunder untersuchten, hier aber wenig werthen *codex Erfurtensis*, ferner des *cod. Pithoeanus* und zweier memmischer Handschriften. *Henrichsen* und *Kunifs* vermuthen, dafs die beiden Handschriften des Karl Estienne (Stephanus) mit diesen memmischen einerlei sind, so wie mit denjenigen, welche Lambin von Heinrich de Mesmes erhalten hatte. Dies ist allerdings wahrscheinlich, obgleich Lambin von diesem grofsen Freunde klassischer Studien *drei* Handschriften erhalten zu haben erwähnt. Wenigstens ist der lateinische Name der Familie de Mesmes *Memmius*, was die Herren *Henrichsen* und *Kunifs* hätten wissen müssen, obgleich die Schreibung *de Memme*, welche Hr. *Kunifs* gebraucht (S. XVI.), falsch ist. — Alsdann haben Cockman und Pearce 13 englische, Ernesti und Harles 2 erlanger Handschriften gebraucht, welche letztere, trotz ihres angeblich sieben- bis achthundertjährigen Alters, fehlerhafter zu seyn scheinen, als die meisten neueren. Doch würden sie eine genauere Untersuchung vielleicht vielfach belohnen. In der älteren hat ein Abschreiber des funfzehnten Jahrhunderts die Lücken ausgefüllt. Der *cod. Ox. Gronovii* ist nichts als die von Pearce mit z bezeichnete Oxforder. Aufserdem hat man noch einzelne Varianten anderer jetzt in England befindlicher Handschriften. Hierzu kommen drei Wolfenbüttler, höchst ungenau verglichen von Heusinger, nicht minder nachlässig von Schütz gebraucht; S. Klein in Seebode's Misc. Crit. I. S. 344. Keine geht über das 14te Jahrhundert hinaus, obgleich Heusinger die mit A bezeichnete um ein Jahrhundert höher hinaufsetzte. Dafs sie von Verbesserungen der Abschreiber strotzen, wie Hr. *Kunifs* sagt, ist ganz irrig. Der Rec., der A und B selbst ver-

verglich und die dritte (eigentlich *cod. Augustanus* genannt) durch einen gelehrten jungen Freund verglichen erhielt, kann bezeugen, dafs *jene* wenigstens nur die allen Abschreibern gewöhnlichen Irrthümer und Versehen darbieten. Henrichsen hat zwei kopenhagner Handschriften benutzt, von welchen die eine nicht ohne Werth ist. Wir übergehen die gelegentlich von Manuzzi, Arntzen, Pighius, Turnebus, Ursinus, und neuerdings von Görenz, Müller und Harles erwähnten, theils italiänischen, theils utrechter und dresdner Handschriften und fügen noch hinzu, dafs wir die von Harles erwähnte münchener, welche dem *P. Victorius* (*Vettori*) zugehört hat, selbst verglichen, aber nur mittelmäfsig gefunden haben. Die alten, für die Kritik wichtigen Ausgaben hat vor Orelli und Henrichsen, welcher jenen ergänzt, Keiner ordentlich benutzt.

Das Ziel, welches der Herausgeber sich in kritischer Hinsicht gesteckt hat, geht aus seinem oben angeführten Urtheile über den Werth der sogenannten Vulgata, verglichen mit dem der Handschriften, hervor. Denn da er diese für geringhaltig, jene für weit werthvoller ansieht und ihr eine selbstständige Autorität, abgesehen von allen möglichen Quellen ihrer Entstehung, zuspricht, so war es natürlich, dafs er sie überall herstellte, wo die Veränderungen neuerer Herausgeber sie verdrängt hatten, sobald der Sinn nicht ganz offenbar dies Verfahren verbot; so wie dafs er die Handschriften eben nur als Mittel zur Herstellung der Vulgata benutzte und Alles durch sie dargebotene liegen liefs, wenn es weder jener Herstellung diente noch vom nothwendigen Sinne in Schutz genommen wurde. Nun wollen wir ihm gern zugeben, was er S. XXIII. für sich in Anspruch nimmt, die Vulgata in vielen Stellen mit Recht hergestellt oder vertheidigt zu haben. Aber wir behaupten *einmal*, dafs bei der nebelhaften Unbestimmtheit dessen, was man Vulgata nennt (denn ist es Aldus? Lambin? Gronov? Eresti?), man mag darunter verstehen, was man will, dies gar Nichts ist und kein Ansehen besitzen kann, wenn es nicht durch ordentlichen Gebrauch des handschriftlichen Apparats erst hingestellt und befestigt ist: *zweitens* aber, dafs der Herausgeber an sehr vielen Stellen die Lesart hätte ändern müssen, wenn er einen solchen Apparat besessen oder gehörig gebraucht hätte. Das wäre *Kritik* gewesen; sein jetziges Verfahren mochte in vielen Fällen zum Richtigen führen, aber es ist *dem Principe nach schlechthin unkritisch*, und konnte nur zufällig und ohne Wissen des Herausgebers richtige und wahrscheinliche Ergebnisse liefern. Rec. will zum Beweise dessen, was nach den Handschriften zu ändern war, das *dritte Buch* durchgehen.

1, 4 mufs geschrieben werden *concidenda lingua*, welches nicht blos eine oxforder Handschrift und der Rand einer zweiten hat, sondern 20 lagomarsinische, darunter sowohl die älteren 3 und 17 als die sorgfältigsten 65. 67. 69. 70. 73. 76., wohin *considenda* in 21. ebenfalls führt. Einige, wie 4. und Gu. A. B. haben *cedenda*, andere *credenda*; *excidenda* aber keine einzige, so dafs dies als eine wahrscheinliche Aenderung der ältesten Herausgeber aus einer Ausgabe in die andere gewandert ist, ohne irgend eine beweisbare Beglaubigung zu besitzen. Durch die Aufnahme von *concidenda* tritt Alles erst in das gehörige Verhältnifs, während *excidenda*, wenn es auch nicht ganz so viel ist als *evellenda*, doch mit *evulsa* zusammengestellt keine Steigerung des letztern durch *vel* erlaubt, und noch weniger der nöthige Gegensatz zwischen *concidere senatus auctoritatem* und *concidere linguam* hervortritt, welcher um so kräftiger ist, da das Wort einmal eigentlich und das andere Mal figürlich gebraucht wird.

Ebd. mufs *L. Crassum* geschrieben werden, wie Henrichsen nach *cod. Steph.*, ψ, Gu. A., und den ältesten Ausgaben gethan hat. Denn diesen gesellen sich 25 Lagomarsinische Handschriften zu, darunter sämmtliche bessere (aufser 2), nämlich 3. 4. 5. 6. 13. 16. 17. 65. 67. 69. 70. 73. 76. In feierlicher und pathetischer Rede darf der Vorname nicht fehlen, eben so wenig, wenn man Jemand mit Ehrerbietung oder hochachtungsvoll anredet oder erwähnt; anders wenn man scheltend auf Einen einführt oder vertraulich spricht. Daher *Quousque tandem abutere*, *Catilina*, *patientia nostra Catil.* I. 1. *De Or.* II. 30, 130. lassen die Codd. den Vornamen *L.* Crasse richtig aus, da er in vertraulichem Gespräch genannt wird und bekannt genug ist. Eben so darf Catil. IV. 10, 21. nicht L. Paulus mit Ernesti gegen die Codd. geschrieben werden, da die übrigen historisch erwähnten Personen keinen Vornamen haben, und ganz irrig hat Orell gegen die Autorität der Mediceischen Handschrift in einer vertraulichen Anrede des Cicero an Atticus T. Pomponi geschrieben, Att. III. 19, 3. Auch C. Vellei ND. I. 24, 66. hält Rec. für falsch. Dagegen steht der Vorname richtig in M. Bruto, Or. 41, 140., Q. Caecili, Div. in Caec. 7, 22., M. Marcellus, Off. I. 18, 61., wo Facciolati irrig M. ausläfst, was in manchen codd. eben so ausgefallen seyn kann wie C. vor Cethegus Catil. III. 3, 6. Wie L. Sulla und Sulla schlechtweg von Cicero unterschieden wird, mag man p. Rosc. Amer. 9. sehen. Trotz der Ungleichheit aber ist Placuit Metello et P. Mucio Rp. I. 19. richtig; denn es ist Metellus der Macedonische, Scipio's bekannter politischer Feind, κατ' ἐξοχήν gemeint. Ueber die ganze Sache wird Rec. anderweitig genau handeln. Reiches Material liegt Allem vor. Bei unserer Stelle erwähnt der Herausgeber nichts und scheint keineswegs den Vertheidiger der Vulgata zu machen, als welche die von ihm aufgenommene Lesart nicht füglich gelten kann.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Köhler: *M. Tullii Ciceronis de Oratore libri tres ad Quintum fratrem* — — herausg. von *Karl Gottlob Kunifs* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 176.)

Nach dem bereits Angeführten mufs 2, 7 *aut ante in ipso cursu* geschrieben werden, statt *et*, nach Gu. 1. u. 23 Lagomarsinischen Codd., unter denen die guten alle sind aufser 3. u. 4. Eben darauf führt *ut* in Gu. 2. Die Verkennung der Bedeutung *oder auch* (S. *Hand* Tursell. I. S. 535) hat vielfach *aut* mit *et*, *ac*, *atque*, vertauschen oder in *et* umändern lassen. Vgl. *Stürenburg* zu Cic. Arch. S. 22. So *de Orat*. II. 77, 315., wo *aut commune* keinesweges gleich ist dem vorhergehenden *aut vulgare*; III. 49, 190. (*rhythmicorum aut musicorum*. Die Stelle II. 32, 141. (*aut Curii*) ist längst in dieser Art geschrieben. Auch der entgegengesetzte Fall ist nicht selten, wo *aut* (auch *an*) gefunden wird, während *et* richtiger oder besser beglaubigt war.

Ebend. ist *distracta* zu schreiben statt *districta*, nach 19 Lagomarsinischen Handschriften, worunter sämmtliche gute sind, und Gu. B. *Destricta* haben Gu. A. und zwei Lagom., darunter einer mit der obigen Variante. Der Sinn leidet *districta* sowohl als *distracta*; letzteres ist aber abgerechnet die gröfsere Beglaubigung gewählter, weil *distrahere* ein lebhafteres sinnliches Bild giebt.

§. 8 ist nach 20 Lagomarsinischen Handschr., der Münchner und dem *cod. Gu. A. flagrantem Italiam bello* zu stellen, wodurch die beliebte grammatische Figur des Chiasmus entsteht. Auch über diesen Gebrauch bei Cicero wird Ref. anderswo ausführlich reden.

3, 9 ist *Et quoniam* nach 27 Lagomarsinischen, dann der Münchner und der ersten Wolfenbüttler Handschrift zu ändern, statt der gewöhnlichen *Sed quoniam*. Das letztere ist weniger beglaubigt und zwar gewöhnlich nach Parenthesen und Abschweifungen, aber *et* ohne Vergleich nachdrücklicher. Es giebt den Sinn, dafs Cicero sich von diesen schmerzlichen Erinnerungen gewaltsam losreifst und in die Bahn der wissenschaftlichen Erörterung einlenkt.

4, 13 schreibe *tot tantos tam praecipitesque casus* statt *tamque praecipites* nach allen Lagomarsinischen Handschr., 3. 4. u. 20 ausgenommen, von welchen 3 und 20 die Vulgata, 4 aber *sapientisque* haben, ferner nach Gu. A. B. und dem Münchner Codex, den wir fortan nach seinem ehemaligen Besitzer *Victorianus* nennen wollen.

5, 17 mufs *postmeridianum* hergestellt werden nach allen Handschriften aufser Lagom. 2. 13. 36. 70. 89, in welchen theils p *meridianum*, theils *promeridianum*, theils *permeridianum* gefunden wird. Neben *postridinianum* im Cod. 32. findet sich *pomeridianum* corrigirt. Dafs Cicero im Orator 47, 157 *pomeridianum* als zu seiner Zeit üblich und durch den Wohlklang entschuldigt erklärt, beweist eben, dafs er sich aus richtiger Erkentnifs die Erlaubnifs vorbehielt, auch die andere Form zu gebrauchen.

5, 20 ist nach allen Lagomarsinischen Handschriften, aufser 2. 4. u. 13 *una* vor *consensione* zu streichen, wodurch die Aneinanderschliefsung der Begriffe *vis* und *consensio* enger wird. Die codd. 4. u. 13 sind von §. 17 — 110 lückenhaft.

7, 20 ist zu lesen *tamen cuiusquam* statt *tamen quis cuiusquam* nach allen Lagom. aufser 81., in welchem *quis* von anderer Hand beigefügt ist; ferner nach Gud. A. und Vict. Die Frage wird durch die einfache Ergänzung von *est* noch kräftiger; das Subject ist alsdann *aliquis*, nicht *quis*, welches aus der vorhergehenden Frage unzeitig eingeschaltet wurde.

11, 41 ist *aut muliebris* statt *ut muliebris* zu verbessern, nach 23 Lagom. (d. h. allen, aufser 2. 4. 13., welche hier lückenhaft sind und 76., welche *et* hat), Gud. 1. Vict. Dies fordert auch der Sinn, denn die *vox muliebris* ist nicht nothwendig *mollis*, da sie in ihrer Art auch *stark und durchdringend* seyn kann; sondern entweder *tenuis et acuta* (fein und hochtönend) oder *flebilis et querula*; die *mollities* ist hier, wie oft, als ein Schimpf der *effeminati* und *delicati* gesetzt und bezieht sich auf unnatürliche und daher gezierte Verweichlichung des Tones der Stimme. Beiden Fehlern, der *vox muliebris* und der *vox mollis* ist dann die *absona* und *absurda*, *die widrig und roh klingende*, entgegengesetzt.

12, 46 ist es nach den Lagom. aufser 17 (nächstdem findet sich in 89 die Vulgata noch als Variante; doch ist es ungewifs, ob diese Zahl nicht eine alte Ausgabe bedeute) —, ferner nach Vict. nicht unwahrscheinlich, dafs E gestrichen werden und *plenissime* oder *plenissimam* gelesen werden mufs, wovon jenes in Lag. 17, dies in Lag. 20 steht. (Gud. A. Lagom. 2. 3. 13 haben hier eine Lücke bis §. 110.). Je-

Jedenfalls ist die Stelle nicht richtig verstanden worden. *Henrichsen*, dem sich Hr. *Kunifs* anschliefst, sah ein, dafs *Schütz* und *Wolf* Unrecht hatten *iota literam tollere* von der Auslassung zu nehmen, was *tollere* an sich nicht bedeuten kann, selbst wenn es wahrscheinlich wäre, dafs irgend ein Mensch *filum* statt *filium* gesprochen hätte oder *urbum* statt *urbium*; abgesehen davon, dafs *e plenissimum dicere* in einer bestimmten gegensätzlichen Verbindung mit *iota tollere* steht. Aber die Erklärung, es sey die Aussprache gemeint, nach welcher *e* statt *i* alterthümlich oder bäurisch gesetzt wurde, wie *speca, Menerva, leber*, statt *spica, Minerva, liber*, kann auch nicht bestehen; denn der Mittelton zwischen *e* und *i*, welcher den Anlafs zu diesem Sprachfehler gab, fand sich vorzüglich in kurzen Sylben, womit *plenissimum e dicere, das* e *ganz breit sprechen oder ein breites* e *sprechen*, nicht zu vereinigen ist. Dies *breit aussprechen* geht auf das *i*, und eben dadurch wurde das reine und echte *i*, dessen Ton spitz ist, gleichsam aus der Aussprache verbannt. *Cotta* und *Sulpicius* übertrieben unstreitig die Aussprache des breiteren *i*, welches nach dem Zeugnifs der alten Grammatiker einen leisen Vorschlag von *e* hatte, wie in den Dativen *mendaci, subtili*, und in den Pluralcasus *pueri* (daher alt *mendacei, puerei*), während das einfache und dünne *i* sich in den Genitiven der zweiten Deklination fand. S. *Schneider* Formenlehre S. 63. Will man also die Lesart *e plenissimum dicas* beibehalten, so ist zu erklären: *ut iota tollens e plenissime pronuntiatum substituas.*

15, 57 ist *illum* vor *efficeret* zu streichen nach 16 Lagom., unter welchen die guten alle sind, aufser 65 und den lückenhaften.

§. 58 ist statt *tempestatis causa opere prohibentur* nach Lagom. 3. 5. 6. 17. 24. 32. 35. 65. 84 und Vict. (in 35 ist die Vulgata hineinkorrigirt und in 84 als Variante angegeben) — zu lesen *tempestate opere pr.* mit Weglassung von *causa*, welches muthmafslich von Jemandem herrührt, dem der Gleichklang *tempestate opere* nicht gefiel. Es scheint nicht einmal lateinisch zu seyn *tempestatis causa opere prohiberi* zu sagen, was anginge, wenn *opus* die *Arbeit* hiefse. An der *Arbeit* kann man *wegen des Wetters* gehindert seyn, am *Werke* nicht: wohl aber *durch das Wetter*.

17, 64 ist *tamen* hinter *tacitum* zu streichen, nach 15 Lagom. und Vict. Unter jenen sind die guten sämmtlich, aufser 65.

18, 68 mufs *Hinc recentior academia manavit* statt *emanavit* gelesen werden, nach 20 Lagom., unter welchen die guten sämmtlich sind, und nach Gu. B. Ob Cicero in diesem Sinne *emanare* gebraucht hat, dürfte überhaupt zweifelhaft seyn, da auch *de Or.* I. 42, 189 zu ändern ist. Aufserdem ist *emanare alicunde* und *emanare ex aliquo* noch verschieden.

23, 68 war, wie *Orelli* nach den ihm vorliegenden geringen Hülfsmitteln that, *ac si* statt *at si* zu schreiben. Jenes geben *alle* Lagomarsinische Handschriften, und die übrigen mögen es grofsen Theils auch darbieten, sie sind aber nicht genau genug verglichen, um sicher urtheilen zu können. Mit Recht bemerkten frühere Bearbeiter, *at* sey unpassend, weil kein Gegensatz gegen Früheres vorhanden sey. Dagegen fragt Hr. *K.*: „*wird aber nicht durch den Anfang dieses Kapitels das beschränkt, was am Ende des vorhergehenden gesagt war?*" Wir antworten, Beschränkung bildet einen *Zusatz*, aber keinen *Gegensatz*. Aber es ist auch gar keine Beschränkung vorhanden. *Crassus* hat gesagt, *er habe in seiner Jugend keine Zeit zum eigentlichen Studiren gehabt*. Nun geht er von dem Besondern auf das Allgemeine über, indem er einen Schlufs macht: *Ueberhaupt hat der Staatsmann kein so tiefes Studium nöthig.* Dies enthält den Grund, warum auch er keins für sich nöthig geachtet habe. Hier ist *at* vollkommen widersinnig.

24, 92 schreibe man statt *exiguum sane atque mendicum* nach 22 Lagom. Handschriften *exiguum saneque mendicum*.

26, 103 mufs statt *quamvis vitiosissimus orator* nach 22 Lagom. Handschrr. *quivis* geschrieben werden. Es ist das gewähltere. *Quamvis* entstand aus mifsverstandener Abkürzung *qvis*, was man für *qvis* (= *quamvis*) nahm. *Quevis* in Lagom. 32 führt eben dahin.

29, 117 ist *ut* vor *rex*, und vor *assentator* zu streichen, jenes nach Gu. B. Vict. und allen Lagom., aufser 2. 3. 13., dieses nach Lagom. 6. 20. Die Aufführung der Beispiele wird dadurch nachdrücklicher.

30, 119 ist *perspicuum est*, welches letztere Wort sonst fehlt, zu lesen nach Gu. A. Vict. und allen Lagom. ohne Ausnahme. Die Auslassung ist eine Klügelei derer, welchen das in kurzem Zwischenraume wiederholte *est* unangenehm war.

31, 125 mufs *in* vor *universarum generum infinitis disputationibus exercitatus* wegbleiben, nach Gud. A. und allen Lagom., aufser 3. 4. 13.

32, 128 ist *quid* vor *Thrasymacho Calchedonio* wegzulassen, nach Gu. A. Vict. und allen Lagom. aufser 3. u. 6. Man begreift nicht, wie man an einer so schlecht gegliederten, ganz der Concinnität entbehrenden Frage nicht Anstofs genommen hat, da zweimal *quid* steht und das dritte Mal fehlt. Es mufste entweder dreimal oder nur einmal, nämlich im ersten Gliede gesetzt werden, und Letzteres wird nach Annahme jener Verbesserung der Fall seyn. Die Schreibung *Calchedonio* wird hier durch Lagom. 20 u. 35 geboten, die übrigen haben *Calcedonio*, die gewöhnliche keiner. An den meisten Stellen ist *Calchedonio* nach der Uebereinstimmung aller oder der Mehrzahl der Handschriften annehmbar.

§. 180 ist statt *atque* herzustellen *sed*, nach Gud. A. Vict. und allen Lagom., aufser 2. 81. 84. 86. Auch *atque* giebt einen passenden Sinn, *sed* aber, die gewöhnliche Partikel nach Parenthesen und Abschwei-

schweifungen, ist nachdrücklicher, weil es besser für Crassus auf das Wesentliche hinarbeitenden Sinn pafst, der sich beeilt, die Nebengedanken möglichst kurz abzufertigen.

36, 144 war *erat attributum* zu lesen, wie die nächsten Herausgeber gethan haben. *Tributum*, wie Hr. *K.* liest, findet sich in keiner Handschrift, sondern gehört nur dem Nebelbilde der Vulgata an, dem er als etwas Wesenhaften nachjagt. Da beide Worte gleich gut sind, kann hier nur die Autorität entscheiden und anders zu verfahren ist die entschiedenste Unkritik. *Esset*, welches Hr. *K.* gleichfalls aufgenommen hat, wird durch die schlechteste der drei Gu., durch eine kopenhagener und drei englische Handschriften dargeboten. Dagegen haben die andern, auch Vict., und 23 Lagom. (aufser 81. 84. 85. 86., welche letztere beide erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst geschrieben und ganz ohne Werth sind), *erat.* Wenn Hr. *K.* die Entstehung der Lesart *attributum* daraus erklärt, dafs *esset* nur mit drei Buchstaben geschrieben, das *t* durch Irrthum an *tributum* angeschlossen und daraus *attributum* gemacht worden sey, so stöfst diese an sich bedenkliche Genesis dadurch an, dafs sich in diesem Falle gewifs irgendwo *esse* finden würde. Denn *esse* wird abgekürzt geschrieben *ēē*, *esset ēēt*.

37, 148 mufste *non scriptum etiam reliquit* nach dem Gesetze der rhetorischen Umstellung gesetzt werden, nicht *non etiam scr. rel.*; so Gud. A. und 20 Lagom., darunter die guten sämmtlich, aufser 4. und 67.

§. 150 ist nach Gu. A. Vict. und allen Lagom. ohne Ausnahme *esse* statt *inesse* herzustellen.

§. 151 empfiehlt sich die Schreibung *bonis hic verbis* statt *is* nach Lagom. 2. 3. 6. 13. 15. 16. 24. 32. 36. 67. 73. 84. (korrig.) 86. 93. Eilf andere u. Vict. haben *his*; 20 hat *iis*, dagegen *is*, wie es scheint, keine. Für *hic* spricht nicht sowohl der Gleichklang in *bonis is*, als vielmehr die Nothwendigkeit eines zeigenden Pronomens, wenn man sich nicht ganz in der Allgemeinheit halten will, wie dies bei dem zweiten Satze der Fall ist, in welchem *aliquis* steht. — Gleich darauf ist in der Parenthese *quanquam id est magnum id* wegzustreichen, nach Gu. A. Vict. u. 25 Lagom.

38, 156 wird von figürlichen Ausdrücken gesagt *quae non inopiam indicant*, *sed orationi aliquid splendoris arcessunt*. An dieser Stelle hat Rec. längst Anstofs genommen. Der Gebrauch der Metapher soll *Armuth anzeigen!* Wessen denn, und in wie fern? Armuth des Geistes dessen, der sie gebraucht, oder Armuth der Sprache, deren man sich bedient? Das Erstere ist undenkbar, das Zweite unpassend, da hier von einer *Abhülfe* die Rede seyn sollte, um derentwillen man zu der Metapher greift. Von den Lagom. Handschriften haben nur 35. 69. 93 *indicant*, und zwar die beiden ersten nur von zweiter Hand; 6 und 16 haben *indicant*, alle übrigen *vindicant*, welches uns die richtige Lesart zu seyn scheint. *Vindicare inopiam* ist gleichsam τιμωρεῖσθαι ὑπὲρ πενίας, *ultionem repetere pro inopia*, nämlich in so fern man *transgreditur in alienam ditionem ad inopiam sarciendam*; also gleich *inopiam a se defendere*, *Hülfe suchen*, *wenn der gewöhnliche Ausdruck nicht auslangen will.*

39, 157 wird nach den Handschriften (keine scheint dagegen zu sprechen, da die englischen schwerlich genau bekannt sind) *imbri largifico* zu lesen seyn statt *largifluo*. Denn *largificus* ist nur *largus*, λάβρος, *ficus* oft nur eine Endung *faciendo vocabulo*. So *ingratificus* = *ingratus p. Sext.* 57, 122. *vites laetificae Tusc.* I. 28, 69 = *laetae*, der Erymantische Eber wird *vastifica bellua* genannt II. 9, 22., nicht seiner Verwüstungen halber, sondern als *Riesenthier*; *regifice* III. 19, 44. ist *regie*, *in königlicher* Pracht; *voces tristificae de Divin.* I. 12. sind nicht *traurig machende*, sondern *traurige*, *unglückbedeutende*.

§. 158 ist *teli missi* statt *emissi* nach Vict. und 26 Lagom. billigungswerth.

40, 159 ist *vocabulum proprium* zu stellen, welches mit *suum nomen* wieder den Chiasmus macht. So 22 Lagom. und Gu. A.

41, 163 mufs nach Gu. A. und 17 Lagom. geschrieben werden *verbis transferendis* statt *verbi transferendi*. Acht andere Handschriften fügen *in* hinzu; dagegen haben von den durch Rec. verglichenen nur Gud. B. u. Vict. die gewöhnliche Lesart *verbi tranferendi*, welche gleich jener der Minderzahl aus dem Nichtverständnifs der echten entstanden ist. In dieser suche man keinen Dativ, sondern einen Ablativ, welcher in die Klasse der absoluten gehört (= *cum verba transferuntur*).

Eben daselbst wird *trahet* zu ändern seyn in *trahit*, nach 17 Lagom. u. Vict.; wohin auch *tradit* in Lagom. 6. abzielt. Das Futurum ist in dem Hauptsatze ganz unpassend, da von keinem in der Zukunft festbestimmten *trahere* die Rede ist und seyn kann; *trahat* würde sehr angemessen seyn als Potential (ἂν ἕλκοι), aber auch *trahit* ist passend, um so mehr, da die Zuhörer auch durch Umschreibung mit dem Präsens bezeichnet werden.

44, 174 mufs *et* vor *verborum numero* nach Gud. A., Vict. und sämmtlichen Lagom. gestrichen werden. Die so enge verbundenen Begriffe *verborum numero et vocum modo* entsprechen dann genau dem vorangegangenen *machinati sunt ad voluptatem versum atque cantum*. *Et* könnte, als dem Sinne nicht zuwider (*eben sowohl — als*) geduldet werden, aber die Handschriften stimmen nicht dafür.

45, 178 schreibe man *dispares* statt *dispari*, nach Gud. B. und allen Lagom. aufser 2. u. 13., und konstruire *ut quinque stellae motu cursuque dispares eadem spatia conficiant*. Die hergebrachte Lesart ist eine augenscheinliche Erklärung oder Erleichterung der richtigen.

§. 179.

§. 179. gebietet dieselbe Uebereinstimmung der Quellen *cogitari* zu lesen. So 23 Lagom. und alle gute darunter, ferner Vict. u. Gu. A. B.

48, 184 lassen die meisten Handschriften, namentlich Gu. A. u. 13 Lagom. das *et* in *sic et est* weg. Auch eine von den Stellen, welche gebraucht werden konnten um *et* für *etiam* gesetzt als richtig zu beweisen oder gar tiefsinnige Philosopheme über den feinen Unterschied zwischen *et auch* und *etiam auch* auszudenken. Sie steht, wie man sieht, zu unsicher, um irgend etwas zu beweisen. Wahrscheinlich ist das nebenstehende *est*, welches in zwei Handschriften fehlt, die Veranlassung des Einschiebsels gewesen.

49, 191 geben 22 Lagom. unter denen die guten alle sind, *aut paeone* statt *et*; 14. 23 u. Gu. A. *ac*. *Aut* ist nothwendig, weil *herous paeon primus* und *creticus* drei unabhängige und verschiedene Versfüfse sind und die beiden ersten daher unmöglich durch ein *et* zur Einheit verbunden und dem *creticus* entgegen gesetzt werden können.

52, 201 ist *levitatem* nach Gu. A. Lagom. 4. 13. 17. 32. 35. 36. 65. 69. 81. 93 unbedingt vorzuziehen. Die leichte und häufige Vertauschung von *lenis* und *levis*, *lenitas* und *levitas* treibt auch hier wieder ihr Spiel, da *lenitas* nicht nur in den guten Handschrr. Lagom. 2. 3. 67. 73. 76. zu stehen scheint, sondern auch in 4. 17. 32 durch die zweite Hand hineinkorrigirt ist. Die Abschreiber dachten an die allerdings häufiger erwähnte *lenitas orationis*, welche zuerst auf die Milde und Zartheit der Aussprache geht (*de Or. III.* 11, 41.), dann auf Milde und Ruhe der Gesinnung und Gemüthsstimmung. Hier ist aber von beiden die Rede nicht, sondern von der *Glätte und Harmonie der Satzfügung,* welche mit dem durch den Finger geprüften Marmor verglichen wird.

53, 205 mufs *in hilaritatem impulsio* als das Gewähltere (statt *ad*) aufgenommen werden nach Gu. A. und 21 Lagom., unter welchen die guten sämmtlich sind, aufser 2. u. 13. In 32 ist die Vulgata in *in* geändert.

56, 213 ist die Lesart der meisten Lagom. und des Gu. 2 offenbar die angemessenere und dazu diejenige, welcher die Vulgata leicht untergeschoben werden konnte. Nämlich 25 Lagom., darunter alle gute aufser 2, desgleichen Vict. u. Gu. A. lesen *putarit*, und 23 nebst Vict. u. Gu. A. *fore* statt *esse*. Unter diesen ist auch 2. In 15. 24. 86 findet sich *facere* statt *fore*, in 24 jedoch in *fore* abgeändert. Dafs *fore* durch *esse* leichter verständlich gemacht werden mochte, als *esse* durch *fore*, leuchtet ein, und was Hr. *K.* mit einem grofsen Wortschwall, der endlich auf eine deutsche Uebersetzung hinausläuft, zu beweisen unternimmt, *fore* sey leichter zu verstehen als *esse*, ist ein baarer Unsinn. *Esse* scheint übrigens in keiner einzigen Handschrift gefunden zu werden. *Putaret* hat seine Entstehung irgend Einem zu verdanken, der, wie *Ernesti*, sich das Präteritum im Nebensatze nach einem andern Präterito nicht erklären konnte.

58, 290 *Iterum Thyestes* etc. ist eine zweifelhafte Stelle. Die Mehrzahl der Handschriften und die alten Ausgaben dazu haben *Thyestes Atreum attractum advenit*; zwei pfälzer *Atreum alter etiam tum adv.*; zwei englische *Atreum a terecia tum venit adtractum advenit*, wo offenbar zweimal dasselbe gemeint, das erstere, fehlerhafte aber auszustreichen vergessen worden ist; zwei Lagom. (35. 70.) *ater etiam tum*. Aus *alter etiam tum* hat Lambin ziemlich wahrscheinlich *altercatum* gemacht. Wenn man aber vergleicht, dafs eine englische *attractatum*, zwei Lagom. (2. 67.) *ad tractatum*, zwei andere (3, 13.) *adtractatum*, eine (6.) *atractatum*, endlich Gu. A. *atritatum* darbieten, so kann kaum ein Zweifel bleiben, dafs *attrectatum* zu schreiben ist, welches eigentlich von *Handanlegen* gesagt, dann vom *Unternehmen* besonders *eines Angriffs* oder *einer Nachstellung* gesagt werden konnte. *Bötticher* im Lexicon zum Tacitus erklärt *attrectare* bei *Tac. Annal III.* 52 unrichtig durch *inchoare*; es mufste durch *suscipere, adgredi* gegeben werden. Ueber solche Schwierigkeiten der Kritik und Erklärung kommt Hr. *K.* freilich sehr leicht hinweg. Er sagt ganz naiv: „*warum soll in attrahere nicht der Begriff mit Jemandem rechten, ihn kränken, moralisch mifshandeln liegen können?*" So lange nicht jedes beliebige Wort jeden beliebigen Begriff ausdrücken kann, mufs erst die Möglichkeit gezeigt werden, wie der Grundbegriff von *traho* und *attraho* auf eine so abenteuerliche Weise abgeändert und entstellt werden konnte.

Hiermit haben wir nur eine kleine Nachlese aus den Handschriften gehalten und nur das angeführt, was ziemlich klar und nach übereinstimmenden Zeugnissen als unwiderlegbar vorliegt, dagegen alles übergangen, was auf grammatische Wortstellung bezüglich oder nach den Andeutungen in den Quellen oder nach einzelnen derselben mit Wahrscheinlichkeit zu ändern ist, der orthographischen Dinge ganz zu geschweigen. So viel wird selbst dem Ungeübten klar seyn, dafs der Herausgeber den Anforderungen an einen *kritischen* Herausgeber nicht im Entferntesten entsprochen hat und namentlich weit hinter seinem nächsten Vorgänger, *Henrichsen* zurückgeblieben ist.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Köhler: *M. Tullii Ciceronis de Oratore libri tres ad Quintum fratrem* — — herausg. von *Karl Gottlob Kunifs* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 177.)

Mit der Betrachtung der zweiten Hauptseite der vorliegenden Ausgabe, der *erklärenden*, können wir uns kürzer fassen. Hierbei fällt zuerst die unendliche Breite und der unnütze Wortreichthum unangenehm auf, der sich in fast allen, namentlich in den längeren Anmerkungen ohne Ausnahme nachweisen läfst, das Buch natürlich ganz unnütz angeschwellt und also vertheuert hat. Nur einige Proben: viele zu geben würde diese Beurtheilung zu sehr ausdehnen und sie finden sich überdies auf allen Seiten.

I. 1, 1. S. 273 steht folgende Stelle: „Zuerst will ich von dem Zusammenhange reden, um zu zeigen, dafs das von den Herausgebern aufgenommene *quidem* in jeder Beziehung falsch ist. — — Man hat sich nach meiner Ueberzeugung in diesen beiden Bestimmungsgründen sehr geirrt; denn der eine wird durch die Sache, der andere durch die Sprache widerlegt. Die Sache sey uns das Nächste." — Alles unnütze Worte. — S. 276. „Hr. *Orelli* hat den Satz richtig interpungirt. Man scheint ihn schon früh nicht recht verstanden zu haben. Nicht nur, weil in einigen Handschriften für *tempus illud* eine ganz verderbte Lesart sich findet, sondern weil auch in den besten derselben *esse* nach *concessum* hinzugesetzt ist, was noch deutlicher beweist, dafs man nicht gewufst hat, wie die Worte zu nehmen sind."

6, 21. S. 318. „*Schütz* hat nach dem Vorgange *Lambins hoc* vor *tantum* als im Widerstreit mit der guten Sprache gestrichen. Es ist an sich unwahrscheinlich dafs das Pronomen an dieser Stelle, wo es, wie das Beispiel der genannten Männer beweist, eher hätte auffallen müssen, von den Abschreibern hinzugefügt sey: allein auch aufserdem fehlt so viel, dafs es hier an unrechter Stelle sey, dafs es vielmehr mit einem gewissen Nachdruck und mit Vorbedacht von Cicero vor *tantum* gesetzt worden ist."

Und so überall. Allein diese unnütze Wortfülle findet sich nicht allein in den einleitenden und vermittelnden Partien der Anmerkungen, sondern noch weit mehr in der Erläuterung des Zusammenhanges, selbst bei so klaren, einfachen oder historisch bekannten Dingen, dafs der Schüler oder Studirende entsetzlich unwissend seyn müfste, der in dergleichen einer Nachhülfe bedürfte, und ausnehmend geduldig, wenn er sich durch solchen Wortschwall durcharbeitete. Z. B. I. 1, 4. S. 285 heifst es: „Der Zusammenhang des Kapitels ist folgender: Im ersten Satze spricht Cicero eine durch die Betrachtung der Vergangenheit gewonnene historische Thatsache aus. Der zweite enthält das persönliche Verhältnifs, in dem er in einer frühern Zeit des Lebens zu derselben gestanden (?). Beide bilden eigentlich ein Ganzes für sich, denn der Schriftsteller geht von etwas Allgemeinem zu etwas Besonderem über; ein Uebergang, welcher durch *Ac* noch näher angegeben ist. Im dritten, nach einer in wenige Worte zusammengedrängten Recapitulation des Inhalts des zweiten, zählt er die zwei Ursachen auf, wodurch seine Hoffnung getäuscht worden, und der folgende bestimmt das Verhältnifs dieser Ursachen näher. Der künftige (??) schliefst sich wieder an den dritten an, indem er dessen Inhalt durch Angabe eines andern sehr wichtigen Umstandes vervollständigt. Der sogleich folgende längere Satz motivirt die im letzten ausgesprochene Behauptung durch Aufzählung von Thatsachen, wodurch der Zusammenhang zwischen dem vorhergehenden und folgenden in etwas unterbrochen wird, der alsdann (*der Zusammenhang*??) mit den Worten *sed tamen* wieder fortgeführt wird." u. s. w. Sollte man glauben dafs das erste Kapitel einer solchen Analyse bedürfte, bei deren Lesung Einem gerade so zu Muthe wird, als wenn man Sand kaute? Dergleichen gehen durch das ganze Buch und nehmen die gute Hälfte der sämmtlichen Anmerkungen ein.

Was den wesentlichen *Inhalt* der Anmerkungen betrifft, so wollen wir dem Herausgeber den Ruhm nicht streitig machen, manche Stellen richtiger als seine Vorgänger gefafst und viele auf eine klare und überzeugende Weise erklärt zu haben. Es würde ihm noch weit mehr gelungen seyn, wenn er nicht überall den Vertheidiger der s. g. Vulgata hätte machen wollen. Indessen ist es auffallend, zu bemerken, dafs ein grofser Theil der Erklärungen des Hrn. K. im Wesentlichen ganz aus seinen Vorgängern, namentlich aus *Pearce* und *Müller*, entlehnt und nur in die bereits geschilderte Breite gezogen ist. So I. 1, 1 die Bemerkung über *a communi peste depulsi*; 2, 5 die über *inchoare* in Bezug auf die Schrift *de inventione rhetorica*; 5, 18 die über *inventis cogitatisque rebus*; 8, 32 die über *provocare integer improbos*; 11, 46 die über *pistrinum*; 13, 55 die über *non mutuor ab illis*; 17, 76 die über *facultas*; 17, 79 die über *studium discendi* oder *dicendi*; 18, 81 die über *palaestra*; 20, 90 die über *suppliciter insinuare*, u. s. w. Nun will Rec. noch einige Bemerkungen über verschiedene Stellen und des Herausg. Behandlung derselben hinzu-

zufügen, welche zugleich zeigen werden, dafs Hr. *K.* bei aller Weitschichtigkeit dennoch viel der Erklärung Bedürftiges übergangen hat.

I. 13, 58 wird dem Redner als nothwendig beigelegt die Kenntnifs *de legibus instituendis*, *de bello*, *de pace*, *de sociis*, *de vectigalibus*, *de iure civium generatim in ordines aetatesque descripto. Civium*, welches alle Handschriften haben, änderte *Ernesti* in *civili*, welches Hr. *K.* mit der ganz unnützen Phrase zu widerlegen sich begnügt, der Zusatz *in ordines aetatesque descripto* scheine einen Genitiv zu verlangen. Man sollte meinen, *civilis*, als Adj. Possessivum, sey einem Genitiv gleich zu achten. An Erklärung der Stelle hat Hr. *K.* eben so wenig, als *Ernesti*, *Schütz* und *Henrichsen* gedacht; *Müller* allein, der *civili* aufgenommen, sagt: *i. e. in certa genera pro ordinibus senatus equitum plebis et pro aetate iuniore et seniore distributo.* Diese ganz unpassende Erklärung hätte Hn. *K.* um so mehr zu einer Darlegung seiner eigenen Meinung veranlassen müssen, da er *ius civium* und *ius civile* für gleichbedeutend zu halten scheint. Ist es denn aber erhört, dafs Senatoren und Plebejer, Aeltere und Jüngere ein *verschiedenes Privatrecht* haben? Wenn wir uns erinnern, dafs Cicero an vielen Stellen, namentlich auch des Buches *de oratore* eine summarische Kenntnifs des Rechts als eine nothwendige und dabei leicht zu erwerbende Eigenschaft des Redners anführt (S. I. 43—45): so könnte man vermuthen *in ordines aetatesque* sey ein mifsverständlicher Zusatz durch den *generatim* erklärt werden sollte, während es so viel als *in universa quaedam genera* (*nach Hauptgesichtspunkten*) heifsen müsse. Dies würde aber die Echtheit der Lesart *iure civili* voraussetzen. Allein da *civium* allein beglaubigt ist, so mufs es soviel als *Staatsrecht*, *ius publicum*, seyn, nicht in der allgemeinen Bedeutung, wo es z. B. auch die *iura magistratuum*, überhaupt die ganze römische Staatsverfassungslehre bezeichnet, sondern mit specieller Beziehung auf die *staatsrechtlichen Befugnisse der einzelnen Stände und Alter*, welche letztere bekanntlich bei den Comitien, wo es *centuria seniorum* und *iuniorum* gab, sehr in Betracht kamen.

60, 256 sagt der Herausgeber mit allerlei Worten über *antiquitatis iter* so gut als nichts, tadelt aber den Rec. dafs er diesen angefochtenen Ausdruck „*durch Erklären zu erschöpfen gesucht und dadurch habe sicher stellen wollen.*" Rec. meint, wenn man richtig und erschöpfend erkläre, so werde der erklärte Ausdruck eben dadurch sicher gestellt. Hierauf führt Hr. *K.* des Rec. Worte zu *Brut.* 59, 214 an: *antiquitatis iter est, quod per antiquitatem quasi peregrinantibus instituitur; quo non res solum gestas, quas historia continet, sed etiam situs instituta iura mores religiones urbium et civitatum cognoscimus* — und läfst sich dann also vernehmen. „Alle diese Dinge sind unter *antiquitas* begriffen, aber sie bedingen keineswegs *iter*, was lediglich darauf beruht, dafs man das Alterthum bei dessen Studium von seinem Ende, d. h. von der Zeit an, wo es durch eine neuere begrenzt wird, bis zu seinem Anfange, der sich gemeiniglich im Dunkel der Zeiten verliert, verfolgt. Nicht also auf den verschiedenen Gegenständen, sondern auf der (im Text steht *die*) Ausdehnung des Weges beruht *iter.*" — Sehr weise! Wer also reist, der mufs gleich um die ganze Erde reisen, darf auch nicht von Westen nach Osten, sondern mufs von Osten nach Westen gehen! Rec. denkt, dafs man das Alterthum auch von Anfang bis zu Ende, und nicht blos rückwärts, vom Ende bis zum Anfange, verfolgen kann. *Sah* Hr. *K.* ferner nicht oder *wollte er nicht sehen*, dafs die Worte des Rec., *quod per antiquitatem quasi peregrinantibus instituitur* auch auf die Ausdehnung des Weges und nicht auf die Gegenstände gehen, die man reisend sieht? Dasselbe leuchtet aus der verwandten Redensart *per antiquitatem peragrare* hervor, welche Rec. angeführt, Hr. *K.* aber übergangen hat. Wollte der sonst so redselige, hier aber wortkarge Mann etwas thun, so mufste er den Genitiv *antiquitatis* erklären, denn dafs der für *per antiquitatem* steht, hat die ältern Ausleger eben irre gemacht. Auch Rec. kann kein Beispiel anführen, wo der Genitiv statt *per* gebraucht wäre. Da er aber für andere Präpositionen, besonders *örtlicher Bedeutung*, häufig gefunden wird, so scheint kein Zweifel an der Richtigkeit der Lesart zu seyn. *Terror Caesaris Bell. Afr.* 48. = *a Caesare patris sui defectores* = *a patre suo*, *Tac. Ann. XI.* 8. *vacuitas doloris* = *a dolore*, *Cic. Fin.* v. 17, 47. *honorum contentio* = *de honoribus*, *Cic. Off. I.* 25, 87. *perfugium misericordiae* = *in misericordia positum*, *Ligar.* 5, 14. und in anderem Sinne *perfugium avaritiae* = *ad vitandam avaritiam*, *de Imp. Pomp.* 13, 39. *successio Galliarum* = *in Gallias*, *Cael. ad Cic. Divers. VIII.* 2. *fuga Italiae* = *ex Italia*, *Caes. B. civ. II.* 32, wo *Herzog* irrt. *Repulsa consulatus Cic. Off. II.* 17, 58.

II. 19, 78 hat der Herausgeber die Stelle: *de causa praecepta dant: de altera parte dicendi mirum silentium est*, unerörtert gelassen, obgleich *Lambin's* und *Pearce's* Veränderungen, von denen jener *dicendi* strich, dieser *divisionis* schreiben wollte, zu einer Bemerkung Anlafs genug gaben. *Schütz* verglich *genus dicendi* und *opus dicendi*, welche Ausdrücke jedoch nicht ganz gleichartig sind, da in ihnen der Infinitiv einfach deklinirt ist: *eine Art des Redens* oder *zu reden* (zu schreiben) daher auch *Stilgattung*: hier aber ist *dicendi* mehr als abstraktes Substantiv genommen, denn *pars dicendi* ist *genus orationum*, eine Art von Reden; sie wird *pars* genannt wegen der vorangegangenen Eintheilung des rednerischen Stoffes. Ganz so *ne qua forte dicendi pars praeterita esse videatur II.* 57, 233. # das *genus orationis iocosum* ist gemeint. Aehnlich ist *in exordio dicendi permoveri de Or. I.* 27. 122. = τοῦ λόγου, nicht *des Redens*, sondern *der Rede*, wie die konkrete Bedeutung von *exordium* beweist, welches nicht so viel ist, als *initium. Faciles partes eae fuerunt duae*, — *latine loquendi planeque dicendi III.* 14, 52. = *quae agunt de latina elocutione et plana dictione.* Etwas verschieden scheint folgende Stelle zu seyn: *quod in quarto loco quaerendi posueramus II.* 58, 237. Denn wenn gleich *quaerendi* durch *quaestionis* erklärt werden

den könnte, so scheint doch die Auffassung den Vorzug zu verdienen, nach welcher *quaerendi* als Particip genommen wird, *eius quod quaerendum est*, τοῦ ζητητέον.

39, 165 wird die gewaltthätige Handlung des Opimius so entschuldigt: *aut senatui parendum de salute reipublicae fuit, aut aliud consilium instituendum, aut sua sponte faciendum. Aliud consilium superbum: suum arrogans. Utendum igitur fuit consilio senatus.* Diese Stelle hätte eine nähere Betrachtung gar sehr verdient, da sie in keinem Falle ohne Härte ist. In dem Satze *senatus c. ut. fuit* bedeutet *consilium* offenbar den *Rath*; *in suum consilium* werden wir es *Entschlufs* übersetzen, welche Bedeutung mit jener nahe zusammenhängt, weil jeder Entschlufs ein Rath ist, den wir uns selber geben und befolgen. Aber *aliud consilium instituere* kann nicht heifsen *einen andern Entschlufs fassen*, *inire*, weil diefs keine *superbia* wäre. So bleibt nur übrig, *in consilium* ein Zeugma anzunehmen. *Aliud cons. instituere* mufs bedeuten, *eine andere berathende Behörde, an Stelle des Senats einsetzen*, wie der Consul Philippus drohete, *de Or. III.* 1, 2. Dies ist allerdings *tyrannisch*, *superbum*, ὑβριστικόν.

45, 190. *Neque enim facile est perficere, ut irascatur ei, cui tu velis, iudex, si tu ipse id lente ferre videare.* Hr. *K.* billigt *Müller's* Erklärung, nach welcher *ei cui* für *ei rei cui iudicem irasci velis* genommen, und darauf *id* zurückbezogen wird. Dagegen spricht aber die Grammatik, welche lehrt, dafs Pronomina statt solcher Substantiva, welche Sachen bedeuten, zwar im Nominativ und Accusativ, sonst aber nur mit Präpositionen stehen können. *Huius* kann nie so viel als *huius rei* seyn; so würde also auch *irasci ei* nicht *irasci ei facto s. ei rei* bedeuten können. So mufs also *ei cui* auf die *Person des Angeklagten* gehen, und *id* ist zu vervollständigen *) *id, num irascatur iudex, necne.*

47, 196. *Cum C. Marius maerorem orationis meae praesens ac sedens multum lacrimis suis adiuvaret.* Hierzu Hr. *K.*: „*Sedere* wird von denjenigen gesagt, die auf den auf dem Tribunal für beide Parteien angebrachten Bänken als thätige oder nur moralische Theilnehmer safsen, *advocati*. Man gebrauchte auch *adesse*. Vgl. *p. Rosc. Amer. I*, 1." Danach wäre *adesse* und *sedere* gleich, und man müfste also sagen können oder gesagt haben *cum C. Marius praesens esset et adesset*, *gegenwärtig und dabei war*! Die Stelle *p. Rosc.* 1, 1 ist ganz ungehörig, da in ihr *praesentem esse* gar nicht vorkommt und *sedere* in einem bestimmten Gegensatze zu *surrexisse* steht. Man könnte statt *ac sedens assidens* vermuthen. Aber das Wahre ist, dafs *praesens ac sedens ausdrücklich und absichtlich dabei seyn* bedeutet, so dafs der Gegenwärtige nicht etwa blos *praeteriens* oder *in transcursu* an der Sache Theil nimmt, sondern dabei ausharrt. Gerade so wird vom *Verres* gesagt: *ut de suo capite iudicium fieri patiatur praesens ac sedens*, *Accus. in Verr. III.* 59, 135.

52, 209 *tamen non esse tanti ulla merita, quanta insolentia hominis, quantumque fastidium.* Hr. *K.* bemerkt Nichts. *Müller* verwirft, freilich mit Recht, die Aenderung von *Lambin* und *Pearce*, *tanta*, aber begnügt sich beizufügen: *de neglecto simili casu in his relativis exempla multa congessit Cortius ad Sall. Jug. I. 5. Ex Cicerone sunt haec: Epp. ad Fam. VI.* 9. *XII.* 7. *ad Att. II.* 19. Diese Stellen sind völlig unähnlich, denn sie folgen ganz der syntaktischen Regel. Diese hat aber in unserer Stelle nicht angewendet werden können und hinter dem Sinne zurückstehen müssen. Denn *esse tanti, quanti, alicuius* geht auf die Abschätzung eines Gegenstandes nach seinem Werthe oder Preise; die *insolentia* hat aber keinen Werth, man wird sie also auch zu keinem Preise schätzen oder begehren. *Tanta* würde einen ganz andern Sinn geben und die Verdienste ganz einfach mit der *insolentia vergleichen*, da doch die *Schätzung* der ersteren zu bezeichnen war.

71, 286 sagt Hr. *K.* über die dunkle Stelle von *Cincius*, dem Urheber der *lex Cincia*, — *ut emas, si uti velis*, Folgendes. „Der genannte *Cento* mag nie für Jemand eine Rechtssache ohne Bezahlung oder Geschenk geführt haben; denn darauf beziehen sich die Werte *ut emas* u. s. w. Der ungefällige Nachbar sagte nämlich zum dem, der von ihm irgend eine Utensilie (!) leihen wollte: *eme* (kauf mirs ab) *si uti vis.*" — Das Letztere mag richtig seyn, aber wie pafst das Abkaufen auf die *lex Cincia*? Dann verweist Hr. *K.* auf seinen juristischen Excurs am Ende des Buchs. Dort steht aber über die *lex Cincia de donis et muneribus* keine Sylbe. Wir glauben, *Ernesti* sah hier richtig, wenn er sich auch nicht klar ausdrückte: *ut ea, quae soles pacisci pro causis agendis, dona, quae soles accipere causarum agendarum causa, non posthaec gratis accipias, sed emas.* Das *emere* nämlich bedeutet nicht *kaufen*, sondern *erkaufen*, und zwar erkaufte der, welcher die *lex Cincia* verletzte, die Erlaubnifs dazu durch die auf das Annehmen von Geschenken gesetzte Geldstrafe.

III. 3, 10 ist die vorgetragene Ableitung von *manubiae* ganz unhaltbar. Das *b* soll ein verdicktes Digamma seyn, das Wort aber von einem Adjektiv *manuius* herstammen, und dies so viel als, *handlich*, oder *dasjenige, was mit der Hand regiert oder gehabt wird* bezeichnen. Es giebt aber keine Adjektive auf *ius* mit vorgängigem Vokal. Aufserdem war auch die Form *manibiae* üblich, ja *Cäsar* hat diese allein gebraucht, wie *Velius Longus* S. 2228 unter ausdrücklicher Berufung auf seine Inschriften anführt. Dafs das Wort von *manus* abgeleitet ist, leuchtet ein; *b* mag auch zur Vermeidung des Hiatus eingeschoben seyn, wie das tonverwandte *v* in *induviae*, *exuviae*. Aber weiter kann man nicht gehen und mufs in dem übrigen Theile des unmittelbar von *manus* herstammenden Wortes blos eine Bildungsendung erkennen.

Doch, wir brechen ab. Nach dem, was wir beigebracht haben, wird man sich über den Werth der beurtheilten Arbeit in kritischer und exegetischer Rücksicht eine Meinung zu bilden im Stande seyn.

Ellendt.

*) „Ich möchte erklären: *id, cuius nomine ei irasci vis iudicem.*" *Red.*

DI-

DIDAKTIK.

Essen, b. Bädeker: *Stufengang des Sprachunterrichts in der Volksschule.* Naturgemäfs aufgestellt, und allenthalben mit didaktischen und methodologischen Bemerkungen begleitet von *A. J. Gaucksterdt*, früher Oberlehrer am Schulmeister-Seminar in Büren; jetzt Pfarrkaplan zu Scherfede, und Mitglied der westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Minden. *Erster* Cursus. Die Wortlehre. 1835. XX u. 304 S. 8.

Dem denkenden Vf. dieser Methodenlehre für den Unterricht in der Muttersprache in Volksschulen wurde bei der Errichtung des Volks-Schullehrer-Seminars in Büren 1825 dieser Sprachunterricht übertragen. Er hielt es nun nicht für hinlänglich seine Zöglinge blofs im richtigen Gebrauche der Muttersprache zu üben, sondern sie auch zu unterweisen, wie sie selbst künftig in der Volksschule diesen Unterricht zu behandeln haben, der methodisch behandelt seyn will, wenn etwas dabei herauskommen soll. Die seit einem Jahrzehend etwa darüber erschienenen zahlreichen Methodenschriften erschienen ihm sämmtlich zu gekünstelt, nicht natürlich genug, und er sagt mit Recht (Vorrede S. I u. f.): „Die Natur ist doch, so wie bei allen (jedem), so ganz vorzüglich beim sprachlichen Unterrichte, die einzige untrügliche Lehrerin eines richtigen methodischen Stufenganges." Er wandte sich also an diese Lehrerin, wozu ihm die Verbindung der Knabenschule mit dem Seminar eine erwünschte Gelegenheit darbot, und prüfte und berichtigte an der Erfahrung den Gang, den er für den richtigen erkannt zu haben glaubte. Der Erfolg entsprach seiner Erwartung und entspricht ihr noch, indem nach dieser Methode im Seminar, wie in Volksschulen, unterrichtet wird, und dafs diefs mit sichtbarem Nutzen geschieht, dafür bürgt die Aufforderung des für das Volksschulwesen rastlos thätigen und mannigfaltig verdienten Ober-Consistorialraths Hn. Dr. *Natorp* (dem auch diefs Werkchen zugeeignet ist), es durch den Druck bekannt zu machen; und — wohlbekannt mit den vielen und darunter sehr schätzbaren Methodenschriften für den deutschen Sprachunterricht in Volksschulen — gestehen wir, dafs uns dieser Stufengang unbedingt als der einfachste und naturgemäfseste erscheine. So wie diese Anleitung ganz praktisch entstanden ist, so ist sie auch ganz, mit Recht, nur auf's Praktische gerichtet; aber auf's Praktische nach Einsicht von den Gründen, ohne dafs diese als besondere Regeln im Unterrichte aufgestellt werden: sie werden an den Beispielen zur Anschauung gebracht, und die Entwicklung ist eine belebende, die im genauesten Zusammenhange mit den Denkübungen steht, so wie der Stufengang, nach welchem die einzelnen Gegenstände der sprachlichen Erkenntnifs hier folgen, auch unter ihnen den innern Zusammenhang der verschiedenen Spracherscheinungen festhält. Sehr wahr spricht der Vf. (S. 79) den Grundsatz aus: „Grade (gerade) in der gehörigen Auffassung des Zusammenhangs der einzelnen Gegenstände unseres Wissens und ihrer gegenseitigen Unterstützung, liegt die höchste Aufgabe jedweden Unterrichts und die erste Bedingung einer richtigen Ausbildung." — Dafs der Lehrer eine systematische Einsicht haben müsse, versteht sich, und zu deren Erlangung und für diese hat der mit der grammatischen Literatur wohlbekannte Vf. überall sehr zweckmäfsige Winke und Nachweisungen eingestreut. — Uebrigens ist auch dieses Werk nur für den Lehrer bestimmt und soll nicht etwa den Kindern in die Hände gegeben werden, in deren Hände überhaupt bis zum vierzehnten Jahre keine Grammatik gehört. — Der Vf. strebt alle Erscheinungen vorzüglich im Sprachgefühl zu begründen und das Ohr zu gewöhnen an richtigem Sprechen: ein ungewöhntes Ohr leitet auch oft selbst den Sprachverständigen für den Augenblick irre. — In Hinsicht des Sprachverständnisses gefällt es uns noch besonders, dafs der Vf. anweiset, die Kinder die Gegensätze bei den einzelnen Wörtern aufsuchen zu lassen. — Und so war uns der Wunsch (S. 95) interessant, der jedoch *cum grano salis* zu verstehen seyn möchte: „Es würde sicher für die Sprache viel gewonnen werden, und es würde ihr Studium, oder besser gesagt — ihr Verstehen und Anwenden sehr erleichtern und fördern, wenn man alle *Regeln* aus ihren Grammatiken wegstriche, und statt ihrer nur die einfachen *Grundsätze* hinschriebe, nach welchen die Sprache in ihrem Gebrauche sowohl, als in ihrer Ausbildung sich richtet. Bei einem solchen Verfahren würde die Sache ungleich kürzer und interessanter werden, und der Sprachschüler würde nicht nöthig haben, sich durch den Wust der mannigmal nichts oder doch höchst wenig sagenden Regeln hindurch zu arbeiten." — Die wenigen Ausstellungen, die wir etwa hier und da zu machen hätten, sind zu geringfügig, als dafs wir uns darauf einlassen sollten; aber wir sind auf mehrere sinnentstellende Druckfehler gestofsen und auch wohl auf einige verwirrende Nachlässigkeiten, wie S. 102 u. f., wo für *Mittelwort* immer *Eigenschaftswort* steht. — Den Gebrauch deutscher grammatisch-technischer Bezeichnungen wird in einem Werke von dieser Bestimmung wohl jeder angemessen finden, und der Vf. hat die bereits gangbarsten beibehalten. — Diesem ersten Cursus, nach welchem die Kinder mit den einzelnen Wörterfamilien bekannt gemacht werden, die einzelnen Wortarten verändern und in allen Verhältnissen, in denen die Dinge (Begriffe), die durch sie benannt werden, vorkommen können, richtig gebrauchen lernen, soll nun ein zweiter Cursus folgen, der es mit dem *Satze* und dem *Aufsatze* zu thun haben wird. — Der Druck an sich und das Papier sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

LATEINISCHE STILISTIK.

FRANKFURT a. M., b. Brönner: *Antibarbarus der lateinischen Sprache.* In *zwei* Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. *J. Ph. Krebs*, Professor am Gymnasium zu Weilburg. *Zweite* verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1837. XVI u. 518 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)

Wenn man bedenkt, wie viele Leute es jetzt giebt, denen das Lateinschreiben als etwas sehr Ueberflüssiges, als eine altmodische Pedanterie, als das Vorurtheil eines sehr lästigen Herkommens erscheint, so möchte wohl Manchem unter den Modernen und Utilitariern die Erscheinung eines Buches, wie das vorliegende ist, als sehr überflüssig, ja als ein Rückschritt in der so weit vorgerückten Civilisation unsrer Tage bedünken. Und es ist zu beklagen, dafs ein solcher Tadel nicht blofs von denen ausgesprochen wird, die nun einmahl allen wissenschaftlichen Forschungen in sofern sie nicht unmittelbaren Nutzen bringen, und also auch dem Lateinschreiben, abhold sind, sondern auch von vielen, die sich zu den wissenschaftlichen Leuten zählen und auf Universitäten und Schulen lehren. Manche von den zu eifrigen Beförderern der altdeutschen Literatur sehen nur unwillig auf die Uebungen, welche im Lateinschreiben angestellt werden, und meinen, dafs der Ausbildung der Muttersprache hierdurch seit Jahrhunderten ein unersetzlicher Schade zugefügt sey und noch fortwährend zugefügt werde; die Begründer eines neuen Unterrichtssystemes, wie etwa die Herren Klumpp und Stephani, stellen es als eine nothwendige Forderung der Zeit hin, dafs das Lateinschreiben aufhöre Zweck und Ziel des Lateinlernens zu seyn, und andre endlich sprechen im Sinn des alten J. H. Vofs (Antisymbolik II. 70.) von neumodischen Denkweisen, die in altsittige Sprachformen gesteift werden sollen und spotten derer, welche glauben, dafs man aus Cicero oder Muretus „modernes Plauderlatein" lernen könne. Aber solche Klagen und Vorwürfe sind nicht neu, sie wurden schon zu Basedow's und der Philanthropinisten Zeiten gehört und sind von vielen wackern und gelehrten Männern bis auf unsre Zeit herab widerlegt worden. Deshalb wollen wir auch jetzt keinen Panegyrikus auf das Lateinschreiben verfassen oder den Satz weiter ausführen, dafs der, welcher eine fremde Sprache schreiben will (und noch dazu eine todte Sprache) sich den Sprachgebrauch der Gebildeten anzueignen habe, sondern uns blofs auf die Bemerkung beschränken, dafs diejenigen in diesem Falle, wie in so vielen andern, ihre Stimme stets am lautesten erheben, welche von Lateinschreiben am wenigsten verstehen, wie etwa *Mundt* in seiner *Kunst der deutschen Prosa* S. 54—56. und der sehr unreife *H. Marggraff* in *Büchner's deutschem Taschenb. J.* 1837. S. 179. Doch wollen wir nicht unterlassen das Urtheil eines Ausländers für das Lateinschreiben anzuführen, da ein solches nicht selten für manche Leute unsrer Tage von ganz besonderem Gewicht ist. Denn was *Hallam* in seiner *Introduction of the Literature of Europe Vol. I. p.* 340. von den lateinischen Versen sagt, gilt auch von der lateinischen Prosa, als deren Freund und Schützer er sich auch in einer andern Stelle (p. 350) gezeigt hat. Er sagt: „*in the present age it is easy, to anticipate the supercilious disdain of those who believe it ridiculous to write Latin poetry at all, because it cannot, as they imagine, to written well. I must be content to answer, that shose who do not know when such poetry is good, should be as slow to contradict those who do, as the ignorant in music, to set themselves against competent judges.*" Was aber den von Hn. *Klumpp* in seinem Buche *über die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus I.* 171. gegen das Lateinschreiben erhobenen Vorwurf anbetrifft, dafs es der Zweck alles Lateinlernens sey, so ist diese Unwahrheit zu handgreiflich, als dafs sie nur Einer von denen glauben könnte, die eine verständig eingerichtete Lehranstalt kennen. Man vergl. die Bemerkungen eines umsichtigen Gelehrten in *Seebode's krit. Biblioth. f. d. Unterrichtswesen*, 1830. Nr. 15. 16. Das Lateinschreiben ist nur ein Mittel zum Zweck, aber ein so wichtiges und treffliches Mittel, dafs es den Schülern, welche doch erst in spätern Jahren beurtheilen können, wohin man sie habe führen wollen, mit solchem Ernste, gleichsam als wenn es ein Zweck wäre, vorgehalten werden mufs.

Aus diesem Grunde hat nun auch Hr. *Krebs* seinen *Antibarbarus* für junge, ungeübte Lateiner verfafst. Wir würden dem ehrwürdigen Manne, der seit mehr als dreifsig Jahren sich durch Schrift und Leben die gröfsten Verdienste um die philologische Jugendbildung erworben hat, grofses Unrecht thun, wenn wir nicht offen erklärten, dafs das vorliegende, seit Jahren lang und treu gepflegte Buch ein durchaus *practisches* Buch sey. Bekanntlich hatte Hr. *Krebs* schon der dritten Ausgabe seiner *Anleitung zum Lateinischschreiben* vom J. 1822 einen kleinen *Antibarbarus* beigegeben, der in jeder neuen Auflage ver-

verbessert und vermehrt erschien und bei der siebenten Ausgabe vom J. 1834 als ein besonderes Büchlein ausgegeben wurde. Der Absatz dieses aus sechs und siebzig Seiten bestehenden Büchleins ist sehr grofs gewesen und so erscheint denn jetzt, drei Jahre später, als zweite Ausgabe der so aufserordentlich vermehrte und sehr reich ausgestattete *Antibarbarus der lateinischen Sprache*. Hören wir ihn selbst über die Einrichtung desselben: „Ein *Antibarbarus* soll nur den Solöcismen und Barbarismen einen Damm setzen, und wird dadurch grammatisch und lexicalisch, und beides wird durch den Gebrauch der *bessern* Schriftsteller bestimmt. Denn das schlechte Latein besteht nicht nur in einzelnen Wörtern, sondern auch in unclassischer Verbindung classischer Wörter, besonders der Verben und überhaupt in grammatischen Fehlern. Daher besteht auch dieses Buch aus einem grammatischen und lexicalischen Theile. Anerkannt ist es aber, dafs der Sprachgebrauch in der Ciceronianischen Zeit der beste gewesen sey, weswegen man dieser Zeit den Namen der goldenen beigelegt und die damalige Sprachweise die classische genannt hat. Da aber bei dem geringen Umfange von Büchern jener Zeit sehr schwer zu entscheiden ist, ob nicht sehr viele einzelne Wörter und Wörterverbindungen der nachclassischen Zeit, wenigstens der nächsten, ebenfalls für classische anzuerkennen seyen, so werde auch bisweilen das Nachclassische zugelassen, jedoch mit Vorsicht und Behutsamkeit. Eine solche Mittelstrafse schlägt daher oft dieser Antibarbarus ein, so dafs er auch dem Nichtclassischen oft einen Platz einräumt, und seinen wahren Werth nicht verkennt." (Vorrede S. VI.) Die weitere Ausführung dieser Sätze können wir hier nicht mittheilen, nur hinsichtlich des Umfanges bemerken wir noch, dafs dieser neue *Antibarbarus* auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch macht, weil sie unerreichbar ist. Auch ist derselbe nicht aus Nolten's und Janus gröfsern Wörterbüchern oder aus hundert andern kleinern Werken neu zusammengetragen, sondern nur aus den vom Vf. und andern bei'm Lesen alter und neuer lateinischer Schriften in seine Adversarien eingetragenen Bemerkungen — mit steter Rücksicht auf junge, ungeübte Lateiner — zusammengestellt und bearbeitet worden. Von gedruckten Werken sind dabei besonders die frühern Werke von *Gasp. Schoppe* und *Jo. Vorst*, die Anmerkungen *Ruhnken's* zu *Muretus* und anderer zu *Ruhnken's* Schriften, dann unter den Neuern, was *Grysar* etwa Neues eingestreut hat, *Weber's* vortreffliche Uebungsschule für den lateinischen Styl, *Hand's Tursellinus* und sein *Lehrbuch des lateinischen Styls* und *Anton's* Abhandlung: *adumbrata quaedam de integritate atque elegantia sermonis latini praecepta* (1831), benutzt worden.

Eine kurze Einleitung über die Geschichte der lateinischen Sprache eröffnet das Buch. Hierauf folgt der erste oder allgemeine Theil des *Antibarbarus*, über grammatische Richtigkeit und über die vorsichtige Wahl lateinischer Wörter (S. 9—66.). In der ersten Abtheilung werden aus der Formenlehre und aus der Syntax eine grofse Anzahl unerweislicher Formen, die entweder alt oder dichterisch oder spätlateinisch oder provinzielle und blofs vulgär waren, namhaft gemacht und dagegen gewarnt, wie z. B. aus den Conjugationen, Declinationen und andern Theilen der Formenlehre *adiuvavi*, *coliturus*, *diffidi*, *detegerunt*, *exorditus est*, *possessit*, *perculsit*, *praestavi*, *solui*, *sensa*, *strenuior*, *meus* st. *mei*, *neminis*, *vasibus* f. *vasis* u. a. m. In der Syntax werden ebenfalls im Gebrauche der Substantiva, Adjectiva, Zahlwörter, Pronomen, Verba und Präpositionen eine Menge von Solöcismen angeführt; wir können aus ihnen keine einzelnen Beispiele hervorheben, bezeugen aber, dafs die Schulmannserfahrung des Hn. *Krebs* ihn grade solche Fälle hat wählen lassen, gegen die von Schülern besonders häufig gefehlt wird, so dafs also der practische Nutzen überall hervortritt. Die Belege für die Solöcismen und Germanismen sind theils aus unclassischen alten Schriftstellern, theils besonders aus neuern, in diesem ersten Theile sowohl als vorzüglich in dem zweiten Theile genommen worden. Es werden in dieser Beziehung hochachtbare Namen genannt, Sadolet, Perpinian, Muretus, Politianus, Hemsterhuys, Wyttenbach, Ruhnken, Valkenaer, Heyne, Gesner, F. A. Wolf, Schütz, Ernesti, Matthiä und andre, denen H. *Krebs* Abweichungen von dem Sprachgebrauche, den sie selbst als den besten in ihren Schriften anerkannt haben, nachweist. „Jenes, sagt er auf S. 55., verdunkelt ihren Ruf und Namen nicht, uns aber ermuntert es vorsichtig zu seyn." Viele andre fehlerhaft geschriebene Stellen sind ohne Angabe ihrer Verfasser angeführt worden, manche aus den Schriften noch Lebender entlehnt, wo H. *Krebs* jedoch fast nur bei Ausländern den Namen hinzugefügt hat, in allen übrigen Fällen jener Delicatesse treu geblieben ist, welche wir schon aus andern seiner Schriften kennen und die ganz besonders einem Buche wohl ansteht, das für die Jugend in unsern höhern Lehranstalten geschrieben ist, zu deren Tugenden ohnehin nicht immer die Bescheidenheit gehört. Denn auch in dieser Beziehung gilt was der Vf. in seinem Programm vom J. 1825. (*Familiaris interpretation Herodot. Histor. I. cap. 6. 7. 14 sq.*) p. 21. not. sehr richtig bemerkt hat: „*inprobandus est mos magistrorum, qui superbo et arroganti ore ac supercilio alios homines satis doctos et eruditos, quoties possunt, errorum damnent eosque refutare et reprehendere conentur, ipsi quamquam fortasse errore occaecati. Talis usus coram imberbibus mihi nunquam placuit, multoque melius videtur in scholis homines eruditione insignes laudare, quam reprehendere, ac potius, si reprehensione iusta digni videantur, eorum nomina supprimere.*

In der zweiten Abtheilung werden folgende sechs Vorschriften über die Wahl lateinischer und fremder Wörter erörtert und mit passenden Beispielen versehen. 1) Vermeide alle vorclassischen Wörter und Formen, wenn sie in der bessern, classischen Zeit au-

aufser Gebrauch gekommen und durch andere ersetzt worden sind. Ihr etwaiger Gebrauch mufs entschuldigt werden. 2) Vermeide alle dichterische Wörter, Redensarten und Wortverbindungen jeder Zeit, auch selbst der classischen. Auch ihr etwaiger Gebrauch werde entschuldigt. 3) Gebrauche die classischen Wörter nur in der Bedeutung und Verbindung, worin sie bei den Classikern, nicht bei den spätern Schriftstellern gefunden werden. 4) Vermeide alle nachclassischen Wörter, Formen, Wortverbindungen und Redensarten, wenn classische für sie da sind, oder die classische Form und Wortverbindung von der spätern abweicht. 5) Zulässig sind dagegen alle nachclassische Wörter, zu deren Begriffsbezeichnung sich noch kein Wort aus der bessern Zeit vorfindet, und wofür sie classische Geltung haben müssen. Bei mehrern gleichbedeutenden sind die bei den ältern und bessern Schriftstellern vorkommenden denen der spätern und schlechtern vorzuziehen. Diese Vorschrift gilt vor allen die Kunst- oder technischen Wörter, aus welcher Sprache und Zeit sie auch seyn mögen. 6) Griechische Wörter, zumal griechisch geschrieben, sind nur zu gebrauchen, theils wenn von ihnen die Rede ist, theils in Briefen und scherzhaften Gesprächen und Aufsätzen. Kunstwörter, welche die Lateiner oft nur mit geringer Veränderung aufgenommen haben, machen eine Ausnahme.

Zur Erläuterung dieser Vorschriften ist viel Gutes und Zweckmäfsiges beigebracht worden, wie über einzelne veraltete Ausdrücke (S. 47), über die sinnlichen und bildlichen Ausdrücke der lateinischen Sprache (S. 50 f., wo H. *Krebs* noch auf *Hand's Theorie des lateinischen Styls* S. 280 f. verweisen konnte), wie über bildliche deutsche Ausdrücke, die über die Gränzen des in der lateinischen Prosa üblichen bildlichen Styls hinausgehen (S. 52), über classische Wörter in unclassischer Bedeutung oder Verbindung (S. 53), über fehlerhafte Einmischungen des Griechischen, über den Gebrauch fremder Eigennamen in der lateinischen Sprache, über griechische wissenschaftliche Kunstwörter und die bei den Classikern eingebürgerten griechischen Wörter (S. 60—64). Besonders lesenswerth scheint uns das, was S. 56—60 über den Gebrauch nachclassischer Wörter, für die sich keine Begriffsbezeichnung vorfand und über die Kunst- und technischen Wörter gesagt ist, indem der Vf. hier zeigt, dafs er von lächerlichen Purismus und jener Scrupulosität, die bei Ciceronianern von der strictesten Observanz so leicht in Undeutlichkeit ausarten kann, frei ist und das Passende und Ausdrucksvollere, wenn es zugleich das Sprachrichtige ist, auch in der Zeit nach Cicero zum Gebrauche empfiehlt. Es sind hier eine ansehnliche Menge fehlerhafter Ausdrücke berichtigt und gezeigt worden, wie man oft ohne Noth seine Zuflucht zu Barbarismen genommen hat. Um aber zu zeigen, wie geschickt moderne Wörter und Begriffe ausgedrückt werden können, hätten wir eine gröfsere Rücksicht auf die classisch geschriebenen Programme und academischen Schriften *Eichstädt's*, der hierin eine jetzt unerreichte Meisterschaft besitzt, gewünscht. Seine *deprecatio Latinitatis Academicae* (1822), seine Abhandlung *de novo Mich. Olenenis consilio civitatem Latinam fundandi* aus demselben Jahre, die *memoria Voigtii* (1813.), die *memoria Augusti ducis Gothani* (1823) und *Caroli Augusti, ducis Vimariensis* (1823), die Vorreden zur *Partic. VIII.* der *Paradoxa Horatiana* (1837) und zum Lections-Catalog im Sommer 1820, mehrere seiner Reden, wie die im J. 1835 gehaltene: *Memoria temporis praeteriti*, die *pro solemnibus academicis* (1836), oder die *de antiqua Graecorum disciplina* (1828) und andre Schriften sind noch lange nicht genug für die Bildung des guten lateinischen Ausdrucks benutzt worden. Uebrigens vgl. man zu dieser zweiten Abtheilung des ersten Theils *Hand's Theorie des latein. Styls* S. 123—157.

Der zweite oder besondre, an Seitenzahl weit stärkere Theil des *Antibarbarus* enthält nun das Verzeichnifs unclassischer Wörter und Redensarten. Der Ausdruck *unclassisch* bezeichnet ein Wort aus dem silbernen Zeitalter der Sprache von Augustus Tode bis auf die Zeit der Antonine, wo die meisten noch gut und neben den classischen brauchbar sind, wozu jedoch Florus, Curtius (aus dem zum wahren Nachtheil der Lateinlernenden Jugend in *Zumpts Grammatik* selbst in der *neuesten* Auflage eine Menge von Beispielen entlehnt sind), Fronto, Julius Obsequens, Gellius, Justinus und Appuleius nicht gerechnet werden dürfen; mit dem Worte *spätlateinisch* bezeichnet Hr. *Krebs* die ganze Zeit nach den Antoninen mit Einschlufs aller christlichen Schriftsteller, *barbarisch* aber wird bei ihm jedes Wort genannt oder *neulateinisch*, welches unnöthig zur Zeit der schon todten lateinischen Sprache vom fünften Jahrhundert an bis jetzt gebildet worden ist. Ueber die mit diesen Bezeichnungen versehenen Wörter und Redensarten im *Antibarbarus* fällen wir nun im Allgemeinen das Urtheil, dafs die Sammlung mit Fleifs und Umsicht gemacht, dafs auf das Bedürfnifs der Schüler eine vorherrschende Rücksicht genommen ist und also manche gelehrtere Untersuchungen, wie befähigt auch immer der Hr. Vf. dazu war, nothwendig weggelassen werden mufsten, und selbst auf das, was oberflächliche Beurtheiler und Kenner der lateinischen Sprache, Kleinigkeiten oder Minutien nennen, die ausharrendste Sorgfalt gewendet worden ist. „Dafs solche Dinge, sagt Hr. *Krebs*, bei höchst achtbaren Gelehrten gleichsam gerügt und getadelt werden mufsten, forderte die Natur der Sache, da nur Wörter, in denen der Irrthum leicht und oft sehr verzeihlich ist, zur Sprache kommen. Den gelehrten und geschmackvollen Kenner einer Sprache beleidigt in der Schrift eines andern oft ein einziges Wort oder eine fehlerhafte Wortverbindung, welche ihm die Rede zu entstellen und zu verunstalten scheint. Jeder Fleck, wie klein er auch sey, entstellt ein schönes Werk.

Werk. Der irrt, wer hierin Kleinigkeitsgeist Tadelsucht und Widerspruchsgeist vermuthet." (S. 60.).

Bei den mannigfaltigen Vorzügen dieses Buches und bei der Trefflichkeit vieler Artikel vermag sich Ref., da er nicht ganze Artikel abschreiben will, nur auf einzelne allgemeine Bemerkungen und Belege zu beschränken. Dafs ein solches Buch noch manche Nachträge zuläfst, liegt in der Natur der Sache und ist von Hrn. *Krebs* selbst in der Vorrede ausgesprochen worden. Aber das thut der Verdienstlichkeit und Brauchbarkeit seines *Antibarbarus* nicht den mindesten Eintrag.

I. Eine grofse Anzahl von Germanismen und Solöcismen sind als fehlerhaft dargestellt und durch bessere Wörter ersetzt worden. Wir nennen als Probe die Artikel: *adducere*, *adhibere*, *attendere*, *animadvertere*, *aether*, *auctor*, *autochiria*, *cavere*, *celeberrimus vir*, *circumstantia*, *citatum*, *compassio*, *confoederatus*, *continuare*, *crux*, *defunctus*, *denatus*, *dictionarium*, *director*, *evadere*, *festum*, *fortean*, *farrago*, *farina*, *genius*, *heroicus*, *inflexus*, *innuere*, *introductio*, *ire*, *loca*, *medius*, *momentum*, *mundus*, *nullus*, *oda*, *pro virili parte*, *peculiaris*, *persuasum sibi habere*, *praelegere*, *prolixus*, *proprius*, *puritas*, *recudere*, *sanctus*, *scientiae*, *suicidium*, *scire*, *sensus*, *solidus*, *strenuitas*, *taliter*, *titulus*, *tenor*, *tractare*, *uterque*, *vacare*, *versio*, *viri iuvenes*, *vicedirector*, *visitare*.

II. Unclassische Redensarten und Wörterverbindungen hat der Vf. in längern Artikeln häufig zusammengestellt, wie unter *in*, *de*, *ex*, *omnes*, *pars*, *primus*, *ponere*, *quam*, *stare*, *tempus*, *ut*, *venire*, *verbum*.

III. Eine nicht unbedeutende Anzahl angezweifelter Wörter, die in den Gebrauch neuerer Stylisten übergegangen sind, werden von Hn. *Krebs* in Schutz genommen, und gegen die Puristen gerechtfertigt. Man sehe z. B. die Artikel: *classis*, *citare*, *compendium*, *conversio*, *diabolus*, *diarium*, *ditio*, *extemporalis*, *fides*, *iudicium habere*, *os*, *reformare*, *religio*, *species*, *symbolum*. Dasselbe gilt auch von einzelnen neugebildeten Wörtern, namentlich in Muret's Schriften, die aber eine vollkommene Analogie mit altclassischen Ausdrücken haben, als *concertatiuncula*, *lusiuncula*, *fortunula*, *subinvitus* u. a., wohin auch die *polituli Galluli* gehören, wodurch *Ruhnken* in einem Briefe an *D'Orville* (Seebod. Misc. Critic. I, 2. S. 341) die französischen Abbé's seiner Zeit bezeichnet hat. Zu solchen Ausdrücken würde indefs Hr. *Krebs* eben so wenig als der Ref. das Wort *rectoribilis* rechnen, welches nach *Nobbe's* Bericht in der *Narratio de C. D. Beckio Part. III. p.* 5. auf der Universität Leipzig, die sich sonst eines besonders guten Lateins in ihren amtlichen Verhandlungen mit Recht rühmt, eingeführt war.

IV. Die aus der französischen und italienischen Sprache in das neuere Latein übergegangenen Ausdrücke sind gleichfalls von Hn. *Krebs* an ihrem Orte verzeichnet und verbessert worden. Auf diese Verunstaltung des reinen Lateins hatten bereits *Spalding* zu *Quintilian. I.* 2, 20. und *Hand* in der *Theorie des latein. Styls* S. 153. aufmerksam gemacht. Aus dem Antibarbarus nennen wir dazu auch die Artikel *concipere*, *poetaster*, *de novo*, *elogium*, *pedantismus*, *exponere*, *genius*, *repudatio*, *sermo*.

V. Die Lächerlichkeit und Absurdität einzelner neu lateinische Ausdrücke ist ebenfalls von Hn. *Krebs* recht passend hervorgehoben worden, in Verbindungen, wie *Musae ei nares emunxisse videntur* (S. 198), ein Ausdruck J. F. Reitz'ens, oder *ille scabie gaudet*, aus einer medicinischen Dissertation (S. 230), oder *oratio madet copia verborum* (S. 297). M. vgl. auch die Artikel *neolatinus*, *sapere* und *sistere*.

Diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir jetzt einige besondre oder Nachträge zu einzelnen Artikeln folgen lassen, wie sie sich uns grade bei'm Durchlesen des Buches darboten oder wir sie in unsern Adversarien verzeichnet gefunden haben. Vielleicht kann Hr. *Krebs* von einzelnen derselben künftig einmal Gebrauch machen.

S. 16. Ueber die Perfectformen auf *êrunt* und *êre* sind die Anmerkungen *Wagner's* zu *Virg. Aen. I.* 605. und *Quaest. Virgil V. p.* 391 f. und *Fr. Haase's* Aufsatz in der *Zeitschrift f. Alterthums-Wissensch.* 1836. *Nr.* 84. zu vergleichen. — S. 17. über die Eigenthümlichkeiten der Tacitinischen Syntax war noch auf *Bach* zu verweisen. — S. 62. über die Latinisirung deutscher Namen verdient eine Bemerkung *Gottfr. Hermann's* in der genannten Zeitschrift 1835, Nr. 71. Berücksichtigung. — *Acroaterium*. Hr. *Krebs* meint, dafs dies Wort von Neuen mit unzeitiger gelehrter Schminke dem classischen Ausdrucke auditorium vorgezogen sey. Wir erinnern uns diefs Wort unter andern mehrmals in *Eichstädt's* Rede *de accurata doctrina principum favore ornata* etc. (Jen. 1822) gelesen zu haben, möchten aber doch grade nicht den obigen Vorwurf über den gelehrten Redner aussprechen. — *Biblia*. Nicht zur Nachahmung, aber wohl der Notiz wegen, kann hier bemerkt werden, dafs in Luthers lateinischen Schriften der Singular *biblia* nicht selten ist. —

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

LATEINISCHE STILISTIK.

FRANKFURT a. M., b. Brönner: *Antibarbarus der lateinischen Sprache.* In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. *J. Ph. Krebs* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 179.*)

Commissio. Ueber *mandatum*, welches Hr. *Krebs* vorschlägt, würde auf *Cic. p. Rosc. Amer.* 38. 111, 112 zu verweisen seyn. — *Concretus.* Für diesen philosophischen Kunstausdruck könnte in einzelnen Fällen auch *definite*, und für „abstract" *separatim* aus *Cic. de Orat. II.* 27. 118. gebraucht werden. — *Concionator.* Wir geben Hn. *Krebs* ganz Recht, wenn er diefs Wort für *einen* geistlichen Kanzelredner nicht will gelten lassen und dafür *orator sacer* vorschlägt, wie schon vor ihm *Janus* im *philol. Lexic.* S. 387, und *Vofs de vit. serm. lat. p.* 113 gethan hatten. *Eichstädt* in der *Deprecat. Latin. Acad. p.* 5 (in Seebode's Miscell. Crit. Vol. II. P. 4. p. 630) und nach ihm Grotefend in den Material. S. 100 billigen das Wort, indefs können wir uns nicht überzeugen, dafs ein zwar öffentlich, aber in einem ganz andern Geiste Redender als Catilina bei Cic. in Catilin. IV. 5, 9 mit diesem Worte im neuern Latein bezeichnet werden dürfe. — *Crisis.* Im politischen Sinne richtig durch *discrimen* übersetzt, wozu vielleicht noch ein Paar Stellen aus Cicero angeführt werden konnten, als de Orat. I. 1, 3 und pro Rosc. Amer. 6, 16. — *Decemviri.* Hier sowohl als unter *Duumviri* und *triumviri* wäre die kurze Bemerkung wohl nicht überflüssig gewesen, dafs unter diesen Namen bei den Römern nicht ein Collegium, sondern eine zu irgend einem besondern Zwecke zusammengesetzte Commission (*praefecti negotio gerundo*, wie es *Wyttenbach* in der *Doctrin. Miscell. II. p.* 79 übersetzt hat) verstanden sey. Schüler fassen diese Wörter leicht falsch auf. Vgl. *Weber's Uebungsschule* S. 455. — *Elogium.* Dieser Artikel, mit dessen Inhalte wir übrigens ganz übereinstimmen, hätte noch mehr literarisch ausgestattet seyn, und die Ciceronianischen Stellen aus de senect. 17, 61., 19, 73 angeführt werden können, wobei wir zugleich den Lesern die Notiz nicht vorenthalten haben würden, dafs *F. A. Wolf's* Conjectur *elegium* sich in *Hankart's Erinner.* an *Wolf* S. 87 findet. — *Familiaris.* Hr. *Krebs* bezweifelt den Ausdruck *familiaris interpretatio* selbst nach *Wolf's* berühmten Vorgange. Indefs hat er selbst ein Programm im J. 1826 als eine *interpretatio Herodoti familiaris* überschrieben, was wir gerade nicht tadeln wollen, da die Deutlichkeit des Titels, der unstreitig an *Wolf's* Arbeit erinnern soll, diefs zu verlangen schien. — *Genius.* Ein recht guter Artikel, wo nur über die *genii* als Schützer von Ländern und Städten noch zu bemerken gewesen wäre, dafs wenn auch kein Römer *genius Graeciae* oder *genius imperii Romani* gesagt hat, doch von einem *genius loci* gesprochen werden kann. Diefs bezeugen namentlich die Inschriften in *Reinesius Syntagm. inscript. antiq. p.* 169 *ad nr.* 138, *p.* 235 *ad nr.* 264, womit *Drakenborch* zu *Sil. Italic. II.* 584. und *Gersdorf's* Bemerkungen über eine Trierer Inschrift in *Eichstädt's Supplement. II. inscript. Trevir. p.* 6 zu vergleichen sind. Auch über den *genius populi Romani* oder die *fortuna pop. Rom.* (Cic. in Catil. I. 6, 15., p. leg. Manil. 15, 45) wäre eine kurze Erörterung nicht überflüssig gewesen, wozu *Bernhardy's Geschichte der röm. Litterat.* S. 7. *Anm.* benutzt werden konnte. — *Hypotheticus.* Fehlt bey Hn. *Krebs.* Cicero unterscheidet *de invent. II.* 57, 171 unter *necessitudines cum adiuncto* und *access. simplices et absolutae.* Für *Hypotheses* sagt *Eichstädt* orat. in Semisaec. Lenzii p. 11): *novae opiniones, quas hypothesium nomine celebrant.* — *Insinuare.* Ueber die Auslassung des Pronomens s. m. *Garatoni* zu *Cic. Philipp. V.* 3. *p.* 103. *Wdf.* — *Materia.* Für *Materialien* konnte noch commentarii aus Cic. de finib. V. 5. (und das. *Görenz*) angeführt werden. — *Mediate.* Zur Uebersetzung der Ausdrücke *mittelbar* und *unmittelbar* benutze man auch die Präpositionen *per* und *a*, wie in Cic. p. Rosc. Amer. 29, 80 geschehen ist, wo Matthiae Mehreres zusammengestellt hat. — *Nempe.* Wir hätten diesen Artikel etwas ausführlicher gewünscht und namentlich in demselben einige Beispiele des falschen Gebrauches von *nempe* bei Neulateinern, an denen ja leider! kein Mangel ist. — *Nobilis.* Mit Recht wird diefs Wort für *edel* im moralischen Sinne verworfen. Dabei war vielleicht zu bemerken, dafs dieser Begriff am passendsten durch *honestus* wiederzugeben sey, mit welchem Worte die Römer sowohl im politischen als im philosophischen Sinne das moralisch Edle, das Gefühl für Ehre und Tugend, ausgedrückt haben. Man vgl. *Roth's Bemerk. über die fortdauernde Abhängigk. unsrer Bildung von der class. Gelehrsamkeit*, S. 8 und *Burchardi's Grundzüge des römischen Rechtssystems* S. 259 ff. So stellen auch Dichter, wie Lucanus Pharsal. VIII. 490 und Claudianus de IV. Consul. Honor. 268 die *licentia* und das *utile* dem *honestum* entgegen und so dürften wohl in Cic. p. Sext. 51. 109 die *omnes honestates civitatis* nicht mit *potestates civitatis* zu vertauschen

schen seyn. — *Opus.* Hier möchte noch die Bedeutung „ein Stück Arbeit", wie *opus oratorium* in Cic. Brut. 54. 200 (und das. Ellendt) zu ergänzen seyn. — *Pedantismus.* Hr. *Krebs* meint, dafs diefs Wort als neues Kunstwort für aufgeblasene Anmaafslichkeit und Hochmuth Gelehrter aller Art nicht wohl entbehrt werden, aber mit Worten gebraucht werden müfste, die seine Fremdheit andeuten, wie *Ruhnken. Opusc. I. p.* 116. 117 gethan hat. Hierzu setzen wir *Eichstädt's* Bemerkung aus der Vorrede zum Jenaischen Lections-Catalog für den Sommer 1820, die Hn. *Krebs* unbekannt geblieben ist, wie vielleicht manchem andern Leser unserer Relation. *Eichstädt* billigt weder die Uebersetzung durch *paedagogi* noch durch *doctor umbraticus* und führt S. 5 also fort: *Quamobrem nobis recte videntur iudicare, qui in Latina lingua negant reperiri vocabulum, quod Gallico Pédant plane respondeat. Neque eius rei causa obscura est. Nam ridicula pedantismi vitia prius non potuerunt enasci, quam singularis quidam exsisteret ordo litteratorum, in civitatibus nihil aliud nisi litteras tractantium eaque una re ab reliquis civibus diversorum: qui ordo apud Romanos Caesarum demum aetate exstitit. Quo tempore quamvis diligentius exculta fuerit lingua, aptioribus vocabulis et formis loquendi ex prisco aevo revocatis, subtiliore etiam cura discretis significationibus: nova tamen verba ad normam analogiae vix procusa sunt, nisi quae ad artium disciplinarumque ambitum et explicationem pertinerent. Quod idem si transferamus ad Graeca instituta Graecosque mores, quales certe fuerunt usque ad aevum Alexandrinorum: facile intelligitur, quid sit, quod in Graeca quoque lingua congruens Gallico vocabulum frustra quaeratur.*" Noch könnte hinzugefügt werden, dafs auch in einzelnen Fällen *ineptus* (aus Cic. de Orat. II. 4, 16 und Senec. ep. 76) für *Pedant* gebraucht werden kann. — *Pietismus.* Die aus einer Rede *Eichstädt's* angeführte Stelle findet sich in dessen Rede *de antiq. Graec. discipl. p.* 14. — *Practicus.* Hr. *Krebs* verweiset für richtigere Ausdrücke auf die deutschlateinischen Wörterbücher. Wäre es aber nicht zweckmäfsiger gewesen einige gute lateinische Uebersetzungen (wie *popularis* und *civilis* aus Cic. de legg. II. 6, 14) hier anzuführen? Wir denken, dafs Schüler, die den *Antibarbarus* recht zu brauchen verstehen, nur ungern zum Lexicon ihre Zuflucht nehmen sollen. Zur Uebersetzung oder Umschreibung dieses so oft im jetzigen Leben vorkommenden Ausdruckes hat *Nitzsch* in der *Memoria Crameri* (Kiel 1833) *p.* 11 eine sehr gelungene Anleitung gegeben, obgleich der Vf. eines Antibarbarus wohl an Wörtern, wie *idea* und *conversatio*, Anstofs nehmen müfste. — *Praedicator* fehlt bei Hn. *Krebs.* In der tropischen Bedeutung als Herold oder Verkündiger steht es bei Cic. ad div. I. 9. und p. Balb. 2, 4. vgl. *Stürenburg z. Orat. p. Arch.* 10, 24. *p.* 135. — *Praelum* bezeichnet Hr. *Krebs* als das passendste Wort für den neuen Begriff der Druckerpresse. *Ulrich von Hutten* (Opp. T. I. p. 247. nach *Münch's* Ausgabe) hat dafür *vocalis machina* gesetzt. — *Protocollum.* Für: zu Protocoll bringen liefse sich noch aufser dem aufgenommenen Ausdrücken anführen: *in album referre, Cic. de Orat. II.* 12, 52. und *conscriptiones quaestionum, p. Cluent.* 67, 191. — *Receptum* (medicinisch) fehlt bei Hn. *Krebs.* Dafür sind *iubere* und *imperare* classische Ausdrücke, wie bei Terent. Andr. III. 2, 4. und *iussa medicorum* bei Ovid. Heroid. 20, 133. *Ruhnken's* Dictata p. 112 nachzusehen sind. — *Repraesentare.* Der Gebrauch des Worts für *vergegenwärtigen* bezeichnet Hr. *Krebs* als nicht verwerflich. Die jetzt sehr gewöhnliche Bedeutung des Vor- und Darstellens in einer amtlichen Beziehung hat er übergangen. Wir tragen daher noch aus Cic. de Offic. I. 34, 124. *gerere personam civitatis atque eius decus et dignitatem sustinere.* — *Trivialis.* Diese Form ist allerdings nachclassisch, doch war vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dafs Cic. p. Muren. 6, 13 sagt: *arripere maledictum ex trivio.* Vgl. *Hermann* zu *Lucian. de conscrib. histor.* 16. *p.* 118.

Zum Schlufs haben wir noch zu bemerken, dafs der *Antibarbarus* auf gutem, festem Papiere gedruckt ist, wie man es von den Verlagsartikeln der ehrenwerthen Brönner'schen Buchhandlung gewohnt ist, in einem etwas breiten Octav-Format und mit wenigen Sinn entstellenden Druckfehlern. Freilich konnte eine Nachlese von Druckfehlern nicht gut vermieden werden, und Ref. könnte auch noch einige dazu liefern, wie auf S. 199 *enudare* st. *enodare* und ein falsches Citat auf S. 510, *Cat. Mai.* 20. st. *Catil.* 20. Aber diefs wird einem Buche keinen Nachtheil bringen, welches vor vielen andern verdient in unsern Gymnasial- und Hülfsbibliotheken zu stehen und in den Händen recht vieler angehender Latinisten gefunden zu werden. Möge dazu unsre Anzeige auch ihr Scherflein beigetragen haben!

MEDICIN.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Beobachtungen über Syphilis und Tripper* von Dr. *Philippe Ricord*, Chirurg am Hospital der Venerischen zu Paris u. s. w. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. *Eisenmann.* Mit einer Abbildung. 1836. 120 S. 8. (Im Umschlag 15 gGr.)

Die Verdienste *Ricord's* welche er sich durch Anwendung des Mutterspiegels behufs der Untersuchung Syphilitischer um die Lehre von der *Syphilis* und dem Tripper erwarb, sind zwar in Deutschland bereits dem gröfsern Theil nach bekannt, dennoch begrüfst Ref. freudig die vorliegende Uebersetzung der in den Memoiren der Pariser Akademie der Medicin und andern Journalen zerstreuten Aufsätze *Ricord's*, wodurch die Erfahrungen desselben allen deutschen Kunstgenossen auf eine leichte und wenig kostspielige Weise in die Hände gelangen können, was um so nothwendiger ist, da noch mancher unserer Aerzte leider kaum etwas mehr als ein gewöhnlicher Tripperdoctor, wie sich Hr. Dr. *Eisenmann* ausdrückt, ist. Dafs die Uebersetzung in keine bessere Hände gerathen konnte, weifs wohl ein jeder der *Eisenmann's* Ver-

Verdienste um die Lehre vom Tripper kennt. Leider aber kann Ref. nicht den Wunsch unterdrücken, dafs die Aufsicht über den Druck des Buches einem bessern Corrector anvertraut gewesen seyn möchte, denn die auf der letzten Seite angegebenen Druckfehler liefsen sich leicht wenigstens verdoppeln, wo nicht gar vervierfachen. Der Vf. des Auszuges in *Frorieps* Notizen, welchen Hr. Dr. *E.* beschuldigt dafs ihm an mehrern Stellen etwas menschliches begegnet sey, könnte dadurch so wie durch manches andere veranlafst werden, Hn. Dr. *E.* den Vorwurf zurückzugeben. Hierher gehört z. B. S. 29, wo das in Klammern geschlossene *eau blanche* durch *weifses Wasser* (*sic!*) übersetzt wird. So viel Ref. weifs bedeutet es ursprünglich: *Wasser worin Kleie gerührt ist*, *Kleientrank für Pferde*. Hier also *Kleienabsud*, und kein besonderes Präparat, wie Hr. *E.* der Anmerkung nach zu glauben scheint, indem er angiebt, es vergeblich in der Sammlung der Arzneiformeln *Rottier's* gesucht zu haben! Eben so wenig ist *eau rougie* S. 81 eine Spitalformel, sondern *Wasser mit etwas wenigem rothen Weine vermischt*. Nicht *rothes Wasser*, wie *E.* übersetzt! Die Vorrede des Hn. Dr. *E.*, worin dieser einen summarischen Ueberblick seiner eignen Fehler mit einem etwas starken Vergleich der Schüler *Broussais* und der Würzburger Landmiliz zu bischöflichen Zeiten beschliefst, übergehend, deuten wir nur kurz den Inhalt der vorliegenden Schrift an, da sie hoffentlich bald in jedes Arztes Hand seyn wird. — Die *erste* Abhandlung beschäftigt sich als *Denkschrift über einige im Hospital der Venerischen gemachten Beobachtungen* mit den Ergebnissen der Untersuchung von Frauen die an Ausflüssen aus den Genitalien litten, wie sie der Gebrauch des Mutterspiegels darbot, geht auf die Contagiosität dieser Ausflüsse über und spricht zuletzt über ihre Behandlung, besonders die örtliche, wo der Vf. statt der Einsprützungen mit den verschiedenen indicirten Flüssigkeiten, namentlich Auflösungen von saurem salpetersauren Quecksilber und essigsaurem Blei, getränkte Charpiebäusche empfiehlt. Die *zweite* unter allen die wichtigste und ausführlichste Abhandlung beschäftigt sich mit dem *Frauentripper*, und zwar in Bezug auf seine Nosologie, Diagnose, Complicationen und Behandlung, zu welcher letztern Hr. Dr. *E.* einige Bemerkungen macht, welche die Indicationen betreffen, und den Lesern meistens aus seiner gröfsern Schrift schon bekannt seyn werden. Nur eine interessante Notiz glauben wir hier nicht übergehen zu können, dafs nämlich nach der Versicherung eines Dr. *Schulz*, viel Mastdarmfisteln in Frankreich ihr Entstehen dem unvorsichtigen Gebrauch der *Cubeben* verdanken sollen. Haben deutsche Aerzte hierüber keine Beobachtungen? Ihre Mittheilung dürfte sicher interessant seyn. — Die *dritte* Abhandlung betrifft das gebrochene *Speculum*, den *Hysterometer* und den *Ligaturträger*. Die hierüber beigefügten Bemerkungen des Dr. *E.* enthalten die Erklärung der beigegebenen Kupfertafeln, auf denen diese Instrumente nach eignen Zeichnungen des Dr. *E.* abgebildet sind. — Unter Nr. IV wird die *Geschichte eines Schwammes am Fruchthälterhals*, dessen glückliche Amputation und Anwendung des *Speculums* als Ligaturträger aus der *Lancette française* mitgetheilt. Die *fünfte* Abhandlung giebt Bemerkungen über die *Anwendung der Blasenpflaster bei der Behandlung der Bubonen*, da aber jedesmal auf die offene Stelle des *Vesicans* eine Sublimatsolution mittelst Charpie aufgelegt wurde, so glauben wir mit Hn. Dr. *E.* dafs letztere wohl die Hauptsache seyn dürfte, das *Vesicans* aber mehr als Vorbereitung zur Anwendung jener Solution zu betrachten, obschon *Ricord*, mit dem ersten Empfehler dieses Verfahrens *Reynaud*, entgegengesetzter Meinung ist. — VI. *Behandlung der Hydrocele mit Jodtinctur*. — VII. *Vorfall und Umstülpung des Mastdarms und Operation desselben*, aus der *Gazette médicale*, welche von *Ricord* als Folge der *Syphilis*, vom Uebersetzer aber als Tripperseuche betrachtet wird. — VIII. Ein Wort über die *Phimosis und Beschreibung eines neuen Verfahrens bei der Beschneidung*. — IX. *Bemerkungen über die Identität des Trippers und der Syphilis* aus dem *Journal des Connaissances médico-chirurgicales*, sind besonders gegen *Hufeland's* Ansicht gerichtet. Der Vf. weiset nach dafs die Tripper sehr verschieden seyn können, dafs aber der virulente Tripper und der syphilitische Schanker von demselben Gifte bedingt seyen. In den Bemerkungen führt der Uebersetzer mehrere Punkte weiter aus. Wenn er aber S. 118 die Bordellgesetze der Königin *Johanna* (*Anna*) hier noch als Beweis aufführt, dafs der Tripper lange vor dem epidemischen Auftreten der *Syphilis* existirt habe, so ist jetzt nachgewiesen (in *Behrends* Repertor. d. Lit. des Auslandes. 1836. I. p. 31), dafs diese Urkunden blofse Fiktionen sind, womit man *Astruc* hintergangen, der ihnen übrigens selbst nicht *unbedingten* Glauben beimafs. Er sagt nämlich S. 37. (Paris 1738) *Placuit tamen statuta illa hic apponere, tum quod aliquam veri speciem prae se ferant, tum maxime ne quid sciens dissimulasse viderer, quod in meam opinionem torqueri posset.* ℘.

GEOGRAPHIE.

Augsburg, im Verl. d. Kollmann. Buchh.: *Allgemein fafsliche und vollständige Globuslehre für den öffentlichen und Privatunterricht und für solche, welche sich selbst in diesem Theile der mathematischen Geographie unterrichten wollen* von *Joh. Mich. Fick*, Lehrer am Schullehrer-Seminar zu Dillingen mit 8 Abbild. in Steindruck. 1837. VI u. 92 S. kl. 8. (8 gGr.)

Der Nutzen der Globuslehre ist um so gröfser, je lebendiger die Aufgaben behandelt und die verschiedenen Gegenstände der mathematischen Geographie mittelst derselben praktisch gemacht werden; übrigens besteht derselbe in ganz anderen Momenten, als der Vf. berührt; formelle und materielle Beziehungen geben ihn zu erkennen. Die Schrift soll dem Schullehrer eine vollständige Kenntnifs der Erde und der Behandlung des Globus verschaffen und ihn mit

mit Allem vertraut machen, was dem Schüler zu wissen nothwendig und nützlich ist; sie soll demjenigen, der einst den Gegenstand zu lehren hat, anleiten, theils das dem Gedächtnisse Entschwundene zu wiederholen, theils die Art und Weise wieder zu finden, wie er vor den Schülern verfahren soll: daher war der Vf. bemühet, Alles auf die fafslichste Art zusammenzustellen, nichts unerklärt zu lassen und das Schwerere aus dem Leichteren herzuleiten. *Fafslichkeit* und *Gemeinnützigkeit* soll die Arbeit auszeichnen, beide erreicht zu haben, sichert sich der Vf. zu; Ref. spricht ihm beide Eigenschaften nicht ab, wenn er auf die Quelle hinsieht, woraus jener vorzugsweise geschöpft hat, ja er bemerkt, dafs manches noch mehr popularisirt ist, als es in jener Quelle, welche jedoch der Vf. nicht nennt, geschehen ist, welche aber mehr auf eine wissenschaftliche Begründung gerichtet ist. Neue Aufklärungen findet man daher nicht und kann sie auch nicht finden, weil die Elemente der mathematischen Geographie, namentlich die Globuslehre, in sich abgeschlossen ist.

Als Vorkenntnisse zur Globuslehre giebt er mehrere Erklärungen aus der Geometrie, z. B. von Körper, Punkt, gerader und krummer Linie, Parallelen, Kreislinie u. s. w., wovon freilich manche nicht haltbar sind. So ist dem Vf. ein mathematischer Punkt der Anfang einer jeden „ausgedehnten Gröfse"; wo ist aber der Anfang eines Körpers, einer Fläche? Ref. nennt „Punkt" irgend ein Merkzeichen, das man sich denkt (mathem. Punkt) oder wirklich versinnlicht (phys. Punkt). Winkel ist die Vereinigung von 2 Linien in einem Punkte; von der horizontalen, vertikalen und schiefen Richtung der Linie sagt der Vf. nichts und doch beruht auf ihr die richtige und anschauliche Erklärung der Winkelarten. Zu den Eigenschaften der Fixsterne gehört auch, dafs sie ihre Planeten beleuchten und ihre Gröfse unveränderlich erscheint, da sie selbst durch die stärksten Fernröhren als blofs glänzende Punkte gesehen werden. Ihre Eintheilung in Fixsterne 1r, 2r Gröfse u. s. w.: die Sternbilder, welche sie bilden u. dgl. verdient kurze Erwähnung. Unsere Erde ist ein blofser Theil eines Systemes von den unzähligen Systemen des Weltgebäudes. Die übrigen Planeten unseres Sonnensystemes sollten wenigstens ganz kurz hinsichtlich ihrer Gröfse, Gestalt, Beschaffenheit, Bewegung und Entfernung von der Sonne beschrieben seyn. Die Gründe für die Gestalt und Gröfse unserer Erde lassen sich kurz mittheilen und der Charakter der Gradmessungen, woraus man die Länge eines Grades im Mittel bestimmte ist kurz zu erörtern; der Vf. ist zu wortreich, versinnlicht aber die mathematisch-astronomischen Gründe für die Gestalt der Erde nicht und übersieht einen der einfachsten und anschaulichsten, nämlich dafs diese von Luft umgeben ist, welche sich in Gestalt eines Gewölbes um dieselbe zieht. Meridiane sind, gleich dem Aequator, gröfste Kreise: Andere zur mathematischen Geographie gehörigen Gegenstände werden recht gut erklärt.

Die doppelte Bewegung der Erde veranschaulicht der Vf. sehr gut; die ihm den Stoff darbietende Quelle ist gut benutzt, und das daselbst ausführlich Erörterte ist mit Nachdenken in kurze und einfache Sätze gebracht, wodurch die Sache jedem mit gesundem Verstande begabten Schüler recht verständlich zu machen ist. Die aus beiden Bewegungen sich ergebenden Folgen sind gleichfalls gut versinnlicht, wozu die Abbildungen wesentlich beitragen; man vermifst wohl manche interessante Wahrheit und Veranschaulichung; allein sie lassen sich beim mündlichen Vortrage leicht ersetzen. Die Bestandtheile der Erdoberfläche in Bezug auf die Beschaffenheit des Landes und Meeres, werden nur höchst kurz rücksichtlich der Höhlen, der Continente, der allmähligen Erhöhung, der Welttheile und Meere berührt. Ueber die Bestimmung der geographischen Breite und Länge der Oerter, über deren Entfernung von einander; über Berechnung einzelner Erdstreifen, über die Bestimmung der verschiedenen Zonen, über die Construction der Landcharten u. dgl. sagt der Vf. entweder gar nichts, oder er bespricht einen Gegenstand nur höchst nothdürftig.

Das Stativ des Globus kann auch 3 Füfse haben; die verschiedene Stellung des Globus im Horizonte schildert der Vf. gut; die Lösung mathematisch-geographischer Aufgaben, als eigentlicher Gegenstand der Globuslehre ist mannigfaltig und lehrreich; es sind deren 25 mitgetheilt und beziehen sich auf die verschiedenen Erörterungen, welche früher stattfanden. Die Behandlung ist kurz und leicht verständlich und gewährt für den Lernenden mehrfaches Interesse: Ref. wünscht nur, der Vf. hätte aus den einzelnen Auflösungen mehr Folgerungen gezogen, um mehr Stoff zum eigenen Nachdenken verschafft zu haben. Zugleich sollten die Aufgaben nach den verschiedenen Sphären behandelt seyn.

In einem Anhange wird noch von den etwaigen Fehlern des Globus mittelst seiner besonderen Eigenschaften, deren 7 angegeben werden; vom Kalender hinsichtlich des alten und neuen Stiles, vom Monde hinsichtlich seiner Bewegungen, der daraus entstehenden Phasen, der Finsternisse und einiger Beziehungen seiner Beschaffenheit und endlich von der Sonne das Wesentlichste gesagt. Dafs in oder bei der Sonne ein Feuerstoff von unbeschreiblicher Kraft sich finde; sie eine Achsenbewegung habe und dgl. wird nicht begründet: sie scheint ein dunkler mit einer sehr stark leuchtender Atmosphäre umgebener Körper zu seyn: Der Saturn steht im Mittel über 198 Mill. geogr. Meil. entfernt, ist aber nicht der weiteste, sondern der Uranus, der über 397 Mill. geogr. Meil. absteht. Es folgen einige Bemerkungen über Erhabenheit des Sonnensystems aus *Wolf's* Gedanken und über Aussichten nach Jenseits. Das Aeufsere ist schlecht und die Schreibart manchmal unbeholfen: übrigens entspricht das Buch seinen beabsichtigten Zwecken so ziemlich, weswegen ihm Ref. eine grofse Verbreitung wünscht.

P.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

Uebersicht
der
neuesten Werke über Arabische Literatur.

Erster Artikel.

Unter den verschiedenen Literaturen des Orientes, welche in Europa eine immer fleifsigere und gründliche Erforschung und Bearbeitung finden, ist die Arabische noch immer diejenige, über welche wir die meisten Arbeiten erhalten. Ihr zunächst steht in dieser Hinsicht seit dem neuesten Jahrzehend wohl die Sanskritliteratur. Dagegen zeigen sich Erscheinungen auf dem Gebiete der persischen und türkischen Literatur in viel geringerer Anzahl, und ebenso verhält es sich bis jetzt mit der sinesischen, tatarischen und mongolischen Literatur, ingleichen mit der syrischen, äthiopischen, phönicischen. Die Ursachen, weshalb die Araber am meisten Zuspruch erhalten, liegen ohne Zweifel in dem grofsen Reichthume ihrer Literatur, deren Wichtigkeit für Geschichte und Geographie des Mittelalters, in dem Reize einer hochgebildeten Sprache, welche besonders in der Poesie ihre Kraft und ihren Schmuck entfaltet; ferner darin, dafs von arabischen Handschriften grofse Sammlungen an manchen Orten Europas vorhanden sind, und dafs durch die von den theologischen Studien begünstigte häufige Erlernung der hebräischen Sprache ein natürlicher Antrieb zur Erlernung der arabischen gegeben ist. Gehen wir in unsrer Uebersicht etwa bis zum Jahre 1830 zurück, so finden wir seitdem auf manchen Feldern des weitschichtigen arabischen Literaturgebietes bedeutende Arbeiten geliefert, namentlich in Grammatik, Lexicographie, Geschichte, Numismatik, Poesie. Wir beginnen unsre Betrachtung mit einigen Schriften, welche *die allgemeine arabische Literaturgeschichte* betreffen, um uns sodann zu einzelnen Feldern der Literatur zu wenden.

A. *Arabische Literaturgeschichte.*

Wir haben in dieser Beziehung vorzüglich einige Schriften des Dr. *Wüstenfeld* zu Göttingen zu erwähnen, und einige Handschriftenkataloge. Die *Wüstenfeld*'schen Schriften liefern die arabischen Texte lithographirt, welches man, in sofern der Preis dadurch wohlfeiler wird, gelten lassen kann. Aber das Aeufsere dieser lithographirten Texte ist abschreckend; die Umrisse der Züge sind ungleich, oft blafs, halb verwischt, nicht scharf; die Hand ist nicht gefällig. Dagegen sind diese Texte durch ihren Inhalt meistens sehr schätzbar. Uebersetzungen und Erläuterungen fügt der Herausgeber gewöhnlich nicht hinzu. Es kann daher bei diesen Schriften hauptsächlich nur darüber ein Urtheil abgegeben werden, ob in ihnen ein guter, oder wenigstens erträglicher Originaltext geliefert sey. Sie sind folgende:

1) Göttingen, b. Deuerlich: *Specimen Ellobâbi sive genealogiarum Arabum*, quas conscriptas ab Abu Sa'd Sam'aneuse abbreviavit et emendavit Ibn el athîr. E cod. manuscr. bibl. duc. goth. nunc primum arabice edidit et praefatus est *Ferdin. Wüstenfeld*, phil. doc. 1835. IV u. 48 S. 4.

Das arabische Werk enthält eine alphabetisch-geordnete Aufzählung der *nominum gentiliciorum*, wie اَلْآمُلِيُّ اَلْآزَاذَانِيُّ اَلْأُمَوِيُّ nebst Erläuterung ihres Ursprunges, nämlich von welchem Orte, von welcher Familie, von welchem Handwerke, oder von welchem sonstigen Umstande sie abgeleitet sind. Diese *nomina gentilicia* heifsen bei den Arabern auch اَلْأَنْسَابُ und Hr. *W.* hat diesen Ausdruck in dem Titel seines *specimen* nicht gut durch *geneulogiae* übertragen, indem wir bei dem Worte *genealogiae* gewöhnlich an Geschlechtsregister oder Stammtafeln denken, dergleichen in diesem Werke nicht gegeben werden. Die Gothaische Handschrift enthält leider nur einen sehr kleinen Theil des grofsen, für Literaturgeschichte und Geographie interessanten Werkes des *Ebn el athîr*, nämlich nur die Vorrede, und die ersten Buchstaben des Alphabetes. Hr. *W.* theilt uns hier die von ihm aus jenem Bruchstücke ausgehobenen Artikel leider auch wieder nicht vollständig mit. *Ebn el athîr* giebt bei jedem *gentilicium* genau die Orthographie an, wie die Araber dies häu-

häufig thun, da die Orthographie der *nomina propria* nach allgemeinen Regeln nicht erkannt werden kann, und leichter zu Irrthümern Anlafs giebt. Hr. *W.* hat schon vom fünften *gentilicio* an diese Angabe der Orthographie weggelassen, und die von ihm den *gentiliciis* übergeschriebenen Vocalpunkte geben dafür keinen hinlänglichen Ersatz. *Ebn el athîr* nennt in der Regel mehrere in der Staatsverwaltung oder in der Literatur ausgezeichnete Männer, welche dieses oder jenes *gentilicium* führten, und dadurch wird sein Werk besonders nützlich für politische und literarische Geschichte. Aber auch diese Erwähnungen hat Hr. *W.* von أج an weggelassen. Dadurch wird die Nützlichkeit dieses *Specimen* vermindert. Die Vorrede des Werkes ist arabisch vollständig mitgetheilt. Einige Stücke daraus hat Hr. *W.* in seiner Vorrede ins Lateinische übersetzt, aber nicht immer den Sinn richtig gefafst. *Ebn el athîr* giebt Rechenschaft über die Grundsätze, nach welchen er sein Werk ausarbeitete, und das Verfahren, welches er dabei beobachtete, indem er das frühere ähnliche Werk von *Essamâni* zum Grunde legte, und theils erweiterte, theils abkürzte. Das meiste schrieb er aus *Essamâni* ab. Er führt nun in der Vorrede eilf verschiedene Punkte seines Verfahrens in Bezug auf das zum Grunde gelegte Werk des *Essamâni* an. Der erste Punkt lautet in Hn. *W's.* Uebersetzung folgendermafsen, *praef.* pag. 4.

Primo. Veris rerum principiis innitor, quae si auctor transscripsit ab aliis praeceptoribus fide dignis, iterum transscripsi ab eo.

Hier mufs der Leser sich nothwendig fragen, was wohl *Ebn el athîr* unter jenen *principiis rerum* gedacht haben möge, welche so metaphysisch klingen, und wie sich *Ebn el athîr* darüber unterrichten konnte, ob der *auctor* [d. i. *Essâmâni*] die *principia rerum* von glaubwürdigen Lehrern abgeschrieben habe. Allein *Ebn el athîr* sagt etwas ganz andres, und sehr einfaches. Seine Worte sind nämlich:

الاول انى اعتمدت على اصل صحيح قد نقل من
اصل المصنف وسمعه الشيوخ بقراة العلما
فنقلت منه

d. h. „der erste Punkt ist dieser, dafs ich folgte einem richtigen Exemplare [nämlich des Werkes des *Essamâni*], welches abgeschrieben war von dem Exemplare des Vfs. [dem Autographon], und welches angehört hatten die Doctoren in der Vorlesung der Gelehrten. Von einem solchen Exemplare schrieb ich ab."

Das Wort اصل *radix* bedeutet in der literarischen Sprache der Araber das Original oder Exemplar, von welchem ein andres abgeschrieben wird; es braucht deshalb kein Autographon zu seyn; jedes Exemplar ist اصل in Verhältnifs zu einem von ihm abgeschriebenen oder منقول. Aus dem Singular اصل durften keine *principia rerum* gefolgert werden.

Der Ausdruck سمع *hören*, bedeutet hier: eine Vorlesung bei einem gelehrten Manne hören; bei dieser Vorlesung wird ein Exemplar vorgelesen, genau durchgegangen, und dabei sein Text untersucht und berichtiget; dadurch wird das Exemplar ein sehr zuverlässiges. Da *Ebn el athîr* das Meiste aus *Essamâni* abschrieb, so war die erste Bedingung zum guten Gelingen seines Werkes diese, dafs er ein gutes Exemplar des *Essamâni* benutzte, und darum stellt er diesen Umstand als den ersten Punkt des von ihm beobachteten Verfahrens auf.

Von dem zweiten Punkte hat Hr. *W.* nur den Anfang übersetzt, und zwar so: *Sequor auctorem in sententiis, quas transscripsit, nec mutuo* (lies *muto*) *eas, ita ut, si quid transscripserit dubium, quod certe scio, transscripserim hoc dubium, et si quid commemoret certum, de quo dubito, transscripserim certam eius sententiam.* Die Worte lauten:

الثانى انى اتبعت المصنف فى معانى كلامه فى الذى
انقله لا اغيرها حتى انه ينقل الشى على الشك واعلمه
يقينا فانقله على الشك ويذكر الشى متيقنا وانا اشك
فيه فانقله على يقينه

D. h. „der zweite Punkt ist dieser, dafs ich dem Vf. gefolgt bin in dem Inhalte seines Vortrages, in demjenigen, was ich daraus abschrieb (أَنْقُلُهُ), so dafs ich nichts darin änderte. Daher, wenn er etwas vorträgt als zweifelhaftes, und ich weifs es auch als etwas sicheres, so trug ich es doch vor als zweifelhaftes; erwähnt er etwas als sicheres, und ich hege Zweifel daran, so trug ich es doch als sicheres vor, wie er es gethan." Die Worte فى الذى انقله bedeuten nicht: *in iis, quae ille transscripsit*, sondern *in iis, quae ipse excerpsi ex illius libro.* Die vierte Form des Verbi نقل ist für *transscripsit, exposuit*, nicht gebräuchlich. Hr. *W.* hat in diesem *Specimen* die Artikel bis zum Schlusse des Buchstaben *Elif* mitgetheilt. Nicht alle Artikel enthalten eigentliche *gentilicia*; es befinden sich auch Zunamen oder القاب darunter, z. B. الامين der wahrhafte, الافطس der flachnasige, weil auch unter diesen Zunamen manche Gelehrte bekannt waren. Einige andere Artikel aus diesem Werke des *Ebn el athîr* hat Hr. *W.* in seiner Schrift: *Abulfedae tabulae quaedam geographicae, Goetting.* 1835. Einige Fehler im Texte hätten leicht berichtigt werden können; z. B. p. 12. lin. 11. woselbst steht سيف بن ذى ترن statt des bekannten Namen سيف بن ذى يزن *Johannsen histor. Jemen.* p. 96.

2) *Liber classium virorum qui Korani et traditionum cognitione excelluerunt*, auctore Abu Abd alla Dahabio, in epitomen coegit et continuavit Anonymus; e codice gothano lapide exscribendum

dum curavit *H. F. Wüstenfeld*. Götting. 1833. 34. part. 1. pagg. 95; part. 2. pagg. 116; part. 3. pagg. 124. 4.

Diese Schrift ist viel wichtiger und inhaltreicher als die vorhererwähnte. Sie enthält ein chronologisch geordnetes Verzeichniſs der حُفّاظ oder Ueberlieferer der Aussprüche Mohammeds und seiner Gefährten, und der Begebenheiten in den ersten Zeiten des Islâm. Diese Männer werden in den älteren geschichtlichen Werken der Araber überall citirt, und als Autoritäten aufgeführt, so daſs es darauf ankommt, zu wissen, wann sie lebten, und unter welchen Verhältnissen. Der Schriftsteller *Eddsahabi* hat sie hier zusammengestellt in einem Werke, welches er طبقات الحفاظ *die Klassen der Auswendigwisser* nennt; unter طبقة versteht man nämlich eine Anzahl Männer, welche in demselben Zeitalter lebten. Die Darstellung schreitet also von طبقة zu طبقة fort, wie dies in vielen biographischen Lexicis der Araber und Perser geschieht. Da wir es hier nur mit einer *Epitome* aus dem Werke des *Eddsahabi* zu thun haben, so sind die Artikel über die einzelnen Männer freilich wieder sehr dürftig. Indeſs erfahren wir doch von einem jeden das Jahr, in welchem er starb, ferner die Lehrer von welchen er die Ueberlieferungen empfing, und die Schüler, welchen er selbst sie wieder mittheilte, und gelegentlich auch noch wohl einige andre Lebensumstände. Die Männer der ersten طبقة oder Classe sind die Chalifen *Abu bekr*, *Omar*, *Othmân*, *Ali*, *Moâds ben dschebel*, *Abu mûssa el aschari*, und andre Gefährten *Mohammeds*, die ganz kurz aufgeführt werden. Von der zweiten Classe an aber werden die Artikel ausführlicher. In ihr erscheinen zuerst *Alkama ben kais*, ein Rechtsgelehrter zu *El kûfa*, gestorben ao. 61. *Abu bekr el chaulâni* aus *Jemen*, ein Ascet, welcher auf dem Wege zum Propheten starb, *Mesrûk ben el adschda*, gestorben ao. 62. *Obeida ben amr esselmâni*, welcher zwei Jahre vor dem Tode des Propheten *Moslem* ward, jedoch den Propheten selbst nicht mehr sprach, und ao. 73. starb. Die ganze Epitome umfaſst vier und zwanzig *Tabakas* oder Classen, und die Männer der letzten Classe sind solche, welche im achten Jahrhundert der *Hedschra* lebten. Der Epitomator fügte nämlich auch noch Leute hinzu, welche nach der Zeit des *Eddsahabi* lebten, und also in dem Grundwerke nicht aufgeführt worden. Man sieht schon hieraus, daſs der Ausdruck حفاظ *Auswendigwisser* nicht auf solche Männer beschränkt ist, die blos mündlich überlieferten, sondern auch die historischen Schriftsteller umfaſst. So heiſst es denn auch von dem *Esschihâb el bûssiri* الشهاب البوصيري part. 3. pag. 86. art. 10. والف تصانيف حسنة منها زوايد سنن ابن ماجة d. i. „er verfaſste gute Schriften, z. B. Zusätze zu dem Werke *Sunan* von *Ebn mâdsche*." Die Gesammtzahl der aufgeführten Männer beträgt ungefähr zweitausend. Hr. *W.* hat ein zum Nachschlagen sehr nützliches alphabetisches Register hinzugefügt, sonst aber weder Uebersetzung noch Anmerkungen, die auch nicht dringend nöthig waren. Erläuterungen über die einzelnen Männer hätten in unabsehbare Forschungen führen können. Um die Beschaffenheit der Artikel dieser *Epitome* anschaulich zu machen, übersetzen wir hier ein Paar. Part. 1. p. 23. Nr. 19 heiſst es: „*Mohammed ben el monkadir ben abd alla ben el hodeir*, der *Teimite*. Er überlieferte von seinem Vater, und *Dschâber*, und *Ebn omar*, und *Ebn abbâs*, und *Abu ejjûb*, und *Abu horeira*, und *Aïscha*, und mehreren. Von ihm überlieferten dagegen *Abu hanifa*, und *Mâlek*, und *Essohri*, und *Schooba*, und die beiden *Sofjân*. Es sagt *Ebn ojeina*: Er gehörte zu den Fundgruben der Wahrhaftigkeit, und es versammelten sich bei ihm die Frommen. Er starb im Jahr 130 oder wie andre sagen im Jahr 131." Part. 2. p. 13. Nr. 40 heiſst es: „*Sahl ben othmân ben fâris*, der *Askarite*, der *Kindite*, der Ueberlieferer, wohnhaft zu *Rei*. Er überlieferte von *Jachja ben abi saïda*, und *Hammâd ben seid*, und *Abd el wârith*, und mehreren. Von ihm überlieferten dagegen *Moslim*, und *Abu sara*, und *Achmed ben el forât*, und mehrere. *Ebn habân* erklärt ihn für zuverlässig. Andre sagen: er hat viele Seltsamkeiten. Er starb im Jahr 235." Part. 3. p. 80. Nr. 1 heiſst es: „*Ebn redscheb*. Dieser ist der *Imâm*, der Ueberlieferer, der Historiker, der Prediger, *Sein eddîn abd errachmân ben achmed ben redscheb ben el hassan ben mohammed ben mesûd*, der *Sâlemite*, der *Bagdâdier*, darnach der Damascener, der *Hanbalite*. Er ward geboren zu *Bagdâd* im Monat *Rabî el ewwel* des Jahres 709 und hörte den *Ebn abil fetch el mondsiri*, und mehrere. Er studirte eifrig, bis daſs er sich auszeichnete. Er schrieb einen Commentar zum *Ettermedsi*. Er erläuterte das Werk *Ilal* von *Ettermedsi*. Auch erläuterte er einen Theil des *El bochâri*, und die Biographieen der *Hanbaliten* طبقات الحنابلة. Er starb im Monat *Redscheb* des Jahres 795." Wir sehen aus diesem Artikel, daſs die Männer, welche unter einem Namen angeführt werden, der mit *Ebn* d. i. *Sohn* anfängt, wie *Ebn redscheb* d. i. *Sohn des Redscheb*, nicht immer Söhne dessen sind, welchen der zweite Theil des Namens, hier *Redscheb*, bezeichnet. Denn dieser *Ebn redscheb* war nicht ein Sohn des *Redscheb*, sondern ein Enkel des *Redscheb*. Sein Vater hieſs *Abd errachmân*. Es wird also in diesen Namen das Wort ابن *Ebn* öfter in dem weiteren Sinne *Abkömmling* gebraucht. Oft sind die Artikel auch ausführlicher, als die von uns hier übersetzten. Der Text bedarf hin und wieder der Correctur. Der Herausgeber bemerkt in den kurzen Vorreden der einzelnen Hefte, er habe es vorgezogen, den Text zu liefern, wie er in der Gothaischen Handschrift stehe, damit jeder Leser ihn nach seinem Gutdünken in den fehlerhaften Stellen verbessern kön-

könne. Dem zweiten Hefte ist auch noch ein kleiner Artikel über den *Eddsahabi* vorgesetzt, welcher aus der Gothaischen Handschrift Nr. 274 genommen ward.

3) *Ibn challikani vitae illustrium virorum*, e pluribus codicibus manuscriptis inter se collatis, nunc primum arabice edidit, variis lectionibus, indicibusque locupletissimis instruxit *F. Wüstenfeld*, phil. doct. cet. Fascicul. 1. quo continentur vitae 1 — 106. Götting. 1835. Fascicul. 2. quo continentur vitae 107 — 209. ibid. 1836. Fascicul. 3. quo continentur vitae 210 — 213 (lies 313). ib. 1836. 4.

Dies ist unstreitig das wichtigste Unternehmen des Herausgebers, welchem wir eine glückliche Beendigung wünschen müssen. Den Text der bekannten biographischen Artikel des *Ebn challikân*, welche alphabetisch geordnet sind, liefert Hr. *W.* hier mit Benutzung mehrerer Handschriften. Für seinen *fasciculus primus* gebrauchte er: 1) die zu Göttingen befindliche Lorsbachische Abschrift des *Schultensischen Codex* in Holland. 2) Den Gothaischen *Codex* Nr. 268, welcher sehr alt ist, und nur zwölf Jahre nach *Ebn challikâns* Tode geschrieben ward; er enthält nur die Hälfte des Werkes. 3) Den abgekürzten Berlinischen *Codex* in Einem Bande. 4) Den gröfseren Berlinischen *Codex* in mehreren Bänden, welcher oft einen viel reichhaltigeren Text als die gewöhnlichen *Codices* enthält, aber sehr fehlerhaft geschrieben ist. 5) Den vollständigen Gothaischen *Codex* Nr. 414 — 416. Dem alten Gothaischen *Cod.* folgte der Herausgeber vornehmlich; doch liefs er die mit Worten ausgedrückten Buchstabirungen der *Nomina propria* meistens weg, und begnügte sich, die Vocalpunkte jenen *Nominibus propriis* beizufügen. Der erste *Fasciculus* schliefst mit dem Fürsten *Ejjûb ben schâdsi*, welcher Vater des berühmten *Sultan Saladin* oder *Salâch eddîn* war. Die auf dem Titel erwähnten *variae lectiones* sind dem *fascic. prim.* nicht beigefügt; der Herausg. verspricht, sie in einem besondern Bande zusammen zu fassen, auch eigenthümliche Stücke des gröfseren Berlinischen *Codex* dort mitzutheilen, ingleichen *notae marginales*, die sich besonders in dem alten Gothaischen *Codex* finden. Der Text jenes gröfseren Berlinischen *Codex* ist allerdings sehr zu berücksichtigen; er enthält oft sehr interessante und wichtige Zusätze, z. B. in dem Artikel Nr. 95 über den Gelehrten الصاحب ابن عباد. Der Text dieses Artikels ist überhaupt in dem lithographirten Abdruck bei Hn. *W.* in eine unangenehme Unordnung gerathen, wenigstens in dem uns vorliegenden Exemplare. Es sind nämlich die Seiten des Textes unrichtig zu Blättern zusammengefügt worden. Das zweite Blatt dieses Artikels sollte die Seiten 133 und 134 enthalten; aber es enthält die Seiten 133 u. 130. Das dritte Blatt sollte die Seiten 135 u. 136 enthalten; aber es enthält die Seiten 131 u. 136. Der Text hat öfter Fehler, die vielleicht in der Handschrift standen, aber sehr leicht, und ohne alle Bedenklichkeit, verbessert werden konnten. So steht p. 104. lin. 6. وهذ قيس اول من واد النبات فى الجا هلية للغيرة d. i. „und dieser *Kais* ist der erste, welcher lebendig begrub die Pflanzen zur Heidenzeit wegen der Eifersucht." Es mufs statt النبات *die Pflanzen* natürlich heifsen البنات *die Töchter*. Denn es war eine Sitte der alten Araber, neugeborne Töchter lebendig zu verscharren. *Ebn challikân* fügt auch noch hinzu وللانفة من النكاج. Statt النكاج ist النكاح zu lesen; der Sinn ist: „und wegen Abneigung von der Ehe."

Für den *fasciculus secundus* benutzte Hr. *W.* noch ein neues Hülfsmittel, welches ihm durch die Verwendung des Hn. Prof. *Rödiger* zu Halle zu Theil ward, nämlich die Abschriften mehrerer Artikel aus Pariser *Codicibus* des *Ebn challikân*, welche Hr. Dr. *Wolff* zu Tübingen mit grofser Sorgfalt genommen hatte. In Betreff der Zahl und Ordnung der einzelnen Artikel weichen die verschiedenen *Codices* auch sehr von einander ab. In dem gröfseren Berliner *Codex* fehlen viele gewöhnliche Artikel; dagegen enthält er auch wieder manche, die in keinem anderen *Codex* stehen. Hr. *W.* hat aus demselben in diesem *fascic. sec.* die Artikel 133. 149. 199. 201. 202 mitgetheilt, bemerkt aber mit Recht dabey, dafs manche Worte in diesem *Codex* kaum zu lesen sind, und er daher in diesen Artikeln bisweilen auch nur einen unvollkommnen Text habe liefern können, oder Worte ohne diakritische Punkte. Für den *fasciculus tertius* benutzte Hr. *W.* wiederum einige neue Hülfsmittel, nämlich den ersten Band des vom Hn. Pr. *Flügel* herausgegebenen bibliographischen Lexicon des *Hadschi Chalfa*, und die biographischen Werke des *Ennawawi* und *Ebn schooba*. Die in Holland befindliche Handschrift des *Ebn challikân*, nach welcher *Tydemann* seinen *Conspectus* lieferte, enthält manche Artikel, welche Hr. *W.* in keiner seiner Handschriften fand; in Ansehung dieser Artikel begnügte sich also Hr. *W.* in seinem Abdrucke blos die Namen jener Artikel aus *Tydemann* aufzuführen; z. B. Nr. 288. ابو معمر شبيب بن شيبه الخطيب المنقرى البصرى. Die Schriftzüge des Hn. *W.* scheinen in diesem dritten Fascikel an Gefälligkeit etwas gewonnen zu haben. Der letzte Artikel dieses Fascikels, Nr. 313, enthält den Dichter *El haddâd* الحداد welcher ao. 529 zu *El kâhira* starb. Der Tydemann'sche *Conspectus* des *Ebn challikân* zählt 865 Artikel auf. Wir haben also in den bisher erschienenen Fascikeln des Hn. *W.* noch nicht die Hälfte des ganzen Werkes, und hoffen, dafs die fernere Herausgabe keine Unterbrechung leiden wird.

Eine andre Ausgabe des arabischen Textes des *Ebn challikân*, begleitet mit französischer Uebersetzung, ist von dem irländischen Orientalisten *Slane* zu Paris vor kurzem angekündigt worden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

Uebersicht
der
neuesten Werke über Arabische Literatur.

(*Fortsetzung von Nr.* 181.)

4) *Catalogi codicum manuscriptorum orientalium bibliothecae Bodleianae pars secunda arabicos complectens* confecit *Alexander Nicoll*, J. C. D. nuper linguae hebr. prof. reg. editionem absolvit et catalogum Urianum aliquatenus emendavit *E. B. Pusey*, S. T. B. viri desideratissimi successor. Oxonii 1835. 730 fol. max. mit 9 Tafeln arabischer Schriftproben aus den ältesten codicibus der Bodlejanischen Sammlung.

In diesem Prachtwerke erhalten wir also die Vollendung des von dem zu früh verstorbenen *Nicoll* begonnenen Cataloges, und bedeutende Berichtigungen für den Catalog von Uri durch Hrn. *Pusey*, welcher, nachdem er auf den deutschen Universitäten Greifswald und Bonn sich eine gründliche Kenntnifs der arabischen Sprache erworben hatte, die durch *Nicolls* Tod erledigte Professur zu Oxford erhielt, und auch die Beendigung des von *Nicoll* unternommenen Cataloges übernahm. Die Arbeit erhielt in ihm den rechten Mann, welcher mit Genauigkeit in der Beschreibung der Handschriften die erforderliche Kenntnifs der arabischen Sprache und Literatur besafs. *Nicoll* hatte das vorliegende Werk bis zur S. 388 erscheinen lassen; von dem übrigen hatte er Vieles für den Druck vorbereitet. Hr. *P.* sah das von *Nicoll* Nachgelassene genau durch, und erweiterte es, wo *Nicoll* nur kurz etwas angemerkt hatte; das von *Nicoll* selbst aufgezeichnete schlofs er in diesem Falle in Klammern ein, mit der Bezeichnung: not. V. D. Die von *Nicoll* gemachten Auszüge aus den Handschriften verglich Hr. *P.* alle genau mit den Originalen. Einige Codices, welche *Nicoll* noch nicht verzeichnet hatte, beschrieb er. Ferner beabsichtigte er, das Verzeichnifs einer anderen zu Oxford befindlichen Sammlung arabischer Handschriften, die jetzt zur *bibliotheca Radcliviana* gehört, hinzuzufügen, und machte auch schon einen Anfang zu dieser Arbeit, ward aber durch eine langwierige Krankheit an der Ausführung leider gehindert. Sodann hatte Hr. *P.* auch noch die, gleichfalls von *Nicoll* begonnenen, ausführlichen *Indices* über alle im Cataloge vorkommenden Schriftstellernamen und Büchertitel anzufertigen. Da diese *Indices* sich auch über den Catalog von Uri erstrecken mufsten, welcher bekanntlich die erste Abtheilung der Bodlejanischen Codices enthält, und äufserst fehlerhaft ausgefallen ist, so mufste erst eine Berichtigung des Urischen Cataloges vorgenommen werden. Hr. *P.* ging daher alle im Urischen Cataloge verzeichneten Handschriften durch, und fand denn, dafs Uri sich in unzähligen Fällen über den eigentlichen Titel, Inhalt und Verfasser der Handschriften gänzlich getäuscht hatte, da er nur an die äufseren Aufschriften sich gehalten, ohne den Inhalt des Werkes eigentlich zu untersuchen. Die Verkäufer jener Handschriften hatten ihnen häufig falsche Titel gegeben, und sie falschen Verfassern zugeschrieben, um höhere Preise fordern zu können. Unvollständige Werke hatten sie durch falsche Numerirung einzelner Abtheilungen als vollständige darzustellen gesucht. Alle diese Unrichtigkeiten hatte Uri ohne weitere Prüfung hingenommen. Auch bemühte Hr. *P.* sich bei den *codicibus anonymorum* so viel möglich die Verfasser ausfindig zu machen mit Hülfe des bibliographischen Werkes von Hadschi-Chalfa. So entstanden denn die bedeutenden im vorliegenden Werke S. 559—621 enthaltenen Emendationen zum Urischen Cataloge. Ihnen gehen voran S. 490—559 Emendationen zu dem von *Nicoll* und *Pusey* selbst hier gelieferten Cataloge. Die *Specimina scripturae arabicae*, welche auf den Tafeln dargestellt werden sollten, waren auch schon von *Nicoll* bestimmt worden. Sie bilden eine sehr interessante Zugabe, weil sie aus alten *Codicibus* genommen sind, deren Alter aus unverdächtigen Unterschriften bestimmt angegeben ist.

Der von *Nicoll* selbst schon herausgegebene Theil des Cataloges bis S. 387 enthält bekanntlich *Codices Samaritano-arabicos, hebraeo-arabicos, christianos*, und *arabicos mohammedanos* aller Gattungen, endlich *codices omissos* aller Gattungen. In dem letzten Abschnitte der *codicum omissorum*, welcher *codices miscellanei* überschrieben ist, brach das von *Nicoll* herausgegebene ab. *Nicoll* hat in den hier

S. 490 seqq. gegebenen Emendationen noch Manches nachgetragen. Ich habe diesen Theil des Cataloges, welcher anfangs abgesondert ausgegeben ward, schon im Jahr 1822 in der Jenaischen Litt. Zeit. Nr. 137. angezeigt. Ich hatte dort unter anderem bemerkt, dafs das Wort سيلة welches als Prädicat einem Samaritanischen Priester im Cod. Nr. 7. gegeben wird, wahrscheinlich gleichbedeutend mit غرة *Blässe des Rosses*, tropisch: *Zierde eines Volkes* sey. *Nicoll* zeigt nun richtig aus dem Lexicon des *Dschauhari*, dafs nicht سيلة sondern nur سايلة die Bedeutung *Blässe* habe. Freilich könnte statt سايلة unvollständig سيلة geschrieben seyn, und dies giebt immer noch den deutlichsten Sinn. Er bemerkt aber ferner, dafs statt سيلة zufolge einer anderen Handschrift zu lesen sey سبلة ein Wort, welches wieder mancherlei mögliche Deutungen zuläfst. Dafs in dem Cod. theol. I. die Worte ليدا und يعقوب جوليوس die Stadt *Leiden* und den *Jacob Golius* bezeichnen, damit erklärt *Nicoll* sich einverstanden; ingleichen damit, dafs S. 24. die karschunisch geschriebenen Worte ܒܗܢܡ den Namen des Schreibers, nämlich *Behnâm* بهنام enthalten. Unter den mohammedanischen Handschriften dieser Abtheilung wollen wir hier nur erwähnen die *Codices* des biographischen Lexicons des *Ebn challikân*, deren Benutzung Hrn. D. *Wüstenfeld* für seine lithographirte Ausgabe des Textes sehr erwünscht seyn müfste. Der Cod. 119. S. 108. enthält ein Exemplar des *Ebn challikân*, von dem gesagt wird: *saepissime occurrunt in oris notae ad contextus explicationem historicam vel litterariam spectantes, singularum vocum expositiones, et locutionum illustrationes, orthographiae notatio, maximam partem ex una manu, eaque hominis litterarum periti, et passim cernuntur emendationes recentiores.* Vorgesetzt ist dem Codex die *vita Ebn challikân* viel reichhaltiger und richtiger als in dem von *Tydemann* gegebenen Abdrucke. Der Codex 120 enthält ein Compendium des Werkes von *Ebn challikân*, nebst einem Supplement, welches ein und dreifsig *vitas* ergänzt, die in dem Hauptwerke bei *Ebn challikân* nicht stehen, und deren Personen zum Theil nach *Ebn challikân* lebten. Das Compendium verfafste ein gewisser *Tâdsch eddîn el jemeni* gegen ao. 729. Den bekannten Namen عبد المطلب schreibt *Nicoll*, wie alle unsre Gelehrten, *Abd el motalleb*, als wenn er das *participium formae sec. radicis* طلب enthielte. Allein dies ist unrichtig. Er enthält das *participium formae octavae*, und mufs daher geschrieben werden *Abd el mottalib*, wie man aus vielen Stellen des *Kâmûs* und anderen genau vocalisirten *Codicibus* sehen kann. Die Numern 124 und 125 enthalten den fünften Band des grofsen historischen Werkes des *Ebn chaldûn*; Nr. 128 ein grofses Werk über die arabischen Stämme in den verschiedenen Provinzen; Nr. 137 ein Band des Werkes von *Ebn hajjân* über die Geschichte Spaniens; Nr. 143, 144 die Biographieen der Aerzte von *Ebn abi ossaibia* أُصَيْبِعَة d. i. Fingerlein. Die Namen sämmtlicher darin aufgeführten Aerzte theilt der Catalog mit; das *Cap. nonum* enthält diejenigen Aerzte, welche die griechischen Werke in das Arabische übersetzten.

Der von Hrn. *P.* besorgte Theil des Cataloges beginnt, wie schon gesagt, in den *codicibus omissis miscellaneis* p. 388. Wir finden hier zuerst unter anderen mehrere *Codices*, die allerlei Sammlungen und Excerpte von *Theochares Dadichii*, einem Aleppiner, gest. ao. 1734, von *Henric. Sike* und anderen enthalten; dann Nr. 398 ein *Diploma gradus* oder *licentiae* اجازة ausgefertiget zu Tunis ao. 808 von *El oraifi* العريفى für seinen Schüler *El gâfiki* aus Tripolis, worin letzterem in Gegenwart der unterschriebenen Zeugen die hinlängliche Kenntnifs des Korân und der Theologie bescheiniget wird. Auszüge aus dem Diploma über die von dem Candidaten durchgemachten Studien sind mitgetheilt. Der Licentiatus wird bezeichnet durch den Ausdruck المجاز له *is cui licentia facta est*. Es ist dies ein interessantes Stück, da bekanntlich über diese اجازة der Moslemen mancherlei Untersuchungen und Vermuthungen stattgefunden haben. Nr. 407. Sammlung verschiedener Originalschreiben Marokkanischer Sultane, z. B. von *Mulei Hamet* oder *Achmed* ao. 994 an die beiden Engländer *Warbeck* und *Heister*, welche unter der Königin Elisabeth in Staatsdiensten standen; von *Mulei Seidân* ao. 1017 an den holländischen Statthalter Moriz von Nassau. Nr. 409. drei Briefe des Marokkanischen Sultan *Mulei al walid ben seidân* an König Karl den ersten von England. Nr. 410. ein Roman, betitelt: Geschichte des Nomair نمير welcher den Beinamen اسد الكماين *Löwe der Lauer* führte, erzählt dem *Maslama*, Sohne des Chalifen *Abd el malik*.

Hierauf folgen drei *Codices Druzorum Hakemicolarum unitariorum* p. 407. Nr. 1. enthält eine Sammlung der älteren und echteren Abhandlungen رسالات der Drusen, wie es scheint im sechszehnten Jahrhundert geschrieben. Darin stehen z. B. die Abhandlungen *Pars prima e septem partibus*; *Epistola quae inscribitur admonitio, reprehensio, comminatio et directio*, *Parabola quam proposuit quidam ex doctis religionis, ad reprehendendum eos, qui foedus non servarunt*; *Epistola filiorum Abu himâri*; *Investitura Lâhiki*; *Investitura magni*; *Investitura Scheichi Abul ketâib*; *Epistola quae dicitur exprobratio et declaratio infamiae in coetum, qui in Sanhur est, ex Kotamitis, prudentibus, lentis*; *Epistola quae dicitur Messiana atque mater torquium piarum, atque evertens*

tens fundamenta associantium. Eigentlich ist wohl zu übersetzen *fundamenta associantia sive pagana, i. e. doctrinas christianas*, da العقايد الشركية steht. Nr. 2. enthält gleichfalls eine Anzahl solcher Abhandlungen, und wird als im 15. Jahrhundert geschrieben betrachtet. Darin stehen zuerst: *Epistola quae dicitur epistola excitationis et boni nuntii ad socordes et familiam veritatis ac puritatis.* Der Verfasser ist المقتنى *El moktana*; *Epistola quae dicitur veritates, monitiones et castigationes ad omnes homines*; ferner: *Liber Abul jakdâni*; der Verfasser *El moktana* ersucht den *Scheich Abul jakdân* ابو اليقظان er möge den Sommer bei den Brüdern Unitariern in Syrien zubringen, und sie vor den Verführungen der Neuerer und Abtrünnigen bewahren. Nr. 3. enthält 43 verschiedene Drusische Aufsätze.

Dann folgen noch einige moslemische *Codices* grammatischen und bibliographischen Inhaltes, worunter ein ehemals Hrn. *Nicoll* gehörendes Exemplar des *Hadschi Chalfa*, welches vieles enthalten soll, was den anderen bekannten Exemplaren fehlt, worauf Hr. *Flügel* als Herausgeber des *Hadschi Chalfa* seine Aufmerksamkeit richten möchte. Daran schliefsen sich *Codices christiani* p. 441—484, und zwar *novum testamentum*, *vetus testamentum*, *codices theologici*, *rituales*, *geographici*, *epistolae*. Aus den Lesearten der arabischen Uebersetzungen der biblischen Bücher ist vieles mitgetheilt. Nr. 8. enthält eine arabische Uebersetzung des von *Bar Hebraeus* syrisch geschriebenen Werkes *candelabrum Sanctorum* منارة الاقداس über die christliche Lehre; eine ausführliche Inhaltsanzeige ist mitgetheilt. Cod. 9. ein *Florilegium* aus den Reden des *Ephraem Syrus*. Bei Cod. 12. wird der Titel خورى des Vaters eines syrischen Schreibers höchst wahrscheinlich richtig durch das syrische ܟܘܪܝ *Curi* d. i. *parochus* erklärt, welches vielleicht von χωρεπισκοπος abgekürzt ist*). Der Catalog giebt überhaupt vielfache Bereicherungen für unsere arabischen Wörterbücher. Nr. 16. ein kirchliches Document, vermittelst dessen *Matthaeus*, Coptisch-Jakobitischer Patriarch, die *cura* zweier Kirchen zu *El kâhira*, die der heiligen Jungfrau und dem heiligen Georg gewidmet sind, vier Diaconen und Archonten übergiebt ao. 1638; ein grofser Theil des Documents ist angeführt. Ueber die moslemische *Licentia docendi* اجازة sind in den Emendationen zum *Nicoll*'schen Cataloge S. 555 noch manche erläuternde Stellen hinzugefügt. Die *Indices*, welche den ganzen Catalog beschliefsen, sind: 1. ein arabisches Verzeichnifs aller Titel der im *Uri*schen und im *Nicoll-Pusey*'schen Cataloge aufgeführten *Codices*. 2. Ein lateinisches Verzeichnifs aller arabischen Autoren, deren Schriften in jenen beiden Catalogen aufgeführt sind. 3. Ein lateinisches Verzeichnifs der in den Erläuterungen citirten Bücher und Schriftsteller. 4. Ein arabisches Verzeichnifs der erläuterten arabischen Worte und Namen. Die fünf ersten Schrifttafeln liefern Proben verschiedener kufischer und magrebinischer *Codices* unbestimmten Alters. Die Tab. 6. giebt zuerst Proben der ältesten datirten *Codices*, nämlich von ao. 373 und ao. 400. Tab. 7. Proben von ao. 427. 436. 462. 466. Tab. 8. von ao. 475. 520. 544. 547. 550. 566. Tab. 9. von ao. 598. 607. 633. 640. Es ist angenehm, eine solche zusammenhängende Reihe von Schriftproben vom vierten bis siebenten Jahrhundert vor sich zu haben. Der verschiedene Charakter in den einzelnen Proben scheint übrigens weniger von dem Zeitalter abzuhangen, als von der besonderen Hand des einzelnen Schreibers.

5) *Catalogus codicum manuscriptorum orientalium bibliothecae regiae Dresdensis.* Scripsit et indicibus instruxit *H. O. Fleischer*. Accedit *F. A. Eberti* catalogus cod. man. or. bibliothecae ducalis Guelferbytanae. Lipsiae 1831. 103 S. 4.

Dieser nach einem viel kleineren Maafsstabe angelegte Catalog enthält keine so grofse Auszüge aus den *codicibus* und so ausführliche Erläuterungen wie der *Nicoll-Pusey*'sche, doch giebt oft er auch recht genaue Inhaltsanzeigen der *Codices*. Die Titel der Werke und die Namen der Verfasser sind meistens nur mit lateinischen Buchstaben mitgetheilt, doch so, dafs der des Arabischen und Persischen Kundige die Original-Orthographie derselben leicht erkennen wird. Durch die Gefälligkeit des Hrn. D. *Flügel* konnte Hr. *F.* bisweilen die Angaben des *Hadschi Chalfa* zu Rathe ziehen in Betreff der wahren Titel und Verfasser einzelner Werke. Für die ersten 135 *Codices* konnte Hr. *F.* den schon von Paulus in den Memorabilien herausgegebenen Reiskischen Catalog benutzen, unterliefs aber nicht, dennoch sämmtliche darin verzeichnete *Codices* von neuem selbstständig zu prüfen. Ein grofser Theil der Dresdener Handschriften sind durch die Türkenkriege in Ungarn im 17. Jahrhundert nach Deutschland gelangt, und dadurch erhält die ganze Sammlung ihren eigenthümlichen Charakter. Sie enthält vornehmlich türkische Werke, ferner solche, die bei den Moscheen und Schulen, und von den türkischen Kâdis für ihre Amtsführung gebraucht werden. Der Codex Nr. 374. enthaltend den zweiten Band der Traditionensammlung des *Bochâri*, hat auf dem ersten Blatte eine Inschrift, welche sagt, dafs ao. 981. H. d. i. ao. 1573. C. der Beglerbeg der Provinz Budun (Ofen in Ungarn) Mustafa Pascha, diese Handschrift mit mehreren anderen der von ihm zu Ofen gestifteten Moschee, und der damit verbundenen Schule, geschenkt habe; er bestimmt ferner in dieser Inschrift, unter welchen Bedingungen der Imâm-Bibliothecar den Zöglingen der Schule die Handschrift leihen dürfe, und wie er zu Anfang jedes Jahres dem Curator der legirten Bücher Rechenschaft von der sorgfältigen Aufbewahrung derselben ablegen solle. Ueber die Quellen, aus welchen allmählig zu der Dresdener

*) Ohne Zweifel so. S. über die ܟܘܪܝܐ und ܐܦܝܣܩܘܦܐ ܟܘܪܝ *Chorepiscopi* der Nestorianer Assemani B. O. III, 2. S. 831. *Red.*

dener Sammlung immer neue Handschriften hinzukamen, giebt Hr. *F.* in der Vorrede genauere Auskunft. Die Aufzählung der *Codices* im Cataloge befolgt keine Ordnung oder Eintheilung der *Codices* nach ihrem verschiedenen Inhalte; doch hat Hr. *F.* diesem Uebelstande dadurch einigermafsen abgeholfen, dafs er dem Cataloge einen kleinen *Conspectus codicum* vorsetzte, in welchem die Handschriften in ihre verschiedenen Fächer vertheilt sind.

Unter den *arabischen* Handschriften zählt Hr. *F.* zu den *historischen* nur den Codex Nr. 392, welcher eine Art Autobiographie zu enthalten scheint, verfafst von einem gewissen *Esscharâwi* zu El kâhira ao. H. 960. ao. C. 1552. Das Werk ist betitelt *Catâïf el minen wal achlâk* لطايف المنن والاخلاق *edle Gaben und Tugenden*, nämlich die der Verfasser von Gott empfangen hatte, und dankbar preisen zu müssen glaubte. Er stammte von den Fürsten von Tilimssân in Nordafrika, und verbreitet sich in dem Buche über seine Studien und Schriften. Geboren ward er in Aegypten, und erhielt hier seinen ersten Unterricht. Er beschreibt die Lehrer, bei welchen er hörte, und die Bücher, welche er bei ihnen las; er zählt auch die sonst von ihm gelesenen Bücher auf, ingleichen die von ihm verfafsten, vier und zwanzig an der Zahl, und disputirt gegen Alchemie und Schatzgräberei. Diese von Hrn. *F.* mitgetheilten Bemerkungen erstrecken sich eigentlich nur über die ersten 23 Blätter der Handschrift. Da sie aber 244 Blätter enthält, so bleibt die Frage übrig, was denn die grofse Zahl der übrigen Blätter füllt. Von arabischer Poesie findet sich in Cod. 8. ein Gedicht des *Ebn fâridh*, oder *Ebn el fâridh* ابن الفارض wie er *Sacy chrest.* Tom. 3. p. 130. heifst; cod. 130 ein juristisches Lehrgedicht; cod. 139 ein medicinisches; cod. 172 das Lobgedicht auf Mohammed von *Kaab ben soheir*; cod. 180 grammatische Gedichte; cod. 204. die Borda, das Lobgedicht des *Kaab ben soheir*, die *Moallaka* des *Amriulkais*, und andre Gedichte; cod. 219 die *Borda* mit doppeltem arabischen Commentar. Die Handschriften über Theologie und Jurisprudenz sind ziemlich zahlreich. Aufser zwei Bänden der Traditionensammlung von *Bochâri* Nr. 374. 375. finden sich auch in Nr. 94. und 265. Auszüge und Erläuterungen der Tradition oder des *Hadîth*. Auch über Grammatik und Logik sind die Schriften ziemlich zahlreich. Der Cod. 397. enthält eine metaphysische Schrift, nämlich einen Commentar zu der Metaphysik betitelt *El mawakif* المواقف die der Kâdi *Adad eddîn* gegen ao. 750. H. schrieb. Der Verfasser dieses Commentares nennt sich *Essejjid esscherif* السيد الشريف und sagt, er sey zur Abfassung des Commentares aufgefordert worden durch den Fürsten *Sultân el hind muhammed schah dschewne* محمد شاه جونه. Wohin ungefähr dieser Fürst zu setzen sey, hat Hr. *F.* nicht bemerkt. Aus der Naturgeschichte ist vorhanden der Cod. 97. enthaltend die *Adschâïb el machlukât* von *Kaswini*, und Cod. 102. enthaltend die *Charîdet el adschâïb* von *Ebn el wardi*. Aus der Astronomie bemerken wir Cod. 131. enthaltend Anmerkungen حاشية verfafst von *Kâdi sâde* zur astronomischen Abhandlung *Mulachchis fi ilm el heie* ملخص فى علم الهيئة die *Tschagmini* verfafste. Eine arabische Anthologie ist Cod. 404. nämlich *Raud el achjâr* Flur der Guten, ein Auszug aus dem *Rabî el abrâr* Frühling der Reinen, den *Essamachschari* verfafste.

Viel zahlreicher als die arabischen Handschriften sind nun in der Dresdener Sammlung, wie schon oben bemerkt, die persischen und die türkischen, und in diesen beiden Literaturen sind die Fächer der Geschichte, Poesie, Romane, Anthologie, so wie Theologie, Recht, Moral, Ascetik recht gut ausgestattet.

Unter den Wolfenbüttelschen Handschriften bemerken wir Nr. 38. 39. die Sammlung der arab. *Proverbia* von *Abu obeid ben salam*, und Nr. 43. die ethische Anthologie *kitâb essolwanât* d. i. das Buch der Tröstungen, von *Etthafari.*

Indem wir diese Cataloge verlassen, bemerken wir nur noch, dafs die *Fortsetzung des Cataloges der Gothaischen Handschriften* von Hrn. D. *Möller* recht sehr zu wünschen wäre, desgleichen der Catalog der so zahlreichen orientalischen Handschriften des Brittischen Musei zu London, unter welchen sich auch die vom Englischen Consul *Rich* zu Bagdad gesammelten befinden. Zu Paris soll man auch auf die Anfertigung eines Cataloges Bedacht zu nehmen anfangen, da der alte ganz unzureichend geworden ist. Hr. *von Hammer-Purgstall* hat uns in den Beiblättern der Wiener Jahrbücher schon seit mehreren Jahren recht schätzbare Nachrichten über seine Handschriften mitgetheilt, so wie Hr. Staatsrath *von Frähn* in kleinen Aufsätzen Nachrichten über gelegentliche neue Erwerbungen der Petersburger Sammlung. Der Catalog der *Ouseley*'schen Sammlung, Lond. 1831, führt gröfstentheils persische und indische Handschriften auf, aber S. 18—19 auch vierzig arabische, unter welchen recht werthvolle sich befinden, z. B. ein schönes Exemplar des *Harîri*, ein *Kitâb jâkût* von dem leider der Anfertiger des Cataloges nicht sagt, ob es das berühmte topographische Lexicon des *Jâkût* sey, eine Chronik der Chalifen von *Essojûthi.*

Hier sollten wir nun des vom Hrn. Prof. *Flügel* gelieferten ersten Bandes des *Hadschi chalfa* gedenken. Leider haben wir noch kein Exemplar erhalten können*), und müssen die Anzeige also bis weiter unten versparen.

Von der Literaturgeschichte wenden wir uns zur politischen Geschichte.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

*) Das Werk ist zu Leipzig in der Vogelschen Buchhandlung zu haben. *Red.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

Uebersicht
der
neuesten Werke über Arabische Literatur.

(Fortsetzung von Nr. 182.)

B. Politische Geschichte des Morgenlandes.

6) *Abulfedae historia anteislamica arabice*; e duobus codicibus bibliothecae regiae Parisiensis 101 et 615 edidit, versione latina, notis et indicibus auxit *H. O. Fleischer*. Lips. 1831. 262 S. 4.

Hier erhalten wir also aus der Chronik des Abulfeda die *praefatio*, ferner lib. 1. *de historia antiquissima, prophetis et regibus hebraeis*; lib. 2. *de regibus Persiae, aliisque rebus huic loco convenientibus*; lib. 3. *de pharaonibus, regibus Graecorum ac caesaribus*; lib. 4. *de regibus Arabum*; lib. 5. *de ceteris populis*. Dies *fünfte* Buch wird wohl richtiger allgemein *de populis* oder *de nationibus* betitelt, wie auch S. 12 der arabische Text sich ausdrückt في ذكر امم العالم *de gentibus mundi*, und S. 148 في ذكر الامم *de gentibus*. Denn es handelt von den Völkern überhaupt, auch von solchen, die in Ansehung ihrer Fürsten schon in den früheren Büchern abgehandelt sind, nämlich von den Syrern, Sabaeern, Aegyptiern, Persern, Griechen, Juden, Christen, den verschiedenen Volksstämmen, welche das Christenthum annahmen, als Römern, Armeniern, Georgiern, Circassiern, Russen, Bulgaren, Alamannen, Burdschanen, Franken, Galiciern, Baschkerden; sodann noch von den Indiern, Sindiern, Negern, Sinesen, Berbern, Aditen, Amalekiten, Arabern, und deren verschiedenen Geschlechtern und Stämmen. Das fünfte Buch unterscheidet sich also von den vier ersten Büchern dadurch, dafs es über jedes einzelne Volk allgemeine Nachrichten mittheilt, während die vier ersten Bücher sich besonders mit den Herrscherfamilien einzelner Völker beschäftigen. Am interessantesten für uns sind natürlich die im 4. und 5. Buch gegebenen Nachrichten über die Araber, da diese am meisten Selbstständigkeit besitzen. Den von *Sacy* in das lateinische übersetzten Theil überliefs *Sacy* mit den hinzugefügten Noten dem Hn. *F.*, welcher aber nochmals den Originaltext mit jener Uebersetzung genau verglich, und in mehreren Stellen die Uebersetzung änderte, worüber er in den Anmerkungen genauere Rechenschaft giebt. S. 132 steht ein Vers auf die Tödtung des *Hodschr ben el hâreth*, worin es heifst:

آه كُلُّ شَىْءٍ سِوَاهُ خَلَلٌ

Sacy übersetzte: *Nonne omnis res praeter illud parva est?* Hr. *F.* zieht dagegen vor: *ecce iam omnia, illo sublato, luxa et clauda sunt.* Hier möchten wir die *Sacy*'sche Uebersetzung für die richtigere halten. Denn der von Hn. *F.* angenommene Gedanke: *illo sublato*, welcher in den arabischen Todtenklagen häufig vorkommt, wird in der Regel ausgedrückt durch بعده *post eum*, i. e. *post eum sublatum*. Hiegegen سوى bedeutet *praeter, citra*. Man könnte also übersetzen: *Nonne omnia praeter ipsum infirma sunt?* Die von Hn. *F. ead. pag.* in den Text gesetzte Correctur تَطَاوَلَ ٱللَّيْلُ عَلَىَّ *morata est nox super me* für تُطَاوِى ٱللَّيْلَ *transigebas noctem super* scheint sehr annehmlich. Sie erhält einige Bestätigung durch den ähnlichen Ausdruck des *Mohalhel*, in *Rasmussen additamentis* pag. 13.

فَإِنْ يَكُ بِٱلذَّنَائِبِ طَالَ لَيْلِى

si in Eddsanâïb longa mihi fuerit nox.

Der *zweite* Abschnitt des Verses ist nach der von Hn. *F.* in den Anmerkungen S. 229 gegebenen Verbesserung zu übersetzen, nämlich دمون إِنَّا معشر يمانون *o Demmûn, profecto sumus viri Jemenenses*, wie schon *Sacy* vorgeschlagen hätte. In den Anmerkungen theilt Hr. *F.* viele anziehende Notizen und Auszüge mit, welche ihm zum Theil durch Hn. *Flügel* und Hn. *Hamaker* geliefert wurden, z. B. S. 234. 235 das Leben des Wesir *Ali ben jussuf el kofti*, Verfassers einer von *Abulfeda*, *Abulfaragius* und

und *Casiri* viel benutzten arabischen *bibliotheca philosophorum*, welcher ao. 646 starb. Das Leben ist entnommen aus der von *Essafadi* geschriebenen Fortsetzung des biographischen Lexicons des *Ebn challikân*. Die lateinischen Uebertragungen des Hn. *F.* zeichnen sich durch Richtigkeit und Latinität vortheilhaft aus. Dem arabischen Texte hätten wir, namentlich in den Versen, etwas von Vocalpunkten gewünscht.

7) *Liber concinnitatis nominum, id est: vitae illustrium virorum auctore Abu zacarja jahja ennawawi.* E cod. man. bibl. reg. Gotting. arabice edidit, latine vertit, annotationes addidit *H. F. Wüstenfeld.* Sectio prima, qua continentur praefatio et Mohammedis vita. Gottingae. 1832. 107 S. 4.

Von der Geschichte der heidnischen Araber führt uns die vorliegende Schrift zum Stifter des Islâm, über welchen hier aus dem biographischen Lexicon des *Ennawawi* ٱلنَّوَوِى oder ٱلنَّوَاوِى der ihn betreffende Artikel mitgetheilt ist. Dieser Artikel giebt summarische Nachrichten über Mohammeds Hauptunternehmungen in den einzelnen Jahren nach der Flucht oder Auswanderung, seine Abstammung, seine Namen, die Zeit seiner Geburt, die seines Todes, seine Jugendschicksale, seine Leibesgestalt, seine Kinder, Oheime, Muhmen, Gattinnen, Knechte, Mägde, Diener, Schreiber, Boten, Herolde, seinen Charakter, seine Thaten, seine Weissagungen, seine Rosse und sonstiges Vieh, seine Eigenthümlichkeiten. Das Werk des *Ennawawi* ist eigentlich ein für Rechtsgelehrte bestimmtes Handbuch, welches Namen und Redensarten erläutert; die Erläuterung der Namen giebt in der ersten Abtheilung zu den biographischen Artikeln Anlafs. Der Göttingische *Codex* enthält nur die erste Abtheilung. Das Werk befindet sich auch in der Leydenschen Handschriftensammlung, und *Hamaker* handelt daher von demselben in seinem *Specimen Catalogi* pag. 159 sq. In der von Hn. *W.* hier auch mitgetheilten *Praefatio* des Werkes erklärt sich *Ennawawi* über den Zweck desselben, die darin benutzten Quellen, die verschiedenen Arten der Namen, Zunamen und *Gentilicia*, die Lehrer bei welchen er studirte, und die verschiedenen Classen der ersten Moslemen. Das Wort الانساب welches Hr. *W.* gewöhnlich durch *origines* übersetzt, z. B. S. 33 bedeutet hier *nomina gentilicia*, wie: der *Koraischite*, der *Hâschemite*. Es kommen in Bezug auf die Namen, und auf die verschiedenen Classen der ersten Moslemen, nämlich اصحاب *socii*, und تابعون *asseclae*, und تابعوا التابعين *asseclae asseclarum*, viel interessante Notizen vor. Da diese Schrift des Hn. *W.* sein erster Versuch war, so zeigen sich in der Uebersetzung des arabischen Textes öfter Ungenauigkeiten. Es wird S. 40 davon gesprochen, dafs *die Nachfolger der Nachfolger* nicht mehr so gut gewesen wie *die Nachfolger*, und zur Bestätigung wird ein Spruch Mohammeds angeführt, welcher also lautet:

مَا مِنْ عَامٍ إِلَّا وَٱلَّذِى بَعْدَهُ شَرٌّ مِنْهُ

Hr. *W.* übersetzt: *Quid est ex quodam anno, vel quid post eum, peius est illo.* Der eigentliche Sinn ist: *nullus annus est, quin qui eum sequatur peior sit ipso*, oder: jedes nachfolgende Jahr ist schlechter als sein vorhergehendes. Im Arabischen wird bekanntlich in negativen Sätzen statt لَا عَامَ auch مَا مِنْ عَامٍ *non exstat annus* gesetzt.

8) *Taberistanensis id est Abu dschaferi mohammed ben dscherir ettaberi annales regum atque legatorum Dei*; ex cod. man. Berolin. arab. edidit et in latinum transtulit *J. G. L. Kosegarten.* Gryphisvaldiae Vol. 1. 1831; Vol. 2. particul. 1. 1835. 4.

Der von ao. 224—310 p. *H.* lebende arabische Geschichtschreiber *Ettaberi* verdient Aufmerksamkeit theils wegen der verhältnifsmäfsig früheren Zeit, in welcher er schrieb, und die auch in seiner Sprache sich sattsam zu erkennen giebt, da ihm viele Ausdrücke geläufig sind, die man bei den späteren Geschichtschreibern nur selten findet, theils wegen der Ausführlichkeit, mit welcher er die früheren Ereignisse in der moslemischen Welt berichtet. Das ganze Werk, welches, nach der Weise der gröfseren arabischen Chroniken, mit der moslemischen Sagengeschichte von den ersten Staaten und Propheten der Erde beginnt, dann die Geschichte der Araber vor Mohammed abhandelt, um endlich vorzüglich bei der Geschichte der moslemischen Araber zu verweilen, füllt ungefähr zwanzig Bände in grofs Quart oder Folio, hat sich aber bis jetzt nirgends vollständig vorgefunden, da das Schicksal der vielbändigen Handschriften gewöhnlich in Zerstreuung und theilweisem Untergange besteht. In Paris, Oxford, Leiden befinden sich einzelne Bände, und *Schultens* hat den zu Leiden befindlichen für die Geschichte der Araber vor Mohammed benutzt. Die Berliner Bibliothek besitzt vier Bände, deren erster mit Mohammeds Tode beginnt, und die Feldzüge *Abu bekr* gegen die abtrünnig gewordenen arabischen Stämme أَهْلُ ٱلرِّدَّةِ oder ٱلْمُرْتَدُّونَ erzählt, sodann das Einrücken der moslemischen Araber in *Irâk*, die Eroberung *El hiras*, *El Anbâras*, und andrer Oerter jener Gegend, mehrere dortige Schlachten wider die Perser, darauf das Einrücken in *Syrien*, die Eroberung von *Damask*, die Schlach-

be

bei *Jarmûk*, und endlich das erneute Vordringen gegen die Perser, und die Schlacht bei ٱلْقَادِسِيَّة *El kâdessijje* oder *Kadesia*. Mit diesem Bande, welcher in der Reihe eigentlich der fünfte ist, und einen interessanten Zeitabschnitt behandelt, habe ich die Herausgabe des Werkes begonnen. Die Darstellungsart des *Ettaberi* ist die den älteren arabischen Historikern gewöhnliche, welche nämlich fast noch ganz die aus der mündlichen Ueberlieferung unmittelbar hervorgehende Gestalt hat. Ueber alle Hauptpunkte der Erzählung werden die verschiedenen Ueberlieferungen, welche auf die Aussage verschiedener Gewährsmänner sich gründen, angeführt. Diese verschiedenen Ueberlieferungen weichen oft nur in kleinen Nebenumständen von einander ab. Oft begnügt *Ettaberi* sich denn auch, aus einer zweiten und dritten Ueberlieferung über denselben Gegenstand nur das wirklich abweichende anzuführen. Er sagt dann z. B.: „mit der bereits mitgetheilten Aussage des *Esschobi* stimmt überein die Aussage des *El modschâled*, aufser dafs dieser noch folgendes berichtet." Ganz in derselben Weise sind die Sammlungen der heiligen Ueberlieferung, oder des *Hadîth*, betreffend die Handlungen und Aussprüche Mohammeds, abgefafst. Uebrigens bezieht sich *Ettaberi* auch auf schriftliche Belehrung, welche er empfangen; namentlich sagt er von einem häufig von ihm angezogenen Gewährsmanne *Essurri* sehr oft: كَتَبَ إِلَىَّ ٱلسَّرِى *scripsit ad me Essurri*. Unter welchen Umständen dieses Schreiben erfolgt sey, ob es bei den Studien des *Ettaberi* statt gefunden, oder ob es eine in späterer Zeit stattfindende freundschaftliche Belehrung, die in Folge von Anfragen ertheilt ward, gewesen sey, oder was sonst, darüber habe ich bisher nichts sichres ausmitteln können. Ueberhaupt geben die in diesen Aufführungen der Gewährsmänner oder أَسَانِيد *Stützungen*, wie die Araber sie nennen, erwähnten Namen und Verhältnisse von Lehrern und Schülern, und vom Zusammenhang der einen Ueberlieferung mit der anderen, zu vielfachen und schwierigen Untersuchungen Anlafs, die bisher wenig verfolgt worden sind. Oft kann es schon zweifelhaft seyn, wie eigentlich die Worte des *Isnâd* aufzufassen sind, und in welcher Ordnung die verschiedenen Ueberlieferer zu denken sind. Denn bekanntlich begnügen die Araber sich in diesem Punkte nicht damit, blos den ersten Gewährsmann zu nennen, von dem der Vf. seine Auskunft erhielt; sondern sie sagen: „mir erzählte es *Seif*, welcher es gehört hatte von *Ebn ishâk*, dem es gesagt worden war durch *El aslam* und *El modschâled*, die es beide von *El kotrobi* gehört hatten, u. s. w." Diese Hinaufführung der Nachricht bis zu ihrer Quelle wird gewöhnlich fortgesetzt bis zur Aussage eines [Ge]nossen oder Augenzeugen des Ereignisses. اسانيد oder *Stützungen* sind also für die Arab[er] was uns unsre Citate der Gewährsmänner [in] Noten zu seyn pflegen. Nur begnügen wir [ge]wöhnlich mit dem Citat unserer nächsten Que[lle oh]ne weiter auf deren Ursprung zurückzugehe[n. Die] Araber sind also in diesem Punkte eigentli[ch viel]fältiger und vollständiger als wir. Denn die [in ih]nen angezogenen Gewährsmänner sind wi[r] nicht unbekannte Leute, sondern Leute, der[en Zeit]alter und Lebensverhältnisse in eigenen Samm[lungen] für diesen Gegenstand aufgezeichnet werde[n,] z. B. in dem oben unter Nr. 2 aufgeführte[n ...] *classium virorum* des *Eddsahabi*. Oefter gie[bt Etta]beri den *Isnâd* auch nur verkürzt; er nennt [die näch]sten Gewährsmänner, und verweiset in Bet[reff des] weiteren Verlaufes des *Isnâd* auf die schon gegebenen Anführungen. Z. B. wo er sag[t ...]رى عن شعيب عن سيف عن محمد وطلحة وزياد باسنادهم „es schrieb an mich *Essurri*, [der] es gehört hatte von *Schoaib*, der es vernomm[en] von *Seif*, der es gehört hatte von *Mohamm[ed,]* *Talcha* und *Sijâd* nach deren Stützung" so h[eisst] der Ausdruck: „nach deren Stützung" ...هم wie ich glaube: „diese drei Männer beriefen [sich auf] ihre gewöhnlichen, schon oben von mir nam[haft ge]machten Gewährsmänner." Eine andere Sch[wierig]keit verursacht in den *Stützungen* der Umsta[nd, dass] die Namen der Gewährsmänner oft nicht voll[ständig] mitgetheilt sind, nämlich nicht mit Vorname[n, Zuna]men, Vatersnamen, Geschlechtsnamen, sond[ern es] steht oft blos der eigentliche Name, wie z. [B.] *Sijâd*, oder blos der Geschlechtsname, wie [...] *Essohri*, oder السرى *Essurri*. Für den g[elehrten] Araber, und für denjenigen, welcher die f[rüheren] Bände des *Ettaberi* gelesen hat, ist jene ve[rkürzte] Anführung genügend. Aber uns macht es [oft] Schwierigkeit, auszumitteln welcher *Sijâd* od[er wel]cher *Essohri* gemeint sey, da es fast immer [mehrere] gelehrte Leute solches Namens gab. Am S[chlusse] des *Isnâd* unmittelbar vor dem Beginne des B[erichts] steht in der Regel ein قال *dixit*, in Ansehu[ng des]sen es mir oft zweifelhaft gewesen ist, ob es [sich auf den] zunächst vorhergenannten Ueberlieferer sich [beziehe,] oder auf den ersten Ueberlieferer, dessen N[ame den] *Isnâd* eröffnet. So steht z. B. S. 120. Z. 18.

...د قال حدثنا سلمة عن ابن اسحق عن عبد الله بن ابى بكر قال *i. e. tradidit nobis haec* [...]*meid*, *qui dixit*: *tradidit nobis ea Salama*, *qu*[*i ac*]*ceperat ab Ebn ishâk*, *qui ea cognoverat ex* [...]

ben abi bekr. Dixit: tribus Soleim ben mansûr fidem prodiderat cet. Ist nun, dem Sinne der Construction gemäfs, das hinter بكر stehende قال auf den Ueberlieferer *Abd alla ben abi bekr* zu beziehen, oder auf den Ueberlieferer *Ebn homeid*? Mehrere Stellen haben mir indefs den Aufschlufs gegeben, dafs dieses zuletzt unmittelbar vor dem Bericht stehende قال auf den unmittelbar vorher genannten Ueberlieferer sich bezieht, und zwar dadurch, dafs jenes قال *in genere et numero* übereinstimmt mit dem unmittelbar vorher genannten Ueberlieferer. Ist dieser eine Frau, z. B. *Aïscha*, Mohammeds Gattin, so steht قالت. Sind zuletzt zwei koordinirte Ueberlieferer genannt, so steht قالا im Dual; sind zuletzt drei koordinirte genannt, so steht قالوا im Plural. So heifst es Vol. 2. pag. 138. حدثنى الحرث عن ابن سعد قال اخبرنا محمد بن عمى قال حدثنى مالك عن ابى الرحال عن ابيه عن عايشة قالت i. e. *Haec mihi tradidit El hareth, qui ab Ebn saad ea acceperat; qui dixit: nobis ea narravit Mohammed ben omar, qui dixit: mihi ea tradidit Mâlek, qui ab Abur rachchâl ea acceperat, cui a patre tradita fuerant, qui ab Aïscha ea cognoverat; quae quidem dixit: decessit Abu bekr cet.* Ob in den *Asânîd* oder Stützungen die Namen der Ueberlieferer richtig geschrieben sind, ist gleichfalls ein Gegenstand der Untersuchung, welcher einem Herausgeber viele Mühe macht, da er dazu oft weitläuftigen Nachsuchens in Verzeichnissen der alten Ueberlieferer und gelehrten Araber bedarf. Leicht werden in den *Asânîd* die Worte ابى und ابن von den Schreibern der Handschriften vertauscht, wodurch denn grofse Irrungen über die Personen der Ueberlieferer entstehen. Leicht fallen auch aus dem *Isnâd* ein Paar Worte aus, wodurch dann wieder ganz falsche Combinationen und Muthmafsungen über die Reihe und die Personen des *Isnâd* entstehen.

Die Berliner Handschrift des *Ettaberi* ist ziemlich alt, jeder Band derselben hat auf dem ersten Blatte eine Inschrift in arabischer Canzleischrift, welche berichtet, dafs die Handschrift zur Büchersammlung des Sultan *Togrul beg ben atâbek abil modaffer mohammed ben sengi ben mewdûd* gehörte. Dieser Sultan ist aus dem Stamme der *Atabege* von *Mossul*, und eine unter ihm geschlagene Münze, welche *Frähn* in seiner *recensio numor. mohammed.* pag. 614 beschreibt, ist vom Jahre 537. *p. H.* Die Schriftzüge der Handschrift stimmen mit diesem höheren Alter derselben überein. Der Text der Handschrift leidet an manchen Mängeln. Schon der Umstand, dafs die diakritischen Punkte der einzelnen Buchstaben sehr häufig fehlen, oder falsch gesetzt sind, ingleichen der, dafs einzelne Wörter unrichtig geschrieben sind, machen einem Herausgeber viel zu schaffen. So steht Vol. 1. pag. 10. lin. 12. das Wort الرحم *misericordia* der Handschrift gemäfs, welches an und für sich zwar ganz unverdächtig ist, aber mir in diesem Zusammenhange doch fortwährende Zweifel veranlafste. Es mufs sich auf eine Stelle im *Korân* beziehen, und ich habe seinetwegen mehrere Male den *Korân* ganz durchgeblättert, um die betreffende Stelle zu finden, welches mir denn freilich nicht gelingen konnte. Denn das Räthsel löset sich sehr einfach dadurch, dafs der *Codex* einen diakritischen Punkt weggelassen hat, indem zu lesen ist الرجم *lapidatio*. Dies bemerkte zuerst *Sacy* aus einer Parallelstelle im *Sîret errassûl*, und nachher fand ich es auch in einer Stelle der Traditionensammlung des *El bochâri*. Indefs sind diese Mängel in den diakritischen Punkten und das Verschreiben einzelner Worte so häufig vorkommende Mängel der Handschriften, dafs kaum besonders Klage darüber zu führen ist. Unangenehmer ist ein andrer Mangel der Berliner Handschrift, nämlich der Umstand, dafs ihr Text häufig kleine Lücken hat, indem ein Wort oder mehrere ausgefallen sind, bisweilen auch wohl ein Paar Zeilen; wodurch denn der Zusammenhang natürlich unterbrochen, und das Verständnifs bisweilen sehr erschwert wird. Ist der Herausgeber so glücklich gestellt, dafs er mehrere *Codices* vergleichen kann, so entgeht er dadurch vielen Schwierigkeiten. Allein dieser Hülfe mufs ich entbehren; denn obgleich sich hin und wieder noch ein Band des arabischen *Ettaberi* findet, so ist doch darunter, so viel mir bekannt geworden, durchaus kein Duplicat irgend eines der vier zu Berlin befindlichen Bände. Eine andre Hülfe dieser Art bietet sich freilich dadurch dar, dafs manche der von *Ettaberi* aufgenommenen Ueberlieferungen auch in anderen älteren historischen Werken der Araber wiederkehren, z. B. im *Sîret errassûl* und im *Sachîch* des *El bochari*. Nur ist der Zugang zu diesen in Vergleichung zu ziehenden Quellen auch immer schwierig, und kann nicht zu jeder Zeit erlangt werden.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

Uebersicht

der

neuesten Werke über Arabische Literatur.

(Beschlufs von Nr. 183.)

8) *Taberistanensis id est Abu dschaferi mohammed ben dscherir ettaberi annales regum atque legatorum Dei*; ex cod. man. Berolin. arab. edidit et in latinum transtulit *J. G. L. Kosegarten* etc.

Ich benutze diese Gelegenheit, um ein Paar Berichtigungen zum *vol. sec.* nachzutragen. Es wird pag. 32 erzählt, dafs die Araber unter Anführung des *Châled* nach dem Treffen bei *Ellis* oder *Olleis* sich ohne Mühe des Fleckens *Emgîschijja* in Mesopotamien bemächtigten, indem die Einwohner schon verher entflohen waren. Nun heifst es in der Ueberschrift dieses Abschnittes: Gott verlieh أَفَآءَ jenen Flecken den Moslemen بغير خيل. Diese Worte بغير خيل für sich betrachtet würde man zunächst durch *sine equitatu* zu geben geneigt seyn; allein zu dem وافى, scheint diefs doch nicht recht zu passen, und es wird auch in dem Berichte hernach durchaus nicht gesagt, dafs die Araber ohne Reiterei in *Emgîschijja* eingerückt seyen. Da nun خَيْل auch *opinatio* bedeutet, so schien es mir besser zu übersetzen *ex inopinato*, welches dem Hergange der Sache auch angemessen war. Allein wahrscheinlicher ist es mir jetzt, dafs zu lesen sey بِغَيْرِ خَيْل *nullo labore*; denn dies entspricht genau dem Hergange der Sache, da, wegen bereits erfolgter Auswanderung der Einwohner, kein Treffen zu liefern war, um zum Besitze des Fleckens zu gelangen. Von dem Gebrauche des Wortes خَيْل *Anstrengung* hat *Fleischer* in seiner schätzbaren *dissertatio critica de glossis Habichtianis* pag. 52 viele Beispiele angeführt. Statt وافاها, ist zu vocalisiren وَأَفَآءَهَا, *atque impertivit illam*; denn die *forma quarta* der Wurzel فآء mit على *personae* und dem *accusativo rei* verbunden bedeutet: *impertivit alicui rem.* Es heifst auf derselben S. 32, seit dieser Besetzung des Fleckens *Emgîschijja* seyen in der Mesopotamischen Provinz *Essewâd* die مسكرات entstanden. Was dies Wort, welches ich durch *desperationes* übersetzt habe, hier eigentlich bedeute, möchte ich gern wissen. Vielleicht glaubt man, die *sogenannte persische Uebersetzung* des *Ettaberi* von *El belami*, deren Exemplare ziemlich häufig sich finden, müsse ja alle solche schwierige Ausdrücke und Stellen des arabischen Originales aufklären. Allein darin irrt man gänzlich. Jene sogenannte persische Uebersetzung ist nichts als ein *höchst dürftiger Auszug* aus dem arabischen Originale, welcher den Inhalt des Originales auf den zwanzigsten Theil der Masse reducirt. Hieraus wird man leicht abmessen, dafs in dem persischen Werke von einem *Uebersetzungsverhältnisse* eigentlich gar nicht die Rede seyn kann, und man sich darin vergeblich umsieht nach der Erklärung dunkler Ausdrücke des arabischen Originales. Hin und wieder trifft man wohl etwas dieser Art darin; aber es ist eine Seltenheit. Ich habe das Persische Werk fortwährend zur Hand gehabt. Auch hegt man in Betreff des Persischen Werkes das Vorurtheil, dafs es *in Beziehung auf die Persischen Angelegenheiten das arabische Original noch vervollständige.* Diese Muthmafsung mufs man wohl *a priori* gefafst haben. Ich habe sie *a posteriori* durchaus nicht bestätigt gefunden. Wo ich das arabische Original mit der persischen Bearbeitung vergleichen konnte über Ereignisse in Persien, behielt die persische Bearbeitung durchweg denselben Charakter eines blofsen dürftigen Excerptes bey, den sie auch in den übrigen Stellen an sich trägt; auch nicht den geringsten Umstand habe ich in der Persischen Bearbeitung hinzugefügt gefunden. In dem Vorworte des *El belami*, welches ich *praef.* pag. XI. mitgetheilt habe, und welches sich über das Verfahren erklärt, welches *El belami* bei der Abfassung der persischen Bearbeitung befolgt habe, wird auch nichts davon gesagt, dafs dem Originale Ergänzungen hinzugefügt worden seyen; es ist nur von Abkürzungen und Umstellungen der Stücke des Inhaltes die Rede.

Pag.

Pag. 134. lin. 8 sind die Worte أن يخلق بيني وبينهم zu geben: *ut amicitiam conflaret inter me atque illos.* Pag. 12. lin. 3 ist statt واقتربوا, *atque adpropinquarunt* wahrscheinlich zu lesen: واقترنوا *atque inter se coniuncti erant scil. catenis.* Es ist hier öfter von Persischen Kriegern die Rede, welche beim Beginne der Schlacht sich an einander ketteten, um dem Versuche zur Flucht desto weniger ausgesetzt zu seyn. In der Schlacht bei *Jarmûk* stürzte gleichfalls eine Menge dieser *militum concatenatorum* von den Arabern geworfen in den Abgrund. Das *vol. secundum* ist äußerst reich an speciellen und lebendigen Schilderungen der Verhältnisse in Mesopotamien und Syrien, welche bei dem Eindringen der moslemischen Araber zur Zeit des Kaisers *Heraclius* statt fanden.

9) *Geschichte der Tödtung des Chalifen Omar aus der Chronik des Dijarbekri* arabisch und deutsch mitgetheilt von *Otto von Platen*, Secondelieutenant in der Kön. Preufs. zweiten Jägerabtheilung. Berlin 1837. XXIII, 24 u. 32 S. 8.

Die Tödtung des Chalifen *Omar* durch den Sklaven *Abu lulua firûs* ابو لؤلؤة فيروز findet man bei Abulfeda nur mit wenigen Zeilen berichtet. In der Allgemeinen Welthistorie sind reichhaltigere Quellen benutzt, aber bekanntlich nur in Uebersetzung oder Excerpten gegeben. Es war daher nicht unzweckmäfsig, einige ausführlichere Berichte im Originaltexte über jenes Ereignifs mitzutheilen. Diese Berichte sind in der vorliegenden Schrift aus der arabischen Chronik *El chamis* d. i. der *Fünfer* von *Eddijârbekri* entlehnt, welche eigentlich eine Lebensbeschreibung Mohammeds enthält, aber auch noch über die ersten Chalifen sich verbreitet. Diese Chronik ist aus äufserst zahlreichen Quellen geschöpft, welche *Eddijârbekri* in der Einleitung aufzählt. Er giebt nachher über die einzelnen Ereignisse immer die Berichte aus den verschiedenen Quellen meistens wörtlich entlehnt, so dafs seine Chronik eine Art von Mosaik zusammengesetzt aus aneinander gereiheten Stellen mannichfaltiger Schriftsteller ist. Eine klare und genaue Uebersetzung eines so zusammengesetzten Werkes erfordert freilich schon Uebung und Gewandtheit im Uebertragen arabischer Texte. Der bei der Greifswaldischen Garnison stehende Vf., welcher schon längere Zeit der Geschichte und den Sprachen des Morgenlandes seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, wählte auf meinen Vorschlag jenen Abschnitt aus dem *El chamiss* zur Bekanntmachung, um eine Probe seiner Studien zu geben. Der Text ist genommen aus der Gothaischen Handschrift *Catal. Moeller*. nr. 280. welche den zweiten Theil des Werkes enthält. Hr. *v. P.* giebt in der Vorrede auch den Abschnitt der Einleitung, welcher die von *Eddijârbekri* benutzten Quellen aufzählt, nach dem *cod.* nr. 279, welcher den ersten Theil des Werkes enthält. Eine genaue Erläuterung aller dieser Büchertitel und Namen von Verfassern würde umfassende Untersuchungen und Benutzung reichhaltiger handschriftlicher Quellen erfordert haben. Indefs hat Hr. *v. P.* doch über die meisten Bücher einige Nachweisungen zu geben gesucht. Der Textesabschnitt selbst erzählt zuerst die letzte Wallfahrt *Omars*, einige dabei vorgekommene Vorbedeutungen seines bevorstehenden Todes, dann die Ankunft des Sklaven *Firûs* bei *Omar*, die Ermordung des letzteren, und die von ihm getroffenen Vorkehrungen wegen Erwählung seines Nachfolgers, seiner Bestattung, und der Bezahlung seiner Schulden. Dann folgen noch Nachrichten über die von *Omar* hinterlassenen Söhne, besonders über *Abd errachmân* den jüngeren, welchen *Omar*, als ein zweiter Brutus, wegen Verführung eines Mädchens nach der Vorschrift des Gesetzes mit unbeugsamer Strenge durch hundert Geisselhiebe hinrichten liefs. Hr. *v. P.* hat bei der Uebersetzung des arabischen Textes manche kleine Erläuterungen mit in den deutschen Text einfliefsen lassen. Auf S. 1. Lin. 12 steht فادماه وثمة رجل من بنى لهب welches übersetzt ist: „es verwundete ihn der Wurf eines Mannes der *Benu Leheb.*" Allerdings bedeutet وثم einen Wurf, einen Schlag, und وثيمة einen geworfenen Stein. Möglich ist es indefs, dafs وثمة, oder وثيمة, in dieser Stelle *nomen proprium* des Mannes wäre; wenigstens ist der Name وثيمة, *Wathima* nicht ungewöhnlich. Endlich hat Hr. *v. P.* auch noch aus der Persischen Bearbeitung des *Ettaberi* einen Abschnitt über die Tödtung des *Omar* im Persischen Originaltexte und in deutscher Uebersetzung hinzugefügt, damit der Leser eine Vergleichung zwischen diesem und dem im *El chamiss* gesagten anstellen könne.

J. G. L. Kosegarten.

MEDICIN.

Stuttgart, b. Brodhag: *Versuch einer neuen Theorie der Krankheiten*, gegründet auf die Anomalien der Nervenkraft. Von Dr. *J. F. Lobstein*, Prof. zu Strafsburg u. s. w. Teutsch bearbeitet von *A. Neurohr*. 1835. 96 S. 8. nebst einer Tabelle in Fol. (Im Umschlage. Pr. 12 gGr.)

Während man in Deutschland immer mehr dahin kömmt die Fesseln einer übertriebenen Solidarpathologie abzuschütteln, und den Antheil des Festen und Flüs-

Flüssigen an dem Lebensprocefs wie an dem der Krankheiten richtig zu würdigen und in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen, tritt der nun bereits verstorbene Vf. des anzuzeigenden Buches auf, um die Nervenpathologie wieder zur alleinigen Herrschaft zu erheben. Eifrig beschäftigt mit dem Studium der pathologischen Anatomie, dessen Resultate er uns in seinem Lehrbuche derselben mit grofsem Scharfsinn und nicht minder grofser Sorgfalt darlegte, glaubte er seine Ansichten über die Dignität des Nervensystems dem dritten, die organischen Krankheiten dieses Systems enthaltenden Bande vorausschicken zu müssen, welche er zugleich als Vorläufer eines gröfsern Werkes über Pathogenie betrachtet wissen wollte. Dies der Inhalt der Vorrede des Uebersetzers. Die Schrift selbst zerfällt in zwei Kapitel, von denen das *erste* Kapitel die *Bedeutung des Nervensystems im thierischen Haushalte* in Umrissen darzuthun sucht. Der einzige Weg Fortschritte in der Medicin als Wissenschaft zu machen, sagt der Vf., besteht in der Analyse der Lebenserscheinungen im gesunden und kranken Zustande; sie führt uns auf ein einziges Agens, wovon alle Erscheinungen abhängen, das *Princip der Empfindung*, das allein dem Nervensystem zu Theil geworden ist. Seinen Antheil überall hier nachzuweisen ist überflüssig, der Vf. beschränkt sich daher vorzüglich auf den Nutritionsprocefs, wo er von einigen sogar geleugnet sey. Demgemäfs stellt der Vf. zuerst nach den Versuchen von *Legallois* die Nothwendigkeit des Rückenmarkes für die Herzbewegung und den Kreislauf dar. Ohne seinen Einflufs zu leugnen erinnert Ref. nur an die Mifsgeburten ohne Hirn und Rückenmark, in denen doch auch ein Kreislauf stattfand. Siehe *Müller's Phys. I.* p. 187. Bei dem Athmen ist es nicht sowohl der *N. vagus*, wie der Vf. will, als die *Medulla oblongata*, nach deren Durchschneiden der Athmungsprocefs sogleich ganz aufgehoben wird. *Müller l. c.* p. 331. Aehnlich verhält es sich mit der Verdauung die *nicht* wie *L.* meint, in dem *nämlichen* Augenblick aufhört, wenn der *Vagus* durchschnitten wird. *Müller l. c.* p. 531 behauptet nämlich nach seinen Versuchen dafs sie *gröfstentheils*, aber *nicht* ganz aufhört. Der Vf. führt selbst die Beobachtung von *Legallois* an, nach welcher die Nahrungsmittel in dem Magen eines Meerschweinchen sich *fast* in demselben Zustande befanden. S. 13 meint der Vf. wenn man den Einflufs des Nervensystems auf die Absonderungen in Abrede stellen wollte, so würde sich die ganze Physiologie erheben um sie zu vertheidigen. Ohne sie leugnen zu wollen, müssen wir wiederum nur die apodiktische Gewifsheit, womit der Vf., freilich nach französischer Sitte, auftritt, tadeln, denn *Müller l. c.* p. 451 sagt selbst: Ueber den Einflufs der Nerven auf die Absonderungen ist man noch sehr im Dunkeln! Die Waffen der Physiologie, welche sie als Vertheidigerin erheben kann, sind also mindestens nicht in dem besten Zustande, der Sieg also durchaus noch kein eklatanter! S. 14 schreibt der Vf.: „Die Wirkung der feinen Gifte, wenn sie dem Nervenmark beigebracht werden, liefert neue Beweise zu Gunsten unserer Ansicht. *Magendie* zeigte durch merkwürdige Versuche, dafs das unter den Namen *Upas tieuté* bekannte Gift der Indianer die Thiere durch seine Wirkung auf das Nervenmark tödtet." Aber schon *Fontana* hat bewiesen dafs die Wirkung der Gifte auf die Nerven nur eine *örtliche* sey. Die grofse Zahl der bestätigenden Versuche hat *Müller l. c.* p. 610 sq. gesammelt. Wir erwähnen nur des Versuchs von *Viborg* (*Acta med. Hafn.* 1821. p. 240) welcher fast eine *Drachme* concentrirter Blausäure unmittelbar auf das durch Trepanation entblöfste Gehirn eines Pferdes brachte, *ohne irgend eine* Wirkung des Giftes zu spüren. Ja *Müller l. c.* p. 610 sagt bei Gelegenheit der unrichtigen Versuche von *Dupuy* und *Brachet*, dafs man Thiere durch in den Magen gebrachte Gifte nicht vergiften könne, wenn man vorher den *Vagus* auf beiden Seiten durchschnitten habe: dies sey eine grundlose Behauptung, er habe vielmehr bei seinen vielen Versuchen durchaus keinen Unterschied der Zeit in dem Eintreten der Vergiftungs-Zufälle gesehen, mochten die Nerven durchschnitten seyn oder nicht. *Es ist jetzt erwiesen dafs die Vergiftungszufälle durch Aufnahme des Giftes in das Blut durch Imbibition entstehen* — und das vergiftete Blut erst die Centralorgane des Nervensystems narkotisire (p. 611.). Ja selbst *Magendie Physiolog. edit.* 2. *II.* 203. 279, so wie *Segalas in Magendie Journ. de Phys. II*, 117 haben dies durch ihre Versuche aufs deutlichste gezeigt, indem ersterer eine wäfsrige Lösung von *Extr. nuc. vom. spir.* auf eine ganz isolirte *Iugularvene* eines jungen Hundes brachte, worauf noch vor der 4ten Minute sich die Vergiftungszufälle zeigten. Diese Thatsachen konnten *L.* nicht unbekannt seyn, warum verschwieg er sie, und führte nur die ältern *Magendie's* an? Doch sicher nur weil er fühlte, dafs dadurch seine Theorie einen gewaltigen Stofs bekam, indem jene Versuche aufs deutlichste zeigen: dafs das Blut primär krankhaft verändert werden könne, ohne dafs die Nerven die Ursache davon sind. Eben so unrichtig hält der Vf. das Nervenprincip für identisch mit der Galvanischen Electricität, wenn er S. 18 sagt: Man suspendire den Nerveneinflufs im Magen durch die Durchschneidung der Nerven des 8ten Paars, und nehme als Stellvertreterin den galvanischen Strom zu Hülfe, der erste Versuch vernichtet die Verdauungskraft, der *zweite stellt sie wieder her*. Dafs diese Versuche *Wilson Philipps*, worauf sich *L.* hier stützt, nicht richtig, hat *Müller Phys. I.* 618 u. 532 gezeigt; eben so wie er S. 617—625 die Unzulässigkeit der Annahme dafs das Nervenprincip und die Galvanische Electricität identisch seyen, dargethan hat. Wir brauchen daher auch nicht weiter auf des Vfs. Ansichten von der Nervenatmosphäre einzugehen, obgleich er viel darauf giebt. Merkwürdig genug lenkt er aber nun S. 24 wieder ein und sagt: „Indessen will ich nicht behaupten, dafs die Nerven, welche allen Funktionen vorstehen, einzig und allein den hin-

hinreichenden Grund der in den Organen sich manifestirenden Phänomene enthalten. — Ich gehe noch weiter und sage: dafs mehrere Organe ohne Nervenimpuls thätig seyn können, aber ich behaupte darum doch, dafs die Nerven jene Gebilde beherrschen — und ihre Bewegungen anordnen." Hieraus geht doch wahrlich unmittelbar hervor, dafs jene Organe für sich erkranken können, ohne vom Nerven den Impuls erhalten zu haben, also ohne auf Anomalien der Nervenkraft zu beruhen. Ein Beweis gegen die *Theorie* des Vfs., der primäre und sekundäre Affektionen des Nervensystems nicht gehörig unterschieden zu haben scheint. Dafs das Nervensystem an fast allen Krankheiten Antheil nimmt giebt Ref. gern zu, aber dafs dieser ein stets primärer ist, wie der Vf. seiner Theorie nach annehmen mufs, keinesweges, und wohl niemand mit ihm. Es ist uns unbegreiflich wie der Vf. S. 26 schreiben kann: Alle Krankheitsprincipien, alle schädlichen Potenzen müssen erst an diese Pforte (das Nervensystem) anklopfen, ehe und bevor sie in den thierischen Haushalt dringen und darin ihre Störung oder gar Verheerung anrichten. Man irrt sich, wenn man glaubt, dafs primitive Alterationen in einem Systeme (Gefäfssystem) vorgehen können, das selber untergeordnet ist, und nur eine secundäre Rolle im thierischen Haushalt spielt. — Es würde die Grenzen dieser Anzeige weit überschreiten, wollten wir fortfahren alles Schiefe in dem Folgenden aufzudecken; der Leser wird durch das Gegebene wohl ziemlich hinreichend in den Stand gesetzt seyn, über die Haltbarkeit einer Theorie zu urtheilen, deren Elemente schon eine ernstere Prüfung nicht aushalten. Obschon der Vf. im *zweiten* Abschnitte S. 39 — 67 den *Einflufs des Nervensystems auf die Entwicklung der Krankheiten* betrachtet, so füllt er doch damit schon S. 26 — 39 vorbereitend an. Die Prüfung dieser Darstellung überlassen wir dem Leser des Buches selbst, ohne dafs wir glauben, dafs uns ein Vorwurf darüber gemacht werde, als hätten wir die Hauptsache selbst unberücksichtigt gelassen. Dagegen mag hier die allgemeine Uebersicht des pathologischen Systems, welches auf der Tabelle näher ausgeführt ist, stehen. Alle Thätigkeit der Nerven ist entweder erhöht, vermindert oder perverse. Ueberschreitet die Thätigkeit der Nerven die Grenzmarken des Nervensystems nicht, d. h. ist sie reine Nerventhätigkeit, so sind ihre Krankheiten *Neurosen*. Erregt sie das Blut oder besser das Angio - Cardiakal - System, so entsteht das *Fieber*; wirkt sie auf das Capillarnetz, so veranlafst sie die *Telangiose*, die entweder als Hemmung (Unterdrückung der Profluvien und Secretionen) oder als vermehrter Procefs (Säftezuströmung, blutige, seröse, lymphatische, muköse Profluvien) erscheint. Erstreckt sich die Innervation der Capillargefäfse auf das in ihnen enthaltene Blut, so ist *Entzündung* oder besser *Hämotelangiose* vorhanden; wirkt sie auf das Capillarnetz der absorbirenden Gefäfse, so entsteht eine Unregelmäfsigkeit in der Cirkulation der Lymphe, *Lymphatische Krankheiten*; stört sie den Nutritionsprocefs, so erzeugt sie die Krankheiten durch abnorme Plasticität oder die *organischen Krankheiten*; erstreckt sie endlich ihren Einflufs auf den gesammten Haushalt, auf feste wie flüssige Theile, so veranlafst sie die *constitutionellen Krankheiten* (*Cachexien*). Der Vf. meint es gebe noch eine andere Art die Krankheiten zu studiren, indem man in ihrer Beschreibung die abnorme Veränderung angiebt, welche jedes Organ zu erleiden fähig ist; und zwar 1) durch die reine Nerventhätigkeit; 2) durch die fluxionäre Nerventhätigkeit; 3) durch die phlogistische *N.*, 4) durch die plastische Nerventhätigkeit. Er nennt diese Methode die *anatomische*, welche den Vortheil hätte die Verkettung der Krankheiten und ihre natürlichen Uebergänge zu zeigen. Allein er habe es vorgezogen die Krankheiten als *vitale Thätigkeiten* zu betrachten. Zum Schlufs giebt er eine Untersuchung der *Cholera*, die er nicht selbst sah, des *Typhus* und des *Wechselfiebers*, um seine Theorie auch im speciellen Falle zu rechtfertigen, ohne indessen neue Aufklärungen zu geben. Die Auswahl hat sich der Vf. wie jeder selbst sieht, leicht genug gemacht. — Ref. bedauert kein andres Urtheil über die Schrift eines Mannes, der ihm durch seine übrigen Leistungen, stets eine grofse Hochachtung abgewonnen hat, fällen zu können, als dafs sie ihre Aufgabe verfehlt habe; möchte aber mit dem Uebersetzer rechten, dafs er die mannigfaltigen Lücken und Unrichtigkeiten, nicht selbst in kurzen Anmerkungen bezeichnet hat, er würde sich sicher den Dank der Leser erworben haben; unmöglich kann Ref. glauben, dafs sie ihm bei reiflichem Studium der Schrift, die vielleicht unübersetzt hätte bleiben können, entgangen seyen.

Dr. *J. Rosenbaum.*

JUGENDSCHRIFTEN.

Berlin, in Comm. b. Kuhr: *Leben Napoleons* für die reifere Jugend. Dargestellt von Dr. *Th. Mügge.* — *Erster* Theil. Mit 7 lithogr. Abb.

Auch unter dem Titel:

Historisches Taschenbuch für die r. J. *Erster* Jahrgang. 269 S. 12. (1 Rthlr. 12 gGr.)

An den Thatsachen, welche in dieser Jugendschrift erzählt werden, hat Rec. nichts auszusetzen, sie sind meistentheils treu dargestellt. Besonders wird die Jugendgeschichte des grofsen Mannes zweckmäfsig benutzt. Dem Ton und Ausdruck wünscht er jedoch hier und da noch mehr Rücksicht auf den pädagogischen Zweck.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

SPRACHWISSENSCHAFT.

Berlin, b. Plahn: *Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde.* Enthaltend sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, kleinere Beiträge zur deutsch. Literargeschichte, und Uebersichten der deutschen Sprachliteratur seit 1834. Herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen*, Erstes Heft. Mit Beiträgen von *Graff*, *v. d. Hagen*, *Pischon* und *Ribbeck*. 1835. 8. S. 1—96. Zweites Heft. Mit Beiträgen von *August*, *Diesterweg*, *v. d. Hagen*, *Lütcke* und *Zeune*. S. 97—194. Drittes Heft. Mit Beiträgen von *E. Fischer*, *v. d. Hagen* und *F. A. Pischon*. S. 195—290. Viertes Heft. Mit Beiträgen von *v. d. Hagen*, *Wackenroder*, *Zelle* und *Zeune*. S. 291—377. (2 Rthl.)

Auch unter dem Titel:

Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde. Enthaltend: sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen u. s. w. Herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen*. *Erster* Band. Mit Beiträgen von *August*, *Diesterweg*, *Fischer*, *Graff*, *Lütke*, *Mafsmann*, *Pischon*, *Ribbeck*, *Wackenroder*, *Zelle*, *Zeune* und dem Herausgeber. 1836.

Und auch:

Germania. Enthaltend: sprachwissenschaftliche und geschichtliche u. s. w. Von der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde u. s. w. Herausgegeben u. s. w. *Erster* Band. Mit Beiträgen von *August* u. s. w. 1836.

Die Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache, welche im Jahre 1815 ziemlich revolutionär gestiftet wurde, gab 1820 ein Jahrbuch heraus, das aber durch die Saumseligkeit des Verlegers, wie in diesem N. Jahrbuch gesagt wird, ins Stocken gerieth. Sie hat seitdem manche Veränderungen erlitten, von denen der erste Aufsatz dieser *Neuen Jahrbücher*, durch welche sie ihre Fortdauer und ihr inneres Leben beurkundet, Bericht abstattet. Dieser Aufsatz wurde bei der zwanzigjährigen Stiftungsfeier der Gesellschaft 1835 von Hn. Pischon vorgelesen und die Ueberschrift ist: *I. Ueber den Zweck einer Deutschen Gesellschaft und die Geschichte der unsrigen.* Hr. Pischon giebt den Zweck der Sprachgesellschaften, welche sich im 17. Jahrhundert bildeten, als einen doppelten an: einen *politischen* und einen *wissenschaftlichen*, von denen der letztere dann wieder aufgefafst wurde als *Veredlung der Sprache* durch neue Hervorbringungen, vorzüglich in deutscher Dichtkunst, durch Reinigung der Sprache in Verbannung alles Fremden, was man ihr aufgedrungen hatte, wie in Zurückführung auf vermeintlich bessere und einfachere Formen, und in Zutagförderung der frühern Schätze, welche im Laufe der Zeit waren verloren gegangen. Der Zweck, ein grofses bedeutsames Werk der Sprache durch gemeinsame Kraft (wie das *Dictionnaire de l'Academie* oder die *Encyclopédie*) hervorzubringen ist niemals als Zweck jener Vereine angegeben worden. Ein politischer Zweck konnte nun wohl niemals unmittelbar der einer Sprachgesellschaft seyn; wohl aber mittelbar durch Erregung und Erhöhung des Nationalgefühls. Von der Richtung, den wissenschaftlichen Zweck zu befördern, konnte nur *die* einen eigenthümlichen Werth haben, die frühern Schätze der Sprache wieder zu Tage zu fördern, wofür die frühern Gesellschaften nur zu wenig gethan haben. Es wird nachgewiesen, wie die Berlinische Gesellschaft alle diese Richtungen, auch mit der den frühern Gesellschaften fremden, der Beförderung grofser Nationalwerke, verfolgte und — verfolgt. Die Geschichte derselben theilt sich, nach Hn. Pischon, in drei Perioden: Die von 1815 bis 1818, welche einen Ordens-, besonders einen Freimaurerischen Zuschnitt und grofse Plane hatte, besonders für Erzeugung und Herausgabe eines deutschen Wörterbuchs, einer Sprachlehre und einer Sprachgeschichte, und wenigstens eines Jahrbuches, und die sich mit dem Austritte Jahn's bei grofser Meinungsverschiedenheit auflöste: Hr. Pischon bezeichnet sie als die gährende. Sie nahm, besonders durch den Puristen *Wolcke*, so ziemlich die Wendung der Zesenschen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts. Die zweite Periode von 1818 bis 1825 wird die ruhig wissenschaftliche genannt, in welcher denn auch (1820) die Erscheinung des ältern Jahrbuches fällt. Die Versammlungen wurden aber von wöchentlichen auf vierzehntägige, und endlich auf monatliche zurückgeführt, und von dem eingeleiteten Plane der Herausgabe der Gedichte des *Hugo von Montfort*, einer

einer neuen Ausgabe des *Ulfila* mit Abdruck der neu entdeckten Handschriften in Mailand; und der alten gereimten *Kaiserchronik*, gelungte, ohne ihre Schuld, nichts zur Ausführung: blofs die verdienstliche Herausgabe des *Otnit* durch *Mone* wurde bewirkt. Unter dem Ordneramte v. d. Hagens wurde am 23. Nov. 1825 der Beschlufs gefafst, dafs sich die Gesellschaft in Zukunft monatlich im Umlaufe bei einem der Mitglieder versammeln und den Abend freundschaftlich beisammen bleiben sollte, und diese Anordnung besteht noch, und von der Thätigkeit der Mitglieder, die sich im Januar 1834 noch mit einem Kreise von Ehrenmitgliedern verstärkten, giebt dieses *Neue Jahrbuch* den Ausweis. Diese Periode bezeichnet Hr. Pischon als die *freundschaftliche*, der wir mit ihm die längste Dauer wünschen. Die Richtung dieser Periode legt sich am bestimmtesten dar in dem was dieser erste Band des Neuen Jahrbuches darbietet. Hr. v. d. Hagen sucht in Aufsatz II. (Schreiben an Hn. A. v. Humboldt) nachzuweisen, dafs *Amerika* ein ursprünglich deutscher Name sey, vorgeschlagen von dem Freiburger Professor *Hylacomylus*, (dessen deutscher Name nicht mehr auszumitteln ist), im Jahre 1507 in seinem Briefwechsel mit Lothringer Gelehrten, *Amerigo*. Der Vorname des Vespucci gab ihm dazu Anlafs nach der Sitte der Italiener, ihre grofsen Männer nach ihrem Vornamen zu bezeichnen. Der Name Amerigo sey aber ursprünglich eben so deutsch als der Federigo, Arrigo und ähnl. und zwar der oberdeutsche *Amalrich — Amelrich*. III. *Die deutschen Wochentagegötter*, von v. d. Hagen, ein interessanter Aufsatz, der in der Bezeichnung unserer Wochentage die, meist unbewufst, darin erhaltenen mythischen Namen wieder zum Bewufstseyn zu bringen sucht. IV. *Syntax des Ulfila*, von Ribbeck. Der Vf. fand hier zur Erforschung der syntactischen Eigenheiten der gothischen Sprache noch gar nichts gethan, indem *Grimm* noch nicht so weit war, *Fulda* sich in seiner gothischen Sprachlehre darauf so gut als gar nicht eingelassen hat, und die von *Zahn* beigefügten syntactischen Bemerkungen eben so wenig für wohlgeordnet und sicher begründet gelten können, als sie vollständig sind und seyn wollen. Nur *Graff* hat in seinem Werke „Ueber die Althochdeutschen Präpositionen" die Rection der gothischen Präpositionen mit Gründlichkeit behandelt. Dieser Aufsatz solle nun nicht diese Lücke ausfüllen, sondern vielmehr zu dieser Ausfüllung vielleicht durch die Mittheilung einiger Bemerkungen anregen. Die Sache finde aber an sich Schwierigkeiten in der sklavischen Treue, mit welcher Ulphila dem Griechischen zu folgen strebte, selbst in der Wortfügung, so dafs man mifstrauisch werde, selbst wenn das Gothische in auffallenden Constructionen ungezwungen mit dem Griechischen übereinstimmend erscheint, ob dies seine Eigenthümlichkeit oder Graecisirend sey, welches sich nur dadurch entscheiden lasse, wenn die nämliche Satzfolge in völliger Unabhängigkeit vom Griechischen erscheine, da sie dann als echt deutsche Eigenthümlichkeit könne angenommen werden. Der erste Blick des Vfs. fiel auf den Gebrauch des bestimmten Artikels beim Nomen (ein unbestimmter kam, nach Grimm, nicht vor dem 9. Jahrhundert vor), und er hält den Artikel mit Recht (gegen Grimm) für einen Vorzug. — Was Hr. Ribbeck hier schwankend und blofs andeutend darüber sagt, ist längst — und auch in diesen Blättern von uns, ausgeführt worden. Er sucht ihn hier als eine echtdeutsche Spracherscheinung nachzuweisen; und so betreffen auch seine Bemerkungen die Verbindung der Nomina mit ihren Attributiven bei Ulfila, und den Gebrauch des Pronomen *das* bei der kräftigen Anzeige eines Subjects: *das* ist der Vater, *das* ist meine Mutter — (nicht *der* und *die*), und die Eigenheit der Bezeichnung beider Geschlechter in der Mehrzahl am adjectivischen Beiworte durch die Form des *Neutrum*, welches (nach Grimm's Zeugnifs) ein durch alle altgermanische Sprachen durchgehender Gebrauch ist, der, nur im Neuhochdeutschen nicht mehr zu erkennen ist, und woraus Hr. Ribbeck den Schlufs *zieht*, dafs unsre Sprache mit der Form des Neutrum *nicht* etwa blofs negativ (Geschlechtslosigkeit), sondern eine positive Synthesis der Geschlechter gemeint habe. (So würde also die von unsern Grammatikern verpönte Form: „Morgen erwarte ich Sie, meine Herren und Frauen, und keines wird die Stunde vergessen u. s. w., die eigentlich richtige seyn, und diese findet sich auch noch wohl im Gebrauch beim Sprechen.) — Dann betrachtet er die genaue Anwendung der eigentlichen *gothischen Dualform*, wo sie im Griechischen nicht stattfindet; die mannigfaltigere Anwendung der *Casusformen*, wo wir jetzt Präpositionen gebrauchen (welches wir aber nicht mit ihm für einen verloren gegangenen Vorzug halten, weil ein Unterschied ist zwischen einer unmittelbaren und nothwendigen Beziehung, und einer mittelbaren zufälligen, welche letztere füglich und bestimmter durch Präpositionen bezeichnet wird, wenn wir auch zugeben, dafs wir oft Präpositionen gebrauchen, wo sie füglich entbehrt werden könnten); den Mangel an Zeitformen der Verben, indem Ulphila nur die Formen des Präsens und Imperfectum hat, und der übrigen Formen, die wir doch wenigstens durch Hülfswörter ersetzen, entbehrt. „In Hinsicht der *Consecutio temporum* im abhängigen Satze befolgt Ulphila die Grundregel, dafs sich an das Präsens das Präsens, an das Präteritum das Präteritum knüpfe, mit grofser Genauigkeit, und ungestört durch die Abweichung davon im griechischen Texte, wie jeder finden wird, der sich nicht durch Fulda's in dieser Beziehung oft fehlerhafte Interlinearversion täuschen läfst" u. s. w. Wir halten diese Forschungen aller Aufmerksamkeit werth. V. *Althochdeutsche, im cod. paris. 2326 enthaltene, Uebersetzung eines Theils des isiderischen Traktats de nativitate domini. Treu nach der Handschrift herausgegeben von E. G. Graff.* Der unermüdliche und gründliche Forscher fand diese Uebersetzung in einem Pergament-Codex in klein Folio. „Der Anfang fehlt. Nur die ersten 24 Seiten enthalten neben dem lateinischen Texte die deutsche Ueber-

Uebersetzung zur Seite geschrieben. Die Handschrift ist aus dem 8. Jahrhundert, nicht, wie der Pariser Catalog angiebt, aus dem 10., und scheint nicht durchweg von einer und derselben Hand geschrieben zu seyn." Hier steht das Deutsche dem Lateinischen gegenüber abgedruckt. VI. *Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft und Uebersicht der wichtigsten neuen Werke in deutscher Sprach- und Alterthumskunde, im Jahre* 1834. Eine interessante, nur unbequem ohne Absatz und zwar mitten in einem Satze aus dem ersten in's zweite Heft überlaufende Uebersicht der Vorkommnisse in dem Geschäftsbetrieb des Vereins mit einer kritischen, aber kurzen Uebersicht der demselben vorgelegten oder mitgetheilten Arbeiten, die ältere Sprache betreffend, im Jahre 1835 vorgetragen bei der Uebergabe des Ordneramts an Pischon durch v. d. Hagen. VII. *Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede.* Hr. Zeune rühmt, dafs von Berlin aus das meiste für die Bekanntmachung und Verbreitung des Nibelungenliedes geschehen sey, und giebt eine nicht uninteressante Notiz von der Handschrift des Nibelungenliedes, welche in dem Besitze des Professor Hundeshagen in Wiesbaden ist, und welche von *Glöckle* aus dem Vatican mitgenommen und an Hundeshagen verkauft seyn sollte. Ein Weinhändler Kreuser aus Mainz erzählte aber Hn. Zeune, dafs er diese mit schönen Gemälden geschmückte Handschrift als Knabe oftmals in dem Hause der Bürgerfamilie *Münzenberger* in Händen gehabt habe, und dafs Prof. Hundeshagen sie daher besitze. — Auffallend war uns die Meinung eines Hn. Tribunalpräsidenten Bodmann in Mainz, dafs Mainz die Heimath des Liedes und Frauenlob der Dichter sey, den er für ein und dieselbe Person mit Heinrich von Ofterdingen hielt, da Frauenlobs (Heinrichs von Meifsen) Haus in Mainz noch bis jetzt zum Ofterding heifse. Hr. Zeune läfst diese Meinung wohl mit Recht fallen. Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit dem Orte der verhängnifsvollen Jagd, dessen Annahme zwischen dem Weisgau und dem Odenwalde schwankt; und dann mit den beiden Donaustrafsen, deren im zweiten Theile des Liedes, den Hr. Zeune einem andern Verf. zuschreiben möchte, Erwähnung geschieht. In der Schreibung beurkundet sich uns hier noch ein Mitglied der Wolkeschen Periode des Purismus und der Sprach-Verstümmelung. VIII. *Meinungen über Sprache und Sprach-Unterricht, besonders über den gegenwärtigen Standpunkt der Methodik desselben, von Diesterweg.* Hr. Diesterweg ist bekanntlich mit dem ganzen bisherigen Bildungsgang auf unsern höhern Schulen unzufrieden und zeigt sich hier auch besonders so mit dem Lehrgange in der Muttersprache, den er naturgemäfser umgebildet sehen möchte. Wir empfehlen seine Ansichten und die belehrende Entwicklung derselben der Aufmerksamkeit aller, welche sich mit diesem Unterrichte beschäftigen; nur glauben wir, habe er sich von seiner Theorie zu weit verleiten lassen und die Praxis aus den Augen verloren. Die Art, wie er den ganzen Unterricht so entwickelnd will eingerichtet wissen, dafs der Lehrer den Lehrling alles selbst finden lasse, läfst sich in unsern Gymnasien bei der gröfsern Schülerzahl gar nicht oder wenigstens nicht häufig anwenden, indem der Lehrer ganz aufser Stande ist, sich mit dem Einzelnen anhaltend zu beschäftigen; und wenn er die Form des grammatischen Unterrichts in den Lehrbüchern, welche er als Adelungische bezeichnet, ganz verwirft (S. 133.), so machen wir ihn darauf aufmerksam, dafs in Hinsicht des grammatischen Unterrichts *als grammatische Wissenschaft in den höhern Abtheilungen*, — in Hinsicht des Elementar-Unterrichts geben wir ihm ganz Recht, — denn doch dafür der bekannte Grundsatz möchte angewendet werden können: das Unbekannte an das Bekannte zu knüpfen. Nun sind die Lehrlinge mit der lateinischen und griechischen Grammatik vorzüglich bekannt, und daher möchte der gleiche Gang in der wissenschaftlichen Erörterung der Muttersprache doch nicht so ganz zu verwerfen seyn. Höchst ungerecht scheint uns überhaupt der Vf. in Hinsicht derer, die er als Adelungianer bezeichnet, ohne Rücksicht auf den Uebergang zur philosophischen Methode in dieser, — wenn er will, — Schule zu machen, und warum denkt er sich denn einen jeden, der nach einem dogmatischen Lehrbuch unterrichtet, als der eigenen Einsicht ermangelnd? Wir können hier nicht näher eingehen, — müssen aber rathen, die oft selbst schwankenden und keineswegs erschöpfenden oder, wie uns leicht zu beweisen seyn würde, immer haltbaren Ansichten des Verfs. nicht ohne genauere Prüfung anzunehmen. Ihr Einflufs auf die Praxis kann übrigens nicht unbedeutend seyn. IX. *Ueber das Wort Hahnrei und die entsprechenden Wörter verschiedener Sprachen; von Lütcke.* Eine scharfsinnige Untersuchung, welche nachweiset, dafs fast allen den Wörtern von dieser Bedeutung eine bittere Ironie zum Grunde liege; dafs übrigens das Wort Hahnrei erst am Ende des 17. Jahrhunderts unter Hoffmannswaldau und Consorten im Gange und echt deutschen Ursprungs ist, obgleich die Sylbe *ei* hier in der ungebräuchlichen Bedeutung von *er* gebraucht und folglich nicht mit der Ableitungs-Sylbe *ei* für Wörter weiblicher Form zu verwechseln ist. Smitthenner leitet es in seinem Wörterbuche von dem althochdeutschen hâne und altfränkischen hâna, von der Wurzel hân (hähnen) ab, welches uns aber zu weit hergeholt und der Analogie nicht gemäfs scheint.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Schwelm, b. Scherz: *Das Leben Jesu im Zusammenhange dargestellt* von Dr. *A. B. Rauschenbusch.* 1837. 462 S. 8. (1 Rthl. 12 gGr.)

Ein Leben Jesu für den Schul- und Hausgebrauch — und ein solches wollte der durch seine biblischen Historien bereits bekannte Verf. hier offenbar liefern — kann, nach des Rec. Ansicht, unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur in einer zwiefachen Weise bear-

bearbeitet werden. Entweder stellt man die evangelischen Erzählungen so gut es gehen will chronologisch zusammen, hält dabei den ursprünglichen Charakter der Darstellung möglichst fest und entschlägt sich aller weiteren Reflexion, diese dem Leser oder dem Lehrer überlassend. Oder man entschliefst sich zu der letztern und bewegt sich in der ganzen Darstellung freier, um dem Verständnifs zu Hülfe zu kommen, den Anfänger und Vollender des Glaubens gegen die Einwürfe des Unglaubens zu schützen und in ihm den Weg, die Wahrheit und das Leben zu zeigen. Hr. *R.* hat die zweite Art der Bearbeitung gewählt. Aber er hat sich in der Methode vergriffen, denn der Kinderglaube, den er in unsrer Zeit rehabilitiren möchte, ist von ihr gewichen und wird so wie er einst da war, nie wiederkehren. Schon in dem heranwachsenden Geschlechte erwacht die Reflexion. Der Lehrer, welcher sie mit den hier gebotenen Waffen zurecht weisen wollte, würde gar übel berathen seyn. Der nachdenkende Leser findet an den hinzugefügten Erläuterungen oft mehr Anstofs, als an der einfachen evangelischen Geschichte, die er sich nach seiner Weise zurecht legen oder rücksichtlich des Unerklärlichen auf sich beruhen lassen mag und wenn er dem Vf. wirklich darin Glauben schenkt, dafs Alles, was er als zum christlichen Glauben gehörig betrachtet, auch in der That von ihm gar nicht zu trennen sey, so läuft er Gefahr, an dem Evangelium selbst irre zu werden; dafs wir damit besonders die Wundergeschichten meinen, welche einen so grofsen Theil vom Leben J. bilden, wird man uns nicht verargen. Zwar ist Hr. *R.* nicht so wundersüchtig, dafs er, wie bei der Wiedererweckung von der Tochter des Jairus, da Wunder rufen sollte, wo keine erzählt sind. Er sucht auch dann und wann durch Verweisung auf Analogieen das Wunder nicht zu erklären, denn das verlangen wir nicht, aber doch der Betrachtung näher zu rücken und von dem Widerspruche zu befreien, der an ihm haftet. Eben so bemüht er sich, bei den von Jesu vollbrachten aufserordentlichen Thaten die ethische Seite hervorzuheben. Aber theils fehlt es in dem ganzen Buche an einer zusammenhängenden Auseinandersetzung darüber, dafs die Wunder zwar nimmermehr die Basis für unsern Glauben an den Erlöser hergeben, eben so wenig aber auch diesen Glauben hindern, vielmehr gar wohl zur Belebung desselben dienen können; theils läfst er für solche, die, wie die Geschichte vom Stater, für den Unbefangenen den letztern Zweck nicht erfüllen, die Ansicht nicht frei genug; theils sucht er sich auch wohl dadurch zu helfen, dafs er das Wunderbare in seiner Darstellung übergeht, wie bei der Taufe Jesu die Geschichte mit der Taube, wodurch dann der zum Argwohn geneigte Leser nur noch argwöhnischer werden mufs; theils bewegt er sich, wie bei der Versuchungsgeschichte, absichtlich oder unabsichtlich in zweideutigen Ausdrücken und Wendungen, wodurch gar Nichts erreicht werden dürfte. Viel erfolgreicher wäre es dagegen gewesen, entweder in der Einleitung oder bei der ersten Wundererzählung die oben angedeutete Auseinandersetzung in möglichst populärer Form zu geben, das Resultat davon dann aber im ganzen Buche festzuhalten, bei den einzelnen Wundern, sofern sich die Anwendung auf den concreten Fall nicht von selbst ergab, die verschiedenen Ansichten einander gegenüberzustellen und am Schlusse das ethische Moment hervorzuheben, worin sich doch zuletzt alle Parteien vereinigen müssen. So hätte das Buch in der so vielfach zerrissenen Zeit wahrhaft versöhnend wirken können für Schule und Haus, während es in seiner gegenwärtigen Gestalt nur in einem engern Kreise Anklang finden wird, der sich freilich für den allein christlichen zu halten pflegt, damit aber den freier Denkenden die Berechtigung nicht nehmen wird, gleichfalls zu der Gemeinde dessen zu gehören, der in dem *Testimonium spiritus sancti* das beste Zeugnifs für seine hohe Würde besitzt.

Selbst in jenem Kreise wird jedoch Hr. *R.* bisweilen Anstofs erregen durch die Art, wie er sich des Wunderbaren zu entledigen sucht. Denn wie kann man es ihm dort vergeben, dafs er den Leitstern der Magier in einen Stern der himmlischen Begeisterung verwandelt (S. 47.), obgleich er diese Metamorphose nachher wieder zu verdecken bemüht ist. Oder wird man nicht Ketzerei heraus wittern, wenn es S. 72 heifst: „Wenn wir Jesum als Menschen betrachten, so sehen wir, dafs er *vollkommner Mensch* war, gewurzelt in Gott und emporstrebend zum Himmel, dem Baume gleich, der jederzeit zugleich duftende Blüthen und erquickende Früchte trägt?".

Wir sind, obwohl auf einem andern Standpunkte als der Vf., duldsamer und erkennen das Gute seines Buches und das Ehrenwerthe seines Strebens mit Freuden an. Dieses besteht in der wahrhaft frommen Gesinnung, welche, ohne eitle Schminke und ohne verächtliches Herabsehn auf Andersdenkende, einer leichtfertigen Ansicht vom Christenthume und seiner Stifter entgegenarbeitet und mit reiner, warmer Begeisterung ihn und seine Sache preist. Jenes möchten wir in der entsprechenden Form und in der sinnigen Beachtung einzelner Züge finden, welche dem Leser Anregung zum weiteren Nachdenken, dem Lehrer bei dem Unterrichte manchen fruchtbaren Wink giebt. Hin und wieder aber vermifst der sorgfältigere Schriftforscher die rechten exegetischen Vorstudien, auf welche doch auch ein solches Buch gebaut seyn mufs, soll es mehr seyn, als eine blofse Zusammenstellung desjenigen, was in vielen ähnlichen älteren Werken vorliegt, mit erbaulichen Betrachtungen durchwebt. Auch hätte sich die Darstellung der Begebenheiten und Reden J. noch enger an die recipirte kirchliche Uebersetzung anschliefsen können. Für seinen Zweck würde der Vf. dadurch nur gewonnen haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1837.

SPRACHWISSENSCHAFT.

Berlin, b. Plahn: *Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde* — — Herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen*. 1—4s Heft u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde — — *Erster* Band u. s. w.

Und auch:

Germania — — *Erster* Band u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 185.)

X. *Ueber den Wortaccent in der deutschen Sprache*; *von August*. Eine Abhandlung, die zwar nichts Neues lehrt, aber auf die richtige Bemerkung führt, daſs in dem so bestimmten deutschen Accent schon die Sicherung liegt, daſs die deutsche nie eine Mischsprache wie die englische werden könne, indem den fremden Wörtern der deutsche Accent nicht zugetheilt werde, wie die Wörter *Altar*, *Pallast* und ähnliche noch gegenwärtig darin schwanken. Der Vf. hat des Neben-Accents nicht gedacht. XI. *Gedichte des Pfaffen Wernher in einer Handschrift zu Hanover*. Hr. v. d. Hagen veranlaſste Hn. Professor Maſsmann, die hier beschriebene Handschrift zu untersuchen. Hr. v. d. Hagen verweiset auf seinen litt. Grundriſs zur Gesch. der deutschen Poesie, um diesen Dichter von mehrern gleichnamigen zu unterscheiden. Wir hätten eine Notiz darüber hier zu finden gewünscht. Die Handschrift — ihr Zeitalter ist nicht angegeben, — stammt aus Köln, und die Sprache ist wohl Sassisch, aber mehr *Niederrheinisch*, und enthält *Leben und Lob der Maria*; *Veronika*; *Schilderung der Girheit*, *Geitigheit*, *des hoemuds*; IV., *Die vier Scheiben* (Räder) *an Abinadab's Wagen*; *Unser Vrowen clage*. XII. *Nibelungen*. *Uebersicht der seit 1820 bekannt gewordenen Nibelungen-Handschriften und Bruchstücke*, *und Abdruck der letzten*, *von v. d. Hagen*: hier Bruchstücke aus der Heidelberger Bibliothek. Das 3. Heft eröffnet eine beachtungswürdige Abhandlung: XIII. *Ueber die zur musikalischen Composition geeigneten Gedichte*; *von E. Fischer*. Der Vf. bezieht sich im Anfange auf eine in der Gesellschaft vorgelesene Abhandlung über die Frage: was eine Sprache zur musikalischen - Composition geeignet mache. „Das Resultat derselben war, daſs die neueren Sprachen im Allgemeinen der Musik eine ausgebreitetere Anwendung verstatten, als die alten Sprachen, besonders die Griechische, welche zwar fast überall die Musik mit der Dichtkunst verband, doch aber so, daſs dabei die Musik nur eine begleitende Stelle vertrat; hieraus wurde gefolgert, in wiefern die groſse Entwicklung, welche gegenwärtig die Musik gewonnen hat, zum Theil hervorgebracht sey durch die Natur der neuern Sprachen." — Uns erscheinen in diesem Satze mehrere Sprünge. Wenn die Frage ist, was eine Sprache zur musikalischen Composition geeignet mache, so steht der Spielraum, den die Musik auf einer gewissen Stufe der Kultur finde — (wie z. B. die moderne in der geistlichen und christlichen Anwendung) — damit in keiner Verbindung, sondern dieſs kann allein *aus der Natur der besondern Sprache* beantwortet werden; und gewagt scheint uns die Behauptung, daſs die griechische Musik nur überall begleitend gewesen sey. Die vorliegende Abhandlung ist nun eine Apotheose der Musik und besonders der geistlichen, und eine Untersuchung, welche Gedichtarten sich eigentlich zur musikalischen Darstellung eignen und wie diese dazu müssen behandelt werden (wobei wir eine bestimmtere Berücksichtigung des Technischen vermissen). Sie enthält gerade nichts Neues, allein das Bekannte ist gut entwickelt, und das Ganze zeugt von Einsicht in das Wesen der Musik und der Dichtkunst, ist voll zu beherzigender Bemerkungen, wie z. B., daſs von der Musik beim öffentlichen Gottesdienste zu wenig Gebrauch gemacht würde, und das Herausreiſsen einzelner Verse aus einem Liede, weil dieses zu lang scheine, eine wahre Barbarei sey. Wir versagen es uns ungern, die hierher gehörige Stelle (S. 218 u. f.) herzusetzen. Der Unterschied des Verfs. zwischen Oratorium und Cantate ist scharfsinnig: das Oratorium sey mehr dramatisch und habe eine Handlung zum Grunde, und die Cantate sey mehr reflectirend. „Sie bilden insofern einen Gegensatz, als im Oratorium die Empfindung (das Gefühl) des Handelnden, in der Cantate die (das) des Beschauenden entwickelt wird." — Die ganze Abhandlung verdient die Beachtung des Dichters und des Musikers. Daſs wir aber so wenig vorzügliche Operntexte haben, möchte wohl seine Erklärung vorzüglich darin finden, daſs der Dichter sich insofern zurückgesetzt sieht, als sein Werk sich für sich selbst nicht geltend machen kann. Einen Operntext als Dichtung zu beachten und zu lesen fällt beinahe Niemanden ein, was weit weniger bei einem Oratorium oder einer Cantate der Fall ist. So ist denn der Dichter in jeder Hinsicht

nicht ganz der musikalischen Composition preisgegeben. XIV. *Nibelungen, Göthe und die Nibelungen, die Nibelungen-Handschrift der Königl. Bibliothek in Berlin, und Kaiser Maximilian's Urkunde über die Wiener Handschrift*; *von v. d. Hagen.* Dieser Aufsatz, welcher am Geburtstage Göthes im Jahre 1835 vorgetragen wurde, theilt in einer interessanten Einleitung die Ansichten Göthe's mit mehrern Particularitäten darüber mit, wie sie sich in einem Briefe Göthe's an Hn. v. d. Hagen, nach dessen Uebersendung seiner Nibelungen im Jahre 1807, darlegt, und dann in seinem Tag- und Jahreshefte von 1807, woraus erhellt, dafs Göthe sich lebhaft und gründlich damit beschäftigte. So ist auch die Theilnahme Kaiser Maximilian's, die sich in einem von Hn. Schottky in des Kaisers Gedenkbuch vom J. 1502 gefundenen Schreiben desselben „An Wilhelmen von Oy, Säklmeister" — darlegt, den Auftrag des Kaisers an Paulsen von Lichtenstein betreffend, das Heldenbuch an der Etsch — Handschrift in der Ambrosischen — Sammlung für ihn abzuschreiben, und von welchem Hr. v. d. Hagen mit Recht sagt, dafs er die Mittheilung verdiene, da er so erfreulich die ernstliche Sorgfalt des Reichsoberhaupts auch für diesen vaterländischen Gegenstand ausspricht. — Es werden einzelne Stellen aus beiden Handschriften, der Berliner und der Wiener, angeführt, und auch aus den der Berliner Handschrift angehängten didactischen Gedichten „der Winsbeke" und „die Winsbekin." — XV. *Ueber Johann Tauler und eine neue Ausgabe seiner Schriften, nebst Proben aus seinen ungedruckten Werken in der K. Bibliothek in Berlin*; *von F. A. Pischon.* Der Vf. sucht zu beweisen, dafs Tauler seine Predigten, nicht, wie behauptet worden, lateinisch sondern *deutsch* niedergeschrieben habe, denn Wort und Gedanken sind zu innig und eigenthümlich mit einander verbunden; und auch geschichtlich wird jene Behauptung widerlegt. Der Verf. wünscht, dafs Tauler's sämmtliche Schriften möchten gesammelt und gedruckt werden, indem Tauler nicht blofs Prediger, sondern auch Dichter war, und dazu bietet die K. Bibliothek zu Berlin die besten Hülfsmittel dar, denn es kam in diese unter dem grofsen Kurfürsten, man weifs nicht woher, die Büchersammlung eines Strafsburger Theologen, Daniel Sudermann, die viele Tauler'sche Schriften enthält. Hr. Pischon führt 17 Cod. in *folio*, *quarto* und *octavo* an, die sich auf der K. Bibliothek vorfinden und Tauler'sche Schriften enthalten, und theilt drei Bruchstücke in Prosa daraus mit. XVI. *Der starke Hans. Volkssage in Schlesischer Mundart*; *mitgetheilt von v. d. Hagen.* — Er hatte sie schon in seinen Anmerkungen zu den Nibelungen (1824) erwähnt. „Unverkennbar — sagt Hr. v. d. Hagen — ist ihre Uebereinstimmung mit der Siegfrieds-Saga (von der rechten Schmiede, Bärenkampf u. s. w.), so wie mit ähnlichen weit verbreiteten Volkssagen, namentlich mit der ebendaselbst erwähnten Ukermärkischen Sage vom starken Knecht Sülwendal." — Die Darstellung ist kräftig. — Das 4. Heft enthält: XVII. *Hans Sachs*; aus W. G. Wackenroder's Nachlafs. Eine gedrängte, doch nicht erschöpfende Beurtheilung des allerdings häufig überschätzten Meistersängers, die von grofser Billigkeit und Vorurtheilslosigkeit zeugt. XVIII. *Versuch des Beweises, dafs die deutsche Sprache keine Quantität hat*; *von Zelle*: wenn dies noch eines Beweises bedurfte, so hat ihn Hr. Zelle mit Scharfsinn durchgeführt. XIX. *Ueber Erdkundliches im Nibelungenliede*; *von Zeune.* Fortsetzung des Artikels im 2. Hefte No. VII; handelnd: vom Seidenhandel im Mittelalter, mit Nachweisung und Erklärung der im Nibelungenliede vorkommenden Stoffe. XX. *Nibelungen. Docen's Bruchstücke*; *mitgetheilt von v. d. Hagen.* Ihrer ist in No. XII. erwähnt worden, und sie werden hier mit Ergänzungen der weggeschnittenen Blätter aus den Berliner und Wiener Handschriften ergänzt. XXI. *Der Nibelungen Lied, Altniederländisch, Sächsisch und Französisch*, aus dem durch Mone fortgesetzten von Aufsessischen Anzeiger hier wiederholt, weil dieser Aufsatz sich, wie v. d. Hagen sagt, so merkwürdig der vorstehenden Sammlung (Docen's) anschliefst, und das Leben unsers grofsen alten Heldenliedes auch in Niederländischer Zunge beurkundet. Die französische Uebersetzung — (der nächstens, nach öffentlichen Nachrichten, noch eine neue aus einer weiblichen Feder folgen soll) ist von *M. Saint-Marc Girardin* in seinen *Notices polit. et litt. sur l'Allemagne* (*Paris* 1835), nach Hn. v. d. Hagen's Erneuerung. XXII. *Die deutschen Wochentagegötter.* Fortsetzung von No. III. im ersten Hefte. — Hn. v. d. Hagen verdankt dies Jahrbuch das meiste. Eine Fortsetzung ist uns noch nicht davon zugekommen. Dafs es an sich diese verdiene, ist nicht zu bestreiten; allein das Interesse dafür möchte sich doch nur auf einen kleinen Kreis beschränken.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Enslin: *Vorschule der Geschichte Europas, durch eine Erzählung in geographisch-chronologischer Verknüpfung mit einleitender Uebersicht der asiatischen Geschichte.* — Zur Grundlage des geschichtlichen Unterrichtes in höheren weiblichen Lehranstalten und zu allgemeinerem Unterrichtsgebrauch, von *Friedr. Schubart*, Director. 1834. XXIV u. 452 S. 8. (21 gGr.)

Rec. gehört gewifs zu den Beurtheilern, welche über keine neue Erscheinung besonders ihm noch unbekannter Verf. gleich von vorn herein den Stab brechen; ja es ist ihm wohl vorgeworfen worden, dafs er zu gelind und zu schonend beurtheile. Er pflegt sich in die Lage des zu Beurtheilenden zu versetzen und meint immer, dafs selbst durch schonenden Tadel mehr Gutes angeregt werden und mancher Schriftsteller, dem vielleicht sonst der Muth entfiele, auf seine Schwächen noch zu rechter Zeit aufmerksam gemacht werden könne. In diesem Sinne schreibt er auch jetzt gegenwärtige Zeilen nieder, denn indem er mit dem Buche selbst nach Plan und Haltung nicht durch-

durchgängig einverstanden seyn kann, hofft er doch, durch seine Bemerkungen darüber einigen Nutzen stiften zu können.

Rec. will es gern jedem Director einer Töchter- oder Knabenschule gönnen, sich für seinen historischen Unterricht selbst einen Leitfaden zu entwerfen, wenn er auch nicht hehl hat, dafs damit die Zahl dieser Bücher ins ungeheure gesteigert und manches vorhanden anerkannte gute damit hintan, vielleicht selbst um des beabsichtigten eignen Werkes willen heruntergesetzt wird. Dafs der Miskredit dieser Art Bücher immer mehr zunimmt, je mehr Dutzende Jahr aus Jahr ein erscheinen, läfst sich gleichfalls nicht leugnen. Gegen diese Fruchtbarkeit ist hin und wieder durch Normal-Lehrbücher eingeschritten worden, gegen welche sich Rec. aber bei jetziger Spaltung der religiösen Ansichten aus Erfahrung erklären mufs. Einem denkenden und forschenden Lehrer müfste es z. B. sehr schwer fallen, nach einem in der jetzigen mystischen Richtung geschriebenen und vielleicht eben darum von oben herein bevorzugten Lehrbuche vortragen zu sollen. Einem entschiedenen Bibelgläubigen dagegen möchte eben so wehe thun, von mehreren Menschenpaaren, von Büffonschen Schöpfungsperioden statt Tagen u. s. w. sprechen zu müssen, und den gottseligen David und Salomo als Despoten im Sinne des Orients darstellen zu sollen. Am Ende hat auch jedes neue Buch wenigstens das Verdienst, doch von Einigen gelesen zu werden, die vielleicht gar kein Buch des Gegenstandes zu lesen bekommen hätten. Das bessere Buch wird sich immer Bahn machen.

Was nun erstlich die Bestimmung des Buches für höhere weibliche Lehranstalten, deren einer der Verf. selbst vorsteht, betrifft, so findet Rec. nichts positiv darauf bezügliches in dem Werke, denn von ausgezeichneten oder sonst merkwürdigen Frauenzimmern ist gar nicht vorzugsweise die Rede, und einer Virginia, Aspasia, Charlotte Corday u. A. gar *nicht* gedacht; auch hebt sich diese scheinbare Beschränkung des Zweckes gleich durch den Beisatz, und zu allgemeinerem Unterrichtsgebrauch (gebrauche). Das Neue scheint Hr. *S.* in die *geographisch-chronologische* Verknüpfung (*enchainement*) der Darstellung zu setzen. Wenn die Gattererschebe Behauptung, dafs Geographie und Chronologie die beiden Augen der Geschichte seyen, von ihm vorangestellt und daraus die Pflicht des Lehrers abgeleitet wird, seinem Schüler diese Augen zu öffnen, so ist dies nur zu loben. Der Vf. verschmäht aber alle andere Versinnlichungsmittel wie Zeiten- und Völkerströme, Tabellen, und verlangt nur eine geographische Charte als das einzige wirksame sinnliche Anschauungsmittel; und dennoch würde gerade diesem Buche, bei so zusammengedrängten Inhalte eine Zeittafel (mit Blattweiser verbunden) sehr erspriefslich seyn. Aus dem immer mehr durch erzählte Thatsachen sich füllenden und belebenden Raume, also aus der geographischen Anschauungsfertigkeit werde die chronologische gewonnen und entwickelt. Rec. zweifelt, dafs dies auf diesem Wege allein und durch dies Buch zu erreichen stehe; daher nun zu diesem selbst in näherer Betrachtung.

Der Vf. erklärt sich gegen die „beliebte schildernde und ausmahlende Manier, durch welche man in bekannten neuern Büchern die Geschichte der Jugend angenehm machen wollte, welche aber gewifs dem geschichtlichen Unterricht eben so schädlich und fremd ist, wie der Geschichtschreibung selbst. Die geschichtliche Erzählung hat ihren Reiz in dem wohl angelegten und lebhaft erhaltenen Fortgange, durch welchen sie den Zuhörer mit sich fortzieht; es ist nicht wohlgethan der Jugend den Sinn für die einfache Anmuth der Geschichtserzählung, nach welcher auch in diesem Buche gestrebt wurde, durch frühe Angewöhnung an dramatische Flittern und andern Putz zu nehmen oder zu verkümmern." Ref. giebt dem Vf. im Allgemeinen Recht, wo es sich *nicht* erst darum handelt, Interesse für die Geschichte zu erregen. Bei einem *ersten* Unterricht oder Schilderungen und Ausmahlungen, oder was am Ende doch dasselbe ist, Individualisirung ganz zu verschmähen, hält Rec. für ungeeignet. Gerade erst das Eingehen ins specielle, besonders in die Schicksale Einzelner, gewährt Interesse. Wenn Ref. z. B. seinen Kindern auf Spatziergängen 20 Kriege hintereinander vorgenannt hat, so hat sie dies nicht so angesprochen und ist nicht so gemerkt worden, als wenn er nur aus einem einzigen eine Kriegslist, eine tapfere That oder die Schilderung eines Feldherrn gegeben hat. Sieht man aber die hier und in höchst unbequemer Weise ohne alle Absätze und Ruhepunkte manche enge Seite hindurch fortlaufenden Massen an: so zweifelt Rec. am Eindruck, den dies machen kann. Rec. weifs, was ihn in seiner Jugend für die Geschichte erwärmt hat. So dies Lehrbuch, wie gut es gemeint sey, würde es nie vermocht haben.

Obgleich der Hr. Vf. nur eine Geschichte Europa's geben will, beginnt er doch mit einer einleitenden Erzählung über Entstehung und Ausbreitung des menschlichen Lebens und die ältesten Lebenseinrichtungen in Asien. Alsdann geht er kürzlich zur Geschichte der ältesten asiatischen Reiche über! Bei den Phöniziern hätten auch ihre Erfindungen angeführt werden sollen. Allein auf Erfindungen ist wie auf andere Momente des inneren Lebens gar wenig Rücksicht genommen.

Von da geht Hr. *S.* zu einer allgemeinen Beschreibung von Europa über, nach Umgebung, Gestaltung, Bodenbildung, Gebirgen, Bewässerung, Ländern, Staaten und deren Gröfse, Bevölkerung, Städten (unter denen Venedig mit 200000 S. fast um das doppelte zu hoch angesetzt ist), Lage und Clima; worauf mit S. 17 die eigentliche Uebersicht der europäischen Geschichte mit dem Alterthum (bis zur Theilung des Theodosius) bei Griechenland und Macedonien beginnt. Hin und wieder wie bei Lykurgus und Solon herrscht einige Umständlichkeit. Statt aber die Heldenthat des Leonidas zu schildern, wird lieber eine Seite auf die Flucht des Xerxes gewendet.

det. Von griechischer Kunst kein Wort. Eben so bei der römischen Geschichte. Dafs die Erscheinung Christi im Lichte der Welterlösung dargestellt ist, billigt Rec., so wie die Wärme, mit der von der heiligen Angelegenheit der Religion gesprochen wird, vollkommen. Wir wollen durch die Geschichte keine Heiden machen.

Von den Einfällen der Deutschen in das römische Reich, bis zur Entdeckung Amerikas und zur Reformation, datirt der Vf. das *Mittelalter*; die in ihren Folgen so wichtigen Kreuzzüge sind sehr kurz und nur anhangsweise behandelt. Kann man weniger darüber sagen, als Seite 296: „dafs die Völker auf diesen weiten Zügen in die Ferne vieles gesehen und gelernt haben, was sie dann zur Verbesserung ihres Lebens anwandten. Sie erhielten dadurch gleichsam einen neuen Sinn, (?) welcher sich unter ihnen immer mehr belebte und ausbreitete, so dafs von jetzt an, vorzüglich im Westen Europas, das ganze Leben anders wurde, als es vorher gewesen war." Sehr löblich dagegen ist, dafs der Vf. immer auf den Synchronismus der Begebenheit hinweiset.

Die *neuere Geschichte* von S. 321 — 452 theilt sich durch den westphälischen Frieden sehr richtig in 2 Haupttheile. Eine *neueste* Geschichte ist aber nicht besonders ausgeschieden, obgleich sie bis zum J. 1833 fortgeführt ist. Der Vf. will sie nach S. 421 „nur ganz allgemein und in grofsen Zügen" erzählen. Dabei fällt uns auf, dafs des ganzen *Rheinbundes* auch nicht mit einem Worte gedacht ist, während doch früher den Alberonischen Unternehmungen mehr als eine Seite gewidmet sind.

Dafs bei einer solchen Masse historischen Stoffes sich Irrthümer mit einschleichen konnten, begreift Rec., und will wenigstens einige berichtigen. Dafs *Sevilla* von den *Phöniziern* gegründet sey, wird nur dann glaubhaft, wenn seine Identität mit der phöniz. Colonie Tartessus erwiesen ist. Die Zahlen bei der Zerstörung von Karthago und bei K. Heinrich V. des Franken Tode sind wohl nur unangezeigt gebliebene Druckfehler, deren freilich noch manche vorkommen, wie *Krym*, *Milthiades*, *Tartaren* st. *Tataren*. Dagegen ist unrichtig, dafs die Thüringische Amalberg die *Tochter* des ostgothischen Theodorich war, dafs Gustav Adolf Karls X. Sohn gewesen sey und Napoleon die Schlacht von Aspern gewonnen habe. Das Wormser Concordat ist sehr unzulänglich angegeben, so dafs der Streitpunkt gar nicht hervortritt. Anton Ulrich schmachtete nicht in Sibirien 30 Jahre, sondern 35 Jahre in Archangel. Unrichtig ausgedrückt ist S. 439 folgendes: Nach den Schlachten von Eilau und Friedland entschied sich aber das Kriegsglück doch wieder für Napoleon. Eben so unrichtig im Ausdruck ist S. 401 gesagt: Alberoni hatte *nichts weniger* im Sinn, als die Nebenländer wieder zu gewinnen; statt nichts Geringeres im Sinne.

Ueberhaupt fehlt der Vf. auch in der Interpunction und im Stile öfters. Indem er den Gebrauch des : und ; verschmäht, macht er seine Periode durch die vielen Commata unbehülflich. S. 432 am Ende mufs nach: *Härte* etwas ausgelassen seyn, so wie auf der Seite vorher das 4malige *stand* in Einem Satze unwohlklingend ist. Auch die oft wiederkommenden Formeln und Worte: Nur; nämlich; und damit war es nun so; womit es sich folgendermafsen verhielt; dies ist so hergegangen; und das geschah so; und mit dieser Krone verhielt es sich so, welches S. 127 bei derselben Sache sogar 2mal vorkommt. — Ausdrücke wie: Solon blieb nicht ganz *fort*, Vespasian fing das *Gute* wieder an; obgleich Otto zu den Römern *meinte*, dafs u. s. w. werden sich leicht verbessern lassen.

SCHÖNE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Der Courier von Simbirsk.* Novelle von *Gustav v. Heeringen.* 1836. 368 S. 8. (2 Rthl.)

Hr. v. Heeringen tritt in der vorliegenden Novelle wieder in der Eigenschaft auf, wie er schon *früher* bezeichnet wurde, als ein angenehmer Erzähler und er darf versichert seyn, dafs er mit seinem Courier willkommen seyn wird. Der Stoff ist glücklich gewählt, die Darstellung edel und die Sprache leicht und gefällig ohne der Kraft zu entbehren. Das Ganze athmet gesundes frisches Leben und zeigt nebenher die Sicherheit auf der Bahn des Anstandes, welche das Leben in den höheren Cirkeln giebt und wodurch sich ein Minderbegünstigter leicht verräth. Die Klippe, welche sich dem Vf. bei Schilderung des Petersburger Hoflebens darstellte, hat er glücklich vermieden und weder zu viel, noch zu wenig, sondern für den Zweck genug gesagt. Der Schauplatz der Novelle ist Petersburg zur Zeit als Katharina II. regierte, und der Courier ist der Ueberbringer der Botschaft, dafs der Rebell Pugatschew besiegt und gefangen sey, welcher unter dem Namen Peter III. die Kaiserin in Schrecken setzte. Zugleich mit dieser Nachricht bringt er aber ein Mädchen, welche ihm früher das Leben gerettet hatte, und welche er bei ihrer Hülflosigkeit in das berühmte Fräuleinstift zu Petersburg aufgenommen wünscht — es ist des Hochverräthers Pugatschews Tochter, welche der junge Officier liebt. Die Darstellung dieses zärtlichen Verhältnisses, die Entdeckung wer die Schutzbefohlene sey, die Liebe der Kaiserin zu dem Courier, Pugatschews Hinrichtung und die wahrhaft kaiserliche Gesinnung Katharina's als sie die übermächtige Liebe des Geliebten zu Pugatschews Tochter sieht, ist gleich anziehend behandelt. Die Schilderungen des Vfs. gewähren einen genügenden Grad von Anschaulichkeit und unter den mannigfachen Charakteren finden wir, selbst in Nebenpersonen, sehr glückliche Zeichnungen. Rec. ist überzeugt, dafs kein Leser und keine Leserin das Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird, und das Publikum wird sich gewifs freuen, mehr dergleichen Gaben aus der Hand des Verf's zu erhalten. — Druck und Papier sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

October 1837.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Zweites Scherflein zur Förderung der Kenntnifs älterer deutscher Mundarten und Schriften von Friedrich Wiggert.* Aus dem Programm des Domgymnasiums zu Magdeburg auf das Jahr 1836 abgedruckt. 1836. 81 S. 8. (15 gGr.)

Bei der geringen Anzahl der mittelniederdeutschen Sprachdenkmäler und bei der leider nur allzu dürftigen Pflege, die bis jetzt dieser Mundart geworden ist, mufs auch das kleinste Scherflein willkommen seyn; um so willkommner, je mehr man überall darin Sorgfalt und Umsicht des Gebers wahrnimmt. Hr. *W.* giebt in diesem Büchlein über einen Band in Klein-Folio Bericht, der auf der Magdeburgschen Stadtbibliothek aufbewahrt wird und Verschiedenes, Gedrucktes und Handschriftliches, enthält. Der sämmtliche Inhalt des Bandes wird unter folgenden acht Numern angeführt: 1) Mariani Scoti chronica. Basil. ap. Joh. Oporin 1559. 2) Stammbuch oder Erzölung — aller — Geschlechter in den sächs. Landen von Andr. Hoppeurod. Strasburg, Rihel, 1570. 3) Ein Cronica — genant Fasciculus temporum. ein burdlin der zeyt. 1492. 4) Eine Handschrift, enthaltend eine niederdeutsche Ueberarbeitung der von Otto von Demeringen (*van deme ryughe* in der Handschrift, nicht wie die hochdeutschen Handschriften und Drucke *von Demeringen*) unternommenen Uebersetzung der Reise Johann's von Mandeville nach dem Morgenlande. 5) Eine Sammlung bis jetzt unbekannt gebliebener *niederdeutscher Fabeln*, in Handschrift. 6) Eine niederdeutsche gereimte Umschreibung der Sittensprüche des Facetus, in Handschrift. 7) Eine niederdeutsche Ueberarbeitung des Vridank, in Handschrift. 8) Die älteste deutsche Ausgabe der Reise des Marco Polo (gedruckt zu Nürnberg 1477).

Von diesen verschiedenen Werken beschreibt Hr. *W.* kurz No. 3. und No. 8., läfst darauf die Sittensprüche des Facetus, das lateinische Original mit der deutschen Umschreibung und den Abweichungen einer zweiten, gleichfalls zu Magdeburg (Biblioth. des Domgymnas. No. 217.) aufbewahrten, Bearbeitung folgen, theilt dann aus No. 5 die Einleitung und eine Anzahl Fabeln mit, bespricht darauf No. 7 den niederdeutschen Vridank und schliefst mit einer kurzen Betrachtung von No. 4 der Reise Joh.'s von Mandeville. Rec. will seine Betrachtung besonders dem wichtigsten Stücke, den niederdeutschen Fabeln zuwenden; er begnügt sich daher, was den Facetus betrifft, mit folgenden kurzen Bemerkungen.

S. 11. No. 27. ist leren (d. i. lernen) richtig und nicht in lesen zu ändern, welches ehedem eine andere Bedeutung hatte als jetzt.

S. 14. No. 48.

> Bruke nicht al dines willen
> mit schelken unde mit loderen stillen (?)

hätte das Fragezeichen wegfallen dürfen. Stillen ist der adverbial gesetzte Dat. Plur. und bedeutet *heimlich*.

S. 16. No. 67.

> Deit di ein man den beker sin,
> den nim to di an vreden schin.

lese man *ān wreden schin*, d. i. ohne Zorn, bescheiden.

S. 19. No. 83.

> Dinen munt den stille
> dat he nicht arges spreken wille;
> decke ok also din kleit [? secret]
> dat dar kein bose roke ut engeit.

hat Hr. *W.* durch das lateinische „*ne malus erumpat foetor, latrina tegatur*" verführt, falsch verstanden. *Kleit* ist ganz richtig und nicht in *Sekret* zu ändern. Man soll mit dem Kleide decken, ist der Sinn. Die Stelle bekommt ihr Licht durch die gemeinere Diutiska II. S. 85. v. 9. — No. 88 ist die Aenderung *rekt* aus dem handschriftlichen *kert* nicht nothwendig; *keren* wird, wie *wenden*, auch in der Bedeutung von „aufhören, endigen" gebraucht, weil dasjenige, das kehrt, wendet, die Laufbahn geendet hat.

S. 28 bis S. 70 nehmen die aus der Handschrift No. 5. mitgetheilten Fabeln ein, die der Herausgeber mit Recht für das wichtigste Stück des ganzen Bandes erklärt. Rec. will zuerst einige kritische Bemerkungen über den Text hier machen und darauf die anderen in Erwägung kommenden Punkte besprechen.

S. 31. v. 47, 48.

> So wes sin vroude nicht latet in,
> de sinnes sines wert de min.

sind unverständlich; man lese „*de sinnes; pines wert de min*", so dafs der eben so schöne als wahre Gedanke, „der Traurige fasse nur sein Leid fest in's Auge (sinnes), so wird des Schmerzes (pines) weniger", dadurch ausgedrückt wird.

S. 32. v. 73.

> de lichten wort an lichter were
> de dreget dicke doget unde ere

soll wohl bedeuten, „lichte Worte (vergl. Gottfrieds von Strafsburg *cristallînen wörtelîn*) mit lichtem Gehalt (*were*, Wehrung) tragen oft Tugend und Ehre.

S. 33. v. 15 ist offenbar zu lesen: went ik enkan din nicht (für *di nicht*) bederven.

S. 33. II. 13.

du dregest wulle unde horn
dorch drogene; dat is mi torn.

kann wohl nur sagen wollen: „du trägst deine Hörner unter der Wolle versteckt, und betrügst so."

Die Stelle S. 34. v. 21 ff.

— dat is schult genoch
van di, dat din drank mi geroch
— de mit di moste sin verdomet —
dut vlet drovet unde wlomet.

hätte mehr als manche andere eine Anmerkung verdient. Din drank ist offenbar subject zu drovet und wlomet; was bedeutet aber der Beisatz zu drank „*mi geroch*"? geroch kann hier nicht das Präterit. von riechen seyn. Die Stelle scheint verderbt; vielleicht ist zu lesen: *mit ungevoch*. Das seltene wlomen bedeutet wohl verunreinigen. Ist damit etwa das holländische loomig, schwedische lomig, faul, träge, verwandt? Durch Schmutz verunreinigte Flüssigkeit fliefst träger als reine.

S. 36. v. 38. „unde ik nicht echt wedder en bat" scheint verderbt; mir wenigstens ist der Vers unverständlich.

S. 36. v. 74.

— gi schollen wol gedrogen,
unde ik schal ju de vroude togen

ist unverständlich; man lese *wol gedogen*, d. i. gedulden.

S. 36. v. 130. war zu schreiben wapen to jodute. to jodute ist der bekannte niederdeutsche Hülferuf. s. Grimms Rechtsalterth. S. 877.

S. 38. v. 129 ff.

Van rechte valt he an den strik
dat he wil setten sinem vrunde:
se namen sus danen ende

Erstens ist hier die Vertauschung des Genus (*den strik dat*) zu bemerken, und zweitens *vründe* nicht in *viende* zu ändern, wie Hr. *W.* that. Da der Dichter *twivel* und *düvel* (S. 86. v. 102.) reimt, wird ihm auch *vründe*: *ende* gerecht seyn. Aber auch der Sinn verlangt *vründe*, da zwischen Frosch und Maus nicht Feindschaft war, der erste vielmehr die letzte heimtückisch umzubringen suchte.

S. 41. v. 5—10 scheint Hr. *W.* unrichtig interpungirt zu haben. Rec. liest die Stelle also:

In Vreslant dicke dat geraket,
dat men dar enen kese maket
des melk en inich ko do gaf,
dar men wol hundert makede af
an Doringen ofte an Hessenlant.
Der klenen Kese u. s. w.

Den verderbten Vers 52 (S. 42): dor valschen ende unde waren lof, verbessert Hr. *W.* nicht ungeschickt: „dor valschen rat unde wânlof"; allein man begreift da nicht recht, wie der Schreiber aus *rat* (oder auch *rad*) *ende* machen konnte. Wahrscheinlich fand der Schreiber dor valsch ede unde waalof, was aber in dor valscheit unde wânlof zu bessern seyn dürfte.

S. 44. v. 11 ist *gra* nicht in *gran* sondern in *gram* aufzulösen. Es ist dies das selten vorkommende starke Präter. von grimmen (si *grummen* alse daz mere, so iz di starken winde trîbent an den ünden u. s. w. Alexander v. 2367.), welches sonst schwach *grimmede* (Reineke 2018, 3338.) bildet.

S. 45. v. 13 ist boken zu streichen, da es schon v. 12 steht. Der Schreiber der Handschr. wiederholte es gedankenlos.

S. 48. v. 9 ist kein *ome* einzufügen, da es so gestellt gegen den Vers wäre; nur nach beneden dürfte es allenfalls stehn.

S. 51. v. 9 ist das Fragezeichen zu tilgen, da sich *de* (v. 11.) auf *se* (v. 9.) bezieht. V. 10. ist als Ausruf dazwischen geschoben.

S. 52. v. 13. Das *olde vinne* hätte wohl eine Bemerkung verdient. Im Holländischen bedeutet *vinnig*, böse, zornig, *vinnigheid* grimmige Bosheit.

S. 53. v. 13, 14 lese man:

sêt, wo he kniet (nicht kneit), wo he sik moit (nicht meit),
wol he uns al de wege stroit (nicht streit).

Das handschriftliche meit: streit bezeugt nur schlechte Aussprache. Mittelhochdeutsch würden die Wörter müejet, ströuwet lauten und demnach nicht reimen; im Holländischen reimen sie auch nicht ganz genau: „moeit: strooit."

S. 58. v. 21. Es scheint gewagt in dem Handschriftlichen *schude* einen Rest der gothischen starken Form *skathja*, *skôth* zu erblicken, wie Hr. *W.* will. Vielleicht ist aber dies *schude* nicht einmal von *schaden* herzuleiten, sondern von schoven, höhnen (s. Reineke 147, 3428.), *schude* stände dann, freilich fehlerhaft, für schovede, was contrahirt *schofde*, nicht *schoude*, *schude*, giebt. Nur in diesem Falle wäre des Herausgebers Aenderung des folgenden *om* in *one* zu billigen.

Zu S. 59. v. 71 macht Hr. *W.* die Bemerkung: *moten*, entgegen kommen; daher *in de möte komen*, ins Gemüth kommen. Dies ist ein Irrthum. In de möte komen kann niemals „ins Gemüth kommen" bedeuten. In *môt*, animus, vertritt die auslautende Tenuis nach der bekannten Regel nur die Media, welche im Inlaut stets wieder eintritt; daher modes, nicht motes, und gemode (? gemöde?), nicht gemöte. Dagegen bleibt in moten, obviam ire, die Tenuis überall unverrückt.

S. 59. v. 73.

Do helt he dar al blot
unde was ok al der lude spot.

Die erste Zeile scheint verstümmelt. Die Reime blôt: spot zeigen es. Wahrscheinlich lautete der Vers früher: Dô hêlt he dar al blôt de sot (vergl. S. 56. v. 30), denn der Dichter reimet nicht ô und o in einsylbigen Wörtern, wenn nicht dem o ein rd oder rn unmittelbar folgt. Vgl. S. 34. v. 31. S. 67. v. 65. Oder anders ausgedrückt: die niederdeutsche Mundart dehnt das o vor rd oder rn, indem sie dadurch eine stattgefundene oder nur angenommene Contraction anzeigen will. Daher tôrn, hôrn = toren, he-

horen im Reime auf erkôrn = erkoren; wôrt, wôrde = woret, worede, im Reim auf hôrt, hôrde = horet, hôrede. Man findet freilich nie woret, worede, borede, horet für wôrt, wôrde, bôrde, hôrt (thesaur.); aber diese Wörter folgen der Analogie. Wie mit dem o, so verhält es sich auch mit dem e. Rec. will hiermit noch eine andere, den Reim betreffende Bemerkung verbinden. Sie betrifft das Wort gût, gôt, welches einige niederdeutsche Dichter, z. B. der des Reineke, sowohl auf ût, hût, als auch auf môt, grôt reimen. Nur wenn dieser Fall stattfindet, darf, wie Rec. glaubt, gût beibehalten werden, da die echte niederdeutsche Form gôt lautet. Findet sich jedoch bei einem Dichter kein Reim gût: hût, ût, lût u. s. w. so rührt das gût vom Schreiber her und der Dichter sprach gôt. Wird das Wort verlängert, so tritt ohnehin o ein, mithin gode, nicht gude. Wenn demnach in den übrigen, bis jetzt noch nicht gedruckten Fabeln dieser Sammlung kein Reim gût: ût u. s. w. vorkommt — in den gedruckten findet sich keiner — so lese man S. 38. v. 136. S. 39. v. 19. und überall gôt, gode. Eben so wie mit gût verhält es sich mit vlût. Wahrscheinlich nahm man in einigen Gegenden Niederdeutschlands das û in diese Wörter, denen eigentlich uo zukommt, auf, als man nicht mehr den Laut der organischen Tenuis *t* von dem der unorganischen, die *Media* vertretenden, unterschied, um gôt (guot) von gôt (gôz) und vlôt (vluot) von vlôt (vlôz) zu unterscheiden.

S. 59. v. 82 ff.

des repen se alle we dat sach
unde de vrowen openbare
„*is dat van deme hare*
des van vrowen wart gebeden?
is nu an dat kat getreden:
so licht he sulven al dar neder u. s. w."

Ohne Zweifel ist der dritte Vers is — hare mangelhaft. Die Stelle ist so völlig sinnlos, aber die Herstellung leicht zu finden. Man lese: „*is dat de ritter van deme hare*," und verbessere v. 5. nicht: is't nu, wie Hr. *W.* will, sondern *dat is nu*, oder *it is nu*. Die spöttische Bezeichnung „*de ritter van deme hare*", wird nicht auffallen, wenn man sich an ähnliche Benennungen, z. B. in dem Gedichte von der bir (Müller, III.) erinnert.

Die Nutzanwendung, v. 95 — 121, ist ein elendes Machwerk, und sticht bedeutend von der Lebhaftigkeit und Farbenhelle der Erzählung ab. Hat diese vielleicht jene erst bei der Aufnahme in die Fabelsammlung erhalten? Fast scheint es so. Rec. wenigstens begreift nicht, wie aus dieser Erzählung eine solche Nutzanwendung man ziehen könne. Ganz anders verhält es sich bei der Darstellung desselben Gegenstandes bei Bonerius (von stacrunge spottes, LXXV.). Uebrigens scheinen auch v. 97 — 100 verderbt.

S. 62. v. 3 — 4.

Vor roveren dat se god bewarte
went id was grot angest up der strate

werden von Hn. *W.* durch ein Fragezeichen gekennzeichnet; allein eine Verderbnifs enthalten diese beiden Zeilen kaum, eher sind sie eine Zuthat des Schreibers der Handschrift aus Eigenem.

Nach v. 14. S. 62 sind einige Verse ausgefallen, was vom Herausgeber hätte bemerkt werden sollen.

S. 62. v. 20 lese man: „tome anderen sprak do de ein", da „to ome sprak de ein", wie die Handschr. hat, falsch bezogen werden müfste.

S. 63. v. 36, 37.

Dat wart gedan. se algemene
dat loveden se in truwen.

Mit Unrecht änderte Hr. *W.* das se des zweiten Verses in sik. Was soll dat loveden sik heifsen? Das se des ersten Verses ist nicht das Pronomen, sondern der Imperativ se, ecce, verschieden von sich, vide.

S. 63. v. 29. „wi scholen one verloken" giebt keinen Sinn; man bessere nach S. 64. v. 84. vorkloken.

S. 65. v. 10, 11.

Sint ik ni vor hir af ensach
dik maken efte ein solk hus.

hat man nur efte in ofte zu verwandeln und alles ist in Richtigkeit; ofte ni ensach = selden ie gesach.

Soviel in Hinsicht der Kritik des Textes. Was nun die poetische Darstellung bei dieser Fabelsammlung anlangt, um auch darüber ein Wort zu sagen, so ist sie ziemlich ungleich. Manche Fabeln sind ausgezeichnet schön, andere minder gut. Am ungeschicktesten ist offenbar LXXXIX. Van deme arne unde valken erzählt; nicht besser, wie schon bemerkt, die Nutzanwendung zu LXXXVII. Van eneme kalen ritter. Durch merkliche Dürftigkeit zeichnet sich aus LXXVI. Van deme kranen unde vosse. Wenn man diese drei Stücke zusammen vergleicht und erwägt, dafs gerade in zweien derselben der Dichter persönlich hervortritt, so sollte man fast meinen, die Sammlung enthalte Gedichte verschiedener Verfasser. Darüber kann man freilich nur zur Gewifsheit kommen, wenn man über sämmtliche CIII Fabeln seine Betrachtungen anzustellen vermag. Um den Dichter oder resp. Sammler zu ermitteln, hat Hr. *W.* sich alle Mühe gegeben. Er schliefst, der Vorrede zufolge, auf einen Dechant von Minden; allein die betreffende Stelle der Vorrede ist nicht so beschaffen, dafs man auch nur mit einiger Sicherheit dieses daraus schliefsen könnte. Sie lautet:

Sint heft an dudesch ok ein here
ein del bracht dusser besten mere
dat dar ein minsche tucht unde ere
bi unde hovescheit jo lere:
Gerard heit he unde was *deken*
to Minden. so we ok spreken
wolde dat al sonder wan
dat van godes bort u. s. w.

Nur soviel folgt hieraus mit Sicherheit, dafs Gerard deken to Minden, einen Theil der Aesopischen Fabeln — ob aus dem Lateinischen oder dem Englischen, ist nicht klar ausgesprochen — in das Deutsche übersetzt habe. Wäre Gerhard der Dichter *dieser* Fabeln, er würde nicht gesagt haben: „Seitdem hat in Deutsch auch ein Herr einen Theil gebracht dieser besten Mähren, Gerard hiefs er und war Dechant zu Min-

Minden." Das kann nur ein anderer von Gerhard, er nicht von sich selbst sagen. Also rühren höchstens einige und zwar Aesopische Fabeln von Gerhard her, die anderen mag der Sammler aus anderen Büchern, manches vielleicht auch aus Volkes Munde aufgenommen haben. Nun aber ist die Frage, ob die angegebene Jahrzahl 1370 auf die Uebersetzung Gerhard's oder auf die Bildung der Fabelsammlung zu beziehen sey? Rec. möchte das Letztere annehmen, obgleich man alsdann zugeben muſs, daſs die Angabe der Jahrzahl sehr ungeschickt dem Voranstehenden angehängt ward. Doch sey dem, wie ihm wolle; auf jeden Fall verdienen sämmtliche Fabeln, schon der Sprache wegen, abgedruckt zu werden. Auch wäre es nicht übel, wenn Hr. *W.* neben einem vollständigen Wörterbuche die mittelniederdeutsche Flexionslehre, wenn auch nur tabellarisch, der von ihm zu erwartenden Ausgabe beifügen wollte, da zumal in der Conjugation die niederdeutsche Mundart von der hochdeutschen bedeutend abweicht. Dabei wäre freilich zwischen den echt niederdeutschen und den aus dem Mittelhochdeutschen entlehnten Formen strenge zu scheiden, und letztere auf irgend eine Art zu kennzeichnen.

Ueber den niederdeutschen Vridank wäre manches zu bemerken. Da Rec. jedoch vielleicht nur zu viel Raum schon in Anspruch genommen hat, so begnügt er sich, einen kürzlich von ihm in Cod. Bibl. Civ. Turic. B, 222 aufgefundenen in der Grimm'schen Ausgabe noch nicht entdeckten Spruch Vridankes zum Schluſs hier mitzutheilen. Die letzten Blätter der Papierhandschrift (aus dem 15ten Jahrh.) nehmen verschiedene *deutsche* Sprüche von Isidorus, Boethius, Albertus Magnus und Anderen ein, darunter denn auch mit der rothen Ueberschrift „Frydank spricht"

Wilt du sin mit ruow und mit gemach
so rede lützel und nit zů aller sach.

was vielleicht herzustellen:

wiltu sîn mit gemache,
sone rede niht zaller sache.

Ob die Angabe „Frydank spricht" wahr sey oder nicht, mögen Andre entscheiden.

Ludwig Ettmüller.

BIBLISCHE LITERATUR.

Zürich, b. Hoffmann: *De nonnullis epistolarum Johannearum locis difficilioribus* commentatio *prima*, qua ad audiend. orat. Professionis extr. in Ac. Turicensi adeundae causa — invitat *Otto Fridolin Fritzsche*, Theol. Licent. 1837. 44 S. 8.

Die Briefe des Johannes sind in neuester Zeit, wo die paulinischen Briefe so viele Bearbeiter gefunden haben, viel weniger beachtet worden. Daſs es aber doch keine *Ilias post Homerum* sey, wenn der Fleiſs gelehrter Schriftforscher jenen Briefen, um welche sich Hr. Dr. *Lücke* unstreitig sehr verdient gemacht hat, sich wieder zuwendet, zeigt vorliegende kleine Schrift des Hn. Prof. *Fr.*, der bereits in einer umfassendern Schrift: *de Theodori Mopsv. vita et scriptis.* Hal. 1836. sehr gründliche philologische und patristische Studien bewährt hat. Zuerst wird hier ausführlich über den so oft gemiſsdeuteten Anfang des 1sten Briefes Joh. Kap. 1, 1—4. geredet und, nachdem die verschiedenen Erklärungen der Stelle aufgeführt und beurtheilt sind, die dem Vf. eigenthümliche Ansicht von derselben näher entwickelt. Dies geschieht mit so viel Sachkenntniſs, Umsicht und exegetischem Takt, daſs wir den Vf. auch im Gebiet der exegetischen Theologie recht sehr willkommen heiſsen. Da wir dem Vf. hier nicht in das Einzelne folgen können, so bemerken wir nur, daſs unter ὁ λόγος der Sohn Gottes verstanden und ἀπ' ἀρχῆς auf das vorweltliche Daseyn desselben bezogen, die Annahme aber, nach welcher jenes auf die christliche Lehre und dieses auf *initium rerum christianarum* gedeutet wird, mit treffenden Gründen zurückgewiesen ist; eben so der von *Morus* u. a. gemachte Versuch, das ὃ (ὃ ἦν ἀπ' ἀρχῆς, ὃ ἀκηκόαμεν u. f.) auf die Person, Geschichte und Lehre Jesu zugleich zu beziehen, also beide Erklärungen zu verbinden. Zwar hat auch Hr. Dr. *Lücke* neuerlich wieder jene Erklärung als die allein richtige zu rechtfertigen gesucht, in wie fern sie der dem Johannes eigenthümlichen Anschauungs- und Darstellungsweise am besten zusage. Allein nicht ohne Grund bemerkt der Vf., daſs eine solche durchaus nicht angezeigte Vermengung ganz heterogener Begriffe bei Johannes unwahrscheinlich sey; wie dann überhaupt das Streben, ganz verschiedenartige, ja einander widersprechende, Erklärungen mit einander zu amalgamiren, manche neuere Exegeten gar sehr irre geführt hat. Wir theilen die Erklärung der behandelten Stelle in der von dem Vf. selbst S. 35. beigebrachten Paraphrase derselben mit: „*Quod* (*quae natura*) *erat ab initio* (*mundi*), *quod* (*quas res*) *audivi quod oculis meis vidi*, *quod contemplatus sum et manus meae contrectarunt* — *de Verbo vitae* (*vitae fonte*) — *vita* (*vitae fons*) *enim apparuit* (*potui igitur eam videre*, *contemplari et contrectare*) *et vidi* (*eam*) *et testor* (*de ea*) *et praedico vobis hanc aeternam vitam*, *quippe quae apud Patrem esset*, *nobis vero apparuerit* (*ita*, *ut eam iam possim annuntiare*) — *quod* (*igitur*) *vidi et audivi*, *annuntio vobis.*" — Kürzer, doch nicht minder gründlich, wird die Stelle Kap. 2, 7. 8. von dem alten und neuen Gebote, behandelt. Das Ganze empfiehlt ein, leider jetzt immer seltner werdender, correcter lateinischer Ausdruck; und so können wir zum Schlusse den Vf. nur aufmuntern, sämmtliche Johanneische Briefe einer neuen Bearbeitung zu unterziehen, zu welcher er seine Befähigung hier aufs Beste nachgewiesen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1837.

THEOLOGISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: Dr. *Gottlieb Jacob Planck.* Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten, hie und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. *Heinrich Ludwig Planck.* Von Dr. *Friedrich Lücke*, Consistorialrath und ord. Professor der Theologie zu Göttingen. Motto: Das Gedächtnifs der Gerechten bleibet in Segen. Mit einem Brustbilde Dr. *Gottl. Jac. Plancks.* 1835. XII u. 168 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Niemand urtheilt strenger über das Bild eines Menschen, als seine Hausgenossen und Verwandten, weil sie durch tägliches Sehen am besten Bleibendes von Vorübergehendem, Hervorstechendes von Nebensachen, Charakteristisches von Zügen, welche andere auch haben, bewufst und unbewufst unterscheiden gelernt haben. Ihnen kann es daher der Maler selten recht machen, und doch ist auch niemand dankbarer für das, was ihm wirklich gelungen ist, weil niemand mehr als sie den Gegenstand liebt, dessen Darstellung sie eben wegen dieser Liebe am strengsten richten. Ref. kann sich leider nicht rühmen, leiblich oder geistig ein Verwandter *Plancks* zu seyn; allein in einem ähnlichen Falle sind eigentlich auch alle Schüler *Plancks*, denn sie alle haben nicht blofs die Gewohnheit aufgenommen ihn zu sehen, sondern sie haben auch durch die Liebe, wozu er sie alle zwang, diesen geschärften Blick und diese gesteigerte Aufmerksamkeit, diese Strenge und diese Dankbarkeit gewonnen. Und da doch gewifs der Maler solchen es am liebsten recht machen möchte, wenn er selbst in ihrem Falle ist, selbst, wie sie, seinen Gegenstand verehrt, so wird er auch ihren Eigensinn ertragen und sogar gern sehen, wird gern hören, was gerade sie noch nicht ganz ähnlich finden.

Es mufs Hrn. Dr. *Lücke* eine grofse Belohnung seyn, hier ein Buch geschrieben zu haben, von welchem er wissen mufs (er mufs es als sein eigener Leser schon beim Schreiben erfahren haben), dafs es wohlthuend, tröstlich, versöhnend auf jeden Leser immer wieder wirken mufs. Solche Männer, wie *Planck*, werden jetzt selten, und gewifs ist man kein ungerechter *laudator temporis acti*, wenn man sich sehnt in ihrer Gesellschaft zu seyn; eben diese verschafft Hr. Dr. *Lücke* hier seinen Lesern, schafft besonders den Schülern *Plancks* einen Ort, wo ihnen im Gedanken an die alte Zeit und an ihre Jugend immer wieder das Herz aufgehen und das Leben reich und gehaltvoll erscheinen wird. Was war denn dies Unwiderstehliche an dem alten Manne, warum man ihn recht wissentlich mit jeder Stunde lieber gewann, ihn mit Lächeln und Rührung zugleich hörte, was ja nach *Tieck* die Liebe am meisten befestigt, und zuletzt, wie weitläufig er sich auch ausdrückte, dennoch jedes Wort nachschrieb, weil man sein Bild fast noch lieber unentstellt fixiren wollte als die Bilder der Zeiten, welche seine Erzählung vorführte? Wohl war er, wie es S. 138 heifst, ein wahrhaft heiliger Mann; an ihm sah man erfüllt jenes *habe caritatem et fac quicquid vis*; die ununterbrochene Arbeitsamkeit, worin sein Leben hinging, war nur ein Dienst für andere, nur immer an andrer Bestes dachte er, nicht in selbstgefälliger Aufwallung, sondern mit der angestrengtesten pädagogischen Umsicht; aber, wie *Angelus Silesius* sagt,

> Die Einfalt schätz' ich hoch, der Gott hat Witz beschert
> die aber den nicht hat, ist nicht des Namens werth;

das zwang erst jeden zu dieser fortgerissenen jubelnden Verehrung, dafs in seinem Leben wie in seiner Forschung und Darstellung mit dieser seiner frommen Anstrengung auch diese schwäbische Gemüthlichkeit, mit diesem Suchen Gottes auch dies göthesche Wohlgefallen an der Erscheinung in ihrer reichen Mannichfaltigkeit verbunden war, und dafs dies dennoch keinen Zwiespalt herbeiführte; vielmehr erschien diese seine göttliche Heiterkeit in Leben und Schriften als eine natürliche Folge seines treuen Arbeitens im Gottesreiche, als das sichere Zeichen seiner kindlichen Eitelkeitslosigkeit, als ein göttlicher Lohn für beides, und dies sein „theodikäotisches" Streben bei der Forschung (S. 58) fand gerade seine Befriedigung in dieser ahnungsvollen Vertiefung in das Einzelnste, in der schärfsten gewissenhaftesten Beobachtung und in der sorgfältigsten Reproduction des Wirklichen in seinen speciellsten feinsten Zügen. So zeigt sichs nun auch in der Darstellung des Hrn. Dr. *Lücke*; durch nichts so glücklich und so schnell mit einem einzigen Zuge hat er den ganzen Mann hingestellt, als S. 77 durch die Erinnerung an *Hans Sachsens* poetische Sendung. Sonst aber freilich scheint dem Ref. nun eben das eine Eigenheit der Arbeit des Hrn. Dr. *Lücke*, dafs er seine Mittheilungen mehr rhapsodisch hinter einander gestellt hat, als dafs er die *disiecta membra* überall zu einem Ganzen zu verweben gesucht hätte, während doch manche Einzelnheiten, welche er aufnimmt, auf diese Weise zur allgemeinen Charakteristik benutzt, erst noch besonders ergiebig geworden wären.

So zeigt sichs gleich im Anfange S. 16, wo er von *Plancks* Tagebuche eines neuen Ehemannes redet. Er spricht davon mehr wie von einer Curiosität, fast wie von einer Abnormität im Leben *Plancks*, scheint es ihm beinahe zu glauben, dafs er an der Schrift, wenn auch nicht alles, doch wohl einiges als Jugendsünde nach seinem bescheidenen Ausdrucke bereut habe, und benutzt sie nun weiter gar nicht zur Charakteristik *Plancks* als Mensch und Schriftsteller. Allein gerade schon in dieser Schrift erscheint dieser in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, und sie hängt so gut als irgend eine andere mit seiner ganzen literärischen und selbst theologischen Wirksamkeit zusammen. Einer durch Contagiosität gefährlichen Verirrung des Zeitalters entgegenzuwirken, wenn er konnte, seiner Gegenwirkung mühsam die wirksamste eindringlichste Form zu geben, überall Unnatur und Unwahrheit und jedes Scheinwesen, welches das Heiligste bedrohte, zu bekämpfen, dazu hielt sich *Planck* jederzeit für berufen, und das that er schon hier. Es war die Periode der empfindsamen Reisen, der Siegwarte und Werther, und aller der Affectation und Caricatur, welche hiernach in einer unbeschäftigten und literarisch noch sehr reizbaren Zeit Deutschlands an vielen Orten epidemisch wurde. Dieser Verehrung gegenüber erscheint hier schon in seiner Jugend der ganze *Planck* mit seinem männlichen gesunden wohlmeinenden Sinne, mit seinem selbsterfahrnen Wissen um den verschiedenen Werth der Dinge, mit seinen Beobachtungen, wie dieses ohnehin schon seltene Wissen und dieser allein seligmachende Sinn immer mehreren verloren gehe, und mit seiner Liebe, diesen Schaden zu verhüten. Er kennt die Gefahr der Abstumpfung an den edelsten geistigen Anlagen, welche durch den Müssiggang der Empfindsamkeit sicher bewirkt wird; er weifs, dafs das Zehren und Saugen an Gefühlen für den Gebrauch der Selbstseligkeit und der Unterhaltung nichts als Selbstbefleckung und innere Lähmung ist, welche nicht blofs für Augenblicke, wo es gilt, die beste geistige Kraft zerstört, sondern auch schon deshalb ein Schaden an der Seele ist, weil sie für wahres Lebensglück, welches Frieden und Dank und Liebe zunehmen läfst, unempfänglich und blind macht; er sieht hier (schon das genügt ihm) seinen Hauptfeind, die Unwahrheit und Unnatur, zugleich unter grofsen Prätensionen, welche ihm wo möglich noch mehr zuwider sind, mächtig werden; dies kann er nicht mit ansehen; *facit indignatio versum*; aber seine Liebe zu helfen wendet so viel Kunst auf diesen Vers, und seine kindliche Schwabenseele lohnt ihn doch auch bei dieser Arbeit, wie bei jeder, mit so viel göttlicher Heiterkeit, dafs die Hülle, worin er dem Zeitalter etwas einflöfsen will, um ihrer selbst willen da zu seyn scheint, und gerade dadurch ihren Zweck am besten verbirgt und befördert; und doch, um mit den Worten des ihm geistesverwandten *Claudius* zu reden, „hatte er wohl nicht die Absicht, sich dem Publico als Componisten zu empfehlen, so wenig als der Prophet *Nathan* durch seine Fiction von dem einzigen Schafe des armen Mannes den Namen eines guten Fabeldichters verdienen wollte."

Von S. 21 an spricht Herr Dr. *Lücke* von den Hauptsachen, nämlich von *Planck* als Kirchenhistoriker. Auch durch diese Bemerkungen scheint dem Ref. *Plancks* Verdienst nicht hinlänglich hervorgehoben; gleichwie *Planck* selbst, um die höchste historische Gerechtigkeit und Unparteilichkeit sich zu bewahren, fast mit Mistrauen gegen sich selbst für Gegenparteien immer alles Gute, für die eigene Partei alles Nachtheilige aufsuchte und hervorhob, so scheint hier bisweilen sein Schüler, aus Besorgnifs, im Lobe zu viel zu thun, Mängel zu suchen und zu finden, welche keine sind, und welche er nach andern Aeufserungen wohl selbst nicht dafür anerkennen möchte. Es ist wohl wahr, die Kirchengeschichte ist weiter gekommen seit *Planck* (S. 23); sie hat an Material und Sichtung desselben gewonnen, besonders in den dogmengeschichtlichen Partien, und *Neander* hat, nachdem zu lange jene *Planck*sche Gerechtigkeitsliebe im Aufsuchen der nicht abzuleugnenden schlimmen Seite des kirchlichen Lebens herrschend gewesen war, durch geistesverwandtes Auffinden echt christlichen Geistes in allen Jahrhunderten der Kirche diese wieder in einem versöhnenden göttlichen Lichte, in dem Zusammenhange einer niemals ganz ausgestorbenen Ueberlieferung des bei der Kirche gebliebenen Geistes Christi erscheinen lassen. Aber nicht nur ist kein anderer, als er, nach *Planck* zu nennen, wenn von einem Fortschritt nicht der kirchenhistorischen Forschung, sondern der kirchenhistorischen Kunst und Darstellung (worin *Gieseler* selbst noch weniger Ansprüche macht, als er befriedigt) geredet werden soll; nicht nur kann man von *Neanders* Schule schon sagen *decipit exemplar vitiis imitabile*, wie das zur Manier gewordene und schon dadurch zu Unfleifs und Unwahrheit führende apologetische Streben in vielen Schriften aus *Neanders* Schule zeigt; sondern was viele, und hier in einzelnen Andeutungen auch Herr Dr. *Lücke* jetzt als einen Hauptvorzug der „gegenwärtigen" Kirchengeschichtschreibung anrühmen und bei *Planck* vermissen, das ist gerade eine beklagenswerthe Verirrung, in welche sich nach *Planck* die Kirchengeschichtschreibung hat verlocken lassen. Herr Dr. *Lücke* sagt unter andern S. 25: „Man ahnet mehr hinter dem Vorhange der äufsern Erscheinungen die innere Entstehung des Lehrbegriffes. Bei aller Vollständigkeit der äufsern Anschauung ... gelingt es doch nicht, das innere Getriebe des Nothwendigen und Zufälligen, des Objectiven und individuell Persönlichen, des Naturgemäfsen und Kräftigen, des Willkürlichen und Ungesunden, woraus der orthodoxe Lehrbegriff hervorgegangen ist, anschaulich zu machen. Die subjective persönliche Seite der Entwickelung ... ist zu stark hervorgehoben, und man vermifst nicht selten den objectiven Pragmatismus der Idee, der Sache selbst. Ueberhaupt verstand *Planck* mehr die Kunst, zu zeigen, wie die handelnden Personen frei die Idee

der

der Reformation in sich gestalteten, als wie diese Idee sich, z. B. in *Luther*, ihre für die Zeit entsprechenden Werkzeuge bildete." „*Planck* erkennt nicht genug an, dafs die Persönlichkeiten . . . nur untergeordnete und einzelne Momente in der zeitlichen Entwickelung der historischen Idee sind." Was will nun hier eigentlich der Verfasser? Man sieht wohl, er stimmt ein in eine moderne Sprache, welche nicht seine eigene ist, von welcher er sich an anderen Stellen ausdrücklich loszusagen scheint, z. B. S. 56, wo er den vortrefflichen Ausdruck „Nothwendigkeitsaberglauben" für all dies philosophisch thuende Gerede erfunden hat. Wer ist denn dies Gespenst der historischen Idee, welches so grofse Dinge thut, sich z. B. *Luther* schafft, und andere mehr? Wer sind diese kämpfenden Aeonen, aus deren „innerm Getriebe" die *Sophia Achamoth* des orthodoxen Lehrbegriffes hervorgeht? Nichts als die alte neuplatonische Verwechselung von Abstractionen mit wirklich existirenden Dingen, während doch, wie schon *Aristoteles* gegen *Plato* gezeigt hat, nur Individuen existiren, Abstractionen aber nur menschlicher Nothbehelf sind zu der für menschliche Beschränktheit sonst unmöglichen Uebersicht des Manchfaltigen; nichts als die verwirrende Personification von gemeinschaftlichen Merkmalen mehrerer Individuen, welche sich daher logisch diesen Merkmalen unterordnen lassen, aber keineswegs metaphysisch von ihnen (sie sind ja nichts Existirendes, also auch nichts Kraftvolles und Wirksames) abhängig sind. Möchte Herr Dr. *Lücke* wirklich wünschen, die reine historische Darstellung *Plancks*, der gewissenhaft kein Wort schrieb, was nicht auf Beobachtung und methodisch daraus abgeleiteten Wahrscheinlichkeitsschlüssen beruhte, wäre besudelt durch einen solchen Anwurf mit patentirten Phrasen, zu deren Gebrauch es gar keines historischen Fleifses bedarf? Glaubt Hr. Dr. *Lücke* wirklich, dafs *Plancks* Geschichte des protestantischen Lehrbegriffes dann unvergänglichen Ruhm haben würde? Erführe man wirklich die Geschichte der Reformation besser aus dem Buche, wenn es statt seiner unübertrefflich scharfen Zeichnungen des Einzelnen nach dem Leben die lernbegierigen Leser immer mit den bis zum Ekel gehörten Ausdrücken Entwickelungsknoten, Auseinandertreten und Versöhnung der Gegensätze, Momente, Nothwendigkeit u. dgl. belästigte und langweilte? Wohl würde das unserm *Planck* schwer oder vielmehr unmöglich geworden seyn wegen der Entstellung seiner mit so viel Kunst und Liebe abgemessenen Darstellung, wegen der Verfälschung derselben durch Phantasien oder übermüthig gewordenes miteinsprechendes Fachwerk, welche dadurch bewirkt wäre, besonders aber deshalb, weil man solche *pannos late qui splendeant* immer desto leichter anheften kann, je weniger man, und immer desto schwerer, je genauer man (wie das *Plancks* Fall immer war, wenn er schrieb) die wirkliche Geschichte einer Zeit auf die gemeine äufserliche Weise, d. h. durch fleifsiges Lesen, Kritik, Beobachtungsgabe und Combination kennen gelernt hat. Zum Glück aber war es zu seiner Zeit weder modern noch vortheilhaft, sich eine solche Sprache anzueignen, nur dafs, wenn es auch schon gewesen wäre, die Versuchung dazu dennoch an *Planck* verloren gewesen wäre. Vielmehr wufste er, dafs *ab esse ad oportere non valet consequentia*, dafs die Geschichte es aber nur mit dem *esse* zu thun hat, weil die Nachrichten, aus welchen sie allein schöpfen soll, darüber nicht hinausreichen; er wufste, dafs die Geschichte den *Causalnexus* in seiner Wirklichkeit so reproduciren soll, dafs Folgen immer nur aus den nächsten innerhalb desselben wahrnehmbaren Gründen erklärt werden, während die Frage nach höheren Gründen und Zwecken, nach den Gründen des *Causalnexus*, welche durch Wahrnehmung nicht zu erkennen sind, sie eben deshalb nichts angeht; er konnte es wohl für zulässig halten, dafs metaphysische und religionsphilosophische Ansichten, welche nicht durch Beobachtung und Zeugenaussage ihre Gewifsheit haben, mit der bezeugten Geschichte verglichen würden, auch wohl bisweilen, dafs nach Ahnungen, welche sich aus solchen Vergleichungen ergeben, auf die historische Darstellung der wahrnehmbaren Wirklichkeit Lichter aufgesetzt würden, aber er zweifelte gewifs nicht, dafs sie streng wissenschaftlich und methodisch nicht dahin gehörten, wie Illumination nicht auf Kupferstiche; er wufste vornehmlich, dafs wo die Ueberschätzung einer sogenannten philosophischen Behandlung der Geschichte anfängt, der eigentliche historische Sinn zurückgesetzt wird, weil eben von da an die angestrengte Beobachtung mit ihrer andächtig hingebungsvollen Lernbegier nachläfst, und er wufste gewifs auch, dafs so oft das böse Gewissen der ignoranten Arbeitscheu sich durch Herabsehen auf die unerreichten Trauben der gemeinen Geschichte und durch die Mystification eines angenommenen Orakeltons Autorität verschaffen will, wie Verschuldete Credit erschleichen durch Flitterstaat, dessen sich solider Wohlstand schämt. Und so war es gerade ein Vorzug der *Planck*schen Kirchengeschichtschreibung, dafs, mit *Neander* zu reden, „Gott ihm die gemeine Geschichte erhielt, und ihn vor der vornehmen bewahrte, welche eine wahre Pest ist für Geist und Herz." Gesetzt aber auch sie wäre das nicht, und es wäre möglich, dafs das gewissenhafte Wahrheitssuchen neben einem Hange zum Construiren ungeschwächt bliebe und nicht in eine leichtsinnige Scheinforschung ausartete, und es könnte manches, besonders in der allgemeinen Geschichte besser erläutert und übersichtlich gemacht werden nach einem gleichförmigen symmetrischen Schema, oder durch Anwendung des Bildes einer organischen Entwickelung auf die Geschichte der Menschheit oder auch der Christenheit im besondern, so wäre doch *Plancks* Eigenthümlichkeit gewifs zerstört, wenn er sich hätte abziehen sollen von seinem Gottsuchen im Existirenden nicht in Abstractionen, von der andächtigen Vertiefung in das gegebene Einzelne und von dessen schärf-

schärfster Zeichnung, und so kann man ihm von allen solchen für ihn naturwidrigen Zuthaten (vergl. auch S. 59 u. 37) auch keinen Anflug wünschen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Braunschweig, b. Vieweg u. Sohn: *Das Prediger-Seminar in Wolfenbüttel*, von Dr. *T. W. G. Bank* und Dr. *E. L. Th. Henke*. 1837. 79 S. gr. 8.

Ob es rathsam sey, angehende Theologen nach Vollendung des academischen Cursus in Prediger-Seminarien für den Predigerberuf weiter ausbilden zu lassen, ist eine Streitfrage, welche von mehrern verneint, als bejaht werden möchte. Die Gründe sind einleuchtend. Hält man nämlich den Besuch der Seminarien für nothwendig, so muſs dieser Besuch auch allen Candidaten möglich gemacht werden. Dieſs würde aber in einem gröſsern Staate die Errichtung mehrerer Institute der Art nöthig machen, wozu in jetziger Zeit, da die Verbesserung und zeitgemäſse Einrichtung der höhern und niedern Lehranstalten ohnehin so groſse Summen erfordern, die Geldmittel fehlen. Will man jedoch für die Ausbildung der künftigen Geistlichen mehr thun, als jetzt geschieht, so scheint es zweckmäſsiger, den jungen Theologen (durch Stipendien) einen längern Aufenthalt auf der Universität möglich zu machen. Hier kann man die auf den meisten Universitäten schon bestehenden Seminar-Anstalten für practische Theologie erweitern und allen, die ihr Triennium beendigt, auch wohl sich der ersten theologischen Prüfung unterworfen haben, Gelegenheit verschaffen, sich in Predigen und Katechisiren zu üben, und mit dem, was die Seelsorge, die Schulaufsicht u. s. w. erfordert, bekannt zu werden. An Männern, die zur Leitung solcher erweiterten Universitäts-Seminarien befähigt sind, wird es in Universitätsstädten nicht leicht fehlen. Es brauchen dieſs nicht gerade blos Professoren zu seyn, sondern die Prediger, Schulinspectoren und Schuldirectoren qualificiren sich zu manchen der bei einer Einrichtung, wie Rec. sie sich denkt, nöthigen Functionen (Anleitung zur Seelsorge, Schulwesen) in der Regel sogar besser, als die eigentlichen Professoren. Was nun die Candidaten in einem auſserhalb der Universität für sich bestehenden Seminare haben können, das hätten sie dann alles auf der Universität, und das mit einem weit geringern Kostenaufwand von Seiten des Fiscus. Ja, sie hätten augenscheinlich noch mehr, denn die Universität mit ihren übrigen Lehrern, Instituten und Sammlungen bliebe ihnen doch zur Benutzung nach Maſsgabe der Neigung, Richtung und des Bedürfnisses jedes Einzelnen.

Was aber die Hauptsache ist, die Einseitigkeit, welche von einem für sich bestehenden Seminar kaum zu trennen ist, würde bei der von uns gewünschten Einrichtung weit leichter vermieden werden. Die Curatoren der Universitäten sorgen dafür, sollen es wenigstens, daſs die Universität eine *universitas literarum* sey und bleibe, wo alle Systeme ihre Vertreter finden. Auf Prediger-Seminaren ist das unmöglich: hier kann *ein* Mann alles in allen seyn und sein System die Glaubensnorm aller, die hier ihre Ausbildung erhalten, werden. Welche Richtung nun auch die des ersten Vorstehers der Anstalt seyn mag, für die meisten wird sie, hat der Mann Ansehen und Ruf, das Schibboleth, und man erkennt die in der Anstalt Gebildeten, oft auch wohl nur Abgerichteten oder Verbildeten, lebenslang bald an der Einseitigkeit.

So lange Einrichtungen, wie Rec. sie sich denkt, und die so leicht getroffen werden könnten, auf unsern Universitäten noch nicht ins Leben getreten sind, werden die Candidaten sich an würdige Prediger und Ephoren anschlieſsen und unter deren Aufsicht und Leitung in Privatvereinen ihre weitere Vorbereitung zum geistlichen Amte suchen müssen. Solche Vereine bestehen z. B. im Königreiche Sachsen, und Rec., der selbst vormals an einem solchen Theil genommen hat, muſs rühmen, hier ziemlich alles gefunden zu haben, was das Seminar geben kann. Ein Tag der Woche war zu Prediger-Conferenzen, an denen auch die Candidaten Theil nahmen, bestimmt, und jede dieser Zusammenkünfte war anregend, lehrreich, ermunternd, tröstend für die Theilnehmer, welche insgesammt weite Wege und ungünstiges Wetter nicht scheueten.

Hiermit wollen wir nicht leugnen, daſs es Verhältnisse geben kann, die für sich bestehende Prediger-Seminarien, wenn auch nicht nothwendig, doch wünschenswerth machen. So im Herzogthume Braunschweig, welches leider! seine sonst so berühmte Landes-Universität nicht mehr besitzt. Das in Wolfenbüttel (unstreitig dem hierzu am besten geeigneten Orte) errichtete Seminar ist nach der uns vorliegenden, von dem Hrn. Abt *Bank* verfaſsten Beschreibung, die wir mit ihren Beilagen mit groſsem Interesse gelesen haben, überaus zweckmäſsig eingerichtet. Hier waltet ein sehr guter Geist, und die Anstalt wird, so lange sie diesem Geiste treu bleibt, gewiſs segensreich wirken, was wir von Herzen wünschen. Aufgefallen ist Rec. bei der sonst so zweckmäſsigen Einrichtung des Ganzen, daſs die Seminaristen mit zu vielen theoretischen Uebungs-Arbeiten überhäuft und einer zu strengen Disciplin unterworfen erscheinen, sowie, daſs die Directoren, zu welchen, auſser den auf dem Titel genannten die auch als Schriftsteller rühmlich bekannten Vorsteher des Schullehrer-Seminariums die Herren DD. *Ludwig* und *Bollmann* gehören, nicht durch besondere Remunerationen für ihre allerdings viel Zeit und Mühe erfordernden Leistungen vom Staate belohnt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1837.

THEOLOGISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: Dr. *Gottlieb Jacob Planck*. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten, hie und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. *Heinrich Ludwig Planck*. Von Dr. *Friedrich Lücke* u. s. w.

(*Fortsetzung von No.* 188.)

Mit mehr Schein deutet Hr. Dr. *Lücke*, nicht unbedingt lobend, auf das hin, was man das Psychologisiren *Plancks* genannt hat. Auch hier werden ihm viele Recht geben, denn es ist fast Sitte, bei *Plancks* Namen hierüber zu lächeln. Allein einmal ist doch ein Unterschied zwischen echtem und falschem Psychologisiren: das echte beruht auf Beobachtung und darausgezogenen Wahrscheinlichkeitsschlüssen, deren sich der gewissenhafte Naturforscher menschlichen Lebens nicht erwehren kann, das falsche prädicirt Eigenschaften auch ohne Beobachtung nach Phantasien gewissenlos z. B. um geistreich und neu zu seyn. Mit Recht ist nun das letztere verrufen, nur noch nicht einmal so sehr, als es verdiente, da noch immer Viele durch ein wenig Gewalt über die Sprache, wenn diese in Scheincharakteristiken sich ergiefst, zu blenden sind; dagegen die Gabe und Fertigkeit scharfer Beobachtung, und darauf gegründete wahre Menschenkenntnifs ist so selten, und so langsam zu erwerben, und die, welche sie haben, sind im Gefühl ihrer Ueberlegenheit so wenig geneigt sich in Anpreisungen ihres eigenthümlichen Vorzuges zu verbreiten, dafs es sich daraus erklärt, warum sie so wenig nach Verdienst anerkannt und von jenem unehrlichen Handwerk des leeren Raisonnirens unterschieden wird. Der Unterschied aber bleibt, und bleibt desto wichtiger, weil gerade die echte Kunst zu sehen und das echte Erklären aus Menschenkenntnifs, wie *Planck* und die englischen Historiker es hatten, am wenigstens in jenes blofse Wortemachen übergehen kann, am gewissesten den gründlichen Widerwillen dagegen sichert, und darum am weitesten davon entfernt ist. Ferner aber sind nun Viele bedenklich geworden über die besondere Art, wie *Planck* seine feine Menschenkenntnifs angewandt hat. Allein hier scheint es meistentheils nicht recht anerkannt zu seyn, was *Planck* in der Regel mit seinen psychologischen Erläuterungen nur gewollt hat. *Planck* wollte hier nur, wie immer in seiner Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, aus erweislichen Ursachen Folgen erklären; und dabei traute er sichs freilich zu, mit dem geübten Blicke des Kenners an Zeichen erkennen zu können, was im Menschen war *). Wenn er aber nun wie ein erfahrener Arzt nach sichern Symptomen die geistigen und sittlichen Zustände anzugeben sich getraute, welche dem Handeln der Menschen als Gründe unterlagen, so sollte ja das keinesweges heifsen, dafs die Patienten, welche er beschrieb, selbst so gut um ihre Zustände gewufst hätten, als der welcher sie mit überlegenem Kennerblick übersah, dafs sie sich alles dessen bewufst geworden wären, was er in ihnen wirken sah, sondern er, der unterrichtende Historiker, wollte nur seinen Lesern zu gleichem Ueberblick und gleicher Sachkenntnifs verhelfen, als womit er selbst die Figuren seiner Darstellung nach so langer Bekanntschaft durchschauen gelernt hatte, und wollte ihnen dadurch mehr Einsicht in den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen eines Zeitalters verschaffen, als sie ohne ihn selbst aus den Quellen herauszulesen vermocht hätten. So kann man hier über die Methode und das Ziel desselben wohl nicht mit ihm streiten: denn nur auf diesem Wege, sieht man deutlich, kann auch der spätere Historiker, wenn er so ausgerüstet ist, bisweilen noch etwas mehr geben, als selbst die Quellen und die oft beschränkten Zeugen, welche in ihnen reden und oft nicht wissen was sie thun: sondern streiten kann man wohl nur über den einzelnen Fall, über die Richtigkeit der einzelnen Beobachtungen und Wahrscheinlichkeitsschlüsse, und da wird man bei der näheren Prüfung, worin es schon schwer seyn wird ihn zu übertreffen, nicht oft etwas finden, worin man ihm Unrecht geben müfste.

Andere Ausdrücke, welche Hr. Dr. *Lücke* zur Charakteristik der *Planck*schen Geschichtschreibung gebrauchte, klingen wohl anerkennend, aber doch nicht recht so, dafs sie zu dem Bilde pafsten, welches man bei näherer Bekanntschaft sich von *Planck* im Ganzen zu machen nicht umhin kann. „Er versteht die Kunst," heifst es S. 24, „selbst die langwei-

*) Gesch. des prot. Lehrbegriffs Th. I. S. IX.: „Ein einzelner Zug aus dem Leben eines Mannes kann dem Untersucher seinen Charakter auf einmal darstellen, hundert andere Züge erklären, ebenso viel scheinbare Widersprüche darin auflösen, über alles Aufschlufs geben, was er sonst unvereinbar gefunden haben würde; aber in diesem einzelnen Zuge wird er schwerlich irgend einem andern Menschen, der nicht den nämlichen psychologischen Sinn hat, eben das zeigen können. Und doch ist es ohne diesen psychologischen Sinn, der freilich sehr unterschieden seyn kann, kaum möglich, diese dem Geschichtschreiber ganz unentbehrliche Kenntnifs zu erlangen."

weiligsten und ärgerlichsten Streitigkeiten mit heiterm Interesse und erheiterndem Witze zu behandeln. In dieser Hinsicht dürfen die Noten nicht unbeachtet bleiben, die wie ein kunstreicher Rahmen das Ganze umfassen u. s. w." Hier meint Ref., stehe zweimal das Wort Kunst am unrechten Orte, wie viel historische Kunst auch sonst im Allgemeinen *Planck* zugeschrieben werden muſs. Hier sieht es so aus, als habe er noch eine Absicht, gewisse Effecte zu erreichen, hinzugebracht. Ref. aber kann sich *Planck* in seiner Geschichtsforschung nicht anders denken, als mit der äuſsersten Anstrengung der Beobachtung, und zugleich mit dem Wohlgefallen des götheschen Hans Sachs, welchen Hr. Dr. *Lücke* so passend citirt, der Erscheinung nachgehend; auf diesem Wege *fand* er so feine Züge, daſs sie, indem er sie referirt, wie Bonmots aussehen können, während sie in seinem Munde doch nur Berichte sind von dem was er gesehen hat. Und was die Noten insbesondere betrifft, so scheinen sie nicht nur nicht kunstreich gemeint zu seyn, sondern sind gerade seine Erholung nach der Anstrengung; seine Werke selbst oben im Texte sind ein berechnetes Ganzes von Anfang bis zu Ende; bei jedem einzelnsten Theile wird er sich durchaus seines ganzen groſsen Gewebes bewuſst, nimmt danach auf, läſst danach weg mit einer Unterwerfung unter den Plan des Ganzen, daſs Einschaltungen unmöglich gewesen wären, und das ganze Kunstwerk zerstört hätten und daſs selbst Interessantes und Lehrreiches wegbleiben muſs, wenn es nicht in seinen Zusammenhang als unentbehrliches Glied einpaſst; eben deshalb konnte er nicht einmal bei seinen Collegienheften Nachträge machen, weil sie fast immer Entstellungen des symmetrischen und geschlossenen Ganzen seiner Darstellung geworden wären; eben deshalb konnte er in Vorlesungen wie im Text seiner Bücher nicht gut citiren, weil das Citat das zusammenhängende Bild der Zeiten, welches er geben wollte, gestört hätte. Aber eben dazu brauchte er in seinen Büchern die Noten; hier duldete er den besten Abfall, welcher sich in sein Kunstwerk nicht einreihen lieſs, weil es doch schade gewesen wäre, ihn zu verlieren; hier selbst mehr hervortretend, und zwar im Hauskleide, mehr als ihm die ernste und objective Haltung des Textes gestattet, spricht er bisweilen von den Wegen, welche ihn in seiner Forschung zum Ziele geführt haben, von den Schriftstellern, welchen er folgt, und von den Seiten, welche er auch an ihnen beobachtet hat; hier, wie in einem etwas frivolern Parterre unter der tragisch feierlichen Bühne, erlaubt er sich bisweilen conversirende Nebenbemerkungen, welche zu leicht und zu spielend sind, als daſs sie nicht oben hätten verbannt bleiben müssen, macht sie aber nicht zur Verzierung, sondern weil er sie nicht gut ganz zurückhalten kann, und weil er dabei an solche denkt, welche sie ebenso sehr erheitern werden als ihn selbst. Bisweilen sind die Noten auch ein später hinzugefügter Commentar; wenigstens in seiner letzten Geschichte der protestantischen Theologie von 1580 bis 1740 giebt der obere Text meistentheils wörtlich seine Vorlesung wieder, und die Noten erscheinen als hinzugesetzte Erläuterungen, welche im Collegio wegfielen, weil der streng geschlossene Zusammenhang und Fortgang des Vortrages jedes Einschiebsel ausschloſs.

Manche andere Eigenthümlichkeiten und Vorzüge *Plancks* als kirchenhistorischen Schriftstellers und Docenten, durch welche sich das gegebene Bild vielleicht besser zu einem Ganzen vereinigt hätte, sind übergangen; Ref. hat an einem andern Orte eine solche Zusammenstellung versucht. Einen aber hält Ref. noch für besonders lehrreich, und obgleich Hr. Dr. *Lücke* ihn nicht ausdrücklich hervorhebt, so bezeugt er doch an einer Stelle, wie sehr er die Wirkung dieses Vorzuges selbst erfahren hat. In *Plancks* kirchenhistorischem Vortrage erkannte jeder, der aus dem Ganzen das Einzelne seiner Ausdrucksweise deuten gelernt hatte, seine christliche Gesinnung, welche alles Dargestellte *gewürdigt* hatte, überall war ein christlicher Maſsstab von Werth oder Unwerth angelegt worden, und danach die Erzählung mit unübertrefflicher Feinheit und Zurückhaltung leicht gefärbt, besonders durch die Wahl der Epitheta; allein — und dies war eben dieser Vorzug — niemals belästigte er im wissenschaftlichen Vortrage Zuhörer oder Leser mit eigentlichen predigtartigen Ansprachen, sondern er wuſste ihnen die Gesinnungen, welche zu erwecken der alleinige Zweck solcher der Art und Kunst deutscher Universitäten fremder Harangueu seyn kann, durch jene Feinheit seiner Erzählung unmerklich aber desto wirksamer mitzutheilen, wie jeder seiner Zuhörer an sich selbst erfahren haben muſs. Das war die edle Scheu und Schamhaftigkeit, welche das Höchste und Heiligste nicht durch häufiges Nennen seines Namens abstumpfen mag, das war das rechte Emporziehen der Zuhörer, womit ihnen ein feineres Ohr zugetraut und angebildet wurde, das war die antike Sparsamkeit, welche niemandem zu seiner Qual vorsagen mag, was er lieber und wirksamer selbst findet, das war der Grundsatz, den auch *Schleiermacher* befolgte und aussprach (z. B. theol. Stud. u. Kr. 2, 487.), daſs in keinem Augenblicke des kurzen akademischen Studiums den Zuhörern der rein wissenschaftliche Gehalt verkümmert werden dürfe. Gerade deshalb aber war denn die Wirkung überraschend groſs, wenn *Planck* einmal ausnahmsweise in Augenblicken, welche auch sonst dem Eindrucke zu Hülfe kamen, aber auch hier mit seiner ganzen Sprarsamkeit ein Wort oder eine Andeutung dieser Art fallen lieſs. Ref., der alle Vorlesungen *Plancks* gehört hat, erinnert sich aber nur eines einzigen Beispiels, desselben, von welchem auch Herr Dr. *Lücke* bezeugt (S. 35), daſs es ihm unvergeſslich sey. Die letzte Stunde nämlich seines Publikums über neuere Kirchengeschichte ging zu Ende (1824) mit sehr ruhigen Bemerkungen zur Geschichte der reformirten Kirche. Er sprach davon, daſs diese in den Fortschritten theologischer Wissenschaft etwas hinter der lutherischen, welche mehrere Univer-

versitäten habe, zurückgeblieben, und daher in ihrem Fortschreiten von dieser abhängig geworden sey, mehr in der Schweiz, wo der deutsche Einfluss mehr wirke, weniger in England, „weil die stolze Nation jede fremde Einwirkung so sehr zurückstöfst. Wir dürfen also wohl sicher hoffen," fuhr er fort, „dafs sich noch einmal und fortdauernd eine reinere und christliche Religionserkenntnifs, ein edler, würdiger und humanerer Geist des Christenthums von Deutschland aus in der übrigen Welt verbreiten mag. Gerade in dieser Hoffnung aber liegt für jeden von uns die stärkste Verpflichtung eifrig daran zu arbeiten, dafs dieser edlere und bessere Geist nur zuerst unter uns *immer* allgemeiner werde." Und damit ging er dann ohne irgend eine Schlufsphrase anderer Art: der Eindruck aber war ungeheuer, ihn auch nur soviel an Ermahnung streifendes wirklich aussprechen gehört zu haben.

Vortrefflich und mit *Planck*scher Schärfe der Beobachtung und der Zeichnung geschrieben sind die Bemerkungen, welche Herr Dr. *Lücke* über *Planck* als Dogmatiker macht, S. 37 u. ff., besonders S. 41. *Planck* war kein Dogmatiker, sondern ein Historiker, und darum auch in der Dogmatik ein Historiker; aber er war zugleich der frömmste Mann, der besorgteste wohlmeinendste und umsichtigste Erzieher akademischer Jugend, der alle die Eindrücke, denen diese nicht entgehen konnte, mit seiner ganzen Berechnungsgabe pädagogisch erwogen hatte, und danach nun auch seine dogmatischen Vorträge einrichtete. Als Historiker war er wohl allerdings insofern skeptisch, als er wohl nicht glaubte, dafs es irgend ein bestes und allein wahres dogmatisches System gebe, sondern dafs es verschiedenen Geistern erlaubt seyn müsse, je nach ihren mancherlei Gaben und Eigenthümlichkeiten sich das Christenthum anzueignen und sich ihre Gnosis zu entwickeln; allein als frommer Christ war er darum keinesweges indifferent in Glaubenssachen, sondern hielt die alt*kirchliche* Beurtheilung der dogmatischen Ueberzeugung nach ihren vermuthlichen Früchten im Leben, des Wissens der Geheimnisse nach der damit verbundenen Liebe fest, und je nachdem hiernach seiner echt christlichen Gesinnung etwas werthvoll oder werthlos, rein oder bedenklich erschien, deutete er Lob oder Tadel an. Und dann war es mehr, als ob er, Historiker auch in der Dogmatik, verschiedene neben einander zu duldende, alle in ihrer Art beifallswürdige dogmatische Auffassungen des Christenthums darstelle, als dafs er ein einzelnes, etwa seinen gemäfsigten auf den historischen Beweis gegründeten Supernaturalismus mit Eifer hätte vertheidigen wollen, so wenig heftig und entschieden war die Art, wie er die Gründe der verschiedenen gegen einander stellte, vielmehr so ruhig und referirend, dafs er schon in der Dogmatik der Methode seiner für ihn höchst charakteristischen vergleichenden Darstellung zu folgen und nur das Bild des friedlichen Nebeneinanderbestehens verschiedener immer noch christlicher Systeme geben zu wollen schien. Und wie er schon in dieser Beziehung in *Schleiermachers* Weise ein breites Gebiet, innerhalb dessen in grofser Verschiedenheit doch immer noch christliche Systeme sich entwickeln liefsen und neben einander bestehen dürften, wenn noch nicht bestimmt abzugrenzen doch anzunehmen schien, so war er ihm auch darin ähnlich, dafs er die Dogmatik auch als eine, allenfalls der christlichen Statistik nebenzuordnende, historische, nur aber auf die Gegenwart bezügliche Wissenschaft zu behandeln schien mit einem sehr prononcirten Gefühl davon, dafs sie jetzt noch so, zu einer etwas spätern Zeit aber ohne Zweifel schon ganz anders vorgetragen werden müsse. Nur freilich, was *ihn* nöthigte, sie jetzt noch gerade so vorzutragen, war nicht eine Hingebung an das christliche Gemeingefühl seines gegenwärtigen Zeitalters, und das Bestreben, nur dessen Inhalt begriffsmäfsig zu entwickeln, sondern mehr ein pädagogisches Auswählen und Hervorheben nach den Umständen der Gegenwart, zu welchen auch gerade der heftige Streit der Meinungen gehörte, und das Bestreben, ein übereiltes Verwerfen des Bisherigen zu verhüten, doch auch mit einem Mistrauen und einer Abneigung gegen die seinem tübingischen Supernaturalismus nächste sehr entgegengesetzte Entwickelungsstufe, worauf er alles Hindrängen und welche er unausbleiblich kommen sah, hinter welcher er aber eben in dieser seiner Abneigung eine dann folgende reichere und in sich befriedigtere, den historischen Sinn für das Christenthum mit den Fortschritten der Kritik besser verbindende, ahnete und hoffte, wenn er sie auch nicht zu erleben rechnete.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Predigten von* Dr. *Christian Friedrich Ruperti*, weil. Superintendenten der Insp. Göttingen, Pastor an der St. Jacobikirche und erstem Universitäts-Prediger, Ritter des Guelphenordens. Aus den nachgelassenen Handschriften des Verewigten herausgegeben von *Wilh. Christ. Friedr. Fraatz*, zweitem Pastor an der Johanniskirche zu Göttingen. *Zwei* Bde. 1837. 8. (2 Rthlr.)

Vielfach war der verewigte *Ruperti* um eine Sammlung seiner Predigten angegangen. Er hatte sie immer abgelehnt. Jetzt erhalten wir sie — leider aus seinem Nachlafs; denn er hätte, menschlicher Ansicht nach, noch länger in seiner so bedeutenden Stellung fortwirken müssen. Da es aber in einem höheren Rathe anders beschlossen war, so sind wir dem Herausgeber zu innigem Danke verpflichtet, dafs er nicht zögerte, durch vorliegende Sammlung dem Wunsche vieler Freunde und Verehrer des Verewigten in der Nähe und Ferne zu entsprechen und ihm selbst in der Mittheilung dieser Predigten ein Denkmal zu setzen, welches seiner würdig ist. Denn Hr. *F.* hat sich derselben mit vieler Liebe unterzogen und das Ganze durch eine Biographie *Ruperti's* eingeleitet, die wohlthuende und wahrhaft erhebende Blicke in das Leben und Wirken ei-

eines Mannes gewährt, welcher als Mensch eben so hoch wie als Geistlicher stand. Gern gäben wir von ihm in der ersten Beziehung ein gedrängtes Bild, müfsten wir nicht fürchten, durch die hier gebotene Kürze ihn mit zu allgemeinen Prädikaten zu charakterisiren und dadurch seiner Eigenthümlichkeit zu nahe zu treten, welche aus feineren Zügen erkannt seyn will. Aber für Diejenigen, welche mit *Ruperti's* Predigtweise noch nicht bekannt sind, möge folgender Versuch, dieselbe zu skizziren, eine Einladung und Aufforderung seyn, sich durch eigene Anschauung mit ihr vertraut zu machen.

Das Vorwaltende in ihr können wir kurz als das psychologische Element bezeichnen, nicht gerade in dem Sinne, wie es z. B. *Tischer* in seinen Predigten *über* das menschliche Herz und seine Eigenheiten dazu erhoben hat, aber so, dafs jede seiner Predigten auf das Herz und seine Eigenheiten berechnet und angelegt ist. Und dabei steht ihm der schärfste Blick und die feinste Beobachtungsgabe zur Seite, so dafs er trifft, wohin er zielt, ohne durch Schärfe zu verletzen und zu erbittern und die Ueberzeugung aufnöthigt, fast ohne dafs man es merkt. Seine Predigten sind weder sog. moralische noch sog. dogmatische, sondern Glaube und Leben durchdringen in ihnen einander. Der erstere ist nicht in die Fesseln eines bestimmten Systems geschlagen, sondern jener vernünftige Bibelglaube, welcher in dem Evangelium des göttlichen Menschensohnes und in seiner Erscheinung die höchste Offenbarung und den Quell der Kraft zum sittlich frommen Wandel erkennt. Daher ist *R.* weit entfernt, das Positive des Christenthums abzustreifen oder auch nur zu verflüchtigen. Aber es gilt ihm nur, insofern es für diesen Wandel fruchtbar wird. Die höchsten Geheimnisse des Glaubens behandelt er mit zarter Scheu. Eine Polemik für sie in neu evangelischer Weise, ein Aufregen der Phantasie durch kühne oder gar krasse Bilder sucht man bei ihm so vergebens, als eine Polemik gegen sie oder sterile Trockenheit und Dürre. Er wufste, was den Gemeinden Noth that und predigt immer mit klarer Erwägung und besonnener Berücksichtigung seines jedesmaligen Standpunktes — anders als Prediger vor seiner früheren Landgemeinde, anders in der Jacobi- und anders in der Universitätskirche. Die in der letztern gehaltenen Gedächtnifspredigten, von denen hier aber keine mitgetheilt sind, weil sie gröfstentheils schon einzeln gedruckt wurden, waren rücksichtlich der Wahl des Stoffes, der daran geknüpften Reflexionen und Ermahnungen, der Einfachheit und des Andringlichen und Ergreifenden in der Form wahre Meisterstücke in dieser Art. — Die Stellung, welche *R.* zu dem in der Schrift Gegebenen einnahm, erklärt das Verhältnifs seiner Predigt zum Texte. Ein blos flüchtiges Berücksichtigen der Bibelstelle oder gar ein willkürliches Hinwegschieben derselben findet sich nie. Ohne sich mit der eigentlichen Homilie zu befreunden, gegen welche sich seine Vorliebe für scharf gegliederte, bisweilen fast zu sehr gespaltene Dispositionen gesträubt zu haben scheint, sucht er doch nicht blos Thema, sondern auch Theile — weniger an den Text anzulehnen, wie Hr. *F.* sich S. XXXIX ausdrückt, als vielmehr — durch den Text zu begründen. Dabei ordnet er dieselben mit grofser Umsicht und verknüpft sie oft durch die feinsten Uebergänge zu einem lebendigen Ganzen. Scheint das Thema hier und da zu unbestimmt, so hat dies immer seinen guten Grund. Es soll desto mehr die Aufmerksamkeit auf die Ausführung spannen. Die Angabe der unter ihm befafsten Gesichtspunkte und Wahrheiten setzt seinen Umfang gehörig fest. Von schiefen und verfehlten Dispositionen ist bei *R.* keine Rede. Allein selbst wenn sie mit unterliefen, würde ein solcher Mangel durch den aufserordentlichen Gedankenreichthum aufgewogen werden. Denn auch von dem, was viele Homileten Ausführung zu nennen belieben, von Wortreichthum über Materien, die, in den Theilen angegeben, nur blos durch allerlei Redensarten *amplificirt* und, so zu sagen, ausgetreten werden, *ist keine* Rede bei ihm. *R.* geizt vielmehr förmlich mit Worten. In kurzen schlagenden Sätzen, nicht selten höchst pikant durch die Art, wie er sie mit einander verbindet, schreitet die Rede ihrem *Ziele* zu und läfst — überall einen bestimmten, übersichtlichen, oft sehr tiefen Eindruck zurück. Und alle diese Vorzüge werden fast noch überboten von der reinen Wahrheitsliebe, die, jede Spur von falschem Schmucke verschmähend, nur die Sache will und von dem hohen Ernste, der sich durch das Ganze hinzieht. — Wir wissen wohl, dafs Jeder seine Gabe hat. Aber Manchen, die neuerlich der evangelischen Predigt nur durch ein γλώσσαις λαλεῖν u. dergl. aufhelfen zu können meinen, möchten wir doch rathen, aufmerksamer in diese Bände zu blicken, um sich zu überzeugen, dafs es dessen wenigstens nicht unbedingt bedarf, damit das Wort Gottes unter uns laufe und wachse und Früchte bringe.

Beide Bände der Sammlung enthalten im Ganzen siebzig Predigten über das ganze Kirchen*jahr*. Den meisten liegen die alten evangelischen oder epistolischen Perikopen zum Grunde, von denen *R.* nur ausnahmsweise abwich. Mit besonderer Vorliebe behandelt er die letztern und versteht es vorzüglich hier, mit bewundernswürdiger Feinheit oft die unscheinbarsten Nüancen des Textes herauszuheben, um das Ganze im organischen Zusammenhange darzustellen. Ist unser homiletisches Publikum durch manche neuere Produkte noch nicht zu sehr von dem Sinne für Einfachheit und Gediegenheit entwöhnt, so läfst sich erwarten, dafs die Sammlung vielen Anklang finden wird und vielleicht eine zweite Ausgabe nöthig macht. In diesem Falle wäre zu wünschen, der Herausgeber bereicherte sie durch einige Gelegenheits-Reden, in denen *R.*, nach den wenigen bekannt gewordenen Proben zu urtheilen, in seiner Art gleichfalls ganz Vorzügliches geleistet haben mufs. Vielleicht liefsen sie sich aber auch mit den schon erwähnten und andern noch nicht gedruckten Gelegenheits-Predigten zu einem besondern Bändchen vereinigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

October 1837.

THEOLOGISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: Dr. *Gottlieb Jacob Planck*. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten, hie und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. *Heinrich Ludwig Planck*. Von Dr. *Friedrich Lücke* u. s. w.

(Beschlufs von Nr. 189.)

Kürzer müssen wir seyn über das Folgende. Von S. 47 an spricht Hr. Dr. *Lücke* über *Planck's* theologische Encyklopädie, welcher er freilich nicht die Einheit und die organisirende Kraft der ihr sehr unähnlichen Schleiermacher'schen beilegen kann, an welcher er aber besonders den zwiefachen Werth anerkennt, welchen sie hat als Werk der historischen Gelehrsamkeit *Planck's* (nur wird mit Recht, was auch von den meisten anderen theologischen Encyklopädien gilt, eine allgemeine Geschichte der theologischen Wissenschaften vermifst) und als ein Werk seiner christlichen Gesinnung, seines Verlangens, besonders angehende Theologen mit Achtung und Liebe gegen ihren Beruf und dessen Zwecke zu erfüllen. Dies noch mehr, als ein allgemeiner apologetischer Zweck scheint der Darstellung als Absicht und treibende Gesinnung zum Grunde zu liegen, und dies bestätigen auch *Planck's* eigene Aeufserungen über seine encyklopädischen Vorträge, welcher als er in späteren Jahren diese einzige Vorlesung bei der gewöhnlichen akademischen Gleichgültigkeit gegen dieselbe aus seinem sonst zweijährigen Cursus fallen zu lassen sich veranlafst sah, dies sehr beklagte, auch gegen sehr wenige sie fortzusetzen sich erbot, „denn durch keine seiner Vorlesungen glaube er sich so nützlich machen zu können als durch diese." — Eine verdiente Bedeutung legt Hr. Dr. *Lücke* von S. 52 an der vergleichenden Darstellung der dogmatischen Systeme bei, als einer Schrift, durch welche eine zeitgemäfsere Behandlung der Symbolik gelehrt, und dadurch eine Regeneration dieser Disciplin und zugleich der Polemik eingeleitet wurde. Durch sie und noch mehr durch seine anziehenden Vorlesungen über dieselbe sprach sich diese seine dogmatische Ansicht am eigenthümlichsten aus, dafs verschiedene positive Darstellungen kirchlicher Lehre, sofern sie nicht sittlich gefährliche Consequenzen nahe legten, ziemlich gleich gut berechtigt seyen neben einander zu bestehen. — Die Geschichte der christlichen Gesellschaftsverfassung, deren der Vf. von S. 54 an gedenkt, scheint er in ähnlicher Weise wie vorher die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffes nicht unbedingt genug zu loben, wieder zurückgehalten durch den, mit *Lichtenberg* zu reden, „bestrichenen Stil" neuerer Schriftsteller, welchen er nicht unbedingt genug misbilligt, obgleich er gerade hier anerkennt, dafs gegen „ihren Nothwendigkeitsaberglauben ein gehöriges Gegengewicht von wahrer und klarer Geschichte nöthig sey." Schwer möchte ein historisches Werk zu finden seyn, dessen sämmtliche Theile so sehr nach ihrem Verhältnisse zum Ganzen erwogen, ausgewählt und bearbeitet wären, und welches wie eine grofse Symphonie so kunstreich die Continuität der chronologischen Ordnung mit systematischer Einheit verbunden hätte, als diese Planck'sche Geschichte der christlichen Gesellschaftsverfassung; hier kann man den Unterschied lernen zwischen einer Gliederung, welche wirklich erst aus dem fleifsig durchforschten historischen Inhalte sich ergeben und aufgedrängt hat, und einer solchen, bei welcher dies nur vorgeschützt wird, welche aber eigentlich anders woher herzugebracht und dem Stoff der Geschichte entstellend aufgezwungen wird, wie russische Bücherliebhaber die aufgekauften Bibliotheken nach den schon vorhandenen Fächern zurecht schneiden lassen. Freilich hat dabei *Planck's* christliche Gesellschaftsverfassung nicht sowohl ihre Mängel (denn nichts könnte, wer *Planck's* Eigenthümlichkeit kennt, anders wünschen, ohne diese zu zerstören) als ihre Einseitigkeiten, wie sie jedem bestimmten Charakter eigen sind. Das ist freilich wahr, die Geschichte des christlichen Lebens ist fast gar nicht berührt in dem Werke, und wie erst neuerlich die politische Geschichte aus einer blofsen Regentengeschichte mehr zur Völkergeschichte geworden ist, so ist erst durch *Neander* ein ähnlicher Fortschritt für die Kirchengeschichte bewirkt, indem er, wenigstens unter den deutsch - protestantischen Kirchenhistorikern, zuerst wieder die erfreulichen Seiten des christlichen Volkslebens in einem lange unbefriedigten apologetischen Interesse neben der früher fast allein beachteten Geschichte des Kirchenregimentes und der herrschenden Theologie hervorhob. Dafs *Planck* keinen Trieb hatte, alles in der Geschichte des Christenthumes finster und schlimm zu sehen und darzustellen, beweist schon der von Hn. Dr. *Lücke* mitgetheilte Schlufs des 5ten Bandes hinlänglich; dasselbe zeigen manche freilich nicht sehr zahlreiche Stellen in *Planck's* kirchenhistorischen Werken, wo er es mög-

möglich findet, mit Wohlgefallen bei Erfreulichem zu verweilen, und wo die Ausdrücke seines Wohlgefallens desto inniger und für seine Leser desto imposanter sind, je seltener er sich dazu berechtigt glaubte; aber noch höher, als irgend eine apologetische Parteilichkeit stand ihm der unbedingte Gehorsam gegen die Wahrheit, und er konnte nicht anders als unterwürfig die Zeiten so darstellen, wie sie sich seinen „klaren Sinnen und seinem treuen Blicke" aufdrängten mit ihren guten wie mit ihren schlechten Eigenschaften. Freilich fand er nun auf diesem Wege die letzteren überwiegend in der äufserlich hervortretenden Geschichte des Christenthums, und der allgemeine Eindruck derselben, so weit sie reichte, war für ihn viel öfter und viel mehr ein tragischer, als ein erhebender (S. 71); auch würde er, welche Richtung auch seine Studien noch genommen haben möchten, schwerlich mehr zur Lösung dieses „apologetischen Räthsels" (S. 71) gewonnen haben, als was er schon hatte, die Gedanken der Ergebung und der Hoffnung auf die zum Bessern wenn auch langsam fortschreitende Zukunft und auf den, vor welchem tausend Jahre sind wie ein Tag; aber nach dem ernsten, nüchternen, streng sittlichen Mafsstabe, welchen er überall anlegte, so wie nach der ganzen verständigen Weise seines Zeitalters konnte er von den gröfseren Erscheinungen christlichen Lebens manche der erfreulichsten und sprechendsten, z. B. die christliche Poesie und Baukunst, als solche anzuerkennen, oder überhaupt diesem ganzen christlichen Volksleben des Mittelalters in Gefühl und Phantasie eine gute Seite abzusehen leicht verhindert werden, und nach seiner Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang des allgemeinen Kirchenregimentes, wobei allerdings die Wirkungen starker Leidenschaften und die Herabwürdigung des Christenthums zu Mittel und Vorwand am häufigsten vorkommen, würde sein Blick auch nicht, wie der Neander's auf die unscheinbareren Verhältnisse des Familienlebens oder des innern christlichen Lebens der Einzelnen hingezogen, und doch sind gerade hier in diesen versteckteren Regionen schamhafter Zurückziehung vor der Beschauung und mithin auch vor der Geschichte zu allen Zeiten viel mehr die wohlthätigen und erfreulichen Wirkungen des Christenthums zu suchen gewesen, als in den geräuschvollen Ausbrüchen nach aufsen wirkender Leidenschaften, welche der Geschichte nicht entgehen können.

Ref. würde zu weit geführt werden, wollte er es versuchen, noch ferner Hn. Dr. *Lücke* Schritt vor Schritt durch seine weitere trefflich charakterisirende Beschreibung kleinerer Schriften *Planck's* zu begleiten. Nur noch ein Wort über eine Schrift *Planck's*, welche dem Ref. immer so vorzugsweise charakteristisch für *Planck's* ganze Eigenthümlichkeit erschienen ist, dafs er sie in dieser Beziehung auch von dem Vf. gern noch mehr hervorgehoben und benutzt gesehen hätte. Wie *Planck* seine schriftstellerische Laufbahn anfing mit einer Schrift, welche in Romanform Lehrgedicht und Vehikel für höhere Interessen war, so beschlofs er sie auch mit einem Werke, von welchem dies alles noch viel mehr galt und welches er leider nicht einmal vollenden konnte, mit seinem ersten Amtsjahr des Pfarrers zu S. Ein fast 80jähriger Mann, der sein Lebelang schwere Arbeit gethan in seinem Amte, die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffes und der chr. Gesellschaftsverfassung geschrieben und vorher alle Acten und Streitschriften dazu gelesen hat, ein Historiker, welchen ein strenger Kritiker *) den Vf. des „feinsten, tiefsten und reichhaltigsten Werkes nennt, was die Geschichtsforschung jemals geliefert habe", ist doch so weit entfernt von Selbstgefälligkeit und Gelehrtenstolz, dafs er es für etwas höheres und belohnenderes hält als alle seine Kirchengeschichte, eine eigentlich geistliche Einwirkung ausüben zu können, und dafs es „ihm fast das Herz abdrückt" (S. 79), bis es ihm damit gelungen ist, bis er sich in seinem hohen Alter die Gewalt angethan hat, die scheinbar anspruchlose Romanform sich anzueignen, weil er meint, dafs diese die wirksamste seyn wird, seine Leser „die künftigen Landprediger" in die Gesinnung „hinein zu betrügen", welche er bei ihnen haben will. Wie er das ausführt, dabei weifs er in einem Stücke nicht, was er thut, er, der sonst keinen Schritt thut ohne Selbstbeobachtung und Berechnung der Umgebung, und auch hier nicht gethan hat; aber dies eine hat ihm hier doch wohl seine Bescheidenheit, seine unbeschreibliche Anspruchlosigkeit", wie der ehrwürdige ihm geistesverwandte Ruperti S. 138 sagt, verhüllt. Er schildert einen Mann mit einer solchen Kraft der Liebe zu den Menschen und für die Beförderung ihres wahren Wohles, dafs sie, unabhängig von Aufwallungen und Eitelkeit, sich bis zu der besonnensten und angestrengtesten Berechnung der wirksamsten Mittel und der vorsichtigsten und ausdaurendsten Anwendung derselben zu steigern vermag, und dieser Mann weifs in demselben Interesse diese seine umsichtige Benutzung gegebener Umstände mit der seltensten Selbstkenntnifs sogar auf sich selbst, als ein ebenfalls nach seinen gegebenen Eigenschaften zu behandelndes Individuum auszudehnen, damit es so viel leiste als möglich, also z. B. nicht durch lähmende Eindrücke den Fond von göttlicher Heiterkeit und darum von Kraft, oder durch schmeichelnde Selbsttäuschungen die unverfälschte Kunde von sich selbst verliere. Wer ist dieser Mann, der sich wie einen Dritten kennt und leitet, um des guten Zweckes willen? so klüglich das eigene geistige Gedeihen, als wäre es nicht als Zweck und Genufs sondern als Mittel, mit in Rechnung bringt, und sich darum so anspruchlos seiner freut, wenn diese erfahrene Selbstleitung so schöne Früchte trägt? Alle, welche *Planck* näher gekannt haben, finden, dafs es kein treueres Bild von ihm giebt, als dies selbstgezeichnete „seines Mannes", seines Pfarrers zu S—, wie man auch nicht umhin kann, ihn in seinem „neuen Ehemanne" wieder zu fin-

*) *Woltmann* über *Joh. Müller* S. 267.

finden, obgleich er ihn unverheirathet schrieb. Und hier beim Amtsjahr ist nun *Planck* mit seinen Lesern darüber einverstanden, dafs das wünschenswertheste bei der ganzen Generation nicht bloſs der Landprediger erreicht wäre, wenn sie alle dem Pfarrer zu S — so ähnlich als möglich wären in seiner Unterordnung des eignen Selbst unter fremdes Wohl, in seiner klugen Selbsterziehung, seinem Fleifs in der Beobachtung und Schonung anderer, seiner frommen Heiterkeit, Ausdauer und Liebe; aber *Planck* ist es dabei wohl fremd geblieben, dafs er sich selbst beschreiben mufste, wenn er ein solches Muster aufstellen wollte. Gerade aber durch die Aehnlichkeit wird die Schrift mehr als ein Roman und gerade dadurch doppelt wirksam, „es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte", und die Liebe zu *Planck* erhöht noch den Segen, den er auf das Buch gelegt hat, für alle, denen sein Bild und der Gedanke an ihn ein starker Antrieb zu allem Guten ist.

Dr. *Ernst Henke.*

MEDICIN.

DARMSTADT, b. Leske: *Physiologie des Menschen von Friedrich Tiedemann. — Dritter* Band. Nahrungsbedürfnifs, Nahrungstrieb und Nahrungsmittel des Menschen. 1836. XII u. 403 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Der *erste* Band dieses umfassenden Werks ist vor 6 Jahren erschienen. Den Grund der Verzögerung und der Publikation des *dritten* Bandes vor dem *zweiten* berichtet uns der Ref. selbst in der Vorrede. Traurige Familien-Ereignisse, Krankheiten und Todesfälle geliebter Familien-Glieder führten die Unterbrechung herbei; wer solche schmerzliche Begegnisse und ihren hemmenden Einflufs auf wissenschaftliche Produktion an sich erfahren hat, wird diese Gründe ehren und anerkennen. Ein in Würtemberg erfolgter Nachdruck der Kollegienhefte des Vfs., den Abschnitt über die Verdauung enthaltend, bewog denselben nun rasch die Herausgabe des speciellen Theils der Physiologie zu fördern. Der *zweite* Band des allgemeinen Theils der Physiologie soll bald folgen. Hoffentlich werden nun keine so grofsen Zeiträume zwischen dem Erscheinen der einzelnen Bände stattfinden, was bei den vorgerückten Jahren des Vfs. und einem so umfassenden Plane der Physiologie die Vollendung völlig unmöglich machen würde.

Der vorliegende *dritte* Band hat dem Ref. viel mehr zugesagt, als der *erste*. Hier findet man mit Vergnügen den Vf. in seinem Gebiet, einen Reichthum von Material, die Frucht einer aufserordentlichen Belesenheit und grofsen Sammelfleifses, schätzenswerthe Eigenschaften für ein so grofses Unternehmen, die schon dem zoologischen Handbuch des Vfs. einen so vorzüglichen Werth gaben. Die durchgängige Rücksicht auf ältere Erfahrungen, kurz die historische Behandlung des Stoffs, sind sehr erfreulich in Rückblick auf eine moderne Richtung in der Physiologie, welche das historische Element von sich abweist. Ob und in wie weit dagegen der Vf. dem grofsen Werth neuerer Forschungen und Methodik in der Physiologie seine Anerkennung schenkt, — eine Billigkeit, die nicht selten ältere Männer von Ruf verweigern — konnte in diesem Theile sich nicht zeigen. Wir wollen nun eine kurze Uebersicht des Inhalts geben.

Fünftes Buch. Von dem Nahrungstrieb, und den Nahrungsmitteln. Zuerst von der Efslust und vom Hunger; Verfolgung der Efslust durch die einzelnen Momente, nach Alter, Lebensart, Gewohnheit; Einflufs des Hungers auf die ganze Organisation nach Experimenten an Thieren, Erscheinungen dabei in den einzelnen Organen; Einflufs von Hungersnoth beim Menschen; Ergebnisse der Sektionen nach Hungerstod; Ursachen des Nahrungsbedürfnisses; Efslust und Hunger in Krankheiten. So weit das erste Kapitel; das zweite über den Durst ist ganz ähnlich durchgeführt, nur kürzer gehalten. Der *zweite* Abschnitt dieses Buchs handelt von den Nahrungsmitteln, zuerst das Allgemeine. Im zweiten Kapitel werden die organischen Verbindungen der Nahrungsmittel, also ihre chemische Konstitution genau zergliedert. Im dritten Kapitel geht der Vf. die thierischen Nahrungsmittel nach den Klassen des Thierreichs durch; diefs, so wie das folgende, die zusammengesetzten vegetabilischen Nahrungsmittel behandelnde Kapitel, ist mit aufserordentlichem Fleifse bearbeitet und die literarischen Nachweisungen sind höchst reichhaltig. Im fünften Kapitel ist von der Nahrhaftigkeit der Speisen die Rede, vom Einflufs der künstlichen Zubereitung durch die Kochkunst, von dem vorzugsweisen und anhaltenden Gebrauch einzelner Nahrungsmittel u. s. w. Im sechsten Kapitel spricht der Vf. von den Speisezusätzen und Würzen; diese werden abgetheilt in Salze, Säuern, zuckerige Würzen, fette und ölige Zusätze, gewürzhafte Oele. Den Getränken ist das siebente Kapitel gewidmet; wir wundern uns, hier auch die Thier-Milch, welche doch offenbar zu den Speisen gehört, aufgeführt zu finden. Kaffee, Thee, Chokolate u. s. w. finden hier ebenfalls eine weitläuftige Entwickelung. Mit sehr grofser Genauigkeit ist der Wein abgehandelt, alle einzelnen Sorten, selbst die persischen und georgischen aus *Schiraz* und *Kacheti*, von denen wohl wenige unserer Leser gehört haben werden, sind aufgeführt. Recht verdienstlich sind die Tabellen über den Weingeist-Gehalt der einzelnen Weinsorten. Zuletzt schildert der Vf. sehr gründlich die Folgen des Trinkens. Das letzte, oder achte Kapitel enthält Bemerkungen über die Wahl der Speisen, Würzen und Getränke, und die bei ihrem Genufs zu beobachtende Lebens-Ordnung zur Erhaltung der Gesundheit.

— *gn* —

FRANK-

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Die Controverse über die Nerven des Nabelstrangs und seiner Gefäfse*, einer sorgfältigen Prüfung unterworfen von Dr. *J. A. C. Schott*. Mit 5 gröfstentheils illuminirten und 2 Umrifstafeln, nebst dem Bildnifs *Friedrich Tiedemanns*. XVIII u. 122 S. 4. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Vortrefflicher Druck, festes weifses Papier und sehr eleganter Umschlag sind das Erste, was für dieses äufserst geschmackvoll edirte Werk einnehmen müssen. Das Bildnifs von *Tiedemann* steht zwar in keinem rechten Zusammenhang mit dem Buch selbst, und ist deshalb eine etwas eigenthümliche Zugabe, wird aber doch den Verehrern dieses Anatomen willkommen seyn, die zugleich ein *Facsimile* seiner Handschrift mit erhalten.

Ref. gehört zu denjenigen Physiologen, welche — was man selten thun kann — *a priori* an die Nerven der Nabelgefäfse glaubten; denn wie die Physiologie jetzt steht, kann man behaupten, es giebt keine Gefäfse, die nicht von Nerven aus dem sympathischen Nervensystem begleitet werden. Der Vf. hat jedoch unstreitig das Verdienst, diese Nerven, welche man bis auf die neueste Zeit geleugnet hat, anatomisch nachgewiesen zu haben, wobei er auch an der Priorität dieser Entdeckung durch *Home* und *Bauer* mit Recht deshalb zweifelt, weil diese wahrscheinlich die wahren Nerven nicht gekannt haben. Schade dafs der Vf. die mikroskopische Untersuchung versäumt hat.

Ueber die Entstehung des Buches s. die Vorrede. *Dürr* und *Riecke* hatten 1814 den Preis der Tübinger Fakultät gewonnen; ihr Resultat war ein negatives gewesen. Der Vf. entschlofs sich im J. 1826 u. 1827 die Untersuchung von Neuem vorzunehmen und wurde bisher durch Berufsgeschäfte an der Publikation gehindert. Zuerst folgen die recht gut gearbeiteten lithographirten Tafeln, wovon eine Kopie der *Homeschen* Abbildung ist. Dann kommt eine sehr ausführliche literärische Nachweisung.

Die Verfolgung der Nerven der Nabelgefäfse mufs immer von den Nervengeflechten ausgehen. Die Umbilicalvene erhält ihre Zweige vom linken Lebergeflecht; es sind 5 bis 7 Fäden, meist von der Stärke eines Haars, selten 2 bis 3 Mal stärker; von letzteren kann man wenigstens einen bis in den Nabelring verfolgen; auch am *ductus venosus* sind Fäden zu unterscheiden; gewöhnlich sind es 3 an der Zahl. Der Vf. fand diese Zweige auch am Fötus des Rind's. Die Nabel-Arterien besitzen ebenfalls Nerven; dieselben entspringen meist nur als ein einziger Faden auf jeder Seite, bei weiblichen Individuen aus dem *plexus uterinus lateralis*, bei männlichen Subjekten aus den Mastdarmgeflechten; die feinen Nervenzweige lassen sich ungefähr 1½ Zoll über den Nabelring hinaus verfolgen. Kleine Abweichungen finden sich im Ursprung; meist entspringen sie nämlich nur mit einer Wurzel von dem unteren Theile des Uterin-Nerven-Geflechts oder des *plex. haemorrhoidal.*, seltner mit mehreren Wurzeln.

Diefs sind die Thatsachen der vorliegenden schätzbaren Arbeit. In den weitläuftigen *dritten* Abschnitt — Reflexionen über die Nerven der Umbilikalgefäfse — müssen wir dem Leser einzugehen selbst überlassen.

— *gn* —

Bonn, b. Habicht: *Praktische Abhandlung über verschiedene Krankheiten der Unterleibsorgane* von *Chr. Rob. Pemberton*. Nach der vierten vom Vf. durchgesehenen und verbess. Ausgabe deutsch bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. *C. A. M. Bresler*. 1836. XIV u. 128 S. gr. 8. (Pr. 20 gGr.)

Die vorliegende Schrift *Pemberton's* ist sicher wohl dem gröfsten Theil der Leser hinreichend bekannt aus den beiden 1817 (in Bremen) und 1818 (in Gotha) erschienenen Uebersetzungen, von denen die letzte nicht mehr im Buchhandel zu haben ist. Dies, so wie die in England erschienene vierte Ausgabe des Originals (1820) veranlafsten den Verleger Hn. *Bresler* um die Besorgung einer neuen Uebersetzung zu bitten, welche uns hier vorliegt. Was den Inhalt des Werkes betrifft, so glaubt Ref. einer nähern Angabe desselben um so mehr überhoben zu seyn, als er bei einer genauen Vergleichung der hier anzuzeigenden Uebersetzung mit der von *G. von den Busch* besorgten und in Bremen erschienenen, da diese ihm grade zur Hand war, für die gröfsere Hälfte des Werkes durchaus keine Veränderungen oder Zusätze von Seiten des Vfs. bemerkt hat, weshalb er dies auch von dem übrigen Theil welchen er nur durchlas, anzunehmen berechtigt seyn dürfte, da ihm nichts bemerkenswerthes aufgestofsen ist. Wie dennoch die Ausgabe eine verbesserte seyn soll ist nicht recht einzusehen. Die Uebersetzung liest sich fliefsend und gut, nur wunderte sich Ref. hier und da, z. B. S. 57, die lateinischen Verordnungen nicht deutsch wiedergegeben zu finden, da es sich doch jedenfalls sonderbar ausnehmen mufs wenn wir lesen: Man kann demnach folgende Verordnungen machen: *fiat vennaesectio* ℥x. *Sum. ol. ricini f.* ℥j *ex aq. menth. pip. f.* ℥j ß *quam primum, et post horas sex sumat haustum infra praescriptum* etc. — Der vom Uebersetzer gegebenen Anmerkungen sind im Ganzen nur wenige, und diese beziehen sich meistens auf die Erläuterung der englischen Receptirkunst und Pharmakopoe, die für den jüngern Arzt allerdings von Wichtigkeit sind, wenn er nicht im Stande ist aus andern Quellen sich Raths zu erholen. Hier und da finden sich auch einige pathologische Zusätze, jedoch von geringerm Belange. Obgleich der Titel nichts von 2 Kupfertafeln enthält, so scheinen sie doch dazu zu gehören, und nur zufällig in dem Exemplare des Ref. zu fehlen, denn der Text bezieht sich ausdrücklich in seinen Erklärungen darauf, welche den Durchtritt der Gallensteine und die Heilung der Gliederlähmung in Folge von Bleivergiftung durch Schienen betreffen. Druck und Papier sind gut.

Bc.

MONATSREGISTER

vom

OCTOBER 1837.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

H.

Scho-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 70.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte October 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Todesfall.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

B.

B. Anzeigen.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

THEOLOGISCHE LITERATURGESCHICHTE.

Bonn, b. Marcus: *Der verewigte Schleiermacher.* Ein Beitrag zu gerechter Würdigung desselben seinen Verehrern geziemend dargeboten von *Ferdinand Delbrück.* 1837. 129 S. 8. (16 gGr.)

Es möchte wohl zu weit führen, wenn wir über das in dieser Schrift auf *Schleiermacher's* Glaubenslehre Bezügliche uns ausführlich verbreiten wollten, wir richten deshalb vorzüglich unser Hauptaugenmerk auf den *literarischen* und *biographischen*, gleichfalls sehr lehrreichen und anziehenden Inhalt des durch Gedanken, wie durch Vortrag ausgezeichneten Buches. Denn nicht nur zur Charakteristik *Schleiermachers*, worauf der Titel hindeutet, sondern auch des Vfs. selbst, beides nach Geist und Gemüth, liefert diese Schrift bedeutende Beiträge, hin und wieder auch zu näherer Kenntnifs einiger anderen namhaften Männer.

Die Veranlassung zu vorliegender Schrift gab eine Nachricht, die *H. Fr. Delbrück* erhielt, dafs *Schleiermacher* auf seinem letzten Krankenlager eine Stelle (S. 60) in *D's.* akademischer Rede vom Jahre 1832 auf sich gedeutet und einem Freunde, der zu ihm gesprochen: „Aber *Delbrück* verstehe ich gar nicht in seinem Eifer gegen Dich!" wehmüthig geantwortet habe: „Was mich betrifft, so bin ich fest überzeugt, er ist ein durch und durch ehrlicher und rechtschaffner Mann, und er tritt gegen mich nur auf, wie er es thut, weil es ihm Gewissenssache ist, gegen mich, wie gegen einen Menschen ohne Gesinnung, wie gegen ein böses Princip, mit seinen stärksten und schärfsten Waffen zu Felde zu ziehen."

D. schaudert vor dem Gedanken, dafs man ihm zutrauen und noch künftig von ihm sagen möchte, er habe *Schl.* bekämpft nicht nur „als einen Menschen ohne Gesinnung", sondern auch „als von durchaus verderblichem und heillosem Bestreben." Er hält es daher für Pflicht so wohl gegen sich, als den Verewigten, zu verhüten, dafs jenen klagenden Worten des Sterbenden nicht ein gröfseres Gewicht beigelegt werde, als sie haben. Es habe zwar zwischen ihnen beiden keine Freundschaft im engern Sinn Statt gefunden, wohl aber persönliche Zugeneigtheit, indem er die grofsen Geistesgaben und wissenschaftlichen Verdienste *S's* bewundert, auch ihm sich für dessen Einflufs auf seine Bildung und für die beifällige Anerkennung, die *S.* seinen Bestrebungen angedeihen lassen, zur Dankbarkeit verpflichtet gefühlt habe.

Um nun darzuthun, dafs *S.* bei jener Aeufserung (S. 2) ihn verkannt habe, und um zugleich die Ursachen jener Verkennung anzuzeigen, will Hr. *D.* in vorliegender Schrift eine schlichte, urkundliche, begründete Erzählung seiner Streitigkeiten mit *S.*, die zuletzt jene verletzende Wendung genommen haben, zu öffentlicher Kunde und Beurtheilung bringen, „in ruhiger Erwartung" fügt er S. 108 am Schlufs hinzu „ob die Aufnahme, welche diese Schrift findet oder nicht findet, mehr beitragen werde, meine alten Tage zu erheitern oder zu trüben."

Der Gang der Sache ist, nach *D's* Erzählung, folgender: Es hatte, wie bekannt ist, Dr. *Augusti* im Jahr 1821 eine neue Ausgabe der theol. Lehrstücke Melanchthons veranstaltet und diese Lehrstücke als die lauterste Quelle der evangelischen Lehre u. s. w. gepriesen. Gegen diese mafslose Anpreisung trat 1826 *Delbrück* in seiner Schrift „Ph. Melanchthon, der Glaubenslehrer" hervor, und schaltete nach dem 3ten Abschn., der von menschlicher Willensfreiheit und göttlicher Weltregierung handelt, in einem 4ten Abschn. „Lehrsätze aus Spinoza's Sittenlehre" ein, die er mit erläuternden Bemerkungen begleitete. Hiebei äufserte er „dafs die Lehre von Vorherbestimmung, Knechtschaft des Willens und unabänderlicher Nothwendigkeit jetzt in der Theologie mit Anmafsung aufzutreten drohe, dieses aber nicht, wie Sec. 1 unter vermeinter Schutzherrschaft eines Apostels (Paulus), sondern unter wirklicher eines Philosophen, nämlich Spinoza's, geschehe, wodurch dann derselbe sich bewogen gefunden habe, über Spinoza's Sittenlehre eine Reihe Bemerkungen einzuschalten, die zum Verständnifs und zur Würdigung dieser Sittenlehre beitragen sollten, zumal es neuerdings nicht an Versuchen fehle, die „Satzungen verhängnifslehriger Schulweisheit" mit den „kirchlichen" künstlich zu verflechten, um sie hiedurch mit einem Heiligenschein zu umkleiden, welcher Schwachsichtige über ihren wahren Gehalt leicht verblenden könnte. Solchen Trug und Täuschung müsse der Verehrer des apostol. Christenthums abzuwehren suchen." — Er fügte dann zwei Stellen aus der ersten Ausgabe (1806) der damals noch anonym erschienenen „Reden *Schleiermacher's* über die Religion" hinzu, wonach, in der einen Stelle, „die Unsterblichkeit nur immer in der Gegenwart, in dem Einswerden mit dem Unendlichen in jedem Augenblicke, besteht", und in der andern Spinoza „ein Heiliger, voller Religion und vom hohen Weltgeist durchdrungen, erhaben über die profane Zunft, dessen einzige, ewige Liebe das *Universum* gewesen", — gepriesen wird. Freilich (äufserte

te Hr. *D.* hiebei) möge eines Theils vielen Menschen der Glaube an ein Leben nach dem Tode und ein Zustand der Vergeltung verhafst seyn, „weil sie dadurch sich und andere wie im Genufs, so im Gebrauch des irdischen Daseyns gehemmt und gestört sehen", und andern Theils besitze Spinoza's Lehre eine wundersame Gefügigkeit, indem sie ein epikurisches Element hege, wodurch die Sinnlichkeit, — ein stoisches, wodurch sie die Vernunft besteche, — ein ungöttliches, wodurch sie die irdisch Gesinnten, — ein frommes, wodurch sie die himmlisch Gesinnten locke, auch die Weisen und die Mächtigen der Erde begünstige, indem sie der Wifssucht der Einen, und der Herrschbegierde der Andern, dem Stolze aber beider schmeichle, wozu noch komme, dafs sie über den, welcher, „nachdem er die Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht und sich mit seinem Gewissen abgefunden", ihre Grundsätze anerkennt, durch die Bündigkeit ihrer Schlufsfolgen eine fast zwingende Gewalt ausübe. „Ich aber" ruft am Schlufs jener Stelle *D.* aus „denke im stillen Herzen: Lasset sie nur gewähren jene Thyrsusschwinger, den spinozischen Erkenntnifsbaum zu hegen und zu pflegen! Welche Goldfrüchte wird er den Nachkommen bringen, als da sind mathematische Seelenlehren, physikalische Sittenlehren, sadducäische Glaubenslehren, sultanische Staatslehren u. s. w."

Hierauf, wie wohl zu erwarten war, erhob sich ein starker „Sturmlauf" dreier protestantischer Theologen, der Doctoren *Sack*, *Nitzsch* und *Lücke*, gegen den kühnen Kritiker des „alten protestantischen" Lehrgebäudes, denen sich *Schleiermacher*, wie nachschleichend, mit einer brieflichen Zugabe an einen ungenannten Freund anschlofs, bezüglich auf die ihn selbst betreffenden, oben erwähnten Stellen (S. 5 u. ff.). Man würde sehr irren, wenn man in diesem Briefe, in so ernster Sache, nun auch ein ernstes, entschiedenes Auftreten gegen *D.*, eine bestimmte, gründliche Widerlegung der schweren Behauptungen und Anklagen erwartete. Vielmehr wandte sich *S.*, Witze und Sticheleien nicht sparend, hin und her, um dem Angriff, als sey er Pantheist oder Spinozist, unvermerkt zu entwischen, ohne die Behauptungen und Anklagen *D's* gründlich widerlegt zu haben. Nachdem er (S. 9 u. ff.) allerlei vorgebracht hat, wodurch er den Schein gewinnen will, als sey er kein Spinozist, sucht er sich noch durch eine leichtere Wendung auch der Anschuldigung des Pantheismus zu entziehen. Man könnte ihn freilich (sagt er), wenn auch nicht für einen Spinozisten, doch immer noch vielleicht für einen Pantheisten halten; und seine Freunde wünschten, dafs dieser Schein doch endlich sollte gelöset werden. Das wäre freilich schön. Aber aus Achtung für den „trefflichen" *Delbrück* möchte er es nicht auf Veranlassung seiner thun, da derselbe sich „ein so unbestimmtes Gewäsch" nirgend in Beziehung auf ihn habe zu Schulden kommen lassen. Es könne ihm niemand nachweisen, dafs er Sätze aufgestellt habe, die pantheistischer klingen, als die betreffenden, bekannten Bibelstellen und gleichlautendsten Sätze der bewährtesten Kirchenlehrer, oder dafs die gleichlautenden Sätze bei ihm einen andern Sinn haben, als bei jenen. — Hiemit bricht er ab und beklagt sich am Schlufs des Briefes nur noch darüber, dafs „der gute" *Delbrück* ihn allerdings nicht nur ohne allen Grund einen Spinozisten nenne, sondern diesen Spinozismus auch unmittelbar in Verbindung bringe mit dem Bedürfnifs derer, „denen der Glaube an einen Vergeltungszustand verhafst sey, weil er im Genufs des irdischen Daseyns störe" u. s. w. (S. oben). — Auf eine Widerlegung so ernster Rüge läfst *S.* auch hier sich nicht ein, giebt statt dessen ein Paar Witzworte zum Besten (S. 11), und entwischt dann, nach jenem leichten Plänkeln, dem ernsten Kampfe, auf welchen er sich nicht einlassen will, durch folgende schlaue Wendung: „*Wenn aber D. diefs* (die obige Anklage S. 6) *wirklich gemeint hat*, und noch dazu die politischen Insinuationen: *so weifs* ich nicht, wie er es bei seinem Gewissen verantworten will. *Ich glaube aber das gar nicht*, sondern es ist gewifs nur die Leidenschaftlichkeit des wohlgemeinten Eifers, die ihn hat übersehen lassen, wie scheinbar absichtlich er zusammengestellt hat. (Spinozismus zu Gunsten eines epikurischen und zum Schaden eines religiösen Lebens. S. 6 u. s. w.)

Dieses weder nach Inhalt, nach Form dem ernsten Gegenstande entsprechende, meistentheils neckische Schreiben veranlafste nun einen „Privatbriefwechsel" zwischen *D.* und *S.*, in den Jahren 1826 u. 27, den *D.* in vorliegender Schrift mittheilt. Wie Rec. das *S*'sche Schreiben dem ernsten, wichtigen Gegenstande keinesweges angemessen hat finden können, eben so wenig kann er doch auch den *D*'schen Brief vom 29. Oct. 1826 (S. 12 u. ff.) dem Verhältnifs, in welchem beide Männer damals einander gegenüber standen, angemessen finden. Wo so scharfe Streiche geführt worden sind, wie jene (S. 6 u. ff.), da sind Bücklinge und Schmeichelworte, wie mit solchen der *D*'sche Brief (S. 16. 17) schliefst, nicht an ihrer Stelle. Uebrigens enthält der Brief an den „höchst ehrwürdigen Mann" Entschuldigungen wegen einiger Vorwürfe *Schleiermacher's*, 1) dafs *D.* nur die erste, nicht aber die spätere, 3te Ausgabe seiner Reden und die daselbst (S. 178 — 180) nachgetragene Anmerkung, die Jüngerschaft Spinoza's betreffend, berücksichtigt habe. *D.* entgegnet, dafs diese spätere Ablehnung des Spinozismus ihn nicht befriedigt, er sie also unberücksichtigt gelassen habe. — Den 2ten Vorwurf „der Leidenschaftlichkeit" will er nicht ablehnen, meint aber, dafs diese Aufwallung wohl darin eine Rechtfertigung finden könne, dafs sich in gegenwärtiger Zeit ein reifsender Hang zu der „verderblichen Alleinheitslehre" offenbare. Dann entschuldigt er sich ferner wegen des Ausdrucks, „dafs über die, *welche sich mit ihrem Gewissen abgefunden*, die Lehre Spinoza's eine fast zwingende Gewalt ausübe", doch wohl etwas künstlich, damit, dafs er unter „sich mit dem Gewissen abfinden" nur verstehe „das Bewufstseyn der Willensfreiheit aufgeben." — Was endlich die gerügten

„po-

„politischen Insinuationen" (S. 7 unten) betreffe, so sey er allerdings der Meinung, dafs in einem Zeitalter, welches unter die Herrschaft der Spinozischen Alleinheitslehre gerathe, eine Zerrüttung aller gesellschaftlichen Verhältnisse zu befürchten sey. Und nach diesen sehr ernsten und würdigen Erklärungen folget dann, fast widrig damit contrastirend, schliefslich eine grofse Zahl von Artigkeiten, Lobeserhebungen, Erkenntlichkeitsbezeigungen, Ergebenheits- und Verehrungs-Versicherungen, und die Aeufserung „süfser Hoffnungen einer baldigen, freundlichsten Antwort" von dem hochbegabten, wissenschaftlich überlegenen und mit grofsen Verdiensten geschmückten Manne, welche Verehrung *nunmehr* eine Beimischung liebevoller Vertraulichkeit erhalten habe, welche für die Zukunft ihm (*D.*) die Lesung seiner (*S.*) Schriften erheitern und ihn demselben hoffentlich näher bringen werde, als sonst geschehen wäre."

Rec. kann sich diese im Contrast mit der frühern Heftigkeit des Angriffs stehenden (wie soll er es anders nennen?) Schmeichelworte nur aus dem Drange eines zartfühlenden, menschlich-milden Herzens, das die Schmerzen der zugefügten, scharfen Streiche möglichst mildern möchte, und aus dem Verlangen nach einer freundlichen Aussöhnung, wozu der Honig der Rede den Weg ebnen soll, erklären. Aber wenn der ehrliche, wohlwollende, milde, nur, wenn es die gute und heilige Sache galt, ernstlich eifernde *D.* glaubte, dafs er sich einen Mann, wie *Schl.*, nachdem er ihn an der empfindlichsten und gefährlichsten Seite angefochten und an der vermeinten Christlichkeits- und Kirchlichkeitslarve, dem Versteck des Spinozismus und Pantheismus, gerüttelt, wieder zum Freunde gewinnen könne, und dafs er nicht vielmehr nur mit Bestimmtheit erwarten müsse, *Schl.* werde jetzt alle ihm zu Gebote stehenden, eigenthümlichen Kräfte aufbieten, um einen so gefährlichen Gegner, wenn auch nicht durch ehrliche Waffen zurückzuschlagen, doch durch Verspottung und Hohn unschädlich zu machen und dadurch sich selbst bei Ansehn zu erhalten, — so war *D.*, aus Mangel an Kenntnifs solcher Charaktere, wie dergleichen so guten Gemüthern wohl begegnen kann, in einem grofsen Irrthum befangen; wie er dieses nun auch sogleich erfahren sollte. Denn er erhielt im December ein Antwortschreiben, wodurch er *Schl.*, von Seiten des Gemüthes, genauer konnte kennen lernen. *Schl.* nämlich antwortet (31. Dec. 1826) dem „vortrefflichen" *Delbrück*, wie es ihm eine unbeschreibliche Freude erweckt habe, seine Zugabe (zu der von *D. Lücke* u. s. w. verfafsten Streitschrift) von ihm mit so vielem Wohlwollen aufgenommen zu sehen; und es schmerze ihn nur, dafs er (*S.*) in jenem Blatt es nicht noch stärker habe hervortreten lassen, *wie grofses er von ihm halte*." Dann streicht *Schl.* recht geflissentlich *D's rhetorische Sprachkunst* heraus, meint beiläufig zwar, dafs dessen Schrift etwas „zerstückelt in der Composition" erscheine, doch dieses wiederum „mit einer so grofsen Kühnheit", dafs *D.* Schrift ihn eben „in dieser kühnen Nicht-composition" gewissermafsen überrascht habe. „In dem Antispinozisten-Abschnitt" fügt er dann mit sardonischem Lächeln hinzu „thut dieses dennoch auf mich eine grofse Wirkung", weil ich mir Sie es „declamirend" denke, und von „Ihrer Meisterschaft hierin" habe ich noch aus alten Zeiten eine lebhafte Erinnerung. — Freilich, meint er, wenn er an diese „Declamation" grade nicht denke, scheine ihm dann der Abschnitt über *Spinoza* etwas ungehörig in die Schrift über Melanchthon hineingebaut. Es sey deshalb Schade, dafs *D.* jenen ältern Aufsatz über *Spinoza* nicht schon früher für sich „angerichtet und aufgetischt" habe, und er möchte künftig doch nicht so „hinterhältisch" seyn. Beiläufig freue er sich, dafs er in *D's* Buche eine hinlängliche Gewähr sehe, dafs derselbe „nun nicht zur katholischen Kirche übertreten werde, wozu man eine grofse Hinneigung bei ihm habe verspüren wollen." Freilich wisse er noch nicht, „was eigentlich in *D's* Christenthum stehe, da er erst durch dessen Melanchthon etwas darüber erfahren habe", doch da *D.* eifrig eine freie Forschung begehre, so werde er wohl auch sicher Protestant bleiben. Auch sey ihm, dafs *D.* kein Katholik werden werde, noch um desto sicherer, da *D.* „noch nicht auf dem Punkte zu stehen scheine, wo er auch nur des Christenthums im Allgemeinen eigentlich bedürfe.". Denn Willensfreiheit mit göttlicher Allmacht zu vereinigen, — *Delbrück's* Hauptschwierigkeit, — *diese* Aufgabe finde sich ja schon im „klassischen Alterthum" vollkommen gelöst, und *D.* sey ja „ein Eklektiker zwischen Christenthum und — hellenischer Philosophie." Die Glaubensregel leiste noch keine wesentlichen Dienste zu Lösung obigen Problems. Es werde aber wohl eine Zeit kommen, wo auch *D.* sich nicht werde begnügen können mit „einem gleichsam Schach spielenden Gott, der für jeden denkbaren Zug der Gegner schon einen andern in Bereitschaft habe." Wenn die Zeit dieser Krisis für *D.* kommen werde, wünsche er ihm die Leitung eines guten Geistes, damit er nicht auf wesentliche Abwege gerathe, was indessen *S.*, bei *D's* so reinem Streben nach Wahrheit nicht fürchte. — Dafs *D.* nicht darauf eingehen könne, dafs es für *S.*, bei klarer Einsicht in die Unzulänglichkeit aller s. g. Beweise, nur *einen* „christlichen" Glauben an die Unsterblichkeit giebt, sey auch *D's* nur „äufserlichen" Verhältnifs zum Christenthum zuzuschreiben. Dieser (*eine, christliche*) Glaube ruhe auf den Aussprüchen Christi: Wer da glaubt, der *hat* das ewige Leben, der *ist* aus dem Tode zum Leben durchgedrungen. Freilich werden dadurch sowohl „Hoffnungen, als Befürchtungen erstickt werden, weil für beide kein Raum mehr sey in der Gewifsheit des Besitzes." In den folgenden Zeilen leugnet *S.* wiederholentlich, dafs er ein Anhänger Spinoza's sey (womit unsere Leser die Stelle S. 68 der Reden über die Religion, Ausg. 1806, vergleichen mögen) und fordert *D.* abermals auf, zu zeigen, welcher dogmatische Satz seiner Glaubenslehre etwas Spinozistisches voraussetze; wirft dann, wie scherzend, *D.* vor, dafs er in der Philosophie doch etwas „ketzer-

tzermacherisch" sey und von dem, wer nicht Gott und die Welt auf Eine bestimmte Weise unterscheide, glaube, er unterscheide sie gar nicht, und von dem, wer nicht die Willensfreiheit auf Eine gewisse Weise bestimme, glaube, dafs er sie ganz aufhebe, und dagegen helfe bei ihm eben alles Protestiren nichts. Dieses lasse sich aber bei einem so wohlgesinnten und bescheidenen Manne nicht anders erklären, als aus „einer gewissen Unfähigkeit, sich in einen Andern hinein zu versetzen, um dessen Combinationen zu finden"; und dennoch könne man „bei einem so vortrefflichen Kritiker", als *D.* sey, eine solche Unfähigkeit doch auch wieder nicht voraussetzen. „Vielleicht aber doch"! wirft er, hin und her gaukelnd, ein und fährt dann, wie spöttelnd, in einem Selbstgespräche über *D.*, fort: „denn auf dem Gebiet der *Dichtkunst* und der *schönen Redekunst*, wo seine Kritik am meisten glänzt", ist *D.* ruhig, begeistert zwar, aber ohne Leidenschaft und ohne Apprehension. *Hier* aber (in der Philosophie) ist er in einem unruhigen Streben nach Ruhe, und höchst apprehensiv gegen alles, was ihn aus der Ruhe, die er schon erlangt zu haben glaubt, aufstören könnte, und daher leidenschaftlich aufgeregt gegen alle Vorstellungen, welche gewisse Saiten auf eine ihm fremde Weise berühren. In solchem Zustande erscheint ihm dann Spinozism. und Augustinische Prädestinationslehre als Eins." — Mit leichter, spielender Feder seinem Gegner, wie im Scherze, bald da, bald dort einen Stich versetzend, weiset *Schl.* dessen Entschuldigungen (im Briefe vom 29. Oct.) zurück, schlüpft über den wichtigen Satz vom „Aufgeben des Bewufstseyns der Willensfreiheit" mit einem Paar ungehörigen Späfsen hinweg (S. 24. 25), und bittet dann doch um Verzeihung, wenn er *D.* nun *mehr geantwortet habe, als derselbe verlange*, und schliefst, nach diesem Allen, mit der Versicherung grofser und herzlicher Achtung.

Hiernach stockt die Correspondenz vom 31. Dec. 1826 bis zum 12. Aug. 1827. Da tritt, ziemlich unerwartet, *Delbrück* noch einmal mit einem Briefe an *S.* hervor, erinnert ihn, dafs er wegen der in der Schrift „Melanchthon" enthaltenen Anspielungen auf dessen Glaubenslehre und Reden über die Religion ihn (in der Zugabe zu den dadurch veranlafsten Streitschriften) öffentlich zur Rechenschaft gezogen habe, mit der Aufforderung, sich näher zu erklären. Das habe er, betreffend jene „Reden", nun zwar schon im Briefe vom 29. Oct. v. J. gethan, gleich nach Absendung des Briefes aber den Entschlufs gefafst, in Ansehung der „Glaubenslehre" sich nicht „brieflich", sondern „buchlich" zu erklären. Er habe demnach seit neun Monaten seine Mufsestunden auf Ausarbeitung eines Werkchens, betitelt „Erörterungen einiger Hauptstücke in Dr. *F. Schl's* christlicher Glaubenslehre u. s. w." verwendet, dessen erste Bogen sich bereits unter der Presse befänden. Nun aber höre er in diesem Augenblicke, dafs die liturgische Angelegenheit (in Berlin) für *Schl.* Verhältnisse herbeiführe, wo es peinlich sey, die Zahl seiner Mifswollenden zu vermehren. Zurücknehmen könne er zwar das begonnene Werk nun nicht mehr; schon deshalb nicht, weil *S.* ihn dazu öffentlich aufgefordert habe. Einverstanden würden sie beiden, betreffend die Glaubenslehre, kaum in Einem Satze erscheinen. Was jedoch den wissenschaftlichen Gehalt und die künstlerische Darstellung betreffe, so werde man allerdings den Abstand zwischen *Schl's* „unsterblichem" Werke und *D's* „langwierigem" Werkchen „unermefslich" finden, wenn *D.* sich auch schmeicheln dürfe, dafs *Schl.* seinem Streben seinen Beifall nicht versagen werde." — In diesem (uns däucht, eines Ehrenmannes, wie *Delbr.*, nicht ganz angemessenen) Tone geht es dann weiter fort: „*Schl.*, da er die Kunst, mit wenigem viel und auf die treffendste Weise zu sagen, besitze, möge sich *herablassen*, den oben erwähnten „Erörterungen" seine Bemerkungen beizugeben, welche dazu dienen könnten, den Erörterungen das Stachlichte, welches die Mifswollenden *Schleiermacher's* kitzeln könnte, abzustumpfen; und er möge ihm erlauben, zu gedachtem Zwecke ihm die erwähnte Streit- und Kampfschrift vor vollendetem Drucke theilweise zukommen zu lassen, in zwei oder drei Sendungen" u. s. w.

Hierauf antwortet (22. Aug. 27) *Schl.* in seiner bekannten Manier: *D.* schreibe ihm mit Unrecht einen Antheil an den „neuen Lorbeern" zu, welche sein neues Werk ihm bereiten werde: denn seines Wissens habe er ihn nicht dazu aufgefordert. Uebrigens freue er sich auf diese Schrift, weil er von allem, was *D.* schreibe, sehr lebhaft erregt werde. Selbst wenn er durch *D's* „Erörterungen" zu der Einsicht gelangte, dafs seine Dogmatik „durch und durch spinozistisch oder pantheistisch inficirt sey", so wäre das freilich ein sehr schmerzhafter Gewinn für ihn, aber doch immer ein Gewinn, weil Selbsterkenntnifs immer einer sey. — Dann „lobt" er *D.*, dafs er sich durch Rücksichten auf *Schl.* persönliche Lage von der Herausgabe des Buchs nicht habe abhalten lassen, weil Wahrheit eine Gabe sey, deren Werth von keinen Umständen abhange. — *D's* Bitte um Bemerkungen lehnt er ab, weil, wenn er *D's* sieben Abschnitte, „die seine ganze Glaubenslehre verzehrt hätten", sehen würde, er gar nichts, oder doch nichts in der Kürze werde zu sagen wissen. Schon die ersten Abschnitte würden ihn gefangen nehmen. Ueberdies würden die ersten Sendungen ihm nichts helfen, ohne die letzten. Er würde dann erst das Ganze studiren wollen. Darüber aber würden der Setzer, und das Publikum dazu, warten, und er sich verwerfen müssen, die Erscheinung des Werkes verzögert zu haben. „Und nun lassen Sie mich" schliefst er „für jetzt Abschied nehmen mit dem herzlichsten Dank für Ihr freundliches Anerbieten und den besten Wünschen für baldige glückliche Vollendung Ihrer Arbeit" u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

THEOLOGISCHE LITERATURGESCHICHTE.

Bonn, b. Marcus: *Der verewigte Schleiermacher.* Ein Beitrag zu gerechter Würdigung desselben seinen Verehrern geziemend dargeboten von *Ferdinand Delbrück* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 191.)

Hierauf erschien nun *Delbrück's* Werk „Erörterungen u. s. w.", das zum Zweck hat, darzuthun, dafs *Schl's* „sogenannte evangelische" Glaubenslehre, ihrem innersten Wesen nach, mit den unveränderlichen Grundsätzen des „apostolischen Christenthums" unvereinbar sey. *D's* Gegner mufsten jetzt entweder ihn des Irrthums überführen, oder sich überwunden bekennen. Sie liefsen nicht auf sich warten. Zuerst trat Dr. *Nitzsch* (Studien und Kritiken I. 3.) in einem (wie *D.* klagt) zwar hochfahrenden, höhnenden, wegwerfenden Tone gegen *D.* auf, stimmte ihm jedoch bei, dafs die Darstellung des *christlichen* Bewufstseyns von der „Sünde" in *Schl's* Glaubenslehre mit den hier einschlagenden „christlichen" Lehren *nicht* übereinstimme. Dann liefs *Schl.* selbst sich in einem *ersten* an Dr. *Lücke* gerichteten Sendschreiben (Studien und Kritiken II. 2. von 1829) vernehmen, verweilte aber, wie *D.* anmerkt, nach seiner gewohnten Weise, bei Nebensachen, liefs (wie früher) das Wesentliche der Einwürfe *D's* ganz unberücksichtigt, und richtete seine Angriffe nicht gegen *D's* „Behauptungen", sondern gegen dessen „Person," (S. 37). Man lese z. B. S. 39, wo er sagt, dafs er *D.* seinem etwas wunderlichem Schicksal überlassen müsse: denn solchen Mann zum Beweise auffordern, daran habe er mit dem einen Male genug, wenn er sich nicht noch mehrerer Bücher schuldig machen wolle, die eben so wenig zum Ziele führen würden, aber gewifs nicht alle „so schön und kunstreich" geschrieben seyn würden, als das „*Delbrück*sche." — *D.* bemerkt richtig, dafs *Schl.* die Absicht habe, das in Rede stehende Buch, seinem „Inhalte" nach dadurch herabzusetzen, dafs er demselben das zweideutige Lob „schöner Darstellung" beilegt, und wendet diesen Stich dadurch ab, dafs er sagt, es könne allerdings eine Schönheit der Darstellung geben, welche ihren Glanz von der Wahrheit empfange u. s. w. — Nicht so glücklich erscheint uns *Ds* Vertheidigung gegen eine Klage, welche *Schl.* darüber erhebt, dafs *D.* S. 155 der „Erörterungen" folgende Stelle habe einfliefsen lassen: „den Lehrsatz von einem Alles in der von ihm gegründeten Weltordnung immer zum Besten lenkenden Gott suchte einst „ein spinozistischer Witzling" auf Spott zu ziehen, indem er sagte, dafs nach dieser Vorstellung Gott als Schachspieler erscheine, der die Partie gewinnen müsse, der Gegner möge ziehen, wie er wolle u. s. w." Damit (schreibt *Schl.*) habe *D. ihn* gemeint, da er in einem „vertraulichen Briefe" (vom 31. Dec. 1826. S. oben) seines Wissens ohne alle Zuthat von Witz aus einander gesetzt habe, was ihm in der Vorstellung von Gott unangemessen und inconsistent erscheine, worauf nun *D.* „gedruckt" antworte, und ihn „einen spinozistischen Witzling" nenne u. s. w.

Mochte nun (meint Rec.) auch aufser beiden Correspondenten kein Dritter es wissen, dafs eben *Schl.* es gewesen, der jenes Gleichnisses sich bedient hatte, so mufste *D.* doch erwägen und voraussehn, dafs *Schl.* obige gegen die früheren Ehrenbezeugungen so schroff und hart abstechende Schmährede als auf ihn gerichtet erkennen, schmerzlich fühlen und, seiner Gemüthsart nach, nicht unvergolten lassen werde. — Das geschah dann auch (S. 279. a. a. O. und S. 43 der vorl. Schrift). Und wenn *D.* nun fragt: „Was berechtigte den Verewigten, jener Anmerkung (betreffend den „spinozistischen Witzling") in dem Sendschreiben (in den „Studien u. s. w.") eine so unmilde Auslegung zu geben, wie er thut?" — so fragen wir wieder: „Wie kann *D.* so fragen?" — Was er S. 43. 44. zu seiner Entschuldigung schreibt, können wir nicht für haltbar erklären. — Er möchte den herben Vorwurf der „Feindseligkeit", die, wenn er sich in ruhiger Stimmung befindet, allerdings seiner Gemüthsart fremd ist, gern von sich abwenden, und, wie es scheint, in solchem Falle sich gern über sich selbst täuschen, als habe in seinem Gemüth keine Feindseligkeit stattgefunden; aber wir andern Unpartelischen können, wie uns die Sachen vorliegen, kein anderes Urtheil fällen, als dieses: Beide Männer stehen nun einmal einander als erklärte Gegner gegenüber, streifen wider einander mit scharfen und demnach verletzenden Waffen, wollen aber, Anstandshalber oder aus Motiven der Gesinnung, doch den Schein gewinnen, als führten sie — während sie auf einander stechen oder schlagen — nur einen ganz freundschaftlichen, traulichen Discours.

Am Schlusse seines Sendschreibens (in den Studien u. s. w. S. 279) erklärt dann *Schl.* noch, „*D.* verrathe so wenig Bekanntschaft mit der Sache, dafs auch um defswillen die Verhandlungen weiter fortzusetzen nicht thunlich sey." *D.* aber findet dieses

ses Verfahren so lächerlich, wie das eines Herausforderers auf Leben und Tod, der, nachdem der Herausgeforderte in gehöriger Rüstung auf dem Kampfplatze sich gestellt hat, endlich, nach langem Warten, auch eintrifft, aber wehr- und waffenlos, dann einige unverständliche, abgebrochene Worte murmelt, schliefslich hinzufügt, dafs er eigentlich nicht um des Gegners wegen, sondern nur ganz zufällig auf den Platz gekommen sey, und dann mir nichts dir nichts von dannen geht. (S. 47) Seitdem habe *Schl.* (erzählt *D.*) seiner etwa noch dreimal (s. Studien und Kritiken II. 3. S. 499. 512. 529) beiläufig, doch nur, um ihn zu verspotten, erwähnt.

S. 49 folgt nun wohl bei gereizter Stimmung, die oben angezeigte akademische Rede *Ds*, welche aufser dem sehr anziehenden, wissenschaftlichen Lebenslauf des Vfs auch (S. 60) *die* Stelle enthält, wodurch der sterbende *Schl.* (S. 2) so schmerzlich verletzt wurde, und nun, in den letzten Stunden, ohne alle Schärfe, rührend-milde und wehmüthig klagend sich äufsert, was dann wieder auch den wohlmeinenden *D.* innigst schmerzt und die Veranlassung zu vorliegender, apologetischer Schrift geworden ist.

Wie bei Herausgabe derselben aber *D.* unter manchen Bedenklichkeiten eine Zeitlang schwankte, ob er diese Schrift herausgeben solle, oder nicht, lesen wir S. 106—108, und finden hierin abermals bedeutende Züge zur Charakteristik dieses Ehrenmannes, wie wir dieselben zu *Schl.* Charakteristik zuerst in dessen früheren, herben, aber nachmals auf dem Todbette (S. 2) unendlich gemilderten, rührenden Worten gefunden haben.

Die letzten Seiten (109—129) enthalten aufser lesenswerthen Anmerkungen, einige Nachweisungen und Berichtigungen.

s. a. o. th.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Ueber die Erkenntnifs Gottes in der Welt.* Von Dr. *Heinrich Ritter*, Professor an der Universität zu Kiel (jetzt zu Göttingen.) 1836. XVII u. 604 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Mit vielem Vergnügen unterzieht sich Rec. der Anzeige des vorliegenden Werkes, dessen Verfasser, bisher vorzüglich mit Forschungen über die Geschichte der Philosophie beschäftigt, welche ihm bereits in weitem Umkreise einen berühmten Namen erworben haben, hier mit einer ausführlichen eigenen philosophischen Untersuchung auftritt, welche eine gesunde und kräftige intellektuelle Nahrung gewährt; und nur um so mehr mufs man sich einer solchen freuen. Rec. kann dem Vf. in vielen und wichtigen Punkten nicht beistimmen; aber selbst bei diesen hat er die mit ausgezeichnetem Scharfsinne ausgerüstete Gewandtheit der Dialektik des Vfs bewundert, und glaubt daher dieses Werk angelegentlich Allen zum Studium empfehlen zu können, welche sich zwischen den widerstreitenden Ansichten unserer Zeit hindurch eine eigene philosophische Ueberzeugung zu bilden bestrebt sind.

Den Standpunkt, welchen der Vf. für seine philosophischen Untersuchungen eingenommen hat, giebt er selbst in der Vorrede an. „Einem bestimmten Lehrer (sagt er), einer bestimmten Schule, habe ich mich nicht anschliefsen können; ein Autodidakt habe ich auch nicht seyn mögen; daher blieb mir nichts anders übrig, als bei der ganzen Geschichte der Philosophie meinen Unterricht zu suchen." In Angemessenheit hiezu eröffnet er auch dieses Werk mit einer ausführlichen historisch-kritischen Einleitung (S. 1—138), in welcher er das Verhältnifs seiner eigenen Ansicht zu den verschiedenen philosophischen Richtungen entwickelt, und durch Nachweisung der diesen anklebenden Mängel jene als die allein wissenschaftlich genügende darzustellen sucht. Die Philosophie bilde sich zunächst, im genauen Anschliefsen an das praktische Leben und die sich auf dieses beziehenden Wissenschaften, als *Philosophie des gesunden Menschenverstandes* aus, indem sie jene ersteren durch eine allgemeine Methodenlehre zu ergänzen, und zugleich ihre Begriffe und Grundsätze, die in ihnen nur einzeln zum Gegenstande der Betrachtung gemacht und vorausgesetzt würden, unter Einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu fassen und aus diesem zu rechtfertigen unternehme. Aber indem diese Philosophie des gesunden Menschenverstandes nicht eigentlich aus dem Zwecke des Wissens entworfen sey, biete sie überall dem Zweifel Blöfsen dar, und dieser bilde sich zum *Skepticismus* aus, welcher jene als Dogmatismus bekämpfe. Seine wahre Bedeutung habe derselbe darin, dafs er das wissenschaftliche Streben ablöse von der Abhängigkeit der Vermischung mit den praktischen Bestrebungen, und die Idee des Wissens, wie es selbstständig durch die Vernunft erzeugt werde, und ein reiner Ausdruck derselben sey, als Norm zum Grunde lege. Aber gleichsam von der Gröfse des Ideals, von dem Gewichte seiner Forderung überwältigt, verzweifle er ihr genügen zu können. Es müsse also ein neuer Fortschritt eintreten in der *kritischen Philosophie*, welche nicht mehr, wie jener, die bisher vorhandenen Formen des Denkens untersuche, sondern die Quellen der menschlichen Erkenntnifs, und indem sie das Mangelhafte, die nothwendige Beschränktheit derselben darzuthun suche, nachweisen zu können glaube, dafs es auch in *jeder künftigen* Zeit vergeblich seyn werde, eine dogmatische Philosophie auszuführen. Aber sie fehle darin, dafs sie von dem *allgemeinen* Begriffe des Wissens, den sie voraussetze, auf die Untersuchung des *menschlichen* Denkens überspringe (S. 54). Der Begriff des Wissens sey ein rein wissenschaftlicher, der nicht dem Menschen als solchem angehöre, sondern seine Gültigkeit für *alle* sich entwickelnde Vernunft behaupte. Wenn nun der Trieb zu wissen nur aus diesem Begriffe sich ableite, wenn alle seine Aeufserun-

rungen nichts anderes seyen, als die Entwickelungen dieses Begriffes oder dieser Begriff selbst in Thätigkeit und in der Entfaltung seiner Besonderheiten gesetzt, so seyen auch alle Gesetze, in welchen er sich ausspreche, als gültig für jede denkende Vernunft in Anspruch zu nehmen. Das einzig richtige Verfahren sey demnach, von ihm aus alle Gesetze abzuleiten, welche aus ihm selbst fliefsen, indem er vermittelst des wissenschaftlichen Denkens sich zu verwirklichen suche. Dieser Begriff des Wissens ist nicht wie ein todtes Bild in unserer Vernunft, sondern der lebendige Grund alles wissenschaftlichen Strebens; daher wird sich auch aus ihm alles ableiten lassen, was einen rein wissenschaftlichen Werth hat. Hierdurch ist ein ganz anderer Weg der philosophischen Untersuchung nachgewiesen, als der, welchen die kritische Philosophie und die Theorie des menschlichen Erkenntnifsvermögens einschlägt" (S. 59). Der Vf. erklärt demnach die *absolute* Philosophie für die allein gründliche. Aber er verwirft die beiden Formen der absoluten Philosophie, welche sich namentlich auch in unserer Zeit wieder ausgebildet hatten. Er verwirft die eine, welche in der absoluten Anschauung alles Wissen vollendet setze, weil sie folgerecht nur im Vernichten ihre Arbeit habe (S. 67), und jedes Streben nach Wissen ertödte; die andere, die aus dem Begriffe des absoluten Wissens heraus Alles in rein vernünftiger Thätigkeit erzeugen wolle, was dem wissenschaftlichen Leben unseres Denkens angehört, weil sie der Erfahrung unrechtmäfsiger Weise alle wissenschaftliche Geltung abspreche; während diese doch als Erscheinung wenigstens in uns oder sonsten vorhanden sey, und als solche Erscheinung eine Wahrheit habe, welche nicht bezweifelt werden könne (S. 75). Der Begriff des Wissens wohne dem philosophischen Gedanken nur im Allgemeinen bei, und so vermöge er denn auch nicht aus demselben die Wirklichkeit des wissenschaftlichen Lebens abzuleiten (S. 89). Die Philosophie also könne der Erfahrung nicht entbehren, sey eben sowohl mit einem Nicht-Wissen behaftet, als das empirische Denken. Sie vermöge nur das Ideal der Wissenschaft zu entwickeln, ohne es in sich mit allen Besonderheiten der Erfahrung erfüllen zu können. Aber in sich müsse sie sich rein halten von allem Empirischen. „Wer sie betreibt, mufs, indem er den philosophischen Gedanken ausbildet, alles vergessen, was er aus Erfahrung weifs. Dafs dies oder jenes vorhanden sey, darf er nicht setzen, weil Thatsachen dafür sprechen, sondern rein aus der Vernunft heraus hat er seine Begriffe zu entwickeln u. s. w." (S. 95). —

Im vollen Gegensatze hiemit nun ist Rec. der festen Ueberzeugung, dafs die philosophische Erkenntnifs mit Sicherheit nur auf dem Grunde der *geistigen Erfahrung* gewonnen werden könne. Die Philosophie hat (wenigstens in ihren meisten Erkenntnissen) festzustellen, dafs „dies oder jenes *vorhanden sey*", und hiezu kann sie allein dadurch berechtigt werden, dafs wir dasselbe als vorhanden vorgefunden haben, oder doch für das als vorhanden Vorgefundene als nothwendige Voraussetzung anzunehmen genöthigt sind. Jede Bestimmung darüber aus dem *blofsen Denken* heraus ist und bleibt eben ein *blofses Denken*, für dessen Wirklichkeit uns so lange die Gewähr mangelt, bis irgendwie eine Erfahrung ergänzend hinzugetreten ist. Bei dieser Ueberzeugung also mufs Rec. *insofern* der entschiedenste Gegner des Vfs seyn. Aber gegenüber einer mit solcher Umsicht und solchem Scharfsinne, wie dies hier geschehen ist, ausgeführten Ansicht gilt es wenigstens den Versuch zu einer Verständigung und Ausgleichung, und so will sich denn Rec. diesem im Folgenden unterziehen.

Was zuerst die in ihren Umrissen mitgetheilte *historische* Darstellung betrifft, so ist der Vf. selbst weit entfernt, eine hohe *doktrinelle* Bedeutung dafür in Anspruch nehmen zu wollen (vgl. Vorr. S. VII). In der That ist auch nichts thörichter, als die jetzt so weit verbreitete Meinung, als lasse sich über die philosophische Wahrheit aus der Geschichte der Philosophie entscheiden. Die Auslegungen dieser sind wenigstens eben so mannigfaltig, oder vielmehr noch weit mannigfaltiger, als die philosophischen Ansichten selbst; und bis die allgemeingültige Philosophie wirklich gefunden ist, wird es niemanden schwer fallen, sich die historische Entwickelung so zurechtzurucken, wie er es eben zur Rechtfertigung seiner Ansicht braucht. So soll nach dem Vf. (S. 126) die Ausbildung der Philosophie als Erfahrungswissenschaft in den *Anfang* der neueren Philosophie fallen, indem man die empirische und mathematische Forschung, welche seit der Wiederherstellung der Wissenschaften so glänzende Fortschritte gemacht hatte, zum Muster auch für die philosophische nahm: wo sich dann allerdings ergeben würde, dafs die Begründung dieser letzteren auf Erfahrung schon längst als eine vergebene erprobt, und es thöricht sey, auf diesem Wege eine allgemeingültige Ausbildung dafür zu erstreben. Dabei würden dann, wie es auch der Vf. behauptet, der Skepticismus und der Kriticismus als gegen die Begründung auf Erfahrung gerichtet, und die Philosophie des Absoluten als das von ihnen erstrebte und vorbereitete Ziel erscheinen. Aber Rec. findet in der Geschichte der neueren Philosophie gerade das Gegentheil. Die *mathematische* Forschung allerdings fafste man am Anfange der neueren Zeit als Muster auf, aber indem man (wie es auch die Natur dieses Musters und der Charakter der bisherigen Philosophie mit sich brachten) die philosophische Erkenntnifs, *unabhängig von aller Erfahrung*, aus der *blofsen Vernunft* abzuleiten unternahm. Gegen dieses Unternehmen nun, und die dabei erträumte Gewifsheit, richteten sich der Skepticismus und der Kriticismus, und *in deren Gefolge erst*, und als das von ihnen erstrebte und vorbereitete Ziel, erschien nicht die Philosophie des Absoluten, sondern gerade die *Erfahrungsphilosophie*: bei dem einen Volke zu dieser, bei dem ande-

deren zu jener Zeit, und bei uns erst in der gegenwärtigen, und bis jetzt noch als unterdrückte Kirche. Aber erstrebt wurde sie, wie in England mit Gelingen von *Locke*, so bei uns von *Kant*; nicht mit dem gleichen Gelingen freilich: indem die *absolute* Philosophie oder (was dasselbe sagen will) der *Scholasticismus neben* und *in Kant* zu mächtig war, als dass er sich ohne Reaktion hätte austreiben lassen. Diese Reaktion hat die philosophischen Systeme unserer Zeit hervorgerufen, nach deren Untergange dann die Erfahrungsphilosophie Alles in Allem seyn wird.

So legt sich Rec. die Geschichte der Philosophie zurecht. Aber da dieser historische Weg schwerlich zu einer Annäherung führen möchte, so müssen wir nun das Doktrinelle näher ins Auge fassen. Da muss sich nun Rec. zuerst gegen des Vfs Ansicht vom Empirismus erklären. Nach dem Vf. nämlich sollen es die Erfahrungswissenschaften rein mit Thatsachen oder Erscheinungen zu thun haben, nur von diesen *erzählen* dürfen; dagegen jeder Versuch, dieselben zu erklären, eine unrechtmässige Verbindung des Philosophischen mit dem Empirischen seyn, indem doch die Erklärung nur „nach gewissen Gesetzen unseres vernünftigen Denkens gefunden werden könne, welche erst durch die Philosophie zu wissenschaftlichem Bewusstseyn gebracht werden." — Zu *wissenschaftlichem Bewusstseyn*, allerdings; aber nicht zu *wissenschaftlichem Gebrauche*. Denn diese Gesetze, und das vernünftige Denken überhaupt, gehören ja doch nicht der Philosophie an, sondern dem *Menschen*, und können also auch von demselben für die übrigen Wissenschaften mit eben dem guten Rechte gebraucht werden. Es ist jetzt freilich in ziemlich weiter Ausdehnung Mode, sich den Empirismus, im Gegensatze gegen die Philosophie, als von allem weitergreifenden Denken, ja man möchte fast sagen, von allem Menschlichen entblösst, und *beinah thierisch*, vorzustellen. Aber vom Vf., welcher doch für die Erfahrungswissenschaften, wie wir gesehen, eine selbstständige wissenschaftliche Geltung vindicirt, hätten wir es nicht erwartet, dass er sich diesem durchaus falschen Vorurtheile beugen würde. Vielmehr haben die Erfahrungwissenschaften von Gottes Gnaden unstreitig dasselbe Recht, wie die Philosophie, sich aller Verstandesformen, und im weitesten Umfange, zu bedienen, so weit sie eben irgend damit zu reichen im Stande sind. Ein wissenschaftliches *Bewusstseyn* über dieselben kann freilich erst durch die Philosophie gewonnen werden; aber da lässt sich wieder durchaus nicht einsehen, warum nun dieses nicht solle auf der Grundlage der geistigen *Erfahrung* gewonnen werden können, durch welche wir ja doch allein von diesen Formen wissen. Dies kann nur von Demjenigen geleugnet werden, welcher, in dem gewöhnlichen Cirkelbeweise, als „wissenschaftlich" eben nur die Ableitung aus allgemeinen Begriffen gelten lassen will. Aber so verhält es sich nicht. Vielmehr ganz im Gegentheil ist gerade Das als problematisch und als gar sehr einer Rechtfertigung bedürftig (wenn auch schwerlich fähig) zu betrachten, wie man durch diese Ableitung aus *allgemeinen Begriffen* eine Wissenschaft zu erwerben vermöge, welche zugleich die *Existenz* des in ihr Gedachten zu behaupten berechtigt sey, während dieses Recht den *Erfahrungs*wissenschaften, und somit auch der auf *geistige Erfahrung gegründeten Philosophie*, von keinem Geistes-Gesunden abgesprochen werden kann.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Sulzbach, b. Seidel: *Fest- und Gelegenheits-Predigten* von *Franz Joseph Weinzierl*, ehemal. Domprediger, dann Domkapitular und *bischöfl.* geistl. Rathe zu Regensburg, nach dessen Tode herausgegeben von seinen Freunden. 1835. XVI u. 776 S. in 8. (2 Rthlr.)

In der Vorrede zu diesem *fünften* Bande der nachgelassenen religiösen Schriften *Weinzierl's* heisst es: „man dürfe sich unter Festtagen (in Bezug auf den Inhalt der vorliegenden Predigten) nicht die denken, welche noch in der Kirche Gottes bestehen und zu feiern geboten sind, sondern theils solche, welche nur in einigen Gott geweihten Stätten aus besondern, gerechten Gründen feierlich begangen werden, theils solche, deren Feier wegen dringender Umstände vom apostolischen Stuhle dispensirt, oder wie man sich manchmal ausdrückt, abgeschafft sind. Für die bestehenden Festtage finden sich Predigten in den bereits erschienenen zwei Jahrgängen u. s. w."

So empfangen wir dann hier Predigten über die heil. Barbara, Agnes, Magdalena, Katharina, Anna, Klara u. s. w. und den h. Nepomuk, Laurentius, Kaiser Heinrich, Athanasius, die Apostel u. s. w.; aber auch einzelne über Sätze aus der Glaubens- und Sittenlehre, z. B. über den Undank, (in specieller Beziehung) die Vereinigung mit Jesus, die heil. Schrift, (sie belehrt, sie tröstet uns) was heisst: mit Jesus leiden? u. dgl. — — An allen Predigten ist ihr praktischer Gehalt zu rühmen; sie halten sich fast durchgängig von Polemik fern, sie wollen auf ihre Weise die Herzen für das Bleibende und Ewige erwärmen und gewinnen. Den strengen Anforderungen, welche evangel. Geistliche an Predigten zu machen pflegen, genügen sie allerdings der Form nach und natürlich (nach dem oben Angedeuteten) auch dem Inhalte nach nicht, aber sie haben in den Kreisen, in denen sie gehalten wurden, gewiss erbaut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Ueber die Erkenntniſs Gottes in der Welt* — — von Dr. *Heinrich Ritter* u. s. w.

(*Fortsetzung von No.* 192.)

Das bereits Angezogene führt uns hinüber zu einer genaueren Betrachtung der vom Vf. für die Philosophie geforderten Begründung. Dieselbe soll *„rein aus der Vernunft"* entwickelt werden (S. 95 u. an v. a. O.). Aber gehört denn die wissenschaftlich vollzogene und bearbeitete *Erfahrung* nicht auch der Vernunft an? — Der Vf. stellt durch seine ganze Schrift hindurch die strenge, in sich sicher gestellte Wissenschaft in Gegensatz mit der „praktischen Meinung," welche aus anderen Zwecken entworfen, eben deshalb kein Wissen sey, und einer endlosen Mannigfaltigkeit, einem endlosen Schwanken unterliege. Aber wenn irgend ein Begriff dieser „praktischen Meinung" angehört, und also *aus der Philosophie gänzlich verbannt zu werden verdient*, so ist es gerade der Begriff der *„Vernunft."* Für den *praktischen* Gebrauch bezeichnet er etwas sehr Hohes und Herrliches, und kann er deshalb auch keinen wärmeren Verehrer haben, als Rec.; aber gerade das Höchste und Herrlichste konnte von dem Denken des gewöhnlichen Lebens natürlicherweise am wenigsten in der *Bestimmtheit* und *Innerlichkeit* gefaſst werden, wie es für die *Wissenschaft* erforderlich ist, muſste vielmehr so oberflächlich, und dunkel, und unbestimmt gefaſst werden, daſs diesen Mängeln *durch keine noch so geschickte Umprägung abzuhelfen ist*. Daher denn auch die unzählbare Menge von verschiedenen Auffassungen desselben, und die beinah alle, die eine so viel Recht und so viel Unrecht haben, als die andere. Und auf einen so überaus mangelhaften Begriff sollte die Wissenschaft der Wissenschaften gebaut werden dürfen?! — Auch unser Vf. stellt einen ganz eigenthümlichen Begriff davon auf, nach welchem (S. 431 ff.) auch dem Aeuſseren und Körperlichen Vernunft zum Grunde liegen soll. Wie Viele dürfte er wohl für diese Begriffsbestimmung zu gewinnen hoffen? Und doch nur von so Vielen würde seine Philosophie anerkannt werden können. — Auf dieselbe Weise aber verhält es sich auch mit Dem, was er sonst noch als Grundlage für dieselbe angiebt. Der Verf. verwirft die Begründung der Philosophie durch eine kritische Bestimmung unserer Erkenntniſskräfte, welche eben in konsequenter Ausführung (wie sie sich freilich bei *Kant* noch nicht findet) zur Begründung auf geistige *Erfahrung* führen würde. Aber dieselbe könnte doch höchstens dann als unnöthig betrachtet werden, wenn der Lösung der (metaphysischen u. s. w.) Probleme gewissermaſsen instinktartig richtige psychologische Hypothesen zum Grunde gelegt würden. Was legt nun der Verf. in dieser Hinsicht zum Grunde? — Die tiefste Grundlage alles Geistigen oder der Vernunft soll der *„Begriff* des Wissens" seyn, welcher zugleich „der lebendige Grund alles *wissenschaftlichen Strebens*" sey, und aus welchem sich denn eben deshalb auch Alles ableiten lassen müsse, was einen wissenschaftlichen Werth habe (S. 59). Ein *„Begriff"* als *Ursprüngliches* in der Seele, und dieser Grund alles wissenschaftlichen *„Strebens"*!! — Rec., dessen Philosophie sich auf die Auffassung des *in der menschlichen Seele Wirklichen* stützt, und der dadurch gelernt hat, daſs alle Begriffe ohne Ausnahme *erst durch Abstraktion entstehn*, so wie daſs dieselben ihre Befriedigung in sich haben, und also *an und für sich strebungslos* sind, weiſs kaum, was er dazu sagen soll, und würde sich eine solche *allen Verhältnissen des Wirklichen widersprechende* Annahme bei einem so klaren und besonnenen Denker, wie der Vf. ist, nicht erklären können, wenn nicht derselbe ihre Erklärung darin fände, daſs er sie von den *bisherigen* absoluten Philosophien aufgenommen hat, deren Vorurtheile abzustreifen er zwar, wie wir gesehn haben, einen trefflichen Anfang, aber eben nur den Anfang gemacht hat.

In der *Ausführung* zeigt sich jedoch des Verf's. System von denen der bisherigen absoluten Philosophie sehr verschieden. Wir finden keine Spur von Konstruktionen oder Ableitungen nach gewissen vorgefaſsten Formeln, oder von dem Streben nach einem gewissen regelmäſsigen Schematismus. Das vorliegende Werk erhält sich von alle Dem sogar in höherem Maſse frei, als die meisten Systeme der kritischen Philosophie. Ueberall finden wir eine ruhige und besonnene Betrachtung und kritische Zergliederung; für die Begründung des von ihm Behaupteten beruft sich der Vf. auf Beispiele aus der Erfahrung; ja *einzelne Begriffe* abgerechnet, welche wieder gleichsam als Reminiscenzen früherer Systeme dazwischen kamen, und ohne daſs man im Zusammenhange des vorliegenden eine bestimmte Quelle für sie nachzuweisen im Stande wäre, könnte man sagen, der Vf. stütze sich *durchaus und allein auf die Erfahrung*. Wenigstens hat es Rec'n., ungeachtet aller Bemühungen,

hungen, nicht gelingen wollen, von Demjenigen, was der Vf. „aus der Vernunft *heraus* Entwickeln" nennt, eine bestimmte Ansicht zu gewinnen.

Das vorliegende Werk giebt weit mehr, als es im Titel verspricht: im Grunde eine ziemlich vollständige Metaphysik. Nachdem nämlich der Vf. im ersten Theile (S. 141—246) die Beweise für das Daseyn Gottes betrachtet, und das Verhältnifs Gottes zur Welt im Allgemeinen festgestellt hat, gelangt er, bei dem Bestreben, das Wesen Gottes aus den Merkmalen seines Begriffes genauer zu bestimmen, zu der Erkenntnifs, dafs Gott *nur in der Welt*, oder *durch die Welt hindurch* erkannt werden, dafs er in allen Gegenständen unseres Denkens gefunden werden könne, und es „somit darauf ankomme, das ganze System der Begriffe zu durchforschen, und in ihm seine Wahrheit in einem jeden Begriffe nach seiner Weise zu finden." — In Angemessenheit dazu führt uns der Verf. im zweiten Theile (S. 249—475) zunächst im *Allgemeinen* die *philosophischen Begriffe* vorüber, welche zur Erkenntnifs Gottes in der Welt führen. Hier ward von dem Sinnlichen und dem Uebersinnlichen gehandelt, so wie vom Verstande, welcher das Letztere auffasse, von dem Wahren des Körpers und des Geistes und der Wechselwirkung zwischen beiden, von dem Wesen und Leben der Dinge, von Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Besonderem und Allgemeinem, von dem Verhältnifs zwischen Natur und Vernunft in der Welt und Gott. Im dritten Theile endlich, welcher die Ueberschrift trägt „von der Erkenntnifs Gottes in der Erfahrung" (S. 479—604) stellt der Vf., nach einigen einleitenden Betrachtungen über unseren Standpunkt in der Erfahrung und über die Erkenntnifs Gottes in der äufseren Natur, vorzüglich die Erkenntnifs Gottes in der *Menschenwelt*: in dem Leben der Einzelnen zuerst, und dann in dem Leben der ganzen Menschheit, dar.

Beginnen wir die genauere Charakteristik mit der *metaphysischen Grundansicht* des Vf's.: so zeigt sich dieselbe, als ein klar-verständiger, gemäfsigter, mit den Ueberzeugungen der allgemeinen Menschenvernunft im Allgemeinen einstimmiger Idealismus, welchen Rec., obgleich Erfahrungsphilosoph, fast in allen Punkten, wenn auch nicht den *Worten*, doch der *Sache* nach, zu unterschreiben keinen Anstand nehmen würde. Alle unsere sinnlichen Auffassungen geben uns (S. 251 ff.) nur Erscheinungen, welche jedoch Bilder sind von dem Erscheinenden, mit welchen sie ja, als von ihm stammend, wohl eine Aehnlichkeit haben müssen. Sie sind Zeichen des sie hervorbringenden Grundes (S. 259). Diesen Grund nun nennt der Verf. (S. 260) „das Uebersinnliche:" nicht ganz passend, wie es Rec. (ungeachtet der S. 265 ff. und 276 ff. versuchten Rechtfertigung) scheint, welcher ihn eher das „Unsinnliche" oder (wenn man eine nähere Bezeichnung des Verhältnisses haben will) das „Hintersinnliche" genannt wissen möchte, da der allgemeine Sprachgebrauch den Ausdruck „Uebersinnliches" für die Bezeichnung Dessen, nicht was der Natur zum Grunde liegt, sondern was über alle Natur erhaben ist, des Göttlichen als solchen, festgestellt hat. Sehr richtig und beherzigenswerth ist, was der Verf. S. 279 bemerkt, dafs das Sinnliche seiner wahren Bedeutung nach nur in den empfindenden Wesen, kein Ding an und für sich sinnlich sey. *Körper* und *Geister* unterscheiden sich (S. 298) dadurch, dafs jene nur äufserlich (in Raumverhältnissen), diese nur innerlich (in Zeitverhältnissen) wahrgenommen werden; das durch jene Wörter Bezeichnete drückt also keine Verschiedenheit der *Gegenstände*, sondern nur ihrer *Erscheinungsweise* für eine wahrnehmende Persönlichkeit aus (S. 300); als *Gegenstände* können sie dessenungeachtet gleichartig seyn, und somit hat die Erklärung ihrer Wechselwirkung nicht die mindeste Schwierigkeit. — Das dem Sinnlichen zum Grunde Liegende nun bezeichnet der Verf. ganz allgemein als „*Vernunft*." - Hiemit kann Rec. (Dem gemäfs, was er schon vorher über den wissenschaftlichen, oder vielmehr unwissenschaftlichen Charakter *dieses* Begriffes bemerkt hat) nicht einstimmig seyn. Aber der Verf. beschränkt dies selbst (S. 200 und a. a. O.) darauf, dafs uns nur die Vernunft*anlage* oder das Vernunft*vermögen* angeboren sey, die *wirkliche* Vernunft aber sich erst sehr allmählich entwickeln müsse, in dem Mafse, dafs sie selbst während dieses ganzen Lebens bei keinem Menschen zur vollen Ausbildung gelange (S. 148 u. A.); und dagegen würde denn Rec. wieder nichts einzuwenden haben. Wenigstens würde es damit nur auf eine Wortverschiedenheit herauskommen. Noch wäre freilich die vom Verf. behauptete Ausdehnung dieser Begründung auf *alles* Seyn, auch das *körperliche*, übrig; aber diese möchte doch auch wohl nur nach Art der Leibnitzischen Monaden zu fassen seyn, dafs wir nämlich das innere Seyn aller Dinge lediglich nach der Analogie mit unserem eigenen Seyn oder dem Seelenseyn vorzustellen im Stande seyen. In dieser Art scheint auch der Vf. selbst jenen Satz auszulegen. Unternehmen wir (sagt er S. 488 ff.) die Erscheinungen auf das Wesen der Dinge zu deuten, so können wir nicht anders, als unser Ich zum Mittelpunkte aller dieser Deutungen machen. In ihm allein sind wir im Stande die Bedeutung der Erscheinungen zu begreifen; in der Aufsenwelt ist uns am verständlichsten, „was die nächste Verwandtschaft mit unserm eigenen Wesen zeigt," und „jedes Verständnifs wird um so schwieriger, je weiter sein Gegenstand von jenem Mittelpunkte unsres Bewufstseyns absteht." „Was ein Anderer weifs, kann ich nur dadurch wissen, dafs ich Dasselbe weifs, was er, was ein Anderer will, kann ich nur dadurch begreifen, dafs ich das Gute anerkenne und will, welches er zum Zwecke seiner Handlungen gemacht hat. Und so ist die Selbsterkenntnifs in der That der Schlüssel, durch welchen ich in die Geheimnisse des fremden Bewufstseyns eindringe, und das Verständnifs der Geschichte mir öffne." — Das Unorganische nun steht uns von Allem am fernsten, und weit entfernt also, dafs (wie man so oft behauptet hat) die darauf sich beziehenden Wissen-

senschaften die vollkommensten von allen seyn sollten, gehören sie vielmehr einer der niedrigsten Stufen der wissenschaftlichen Forschung an, indem sie weder den Ausgangspunkt, noch das letzte Ziel unserer Erkenntniſs hinlänglich ins Auge fassen. Jenen nicht, inwiefern ja doch alle Wahrnehmung oder Beobachtung der Natur nur eine Entwickelung unseres eigenen Lebens enthält; diesen nicht: „denn auch die Erkenntniſs der Natur muſs darauf ausgehn, die Thätigkeiten aufzufassen, welche den Dingen wahrhaft zugeeignet werden können." — Alles dies ist vom Vf. so treffend und so lichtvoll begründet, daſs seine Darstellung kaum etwas zu wünschen übrig lassen möchte.

Weit weniger aber, als durch diese Auseinandersetzung der *allgemeinen* metaphysischen Grundverhältnisse, ist Rec. durch die Ausführung des *eigentlichen Themas* der vorliegenden Schrift, durch Das, was sie über die *Erkenntniſs Gottes* und das *Verhältniſs desselben zur Welt* sagt, befriedigt worden. Der Grund hievon möchte zwar zunächst in der *Sache selber* zu suchen seyn: daſs nämlich eine *wissenschaftliche* Erkenntniſs Gottes und seines Verhältnisses zur Welt für uns Menschen *durchaus unmöglich* ist. Aber Dies sollten wir dann eben ganz offen gestehn, nicht durch hochgespannte Begriffe und Phrasen zu bemänteln suchen. Hievon hat sich, nach des Rec'n. Meinung, auch der Vf., ungeachtet seiner sonstigen Unbefangenheit, Besonnenheit und Klarheit, nicht ganz freigehalten; und Rec. glaubt sich hierüber um so mehr ganz offen äuſsern zu müssen, als dies gerade den Hauptpunkt trifft, auf welchen es überhaupt für die weitere Ausbildung der Philosophie in unserer Zeit ankommen möchte: ob sie sich nämlich in alle Zukunft hin immer nur mit Demjenigen, was über die Schranken der menschlichen Erkenntniſs hinausliegt, und eben deshalb nur scheinbar und durch unfruchtbare Hirngespinnste bestimmt werden kann, oder mit dem ihr Erreichbaren und für das menschliche Leben Fruchtbringenden beschäftigen soll.

Der Verf. wendet (S. 219 ff.) eine sehr scharfe und gründliche Dialektik gegen alle bisherigen Bestimmungen über das Wesen Gottes: sowohl die anthropomorphistischen, als die von den verschiedenen Zweigen der absoluten Philosophie aufgestellten. Was wird er uns nun an deren Stelle geben? — Gott (heiſst es S. 157, 169 u. a.) ist die *Wahrheit*, „alle Wahrheit, des Allgemeinen wie des Besonderen." Rec. läſst den Beweis dafür, und für das Seyn Gottes, welchen der Vf. selbst nicht streng als Beweis gefaſst wissen will (S. 143 f.), lieber zur Seite liegen. Aber was haben wir nun in dem aufgestellten Satze als wissenschaftliche Erkenntniſs Gottes gewonnen? — Wir haben zuerst unstreitig wieder nur einen *anthropomorphistischen* Ausdruck. Denn was auch der Verf. darüber sagen mag, indem er in der früher bezeichneten Weise die Herrlichkeit der „Vernunft" preis't: wir wissen einmal durchaus von keiner andern Wahrheit, als von derjenigen, welche wir *in uns selber* finden. Nicht nur das aber, sondern von allen anthropomorphistischen Ausdrücken, welche wir wählen könnten, möchte wohl dieser gerade einer der unpassendsten seyn. Denn der Ausdruck „Wahrheit" bezeichnet ja doch ein bloſses *abstraktes Verhältniſs*: zwischen dem Prädikate und Subjecte im Urtheile (die logische Wahrheit), oder zwischen der Vorstellung und ihrem Gegenstande (die metaphysische Wahrheit). Wir haben also darin nicht einmal ein *substantielles* Seyn irgend einer Art; und so ist denn diese Bezeichnung viel unangemessener, als wenn wir Gott den Allwissenden, den Allweisen u. s. w. nennen. Dazu kommt, daſs wir, wenn wir streng bei dieser Begriffsbestimmung bleiben, einen bloſsen *logischen* Gott erhalten: ein Punkt, in welchem des Verf's. System, und nicht zu seinem Vortheile, mit dem Hegelschen übereinkommt. Der Vf. bleibt freilich hiebei eben so wenig stehn, als das Hegelsche System, sondern er stellt jener Bestimmung sogleich eine Zweite an die Seite: daſs nämlich Gott als das *absolut vollkommne* Seyn zu denken sey (S. 157, 159 u. a.). Hierin aber haben wir denn wieder die alte Vermischung des *Theoretischen* und des *Praktischen*, über welche man doch, nach so vielen schätzbaren und zum Theil gelungenen Bemühungen um ihre Unterscheidung, endlich hinaus seyn sollte. Der Verf. freilich will auch von der andern Seite den Begriff des Sittlichen (S. 513) auf „alle Fertigkeiten für das praktische Leben, für Kunst und Wissenschaft, für jede Art weltlicher und religiöser Geselligkeit" ausgedehnt wissen! — Bei dieser Gleichsetzung von „*Wahrheit*" und „*Vollkommenheit*" sind drei wesentlich von einander verschiedene Verhältnisse zusammengeworfen, welche doch der Vf. selbst an andern Orten sehr wohl zu unterscheiden weiſs, nämlich: 1) die Einmischung des *Subjektiven* (der Erkenntniſsformen) bei der Erkenntniſsauffassung, 2) die Verbindung *mehrerer* Objektiven in den aufgefaſsten Entwickelungen (so daſs wir also keines derselben *rein* auffassen), 3) die *Vollkommenheiten* oder *Unvollkommenheiten* jedes dieser Objektiven für sich und ihrer Zusammenbildungen. Diese drei Verhältnisse können *jedes in jeder Art* mit den anderen zusammen seyn. Das *Unvollkommenste* kann mit eben der *Wahrheit* erkannt werden, wie das Vollkommenste; und es ist eine durchaus unbegründete Voraussetzung (wie sie jenem Zusammenwerfen zum Grunde liegt), daſs die Dinge in ihrem *reinen* (von aller *Zusammenbildung* freien) Seyn *vollkommener* seyen, als in der Zusammenbildung mit anderen. Vielmehr zeigt uns die Erfahrung auf das Vielfachste das Gegentheil. Auch durch diese Wendung der Begriffsbestimmung also möchten wir um nichts gebessert seyn, sondern das einzig festzuhaltende Ergebniſs immer bleiben, daſs *Gottes inneres Wesen für unser Wissen unergründlich* sey.

Eben so wenig aber hat Rec. den sehr ausführlichen Erläuterungen, welche der Verf. über das *Verhältniſs Gottes zur Welt* giebt, irgend eine positive Erkenntniſs abgewinnen können. Der Verf. geht hier

(S

(S. 194 ff.) davon aus, dafs Gott der Schöpfer der *Vernunft* sey. Das Wesen der Vernunft aber erfodere es, dafs sie *nicht blofs gesetzt* sey als Produkt eines Anderen, sondern auch *sich selbst setze* durch eine ihr eigene Thätigkeit. „Wollten wir behaupten, Alles sey damit vollendet, dafs Gott die Welt vollkommen gesetzt habe, und dazu brauche nun nichts weiter hinzuzutreten, so würden wir damit nichts Anderes gesetzt haben, als die Welt müsse als ein *unvernünftiges* Produkt gedacht werden" (S. 199). Die Allmacht sey nicht eine widersinnige Macht. „Indem sie die Vernunft schuf, konnte sie nicht zugleich die Vernunft aufheben, welches sie gethan haben würde, wenn sie die Vernunft als eine gegebene, und nicht in eigener Thätigkeit empfangene gesetzt hätte." Gott habe also in seine Schöpfung nur ein Vermögen gelegt, etwas an sich zu seyn oder zu werden, „noch ohne alle Wirklichkeit, und daher *ohne alle Vollkommenheit*" (S.204), so dafs sie „ohne Frage *gleich dem Nichts* sey, alle ihre Wirklichkeit erst durch die Entwickelung ihrer eigenen Thätigkeit gewinnen solle, durch diese übergehn aus ihrem Vermögen in ihre Wirklichkeit." Darin bestehe die allen weltlichen Dingen wesentliche *Freiheit*. — Schon hierin kann sich Rec. in keiner Art finden. Der Vf. stellt (wenn wir bei diesem Theile seiner Theorie stehn bleiben) die Sache so auf die Spitze, dafs man, im unmittelbaren Anschliefsen an die gebrauchten Ausdrücke sagen könnte, nach ihm habe Gott die Welt nicht *aus* Nichts, sondern *als* Nichts geschaffen (sie soll ja *gleich dem Nichts* seyn), nicht vollkommen, sondern absolut unvollkommen. Aber wie gewöhnlich, wo etwas auf die Spitze gestellt wird, fällt es nach der andern Seite hinunter. Jene (nach Dem, was wir bis jetzt von des Vf's. Lehre angeführt haben) *absolute Freiheit* aller weltlichen Dinge soll nun gleichwohl ihre *absolute Abhängigkeit von Gott* nicht aufheben. „Sie entwickeln zwar ihre Wirklichkeit aus ihrem Vermögen, und das ist *ihre eigene freie That*; aber indem sie alle ihre Wirklichkeit und alle ihre Thaten aus ihrem Vermögen schöpfen, *gehn sie darin durchaus auf das Setzen Gottes zurück* als auf die *alleinige* Quelle ihres Seyns. Sie können nichts Anderes wollen, als was Gott ihnen bestimmt hat, weil sie nichts Anderes wollen können, als ihre Vollkommenheit, darin Gott gegründet ist" (S. 203). — Sollte man nicht meinen, der Vf. betrachte eben so, wie die von ihm getadelte Hegelsche Philosophie, den Widerspruch als das Kriterium des Wahren? Die Dinge sollen *absolut frei* und doch auch wieder *absolut abhängig* seyn, in *Allem durch Gott* bestimmt seyn, und sich in *Allem rein aus sich selbst* bestimmen! Dem Rec'n. wenigstens hat es in keiner Art gelingen wollen, auch nur eine Ahnung zu gewinnen, wie sich diese Behauptungen des Vf's. mit einander vereinigen lassen.

Wenig anders ist es Rec'n. mit Demjenigen ergangen, was der Verf. an verschiedenen Orten über *das Verhältnifs der Dinge zu einander* sagt. Auch hier will der Vf. die bezeichnete *Freiheit*, das „*Sich-selbst-setzen*" geltend machen. Es kann schlechterdings nichts (sagt er S. 327) in dem Leben der Dinge seyn, was nicht aus ihrem Wesen hervorginge, da sie nichts in ihren Thätigkeiten entwickeln können, was nicht in ihrem Wesen, wo es in ihnen als Vermögen gegeben ist, ursprünglich gelegen hätte. Kein äufserer Einflufs vermag eine Entwickelung der Vernunft hervorzubringen. „Keinen auch nicht den geringsten Gedanken kann uns irgend eine Macht eingeben oder abdringen; wo wir uns auf einem solchen ertappen, da haben wir ihn uns zuzuschreiben." Auf der anderen Seite aber sollen alle Entwickelungen nur auf Veranlassung der Einwirkungen anderer Dinge entstehn (vgl. z. B. S. 445), also das *Freie* nur durch *fremden Einflufs* entwickelt werden; ein Verhältnifs, welches an *Herbart's* Selbsterhaltungen erinnert. Man merke wohl, es ist nicht etwa blofs davon die Rede, dafs die Dinge bei ihren Entwickelungen *zugleich* aktiv seyn, und in dieselben ihre Eigenthümlichkeiten hineinlegen sollen (dies würde dem Verf. von jedem Verständigen zugegeben werden, und sehr wohl mit fremder Einwirkung vereinbar seyn), sondern die *ganze* Entwickelung soll aus den Dingen selber stammen. Auf der andern Seite aber wird dann wieder von dieser Entwickelung so viel auf fremde Rechnung geschoben, dafs man kaum einsieht, was noch für die Freiheit der Dinge übrig bleibt, z. B. wenn der Vf. S. 514 sagt: „Prüfe nur ein jeder sich selbst, wie viel er seinen Umgebungen verdanke von seiner Geburt an bis zu dem heutigen Tage, was seine Erzieher an ihm gebildet, was die Einflüsse der Geschichte in volksthümlicher Denkart, in religiöser Gesinnung, in der ganzen Bildung, welche er überkommen hat, über ihn vermocht haben, wie auch die Erscheinungen der Natur vom Gröfsten an bis in die kleinsten Triebfedern seines pulsirenden Lebens hinein, einwirkend auf Stimmung und Temperament, so wie auf die Erregungen seines Denkens und seines Gefühls, nicht den kleinsten Theil an seiner gegenwärtigen Entwickelung sich zueignen können: so wird über die Gröfse dieser Abrechnung, welche er mit der Aufsenwelt zu halten hat, sein Muth sich gebrochen fühlen, sie zu einem vollständigen oder auch nur leidlichen Abschlufs zu führen." Was also bleibt wohl da noch für jenes *vollständige* „Sich-selbst-setzen" übrig? Die bezeichneten Einflüsse liegen klar vor; aber dieses „Sich-selbst-setzen," inwiefern es mehr seyn soll, als ein *aktives Hineingehen der ursprünglichen Eigenthümlichkeit* in jede auf ihrer Grundlage erfolgende Entwickelung, zeigt sich durch des Verf's. ganze Theorie, als eine *qualitas occulta*, ohne Begründung, und ohne dafs sie etwas begründete oder dafs etwas aus ihr erklärt würde. Sie dient lediglich dazu, die richtige Auffassung des Kausalverhältnisses zu verdunkeln und zu verwirren.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Ueber die Erkenntnifs Gottes in der Welt* — — von Dr. *Heinrich Ritter* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 193.)

Indem wir jedoch die auf das Vorige sich beziehende Theorie, so wie mehreres Andere, als in weniger genauer Verbindung mit dem Hauptthema des Buches stehend, zur Seite liegen lassen, gehn wir zu Demjenigen über, worin für dieses Thema gleichsam alles Uebrige als in seinem Mittelpunkte, zusammentrifft, und was demnach auch gewissermafsen als Probe für alles Uebrige betrachtet werden kann: zu der *Erklärung des Bösen*. Wo findet sich für dieses in dem System des Vfs. Raum? Gott ist das Absolut-Vollkommne, und hat diese seine Vollkommenheit in die Schöpfung hineingelegt. Alle Dinge sind, ungeachtet ihrer Freiheit, durchaus von ihm abhängig: „nichts kann (S. 332) von ihnen zur Wirklichkeit gebracht werden, was nicht in ihrem Vermögen läge, was nicht von Gott ihnen verliehen, das Setzen Gottes in ihnen offenbarte." Wie also können sie gleichwohl das Böse zur Wirklichkeit bringen? Sie selbst sind in ihrem Wesen, und also auch in ihrer Freiheit, durchaus vollkommen oder gut; alle anderen Dinge sind es ebenfalls; und auch abgesehn davon also, dafs kein Ding etwas soll in das andere hineingeben können, kann auch durch alle fremden Einwirkungen nichts Böses entstehn. Auch für das System des Vfs. also, wie für *alle* Systeme des Absoluten, bleibt nichts Anderes übrig, als *das Böse als solches gänzlich zu leugnen*. Das Böse (heifst es S. 532 ff.) ist „ein Zwiespalt unseres Thuns mit dem Gesetze, welches wir für unser Thun als gültig anerkennen müssen." Dieses aber bestimmt sich im Verhältnifs zu unserer *jetzigen Bildungsstufe*, zu unserem *gegenwärtigen Bewufstseyn*; und so folgt denn aus jenem Zwiespalt keineswegs, dafs das Böse „in Widerspruch sey mit dem *vollständigen* Begriffe unseres Wesens." Nur mit der *wirklichen* Offenbarung Gottes in unserer Vernunft (mit dem in uns offenbaren Gesetz Gottes in unserer schon wirklichen Vernunft) ist das Böse in Widerspruch, aber nicht mit dem *absoluten* Willen Gottes. Was in unserem *bisherigen* Leben hervorgetreten ist, bezeichnet nicht das *Ganze* unseres Vermögens, sondern nur *einen Theil* desselben, welcher schon zur Wirklichkeit gekommen ist; der andere aber, welcher, noch völlig in uns ruhend, an der Zerrüttung keinen Theil hat, ist unangegriffen von dem Bösen, *völlig gesund und frei von aller Störung*, und Gott hat jedem Wesen die Fülle des Vermögens hinreichend zur Vollziehung seines Werkes gegeben. Wir haben (S. 541) nur einen Widerspruch für die unvollkommene zeitliche Entwickelung, welcher zu überwinden ist durch eine neue Thätigkeit der Vernunft. — Auch hier also ergiebt sich das von allen Philosophien des Absoluten Unabtrennliche. Wie des Vfs. *theoretische Ueberspannung* darin geendet hat, dafs wir, um eine die Grenzen der menschlichen Erkenntnifs überfliegende Wissenschaft zu gewinnen, in Widersprüche verwickelt wurden, so endet die *praktische Ueberspannung* darin, dafs derjenige Gegensatz, welcher für das praktische Bewufstseyn des Menschen ohne allen Vergleich die höchste Bedeutung hat, so gut wie ganz verloren geht! Das Böse wird zu einem blofsen Mangel, einem blofsen Noch-nicht-seyn, oder vielmehr zu einem blofsen Irrthume: nicht einmal in der Bedeutung, wie man es wohl sonst gefafst hat, dafs es in einem Irrthume wurzelte, sondern es ist ein blofser Irrthum, eine blofse beschränkte Ansicht, die uns überhaupt etwas als böse beurtheilen läfst. — Selbst aber in dieser Fassung möchte sich das Böse kaum mit des Vfs. Grundprincipien vereinigen lassen. Ist Alles in der Welt ein Abdruck des Absolut-Vollkommenen: wie kann in ihrer Entwickelung auch nur eine *solche* Unvollkommenheit eintreten, dafs die *Erscheinung*, oder selbst der *Schein* des Bösen entsteht? — Rec. hat aufmerksam Alles verglichen, was der Vf. hierüber sagt, ohne dafs er den erforderlichen Aufschlufs erhalten hätte. Das Böse wird (S. 527) darauf zurückgeführt, dafs „der Mensch seine Fähigkeit nicht zusammennehme, und daher dem Gebote nicht genüge;" so mache er statt des Fortschrittes einen Rückschritt, indem er, was er auch sonst entwickelt und vollbracht haben möge, sich selbst herabsetze und mit sich selbst zerfallen sey." Aber seine Fähigkeit stammt doch von Gott, und, wenn Alles von Gott stammt, auch das Zusammennehmen oder Nicht-Zusammennehmen derselben. Und wenn das Böse (S. 529) als „ein gewaltsamer Zustand der Selbstentfremdung" bezeichnet wird, hervorgegangen aus „dem Mangel an Kraft, in welchem die Vernunft des Bösen sich befindet:" wie kommt das durchaus vollkommen Geschaffene zu einer Selbstentfremdung, welches es dieser Vollkommenheit verlustig macht? und wie kann es dieser sogar durch eine Selbstentfremdung verlustig gehn, da ja *alles Uebrige*, und also *alles Fremde*, dessen es sich theilhaftig machen könnte, ebenfalls vollkommen ist? oder wie kann die mit

mit *vollkommener* Kraft begabte Vernunft der Kraft ermangeln? —

Der Verf. und die Leser werden nun vielleicht fragen, ob denn der Rec. eine bessere Art wisse, das Böse mit der Allmacht Gottes, die das Absolut-Gute ist, zu vereinigen. Darauf muſs Rec. denn freilich verneinend antworten; aber er *behauptet auch nicht*, *darüber* etwas zu wissen, sondern bekennt ganz offen und ohne Rückhalt seine Unwissenheit. Man merke jedoch wohl: keineswegs seine Unwissenheit über die *Natur des Bösen*, die er vielmehr mit der gröſsten Bestimmtheit und Klarheit darzulegen, und für welche er alle sie bedingenden Kausalverhältnisse nachzuweisen im Stande zu seyn glaubt, sondern nur über das Verhältniſs desselben zu Gott. Worin sich seine Philosophie von der des Vfs., und von der fast aller Anderen, die jetzt in Deutschland philosophiren, unterscheidet, besteht ganz einfach darin, daſs er überall den Anfang macht mit dem *Bekannten*, oder dem in der *Erfahrung* Vorliegenden vermöge dessen klar und genau Zu-Bestimmenden, und dann von diesem aus so weit vorwärts geht, als es (man merke wohl) mit Anwendung *aller* von Gott in den Menschen gelegten *Verstandes*- und *Vernunft-Kräfte* irgend möglich ist, darüber hinaus aber (wie gesagt) seine Unwissenheit offen bekennt, und durch Glauben und Ahnung, so gut es gehn will, zu ergänzen sucht; während die meisten Uebrigen von dem *Unbekannten* anfangen, und indem sie dieses in irgend einer Art (die aber in jedem Falle auf *bloſse Machtsprüche* hinaus kommt) als *bekannt* setzen, bei dem Argumentiren von ihm aus mehr oder weniger *mit der Wirklichkeit in Widerstreit gerathen*: sey es nun mit dem von dieser allgemein Bekannten, oder (da sie sich meistentheils davor in Acht nehmen) doch mit dem von ihr weniger Bekannten. So auch mit dem Verf. Er geht aus vom absoluten Wissen, von welchem er doch selbst (S. 89. 90. 93. 94 u. a. a. O.) gesteht, daſs es *nicht* von uns erreicht werden könne. Gleichwohl behandelt er es durchaus als *erreichbar*. Er betrachtet die „*idealen*" Foderungen der Vernunft (S.249), als lieſse sich ihnen *wirklich* genügen; will sich „um die Beschränkungen und Hemmungen, die in der gegenwärtigen Stufe unseres Lebens liegen, nicht kümmern," obgleich er doch von dieser Stufe nicht hinwegkommen kann! Was wird die Folge davon seyn? — Aus den im Gegensatz mit dem Wirklichen angenommenen Principien werden Folgerungen hervorgehn, die damit im Gegensatz stehn; und so wird sich das in dieser Art abgeleitete Wissen, bei genauerer Betrachtung, groſsentheils in Nichts auflösen. So verhält es sich nun freilich mit dem hier Vorgetragenen keineswegs durchaus: dazu ist der Verf. viel zu besonnen und klar, und im (wenn auch nur verstohlenen) Hinblick auf die vorliegenden Erfahrungen hat er, wie wir schon bemerkt haben, viel Treffliches beigebracht. Aber *nur so weit* eben kann überhaupt Treffliches beigebracht werden, als man sich an die Erfahrung hält; und so schlieſst denn Rec. diese Anzeige mit dem Wunsche, daſs der Vf., vor dessen Scharfsinn Rec. die innigste Hochachtung hegt, und alle ihm ähnlich ausgestatteten philosophischen Denker recht bald mit *ungetheilter* Anstrengung auf dem Wege fortstreben möchten, welcher uns allein zu der Wahrheit, die für uns Menschen erreichbar ist, hinführen kann!

Fr. Ed. Beneke.

GYMNASIAL-UNTERRICHT.

MAGDEBURG, Verlag v. Fabricius (Rubach'sche Buchh.): *Ideen zu einer Methodik des Gymnasial-Unterrichts*, aus Vernunft und Erfahrung. Eine Monographie von *C. A. Händler*. 1836. X und 118 S. kl. 8. (15 gGr.)

Auch zu dieser Schrift hat die von Hrn. Lorinser ausgegangene Rüge des Nachtheiles, welchen unser gegenwärtiger Gymnasial-Unterricht der *leiblichen* und geistigen Gesundheit der studirenden *Jugend* bringe, die erste Veranlassung gegeben; allein der Verf. geht über diesen Gegenstand nur kurz, jedoch nicht beistimmend, hinweg, indem er sich vielmehr zum Zweck gesetzt hat, „die wirklichen Mängel und wesentlichen Gebrechen der Gymnasien, und die Mittel zu deren Beseitigung, nach seiner besten Erfahrung und Ueberzeugung zur Prüfung darzulegen." Zu dem Ende giebt der Vf. zuerst in einem *einleitenden Abschnitte* kurze Erörterungen über die Natur, den Zweck und die Ausbildung des Menschen, über die Bildungsanstalten dafür, insbesondere über den Zweck der Gymnasien in ihrem Verhältnisse zu den andern Bildungsanstalten, und über die Gegenstände des Gymnasial-Unterrichts. Hiernächst handelt er im *zweiten Abschnitte* von der Methodik dieses Unterrichts in jedem einzelnen Fache, womit im *dritten Abschnitte* die Darstellung des Lehrplanes für ein Gymnasium von sechs Klassen, auch am Schlusse (S. 116) das Lectionsverzeichniſs dafür, genau zusammenhängt. Der *vierte Abschnitt* handelt von der Prüfung der eintretenden und der abgehenden Schüler, von ihrem Privatfleiſse und ihrer körperlichen Pflege; *der fünfte* von der Prüfung, Vorbereitung und Ausbildung der Lehrer, und von dem rechten Orte, wo die Gymnasien sich befinden sollten.

Der Hauptgrundsatz des Vfs. ist der bekannte und richtige, daſs aller Unterricht mehr auf intensive als auf extensive Geistesbildung hinwirken, nicht Dressur und Gedächtniſskram, sondern wahre geistige Gymnastik seyn muſs. Hiernach spricht der Vf. über die, überall bei uns in den Kreis des Gymnasial-Unterrichts gezogenen Gegenstände mit warmem Eifer für die Sache, auch mit Sachkenntniſs, aber im Ganzen zu oberflächlich. Bei dem, was er z. B. über die Vorkenntnisse der eintretenden Schüler, über den mathematischen Unterricht, über die Vereinfachung des grammatikalischen, über die Fundamentalphilosophie auf Gymnasien, über Abiturientenprüfungen u. s. m. sagt, bleiben gar manche Fragen unbeantwortet, weil unberührt. Laut des *Schluſswortes* S. 117, ist der Vf. geneigt, einzelne Capitel, na-

namentlich die Erklärungsmethode der Classiker, in einem besondern Werke weiter auszuarbeiten; aber das wirklich Nöthige konnte hier beigebracht werden, beinahe in demselben Raume, den die Schrift einnimmt. Auch bestehen die Gebrechen, welche sich an den Gymnasien auffinden lassen, keinesweges blos in fehlerhafter Methode des Unterrichts, sondern auch, und theilweise noch mehr, in der Wahl der Gegenstände desselben, in dem Grade der Verbindung der Realien mit dem, was zu der sogenannten formellen Bildung erforderlich ist, und in dem Lehrziele für beides in den einzelnen Classen. Hiernach würde sich z. B. gegen das, was der Verf. von Anthropologie, Logik, Psychologie und sogar Aesthetik, als besondere Lehrgegenstände betrachtet, in den Lehrplan des Gymnasiums hineinziehen will, manche Ausstellung nach seinen eignen Grundsätzen machen lassen. Indessen bei allem dem werden doch Gymnasiallehrer, wenn sie die vorliegende Schrift prüfen, durch sie auf manchen fruchtbaren Gedanken hingeleitet werden, und die unbeantwortet bleibenden Fragen bei sich selbst leicht weiter erörtern können. Zu den minder bedeutenden der Art gehört, warum (nach S. 54) nicht mit rother Tinte corrigirt werden solle? Der Verf. meint, bei richtiger Anleitung zu schriftlichen Arbeiten werde der Schüler so viele Fehler, wie jetzt oft, gar nicht machen *können*. Jeder Lehrer weifs, woran dieses „Nicht mehr können" scheitert. Aber wie es anzufangen sey, dafs die Schüler einer Classe so gleichmäfsig, lückenlos, erfolgreich fortschreiten, dafs die Fehler, welche nach der vom Verf. angegebenen Methode vermieden werden können, wirklich vermieden werden, hierüber fehlt die dem Erzieher noch wünschenswerthe Auskunft.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, in d. Hinrichs. Buchh.: *Ueber moderne Literatur.* In Briefen an eine Dame, von *Gotthart Oswald Marbach. Erste* Sendung. Einleitung. Menzel. 1836. 8vo. VI u. 132 S. *Zweite* Sendung: Börne, Heine. 1836. 8vo. II u. 162 S. (1 Rthl. 10 gGr.)

Hr. Marbach, der sich in dem Zueignungsgedicht: *An Sie*, als einen jungen regen Geist bezeichnet, will diese Blätter angesehen wissen, als: „Worte, hineingerufen in einen heifsen Streit, welcher die Lebendigkeit geistiger Interessen bekundet." Er erklärt, dafs er nicht vermitteln, nein, die Flamme schüren wolle, damit sich das edle Metall von den Schlacken sondere. — „Ich verrichte ein heiliges Amt," sagt er, indem ich die Flamme nähre, welche die Geister reinigt; die glühende Asche aufrege, aus welcher der Phönix *einer grofsen Zukunft* (!!!) sich erheben wird. Es sollen nicht die einzelnen Werke moderner Schriftsteller kritisch besprochen werden, sondern die Tendenzen derselben sollen als *unmittelbare Ausdrücke des Weltwillens* (!) gewürdigt, als Einseitigkeiten in ihrer Durchführung verworfen werden. Eine umfassende Weltanschauung liegt diesen Briefen zum Grunde, und wird sich durch sie hin ausbreiten." — Man sieht, Hr. Marbach betrachtet dies Schriftchen als eine grofse That, wie — Don Quichote seine Abenteuer: er ficht mit allen Waffen der Dialektik gegen Ephemeren, die er für Offenbarungen des Weltwillens ansieht, und führt zwei arme Sünder vor sein Gericht, die schon längst gerichtet sind, *Börne* und *Heine*, und die beide wahrhaftig unter den Deutschen (bis auf einige Cotterien), bereits todt sind, wenn Heine auch noch am Pariser-Salons-Leben ist. — Als Vorläufer mufs ihnen *Menzel* dienen, der einzige, der in Deutschland von den revolutionären Schriftstellern der modernen Literatur, (die Hr. Marbach in dieser sehr engen Bedeutung aufgefafst hat), eine ehrenhafte Stellung behauptet. — Hr. Marbach führt diese drei (nach S. 44) nicht etwa vor als die Heroen der Literatur. „Die Schöpfer der Poesie stellen ihre Welten hin, unbekümmert darum, ob die Einzelnen sie begreifen und anerkennen. Ihnen aber folgt ein grofser Haufen eifriger Cicerones, welche die Werke der Meister beschreiben und erklären. Sie haben das grofse Verdienst, die Menschen zum Bewufstseyn über den Fortschritt zu bringen, den sie in ihren gröfsten Genien gemacht hat. Da sie darauf ausgehen, diese Fortschritte nach jeder Richtung zu detailliren" — (das kann denn doch nur allenfalls von dem einzigen *Menzel* gelten — Ref.) — „so werde ich Gelegenheit haben, indem ich von ihnen rede, zugleich von Allem zu sprechen, was sie in Wissenschaft und Kunst, Politik und Religion der Gegenwart begriffen oder nicht begriffen haben, und somit auf dem ganzen, weiten Gebiete der Literatur mich bewegen." — Darum war es denn auch wohl dem jugendlichen Verf. vorzüglich zu thun: von Allem und noch Etwas zu sprechen, über Alles abzuurtheilen, das ist so die Art der modernen Cicerones, denen Hr. Marbach sich zugesellt; denn wenn er zu beweisen sucht, dafs *Menzel* (gegen den er sich übrigens einen Ton erlaubt, den wir nicht billigen können, und den dieser nicht verdient) eitel und in seiner Kritik oft mehr witzig als gründlich und auch wohl leichtsinnig ist, und in seinem „Geist der Geschichte" wenig Geist gezeigt hat, soviel er auch sonst dessen besitzen mag; sowie eine seltsame Idiosynkrasie aus seiner Beurtheilung Göthe's hervorgeht, die aber doch einen ehrenwerthen Grund zu haben scheint; dafs *Börne* „ein unsauberer, ungeschlachter Schlingel" (*sic!* S. 134), ein Fanatiker der Willkür war, die er *Freiheit* nannte; dafs *Heine* ein irreligiöser, eitler, charakterloser, frivoler Gesell ist, der als lyrischer Dichter bei einer edleren Tendenz hätte bedeutend werden können; — was ist denn das Neues und Wichtiges? — Wenn er uns aber bereden will: *Theodor Mundt* sey der Vertheidiger der Göttlichkeit des Christenthums; der zweite Theil des Göthe'schen „Faust" sey eine tiefgedachte Metaphysik und der ganze Faust nichts anders als ein Triumph der Idee des Christenthums und ihre vollendeteste Ausbildung — (wohin auch wohl das

das Einschmuggeln Faust's in den Himmel unter der Schürze der Maria gehört); wenn er uns die Poesie unsers grofsen Dichters zu charakterisiren meint als das Lächeln eines Dichters (S. 114), *der alles Weh der Gegenwart auf sich genommen und bis zum Tode damit gerungen hat*, und einzig eine solche lächelnde Poesie gestatten will; wenn er den Hegelschen Begriffs-Gott, diesen *Nichts*, mit der Spinozistischen Weltansicht: „die Natur ist Geist, und Geist ist die Natur" zusammenschweifst, um die Persönlichkeit der Gottheit uns zu beweisen; wenn er meint, der Deutsche müsse *Napoleon* lieben, — weil er seinen trotzigen Fuss auf Deutschlands Nacken gesetzt und es dadurch aufgerüttelt hat — und ähnliche Paradoxen, so muss er uns verzeihen, dafs wir laut auflachen. — Und nun die Weltanschauung, die Hr. Marbach zum Besten giebt? — Wir müssen gestehen, sie ist sehr jugendlich, und unsre Leser werden wohl schon von selbst erwarten, dafs sie darin manches Wahre, aber durchaus nicht Neues, neben vielem Unreifen und Schiefen zu finden haben. Auf nähere Beweise davon — (wie z. B. die Ausführung S. 173, aus welcher folgt, dafs wenn man es nur dahin bringe, dafs das Gewissen schweige — und dahin kann es der Mensch wohl bringen — so sey Alles Recht, und ähnliches) können wir uns nicht einlassen, um nicht dem Bedeutenderen den Raum zu beschränken. — Fast über-komisch dünkt es uns aber, dafs der Verf. alles dieses in einer oft subtilen Dialektik, und auch wohl in der Sprache der abstrusen Schule, an eine *Dame* richtet.

ETHIK.

Augsburg, Magaz. für kathol. Theologie: *Compendium der christlichen Moral, nach der Grundlage der Ethik* von *M. v. Schenkl*, von Dr. *G. Riegler*. 1836. 790 S. 8. (2 Rthl. 20 Gr.)

Was der Vf. ein Jahr zuvor in 4 Theilen in der dritten Auflage herausgegeben, bringt er vorliegend in Einen Band, und dieser wird gewifs nicht weniger brauchbar seyn, als das gröfsere Werk, denn er verbreitet sich vollständig über seinen Gegenstand. Im ersten Theile wird von der allgemeinen christlichen Moral gehandelt, von der sittlichen Natur des Menschen, der Moralität seiner Handlungen, von Pflichten, Tugenden, Sünden und Lastern überhaupt. Im zweiten Theile folgt die allgemeine Pflichtenlehre über Pflichten gegen Gott, sich selbst und andre Christen; im dritten Theile kommt die Lehre besondrer Pflichten, nach Standes- und sonstigen Verhältnissen; der vierte Theil enthält die christliche Ascetik, handelt von Hindernissen und Hülfsmitteln der Moralität und Tugend, welche zum Schlufs von einigen Aphorismen der Ascetik, Moral und Klugheit begleitet werden. So kann also niemand für sein Bedürfnifs etwas zu vermissen veranlafst seyn, und das Ganze zeigt eine gehaltene Mäfsigung, zweckmäfsige Deutung und Benutzung der in katholischer Kirche festgestellten Lehren. Warnt doch der Verf. selbst vor 12 Fehlern im christlichen Moralstudium, vor den Fehlern der Mystiker, Scholastiker, Casuisten, Rigoristen, Laxisten u. s. w. (S. 30.)

Als obersten Grundsatz finden wir aufgestellt: „jedes vernünftige Wesen denke und handle seiner Natur und Würde gemäfs," welches denn mit der Ansicht der heiligen Schrift vom Menschen, als dem Ebenbilde Gottes, sehr gut zusammenstimmt. Dasselbe, sagt der Vf., haben Christus und die Apostel in verschiedenen Sprüchen populär ausgedrückt.

Wir lernen kennen sechs Sünden in den heiligen Geist, welche aus einer erhöhten Bösartigkeit der Gesinnung entspringen, vermöge welcher man sogar die Mittel zur Bekehrung verachtet, von sich weist, oder mifsbraucht. Es giebt auch besondre *Pflichten* gegen den heiligen Geist, worunter auch die: „alles als göttliche Offenbarungslehre und in dem Sinne annehmen, was und in welchem die Kirche uns als solche vorträgt."

Das Fasten ist nothwendig und pflichtmäfsig, weil es in Beschränkung der Trink- und Efslust besteht, welche die Mäfsigkeit fordert, und weil es durch ein positives Gesetz zur Pflicht gemacht ist. Doch soll und darf kein Kirchengesetz die menschlichen Stände und Verhältnisse durcheinanderwerfen, es ist ganz relativ hinsichtlich der Länder, Temperamente und Schwere der Arbeiten.

Die Sakramente sind Tugendmittel, ethische Zeichen, die sittliche Vorbereitung erfodern, Pflichten bestimmen, Stärke verleihen. Eucharistie gewährt Vereinigung mit Jesus, befreit von geringen, bewahrt vor grofsen Sünden u. s. w. Alle Ascetes empfehlen sie als das kräftigste Mittel in der Tugend zuzunehmen, und alle fromme Christen bezeugen aus ihrer Erfahrung die Kraft und Wirkungen *dieses* Gnadenmittels. Auch der Ablafs ist Tugendmittel, denn er fodert den Sünder zur Bufse auf, erweckt ihn, Genugthuungswerke zu verrichten, muntert zum andächtigen Empfange des heiligen Abendmahles auf, mindert im Büfsenden die Furcht vor göttlicher Strafe, belebt die Hoffnung zur Seligkeit, warnt, durch Wiedersündigen sich keine neue Schuld und Strafe zuzuziehen.

Aufserhalb der katholischen Kirche werden freilich diese und mehre der vorgetragenen Sätze eine andre Auffassung und Werthbestimmung erhalten; jedoch in dem Kreise jener sind sie als Bestandtheile des kirchlich-christlichen sittlichen Lebens aufzunehmen, und können mit besonnener Auslegung Elemente des christlichen Tugendbildes für den Gläubigen gewähren. *Pp.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

PÄDAGOGIK.

Breslau, b. Grafs, Barth u. Comp.: *Zwei Fragen.* Wie können die grofsen Naturanlagen im Menschen für Nützlichkeit und Glück in der Welt vor dem schädlichen Einflufs bewahrt werden, den Uebervölkerung und Demoralisation durch Mifsbrauch der Freiheit auf sie haben müssen? — und wie und in welcher Richtung müssen die Lehren unsrer Religion, für Gemeinsinn, Familienleben, Erziehung, Unterricht, Beispiel, Selbstleitung und Besserung durch die Strafen wirken, wenn sie, als die einzigen dazu brauchbaren Mittel, jenem erhabenen Zwecke für alle Menschen, damit keiner verloren gehe, entsprechen sollen? — Beantwortet von einem *Familienvater.* 1836. VIII u. 408 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der weitläufige und etwas unbehülflich gefafste Titel dieses Buches läfst einen andern Inhalt erwarten, als man findet. Der Vf., welcher sich (S. 8) einen Laien in der Schreibe- und Schriftstellerkunst nennt, erscheint in dem ganzen Buche als ein vielseitig und praktisch gebildeter, wohlgesinnter Mann, welcher die Uebel der Zeit, die gegenwärtigen und die drohenden, erkannt hat, die Selbstverschuldung derselben bald mit Wehmuth bald mit Ingrimm betrachtet, und nun, wahrheit- und menschenliebend, guten Rath zu ertheilen bestrebt ist, wie denselben, *so viel noch* möglich, vorgebeugt werden könne. Er hat sich das Wie oder Wodurch bei den auf dem Titel gestellten Fragen mit Recht also beantwortet: Dadurch, dafs wir selbst besser werden, und unsre Kinder besser erziehen. Und nun theilt er ausführlich, jedoch mit verhältnifsmäfsiger Kürze des Einzelnen, alle die Erziehungs- und Lebensregeln mit, welche Nachdenken und Erfahrung ihm als bewährt gezeigt haben, und welche auch Ref. fast durchgehends erprobt nennen möchte. So zerfällt das Buch, nach einem *Vorworte*, in *vier* Abschnitte, deren *erster* fragt: Wie mufs das, was in der Zeit vorgeht, gelesen (— warum gelesen? —) und verstanden werden? — Der *zweite*: Welches sind die Mittel, wodurch der gesellschaftliche Zustand sowohl für uns, als auch für die Nützlichkeit und das Glück unsrer Kinder verbessert werden kann? Die Antwort ist: 1) durch Erziehung, und zwar *a*) vom 15. bis 16. Jahre, *b*) vom 16. Jahre bis zum Austritt aus dem elterlichen Hause; 2) durch Familienvereine für Erziehung, Armenpflege und Beschäftigung der Arbeitsfähigen. — Der *dritte* Abschnitt giebt eine Darlegung der Mängel unsrer schon sehr verbesserten Schulanstalten, die aber nicht aufhören können, wenn die Anmafsung der Zeit und die schlechte häusliche Erziehung nicht aufhört. — Der *vierte* endlich enthält einen väterlichen Rath an alle die, welche die Welt ohne Erfahrung betreten, und sie ohne Nachtheil, aber mit Nutzen für sich durchwandern wollen.

Das Vorwort beginnt mit dem Ausspruche Friedrichs II.: „Führt eure Söhne zur Arbeitsamkeit an, und bringt ihnen Liebe zur Frugalität und Einfachheit bei. Weichliche Erziehung macht weibisch, bequem, feige und schlecht." Von der Lust zum Befolgen dieser Regel haben wir uns immer mehr entfernt. Die Erfindungen für Bequemlichkeit sind gesteigert, die Lust nach Unabhängigkeit ist erhöht, die Religion ist in den Hintergrund gestellt worden. Es giebt, bei der grofsen Regsamkeit für materielle Vortheile, nicht eine gleiche Erfindungslust zum Schutz der geistigen Güter im Menschen und zur Steigerung seiner Tugenden. Der Hang nach allerlei Gerechtsamen und Vorrechten als Mensch ist viel gröfser, als der Hang, sich jener Vorrechte auch würdig zu machen. Endlich die Disciplin in dem Volke, in der Erziehung und in den Familien ist verloren gegangen, durch welche allein es doch möglich ist, die beglückende Harmonie zwischen Familie und Volk, zwischen den Einzelnen und der Nation, und so endlich zwischen den Sitten und den Gesetzen des Vaterlands zu erzeugen und zu erhalten. Der Weg, welchen wir sonach gehen, führt, langsam zwar aber sicher, zur Anarchie (S. 26), und wird, durch allmähliche Steigerung der Leidenschaften für den Besitz unverdienter Rechte in der Masse der rohen und noch ungebändigten Naturen, (S. 3,) der Welt eine Bluthochzeit bereiten, in der sich der hochmüthige, anmafsliche und im Angriff unterwiesene Pöbel bei den Reichen zur Tafel setzen wird.

Man lese die Schilderung der Gegenwart, wie sie dem Vf. erscheint, im *ersten* Abschnitte weiter nach, und verkenne nicht, wo die Farben zu stark aufgetragen seyn möchten, das Wahre in der Sache. Unter den anempfohlenen Gegenmitteln stehen dem Vf. die schon erwähnten *Familienvereine* oben an, und der Betrachtung ihres Zwecks, der ihnen zu gebenden Einrichtung und ihres überall hin sich verbreitenden Nutzens ist ein beträchtlicher Theil des Buches (S. 157 — 234) gewidmet. Schon im *ersten* Abschnitte erklärt der Vf. sich über sie, und fordert die-

diejenigen, die seinen Vorschlag für chimärisch halten möchten, nur auf, „einen bessern Vorschlag zu machen, der die Gesetze und die Obrigkeit mehr in die zu wünschende Autorität gegen den Pöbel setzen könnte, als die bisherigen Mittel es vermocht haben, welchen eine gewisse innere Furcht schon von weitem anzusehen ist, und durch welche die Bevölkerung der Gefängnisse, der Wirthshäuser und Kneipen, die Strafsen-Skandale, die öffentlichen Unsicherheiten, mit der Zunahme der Volksmenge auf eine gewifs nicht belustigende Weise sich noch vermehren müssen." Nachdem er die Unzulänglichkeit der polizeilichen u. a. Einrichtungen in obiger Beziehung in kurzen Zügen scharf gerügt hat, führt er fort (S. 41): „kurz, wer will es heute noch wagen, die Gesellschaft von den Folgen einer Pestluft zu heilen, die dieselbe in allen Verzweigungen, durch Demoralisation der Uebervölkerung durchdrungen hat, nachdem sich eine tolerante Kirche, eine sehr verbesserte Schule, und eine überaus milde und nur der Gerechtigkeit beflissene Gesetzgebung und deren Handhabung bereits müde und lahm und doch vergebens darin versuchten? Die Familien müssen es können!... Die *Familienvereine* können, unterstützt von der Verständigkeit der Stadtverordneten, der Landstände, der Kreisstände und gewifs auch der Behörden, sich in Allem die Wahrheit gestehen, und so dem gesellschaftlichen Zustande Heil und Segen frühe und sicher bereiten. Sie mögen es versuchen, ohne auf die Abwege der Mäfsigkeits- und sonstig einseitiger Vereine zu gerathen, an die Stelle der ehemaligen Klöster und Rittergutsbesitzer zu treten, die in allen denen Dingen, welche Lebensfragen ihrer Unterthanen wurden, eine sehr entscheidende Stimme hatten u. s. w." —

Ref. hält dieses hier Mitgetheilte für geeignet, um sowohl die staatsbürgerlichen Ansichten des Vfs. überhaupt, als auch insbesondere, was derselbe von den Familienvereinen erwartet, näher zu bezeichnen. Eines weitern Auszuges ist das an speciellen Regeln und Bemerkungen sehr reiche Buch nicht wohl fähig. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnifs erleichtert dem Leser die Uebersicht. Wir wünschen, dafs insbesondre der pädagogische Theil desselben unter den Schullehrern, vorzüglich an höheren Schulen, und unter den gebildeten Eltern, viele und aufmerksame Leser finden möge.

Stralsund, b. Löffler: Dr. *Ernst Nizze*, Director des Gymnasiums zu Stralsund, *über einen neuen Entdeckungsversuch in der Pädagogik*. 1836. 3 Bogen in 4. (6 gGr.)

Diese kleine Schrift gehört in die Reihe der über die bekannte *Lorinser'sche* Anklage des höhern Schulunterrichts erschienenen Urtheile und Gutachten. Der Vf. nimmt die Gymnasien in Schutz. Er legt dabei Anfangs zwar zu viel Gewicht auf die hierüber mehrfach aufgestellten statistischen Angaben und auf die Vergleichung älterer und neuerer Lehr- und Stundenpläne, tritt aber doch weiterhin dem Hauptpunkte näher, dafs nervenschwächende Erziehung und Lebensweise, in Hinsicht auf geistige wie auf leibliche Diät, *neben* den allerdings hohen Forderungen der Lehranstalten an ihre Zöglinge, den Hauptgrund des von Hn. *Lorinser* zur Sprache gebrachten Uebels enthalte. „Der *geordnete* Fleifs", sagt er, „erhält Leib und Seele gesund, und die frühzeitige Kränklichkeit, abgesehen von trauriger ererbter Disposition, ist gewöhnlich nur die Folge eines *unjugendlichen häuslichen Lebens*, nicht aber des übermäfsigen Fleifses." Man denke hierbei nicht blos an geheime Sünden oder an unpassende Geistesnahrung aus dem Gebiete der Tages- und Mode-Literatur, deren der Vf. selbst Erwähnung thut; sondern auch an das gesammte, zu kümmerliche Leben der ärmeren Studirenden, und an die Verweichlichung der wohlhabenderen. Wir können nicht umhin, hier eine Stelle einzuschalten, welche dasselbe sagt, aus der uns eben zu Gesicht gekommenen Schrift: *Ideen zu einer Methodik des Gymnasial-Unterrichts* von *C. A. Händler*; Magdeburg 1836. Vorr. S. 5: „Wir glauben, dafs in Bezug auf das Letztere" (nämlich die angeblich neuerdings vorzüglich bemerkbar gewordene Abgeschwächtheit der Studirenden) „unsre Zeit wohl kein gröfserer Vorwurf trifft, als eine frühere. Verfasser dieses will keinesweges der" (*Lorinser*'schen) „medicinischen Ansicht und *Cautela* zuwider seyn; wiewohl er nun und nimmermehr allein und besonders in der vermeinten zu grofsen geistigen Anstrengung der Schüler, sondern mehr in der allgemeinen Verweichlichung und schalen Vergnügungssucht, auch oft in heimlichen Ausschweifungen, wie leider jede Zeit sie aufzuweisen hat, auch wohl zum nicht geringen Theile in einer zu kümmerlichen und erbärmlichen Lebensweise so manches armen, verlassenen, talentvollen Knaben und Jünglings in seiner Jugend, die Gründe einer spätern körperlichen Erschlaffung zu finden glaubt, da ihm die vermeinte Geistesarbeit der Schüler oft mehr in geistloser Mechanik als wahrer Geistesthätigkeit und Kraftanstrengung sich beurkundet" u. s. w. (Hierbei hat Ref. nur das zuletzt Gesagte zu bezweifeln.)

Der Vf. billigt hiernächst uneingeschränkt die Forderungen des neuen Preufsischen Reglements für die Maturitätsprüfungen der Gymnasiasten. Wir wollen darüber hier nicht rechten. Aber er hätte, indem er die Unschädlichkeit jener Forderungen für die Gesundheit der Schüler darzuthun bestrebt ist, oder wo er mit Recht die philosophischen Vorstudien als besondre Lehrgegenstände von den Gelehrtenschulen entfernt wissen will, nicht unerwähnt lassen sollen, dafs (soweit die Kenntnifs des Ref. reicht,) nicht wenige Gymnasiallehrer bei dem Vortrage der wesentlichen Lehrobjecte in den Oberklassen ihre Schüler *zu hoch nehmen*, bei Erklärung der Klassiker, in der Geschichte, in der Mathematik, — und dadurch sie zu ei-

einer Geistesspannung verleiten, welche, in Verbindung mit allem Uebrigen und vorzeitig an sich selbst, auch einen Beitrag giebt, die *Lorinser*'sche Klage zu begründen. Man forderte sonst, materiell und extensiv, vielleicht nicht weniger als jetzt, aber man behandelte das Geforderte, formell und intensiv, anders und leichter als jetzt. *Duo cum faciunt idem, non est idem.* — Uebrigens spricht der Vf. sich über die Mängel unsrer heutigen Gymnasial-Einrichtung sehr unbefangen aus, und verlangt zur Abstellung derselben namentlich noch Trennung der Gymnasien von den Realschulen, oder wenigstens Anlegung von Real-Sectionen bei den Gymnasien, von der mittleren Bildungsstufe an; hiernächst Aufnahme der Gymnastik als integrirenden Theiles des öffentlichen Unterrichts überhaupt. Sehr bewährt ist endlich noch die Warnung, schonend und vorsichtig sich zu benehmen in Hinsicht auf die *freien Leistungen* (Privat- und Lieblings-Studien) der Schüler. „Werden auch diese unter zu ängstliche Beaufsichtigung gestellt, so raubt man dem Schüler gerade das Edelste, die wahre stille Freude an der eigenen Kraft. Selbst wenn ein einzelner, sonst nicht talentloser, Schüler sich einer Privatthätigkeit hingiebt, die sich nicht so ganz für ihn eignet, — man lasse ihn eine Zeit lang ruhig gewähren, gewöhnlich wird er sich von selbst wieder in die passendere Bahn wenden, wofür man übrigens noch durch manches indirecte Mittel wirken kann." Gewifs ein sehr wahres Wort!

UNTERRICHTSLEHRE.

Reutlingen, Druck u. Verl. der lithograph. Anstalt u. Verlagsbuchh. von Mäcken jun.: *Die zwei ersten Schuljahre.* Eine Anleitung zum Gebrauche des ersten Schulbuches und zur Behandlung sämmtlicher Unterrichtsgegenstände in der ersten Elementarklasse, nebst vollständiger Stoffsammlung zu den ersten Denk-, Sprech- und Rechtschreibübungen. Nach Dr. *Graser's* Grundsätzen bearbeitet von *Raimund Jakob Wurst*, Oberlehrer an dem Königl. Waisenhause zu Weingarten. Mit vier Steindrucktafeln. (Eine Beilage zu der mit dem ersten Preise gekrönten Abhandlung über die Beschaffenheit eines Schulbuches für Elementarschulen u. s. w.) 1835. X u. 386 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Der Vf. hatte, in Folge der auf dem Titel angedeuteten Preisschrift, im J. 1834 sein „Erstes Schulbuch für Elementarschulen auf dem Lande und in kleineren Städten" (Pr. 5 gGr.) herausgegeben, und läfst diesem nun die vorliegende Anleitung zu dessen Gebrauche folgen. Sie enthält eine sehr ausführliche und deutliche Belehrung über die Art und Weise, wie die Schüler einer ersten Elementarclasse, deren Cursus auf zwei Jahre berechnet ist, zweckmäfsig unterrichtet und beschäftiget werden müssen, insbesondere nach den von Hn. Dr. *Graser* in dessen „Elementarschule für das Leben" u. a. Schriften entwickelten Grundsätzen und Methode. Sie wird daher denjenigen Lehrern, welche nach jenen Grundsätzen und namentlich nach der Schreib-Lese-Methode verfahren oder verfahren wollen, sehr willkommen seyn, und ihnen über manche Schwierigkeiten und Bedenken dabei, welche der Vf. behörigen Ortes genau erörtert, hinweg helfen können. Indessen auch andern Volksschullehrern, und die es werden wollen, kann das vorliegende Werk zu ihrer weitern Ausbildung nützlich seyn. Der Preis ist mäfsig, und der Druck gut. Die Bearbeitung ist so angelegt, dafs überall auf den Inhalt des „Ersten Schulbuches" Bezug genommen wird, und man dieses also neben dem gröfsern Werke vor sich haben mufs. Zugleich aber ist letzteres nicht ein Commentar zu jenem in der Art, dafs ein träger Lehrer durch dessen Gebrauch sich das eigne Denken und Vorbereiten ersparen könnte, sondern es fordert selbst auf und nöthigt dazu, so reich es auch übrigens an den auf dem Titel bezeichneten Materialien, so wie an Beispielen guter katechetischer Behandlung der vorkommenden Gegenstände ist. Nachdenkende Leser, welche der *Graser*'schen Lehrweise nicht folgen, werden sich dadurch über diese sowohl als über ihr eignes Verfahren, (auch wenn sie z. B. noch der Buchstabirmethode anhingen,) klarer werden. Sie werden zugleich finden, wie der Vf. denjenigen Theil seiner Schüler, welchen er in den meisten Lehrstunden nicht persönlich und unmittelbar zu unterrichten im Stande ist, zweckmäfsig zu beschäftigen weifs, ohne deshalb zu der sogenannten wechselseitigen Schuleinrichtung greifen zu müssen. Auch wird ihnen die Gewandtheit nicht entgehen, mit welcher er die verschiedenen Lehrgegenstände für sittliche oder Gemüths-Bildung benutzet, ohne in Künstelei auf der einen, oder in steifen Lehrton auf der andern Seite zu verfallen.

Der reiche Inhalt ist nach den vier Schulhalbjahren, und in jedem derselben nach den Hauptgegenständen, (erste Sprech- und Denkübungen, hier Lebensunterricht genannt, Schreiblesen, besondre Lese- und Schreibe-Uebungen, Sprach- und Zahl-Unterricht, Naturkunde) geordnet. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnifs erleichtert den Gebrauch. Ueber das Schreiblesen und den Sprachunterricht ist der Vf. am ausführlichsten. In der Behandlung der Redetheile geht er für den Cursus der Elementarklasse fast zu weit. In den Elementen des Rechnens hat Rec. nichts Ausgezeichnetes oder Neues gefunden. Die erste Anleitung zur Bildung des Gesanges fehlt ganz; eben so die Anleitung, wie die Gedächtnifsübungen einzurichten sind, und wie beim Erklären des zu Erlernenden zu verfahren ist. Auch vom ersten Religionsunterrichte ist (S. 72 fg. 198 fg.) allzu dürftig gehandelt worden. Doch diese Mängel thun der Brauchbarkeit des Uebrigen keinen Eintrag, und Rec. wünscht dem Buche unter den Volksschullehrern recht viele aufmerksame Leser.

Car-

MEDICIN.

Crefeld, b. Schüller: *Cerkarias Reise durch den Mikrokosmus oder humoristischer Ausflug in das Gebiet der Anatomie, Physiologie und Medicin*, herausgegeben von *Menapius*. 1836. 160 S. 8. (18 gGr.)

Ref. hat diese kleine Schrift mit Vergnügen, zur Belustigung und auch wirklich zur Belehrung, gelesen und obwohl er selbst, als einer der vielen Schriftsteller über das Blut, die Ehre hat hier unter allegorischem Namen aufgeführt und zum Theil getadelt zu werden, kann er doch nicht sagen, dafs er sich im geringsten beleidigt gefühlt habe, wie ihm diefs von einigen anderen Personen, denen der Vf. auf der Reise begegnet, bekannt ist. Der Vf. ist in dem Gebiete orientirt, das er beschreibt. Lob und Tadel sind in würdiger Sprache gehalten und die ganze Schrift ist ein humoristischer Kommentar zu einem Ausspruch *Burdach's*, der so bezeichnend ist, dafs Ref. sich nicht enthalten kann, ihn hier beizusetzen, mit der Bemerkung, dafs es nicht ders. Vf. sondern Ref. ist, der diesen Ausspruch hier parodirt findet.

„In der That" sagt *Burdach* „die Hämatologie hat ganz den Charakter des Blutes selbst. Wie das Blut ein nie ruhender Proteus ist und sich zu allem und jedem umzugestalten vermag, so ist auch nichts denkbar, was man nicht von ihm ausgesagt hätte: hier ist keine Thatsache, die nicht geleugnet, keine Deutung, die nicht durch eine andre bekämpft worden wäre; über jeden Punkt werden entgegengesetzte Erfahrungen und Ansichten aufgestellt."

Der Vf. — ein infusorienartiges Entozoon — will die Organe des Kreislaufs selber bereisen. Er sitzt im Darmkanal und findet keinen Eingang in die Chylusgefäfse. Niemand wollte etwas von einer offenen Strafse wissen, die in jenes Gebiet hinüber führte; er irrt vielfach umher und befindet sich plötzlich in einer Zotten-Ampulle, wohin er in einer Art somnambulen Zustand gelangt war; von da kommt er nur weiter in alle Strafsen des Kreislaufs, begegnet an interessanten Stellen den lebenden und verstorbenen Schriftstellern über dieselben; im Herzen trifft er *Harvey*, der hier seine Residenz und die Oberherrschaft über das ganze Blut-Reich hat.

Bis auf einige Exkurse und die nicht ganz passende Denkmalgeschichte der Cerkaria, finden wir, wie gesagt, das Ganze recht gelungen und würden mit Vergnügen der versprochenen Fortsetzung entgegensehen, welche uns in das Geheimnifs der Zeugung führen soll. Hoffentlich wird hier der Vf. alles Schlüpfrige vermeiden, was in der vorliegenden Schrift, besonders am Ende, leider, wenn auch nur *obiter*, hervortritt.

— *gn* —

SCHÖNE LITERATUR.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *W. Alexis* neue *Novellen*. 1836. *Zwei* Thle. 1r Th. 408 S. 2r Th. 376 S. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Diese neuen Novellen sind eigentlich alte, oder vielmehr neue alte, denn sie sind meistens dem Publikum schon früher theils ganz in der gegenwärtigen Gestalt, theils etwas anders dargeboten worden, wie denn Hr. *Häring* am Ende des *zweiten* Bändchens S. 375—76 selber darüber Rechenschaft giebt. Der *erste* Band enthält *vier* Erzählungen: *Victoire Charpentier*, früher unter dem Titel „der Freiherr" erschienen, aus den Zeiten der französischen Revolution, hauptsächlich ein Bild aus dem Kriege in der *Vendée* liefernd, S. 1—203; *Das Dampfschiff*, ein heiteres neckisches Gewebe von Lügen, womit sich eine Gesellschaft auf der Rheinfahrt im Marktschiffe unterhält, hat seinen Namen von den Klagen, welche der Schiffer über die Einführung von Dampfschiffen erhebt, — S. 296; *Der Begnadigte*, eine Criminalgeschichte, in psychologischer Hinsicht äufserst anziehend, — S. 368; *Der Vater im Schnee*, eine kleine rührende Dichtung, welche man nicht ungern lesen wird. Der *zweite* Theil enthält folgende *drei* Novellen, von denen die erste, die *Grofsmutter*, die längste und am sorgfältigsten ausgeführte ist. Sie schildert eine adlige Dame, welche sechszig Jahre hindurch bemüht ist die Ehre ihres Hauses mit den gröfsten Opfern zu behaupten, da diese in Folge eines von ihrem Gemale in der Leidenschaft verübten Mordes, von den Verwandten des Getödteten zwei Menschenalter hindurch angefochten wird. — S. 172. Die zweite Erzählung: „*Es weifs Niemand woher der Wind kommt*" ist ein Triumph der Ironie und bietet viele höchst glücklich dargestellte komische Partien — 276; Die dritte: *Eine Parlamentswahl* führt uns nach England, so dafs also, während die ganze Mitte Deutschland angehört, das Ende mit dem Anfange sich vermöge des Nationalhasses zusammenfügt. Nicht alles was uns der Vf. unter dem Namen *Novellen* bietet ist wirklich Novelle, wie z. B. *das Dampfschiff* und *Es weifs Niemand woher der Wind kommt*, und es hätte vielleicht der Titel etwas umfassender gewählt seyn können, denn die Dichtungen selbst würde man nur ungern vermissen. Die Sprache ist in allen Erzählungen gefällig und edel und bekundet die Gewandtheit und Sicherheit mit welcher sie der Vf. beherrscht, so wie die mannichfachen Gestalten, welche er uns vorführt, ihn als einen glücklichen Charakterzeichner erkennen lassen. Er versteht es, sowohl einen Charakter vollkommen auszuführen, als auch durch einzelne Pinselstriche ihn vollkommen anzudeuten. Das Buch wird in Leihbibliotheken wie in Privatbüchersammlungen gleich willkommen seyn dürfen. Die Ausstattung ist wie man es von der Verlagshandlung gewohnt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Philosophie unsrer Zeit.* Zur Apologie und Erläuterung des *Hegel*'schen Systems. Von Dr. *Julius Schaller.* 1837. 338 S. 8. (1 Rthlr. 21 gGr.).

Beinah seit einem halben Jahrhundert ist in Deutschland die Rede von einer allgemein gültigen und allgemein geltenden Philosophie, und den Besitz jener nimmt jeder Urheber eines Systemes mit seinen Freunden in Anspruch, die letztre ist aber gewiſs nicht vorhanden, so lange man streitet. Ein groſser Reichthum von Speculation hat sich aus dem Streit entwickelt, das Neue ist dem Neuen gefolgt, und von dem Neuesten bald wieder in den Hintergrund gestellt worden. War *Hegel* nach einem beliebten Ausdruck über seine Vorgänger hinausgegangen und hatte sie aufgezehrt, so gehen nun Andre über ihn hinaus, und verzehren ihn. Daſs letzteres geschehen sey, muſs von den Anhängern seiner Lehre geleugnet werden, und der Vf. thut es mit scharfsinniger gewandter Apologie und Erläuterung, im Kampf gegen die angeblich Hinausgehenden, gegen *Schelling*, *J. H. Fichte*, *Branifs*, *Weiſse*, *Fischer* u. s. w. — Ein solches Zerwürfniſs schlichten, wenn die Aufgabe überhaupt zu lösen wäre, kann am wenigsten eine Recension und der ihr gestattete Raum; sie muſs sich begnügen, einige Hauptpunkte der vorliegenden apologetischen Schrift ihren Lesern kenntlich zu machen.

Nicht unzutreffend und unzweckmäſsig wird bemerkt: die Gegner, welche *Hegeln* als gemeinschaftlichen Feind bekämpfen, sind sonst in Widerspruch unter einander begriffen. Philosophische Schulen sind nothwendige Momente in der Entwickelung der Philosophie, und eine Vermittelung der Parteien kann nur in einer höhern Einheit der Gegensätze gelingen. Als Extreme zeigen sich, daſs Einzelne das System *Hegel's* für Vollendung halten, Andre den Anfang der Philosophie erst erwarten. Der Apologet muſs natürlich alles Hinausgehen über *Hegel* als ein Zurückbleiben auf einem niedern Standpunkte bezeichnen. *Schelling* z. B. hat das System seines Schülers verworfen, aber der Meister hat an seinem eignen Systeme ein Vorurtheil; das prophetische Reden, daſs man die Wahrheit verschlossen mit sich herumtrage, ist eine leichte Arbeit. Die Naturphilosophie *Schelling's* ist durch das Festhalten des quantitativen Unterschiedes Formalismus, diesen durch die absolute Form der dialektischen Methode überwunden zu haben, ist die That *Hegel's*. Nur Eine Aeuſserung des Vfs scheint die Kraft seiner Apologetik zu schwächen: „es ist ganz unbegreiflich, wie man auf die seltsame Meinung kommen konnte, als glaube die *Hegel*'sche Philosophie Alles zu wissen. So wenig die *Hegel*'sche Philosophie sich für die letzte ausgiebt, eben so wenig ist sie innerhalb ihrer selbst vollendet." (S. 208.) Wenn *Hegel's* Absolutismus nämlich auf Alleswissen wirklich Verzicht leistet, so hat er doch sehr viel, um in Vergleich mit anderer menschlicher Erkenntniſs jene seltsam genannte Meinung zu erwecken, nämlich eine Wissenschaft von Gott vor der Schöpfung und was sich weiter daran schlieſst; dann auch darf keine Lehre einräumen, sie sey nicht die letzte, und es fehle ihr an innerer Vollendung; indem sonst jedes Hinausgehen über dieselbe und jedes Entdecken und Behaupten ihrer Mängel vollkommen gerechtfertigt sind, worauf sich eben die Gegner stützen. Weit apologetisch angemessener heiſst es: „Die Einwürfe der Gegner beziehen sich nicht auf Punkte, welche das *Hegel*sche System etwa als unwesentlich nur beiläufig berührt, sondern vielmehr gerade in den Punkten wird von ihnen die Philosophie *Hegel's* angegriffen, in welchen sie sich ihrer höchsten Kraft und Vollendung rühmt. Wenn sie durch die absolute Form und Methode sowohl den Dogmatismus als allen und jeden Formalismus überwunden zu haben behauptet, so ist es gerade Dogmatismus und Formalismus, dessen man sie anklagt; wenn sie weiter es geradezu als ihre Hauptaufgabe betrachtet, das Absolute als Subjekt zu begreifen, so wird der *Hegel*'schen Philosophie gerade dies zum Vorwurf gemacht, daſs sie Gott nicht als einen persönlichen auffasse; wenn sie ferner mit der Erkenntniſs Gottes als des absolut persönlichen Geistes die Nothwendigkeit überwunden und zur Freiheit verklärt hat, so wird dennoch von den Gegnern das System *Hegel's* vorzugsweise als ein System der Nothwendigkeit, nicht der Freiheit, bezeichnet." (S. 72.) Mit der Entwicklung dieser Punkte ist denn die Apologie und Erläuterung des Vfs beschäftigt.

Hier wird nun hinsichtlich des Formalismus bemerkt: es ist ein seltsamer Irrthum, wenn man meint, daſs die Philosophie durch die Strenge der Methode und der Form zum Formalismus werde. Nicht durch die Strenge der Form, sondern durch die Halbheit derselben wird die Philosophie nothwendig Formalismus. Eine dialektische Entwickelung

lung an sich leerer Formen ist schlechterdings unmöglich, weil der Gedanke einer leeren Form an sich schon nicht spekulativ ist, und von vorn herein einen Dualismus zwischen Form und Inhalt statuirt. Die Wahrheit ist der Gewifsheit nicht äufserlich und etwas schlechthin Andres als diese, nur Gegenstand, und die Gewifsheit ist nicht die blofse Gewifsheit seiner selbst, leere Form und Subjektivität, sondern die Wahrheit ist als substantieller Inhalt an sich selbst das Andere der absoluten Form und Gewifsheit, und die Gewifsheit ist das reine Selbsterkennen im absoluten Andersseyn als der substanziellen Wahrheit. Die Form ist nur dadurch absolut, dafs sie den Inhalt an sich selbst hat, und eine dialektische Bewegung der Kategorien ist schlechterdings unmöglich, wenn man dieselben als inhaltleere Formen auffafst. Philosophie mufs zunächst beweisen, dafs das subjektive Denken die Wahrheit erkennen könne. Das Bewufstseyn macht zwischen dem Ansich des Gegenstandes und seinem Wissen von ihm einen Unterschied, es ist der einfache Unterschied zwischen dem Bewufstseyn und Selbstbewufstseyn. Das Subjekt überwindet das Andre, Fremdartige, Objektive nur dadurch, dafs es sich selbst fortwährend läutert und erweitert, nur dadurch, dafs es seine Endlichkeit und Subjektivität von Stufe zu Stufe aufhebt. Wenn allerdings der Widerspruch im Werden, dafs nämlich Seyn und Nichts darin identisch und verschieden zugleich sind, zu der Frage nach der Art und Weise dieser Verschiedenheit in der Einheit forttreibt, so hat doch diese Frage nur den Sinn, dafs Seyn und Nichts im Werden, eben weil sie darin nicht blos verschieden, sondern auch in Einheit sind, nicht Seyn und Nichts bleiben, sondern als Momente eine andere Gestalt annehmen; denn in dieser Gestalt von Seyn und Nichts ist ihre Abstraktion und ihr Unterschied von einander ausgedrückt. Als Momente des Werdens fafst sie daher *Hegel* als Entstehen und Vergehen, und damit ist jene Frage nach der Art und Weise ihrer Verschiedenheit in der Einheit beantwortet. Indem aber dieser Unterschied, den beide Momente zugleich im Werden erleiden, nicht berücksichtigt wird (wie von *Weifse*), entsteht nothwendig die Forderung, beide von einander zu unterscheiden. Denn das ist allerdings ein Widerspruch, dafs Seyn und Nichts im Werden identisch und dennoch als Seyn und Nichts *in dieser Gestalt* verschieden seyn sollen. Dieser Forderung wird durch den Begriff des Daseyns ein Genüge gethan. Denn als Daseyn ist das Seyn wirklich vom Nichts unterschieden, aber zugleich in Einheit, denn das Daseyende hat ein Anderes sich gegenüber, und ist das Nichtseyn dieses Andern. Wenn einmal die Erfahrung das Wirkliche zum Inhalt haben soll, so sieht und hört sie nicht blos, sondern ist zugleich geistige Erfahrung. Dafs alles Vermittelte und durch den Gedanken Erkannte eben so sehr auch für die Unmittelbarkeit des Geistes ist, bedarf keiner weitern Erörterung; und die Philosophie ist in dieser Hinsicht selbst schon Erfahrung, geht aus der innigsten, vollsten Erfahrung hervor und in diese zurück. Die Idee ist nicht durch ein Anderes, sondern unmittelbar durch sich selbst, das Andersseyn ihrer. Ihr unmittelbares Seyn als Natur ist ihre eigne Bestimmung, sie ist in diesem Andern schlechthin bei sich selbst. Die Natur ist die Wahrheit der logischen Idee. Ich habe mit meinem Denken die Wirklichkeit der Natur nicht geschaffen, allein das Denken ist es einzig und allein, welches die Wirklichkeit in ihrer Wahrheit erkennt, wogegen das aufnehmende Anschauen nur *meint*, mit der soliden Wirklichkeit es zu thun zu haben, in Wahrheit aber nicht die Wirklichkeit, sondern seine eigne sinnliche Bestimmung aufnimmt.

Hinsichtlich der Persönlichkeit Gottes wird bemerkt: die Allgemeinheit ist als Moment des Begriffs selbst das Ganze; die Logik ist daher vollendete Totalität, und die logische Idee ist das *Concret* Allgemeine, und dies nur dadurch, dafs sie die absolute Vermittelung in sich selbst ist, dafs sie die Besonderheit und Einzelheit an sich selbst hat, und somit zugleich als absolute undurchdringliche *Persönlichkeit* erkannt ist. Die Idee ist daher absoluter Inhalt und Form, unvergängliches Leben, sich selbst wissende Wahrheit und alle Wahrheit; alles Uebrige ist Irrthum, Trübheit, Meinung, Streben, Willkür und Vergänglichkeit. Nach *Hegel's* Worten erscheint es als wesentliche Aufgabe, Gott als einen persönlichen zu erkennen, alles kommt darauf an, das Wahre nicht als Substanz, sondern eben so sehr als Subjekt aufzufassen und auszudrücken. (Phänom. S. 14.) Darauf beruht der Unterschied des Standpunkts von Spinoza, der nur die Substanzialität des Wesens Gottes festhält, und dessen Wesentliches nicht eigentlich darin liegt, dafs Gott in dieser Auffassung von der Welt nicht verschieden ist — wie man wohl den Pantheismus zu erklären pflegt — sondern vielmehr darin, dafs die Welt nur das Verschwindende gegen Gott ist; also doch wieder in dem Dualismus des Unendlichen und Endlichen, der hier nur scheinbar überwunden wird. Man sagt: nach *Hegel* sey Gottes Persönlichkeit nur Resultat der Welt; Gott sey nicht an und für sich Person, sondern er *werde* Person durch ein Andres, durch die Natur und den menschlichen Geist; die Persönlichkeit Gottes bestehe nur darin, dafs es in der Welt Wesen giebt, die *von ihm* wissen, nur das Wissen des Menschen von sich selbst sey das Wissen Gottes von sich selbst, und Gott sey eben darum nur der Welt immanent, nicht zugleich auch transscendent. Man hat vollkommen Recht, wenn man die Persönlichkeit, welche Gott erst durch das Wissen des Menschen von ihm *bekommt*, für keine wirkliche Persönlichkeit gelten lassen will. Aber: nicht mein Wissen von Gott ist der Grund seiner Persönlichkeit, sondern weil Gott als Person sich ewig offenbar ist, *wird* er unserm Wissen offenbar. Wenn der endliche Geist sich zu Gott erhebt, durchbricht

er

er seine Endlichkeit, und erkennt nicht sich selbst, sondern Gott als sein Wesen und seine Wahrheit; das Absolute selbst aber ist nicht durch jene Erhebung geworden, sondern ist vielmehr die *Voraussetzung* dieser Erhebung. Wie sich hier das Absolute ergeben hat, ist es nicht mehr die logische Idee, sondern hat die entwickelten Unterschiede der Natur und des Geistes zu seinen Momenten; der absolute Geist selbst aber ist die absolute Vermittelung mit sich, und als diese concrete sich selbst bewegende Einheit, die Entäufserung und Offenbarung, und in seinem ewigen Selbstbewufstseyn der Grund und die Voraussetzung alles endlichen Seyns und des Wissens von ihm. Der absolute seiner selbst sich bewufste Geist ist so das Erste und einzig Wahre. — Die Gegner könnten wider diese Apologie, oder wenigstens für ihre Auffassung *Hegel's* anführen, *Hegel* setze die Wahrheit des Seyns so wie des Nichts in die Einheit beider, das Werden und dessen Resultat sey das Daseyn, dieses sey ein Seyn mit Bestimmtheit, (*Hegel's* Encycl. S. 36. 39. 40.) und der Vf. selber spreche von dem Daseyenden als einem Wirklichen (S. 170.); die wirkliche Persönlichkeit also beruhe auf dem Werden, auf dem Resultat desselben, dem Daseyn, und vor dem Resultat gebe es kein Resultat, keine Wirklichkeit; und darauf liefsen sich auch folgende Worte *Hegel's* beziehen: „Religion ist Bewufstseyn, Wissen für das Wissen, Geist für den Geist; der Begriff realisirt sich, das Gesetzte oder Unterschiedne ist das Bewufstseyn; das menschliche Bewufstseyn ist das Material, worin sich der Begriff Gottes realisirt, der Begriff ist der Zweck, und das Material ihn auszuführen ist das menschliche Bewufstseyn." (*Hegel's* Werke Bd. 11, S. 42.) Ja es wäre folgende Aeufserung ganz in demselben Sinne: „Gott ist die Bewegung zum Endlichen, und dadurch als Aufhebung desselben zu sich selbst, im Ich, als dem sich als endlich Aufhebenden, kehrt Gott zu sich zurück und ist nur Gott als diese Rückkehr. Ohne Welt ist Gott nicht Gott." (Ebendas. S. 122.)

Die Frage über das Verhältnifs der Nothwendigkeit und Freiheit hat laut dem Vf. vorzugsweise in der Gegenwart die Wendung erhalten, ob und in wiefern die Willkür Moment der Freiheit sey, und daher knüpft sich an diesen Punkt die Frage über das Verhältnifs der Spekulation zur Empirie. Denn ist das Freie in dem Sinne frei, dafs es die Willkür als Moment in sich hat, und somit auch eben so sehr anders seyn kann, als es ist, so scheint dasselbe als Daseyendes nur geschaut und empirisch wahrgenommen, nicht begriffen werden zu können. Wenn man nun der *Hegel*'schen Philosophie den Vorwurf macht, dafs sie die Freiheit in die Nothwendigkeit vernichte, so fällt dieser Vorwurf mit dem Mifsverständnifs zusammen, nach welchem *Hegel* die logischen Kategorien für sich als das absolut Wirkliche aufgefafst haben soll. Bricht man nämlich den dialektischen Fortgang mit dem logischen ab, und macht damit zugleich die Kategorieen zu inhaltleeren Formen, so erscheint Natur und Geist als eine äufserliche Zuthat, und gegen diesen wesenlosen Ueberschufs sind dann die Kategorieen das einzige Wahrhafte und Ewige, die blos substantielle, alles Andre verzehrende Macht der Nothwendigkeit. Andrerseits schliefst sich jener Vorwurf an die dialektische Methode, und Dialektik und Freiheit scheinen schlechterdings unversöhnbare Elemente. Wenn wir das Freie dahin bestimmen, dafs es eben so sehr auch nicht seyn kann und auch anders seyn kann, als es ist, und diese Bestimmungen in einfachem Wortsinn nehmen, dann ist allerdings keine andre Kenntnifs von dem Freien erlaubt, als nur die empirische Aufnahme des Faktums. Dies Freie ist aber dann zugleich das rein Zufällige und Willkürliche, das als daseyend schlechterdings nichts und in keiner Hinsicht vor dem Gegentheil voraus hat. Um dies Freie seiner Natur gemäfs aufzunehmen, darf ich über das Seyn desselben nicht hinausgehen, keine Vermittelung hineinbringen, sondern nur sagen, dafs es *ist*, und zugleich hinzusetzen, dafs es auch anders seyn könnte. Ich darf nicht sagen: Gott hat die Welt aus Liebe geschaffen, und in Gottes Willen keinen Zweck, keine Bestimmung hineinbringen, wodurch das Nichterschaffen seine gleiche Berechtigung mit dem Schaffen verlieren würde. Dann ist alles Seyn grundlos, und schlechthin unerkennbar. Soll aber das Freie zugleich ein Vernünftiges seyn, und der Zufall und die Willkür ausgeschlossen, so dafs das Andersseynkönnen nur den lebendigen selbstthätigen Gegensatz gegen das abstrakt Metaphysische bedeutet, so ist dialektische Methode die einzige Weise, das freie Lebendige seinem innersten Wesen nach aufzufassen. Erkenntnifs der Freiheit Gottes ist zugleich die Erkenntnifs seiner absoluten Persönlichkeit. Die Methode ist dann bei *Hegel* ihrem innersten Wesen nach die Methode der Freiheit, und durch sie allein kann die absolute Persönlichkeit Gottes erkannt werden, sie ist ihrem einfachen Rhythmus nach schon das Schema der Subjektivität, und ihre Durchführung und Vollendung nothwendig mit dem Begriff der absoluten Persönlichkeit verbunden. — Dies stimmt zu den Worten *Hegel's*: „Das Beisichseyn des Geistes ist sein höchstes absolutes Ziel. Nur das ist Freiheit, der Geist, indem er zu sich selbst kommt, erreicht dies Freie zu seyn. In allem andern, als im Denken, kommt der Geist nicht zu dieser Freiheit. Im Willen hat man bestimmte Zwecke, bestimmtes Interesse, diese enthalten etwas für mich Andres, Triebe, Neigungen u. s. w. Nur im Denken ist alle Fremdheit durchsichtig, verschwunden; der Geist ist hier auf absolute Weise frei." (*Hegel's* Werke Bd. 13. S. 35.) Nur scheinen andre Stellen doch das Zufällige, Willkürliche stark hervorzuheben, welches der Vf. als Nichtwesen der Freiheit darstellt, z. B. „die höchste Form des Nichts für sich ist die Freiheit", wobei freilich Negativität auch Affirmation seyn soll, und „das

We-

Wesen des Geistes ist die Freiheit, die Identität der absoluten Negativität des Begriffes mit sich." (*Hegel's* Encyclop. S. 36. 205.) Zufall und Willkür sind eine Negativität des Begriffes mit sich und seines Zusammenhanges mit Sachen und Begriffen.

Pp.

SCHÖNE LITERATUR.

Stuttgart, in Scheible's Buchh.: *A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften.* Vollständige, vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe letzter Hand. *Dritter* Band. Enthält: Gedichte *dritter* Theil. 1835. 416 S. 12.

Wir beziehen uns auf unsre Anzeige der beiden ersten Bände in diesen Blättern Nr. 4 d. J. Der vorliegende *dritte* Band enthält: *Gedichte 3r Theil,* wir wissen nicht nach welchem Eintheilungs-Princip, und unter diesen haben wir nur gar wenige gefunden, die sich unter den matten und auch wohl platten übrigen Reimereien hervorheben, wie (S. 158) „Der Stubenschlüssel", eine komische Erzählung, die einem bessern Erzähler einen guten Stoff darbieten könnte. Zwei leichtfertige Dirnen locken einen jungen Freibeuter in die Wohnung zweier alten Tugenddrachen, von denen sie wissen, dafs sie Abends in eine Klatschgesellschaft gehen, und zu deren Wohnung eine der Dirnen, welche in dem Hause wohnte, den Schlüssel hat, und legen ihn, als er einen Rausch hat, ins Bette der Alten. Diese entdecken den Gast erst, als sie selbst ins Bette steigen wollen, und er erwacht. — Man denke sich das Erstaunen von beiden Seiten. — Wir haben alle ungehörige breit ausgeführte niedrige Züge weggelassen. Wenn wir dann noch (S. 206) „Der Tony", (S. 221) „Röschen", (S. 225) „Die schöne Nachbarin" und (S. 235) „Der Zecher" nennen, so möchte das wohl Alles seyn, was zu nennen ist. Gleich das erste Gedicht, „Die Ruinen am See" bietet zwar einen höchst romantischen Stoff, aber in einer sehr unzulänglichen Behandlung dar. Zwei Paare, über welche auf dem Schlosse an einem der Schweizer-Seen eben der priesterliche Segen gesprochen ist, besteigen ein Boot zu einer Lustfahrt auf dem See, es überfällt sie ein Sturm, sie gehen unter, und in dem nämlichen Augenblick zertrümmert ein Blitzstrahl das Schlofs. — Unter der Rubrik: *Erzählungen und Fabeln*, findet sich mehreres Besseres, wie gleich die erste Erzählung (S. 249) „Die Heilige, oder das natürliche Wunder." Die heilige Ursula, aus einem Magnetstein gebildet, zieht den eisernen Heiligen, neben den sie auf den Altar gestellt wird, an sich, was Priester und Gemeine, die von der Kraft des Magnets keine Ahnung haben, in die höchste Entrüstung versetzt; dann (S. 257) „Die Weissagung"; ein Pfarrer, der eine von den vielen bösen Sieben seines Dorfes zur Ehefrau hat, bekehrt sämmtliche, indem er ihnen aus der heiligen Schrift auf der Kanzel weissagt, dafs alle zänkische Weiber in jenem Leben häfslich und dagegen alle sanftmüthige und verträgliche schön seyn werden. — Unter den Fabeln ist „die Gans" (S. 266) für die Schriftstellerflut und „der Hahn und der Kapaun" (S. 278) für die Splitterrichter der Gegenwart unter den Recensenten, besonders für die Mode werdenden Ueberschauer der neuern Literatur, sehr anwendbar. Die letztere Fabel mag als Beispiel der Behandlung des Dichters in diesem Genre hier stehen:

Der Hahn und der Kapaun.

Ein Haushahn ging mit Frau und Kindern
Still und gemüthlich seinen Pfad.
Um hämisch seine Lust zu mindern,
Rief ein gefiederter Kastrat:
„Ei, wie du stolz bist auf die Deinen!
Dich macht die Vaterliebe blind;
Denn unter allen diesen Kleinen
Seh' ich kein einzig schönes Kind.
Es sind gemeine Dorfnaturen,
Erbärmlich, ungelenk und platt,
Kurz sehr alltägliche Figuren,
An welchen niemand Freude hat!" —

„Hm!" sprach der Hahn: „Du schwacher Sünder,
Wie hoch Du deine Saiten spannst!
Bekrittle doch nicht meine Kinder,
Da Du selbst keins erzeugen kannst!"

Ein Fabelchen für manchen Dichter
Und seine matten Splitterrichter.

Die Rubrik: *Vermischte Gedichte*, giebt zuerst einen dramatischen Schwank in drei Akten: „In solchen Wassern fängt man solche Fische" — ohne allen Werth. Ein alter Husarenobrist hat eine junge Frau, die Lust hat sich ihrem Liebhaber zu ergeben und nur erst versuchen will, wieviel sie dem Alten bieten darf. Ihre Versuche sind ziemlich plump, der Alte merkt Unrath, pafst dem Kammermädchen auf, das ein Liebesbriefchen bestellen soll, und sperrt die Frau ins Verliefs. — Unter den *Sinngedichten* finden sich mehre artige und witzige. Die *Räthsel* sind bequem, unbedeutend. — Wir können doch nicht umhin zu gestehen, dafs diese Sammlung gröfstentheils eine Sammlung von Trivialitäten ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

MATHEMATIK.

Essen, b. Bädeker: *Anfangsgründe der reinen Mathematik* für den Schulunterricht bearbeitet von *Carl Koppe*, Oberlehrer am Gymnasium zu Soest. *Erster* Theil: *Arithmetik, Algebra und allgemeine Gröſsenlehre.* 1836. XVIII u. 272 S. gr. 8. *Zweiter* Th.: *Planimetrie und Stereometrie.* Mit 6 Figurentafeln. 1836. XX u. 241 S. gr. 8. *Dritter* Th.: *Ebene und sphärische Trigonometrie.* Mit 3 Steindrucktafeln. 1837. VIII u. 187 S. kl. 8. (2 Rthlr. 10 gGr.)

Da der Vf. besorgte, daſs das Lehrbuch der Elementarmathematik von *Ohm*, welches er bei seinem Unterrichte zu Grunde zu legen wünschte, zu theuer seyn möchte, so arbeitete er nach dessen Grundsätzen ein eigenes Lehrbuch aus. Er wollte, daſs das Buch ein Hülfsmittel zur häuslichen Wiederholung gewähren, aber auch zum Theil zur Vorbereitung auf den Unterricht, vielleicht auch fähigeren Schülern zum eigenen Studium einzelner Lehren dienen sollte, wenn diese wegen beschränkter Zeit, oder um anderer Hindernisse willen in der Schule übergangen werden müſsten. Um der mathematischen Strenge keinen Eintrag zu thun, muſsten schon in die ersten Abschnitte des ersten Theiles Sätze aufgenommen werden, welche für das Verständniſs des ersten Anfängers zwar nicht zu schwer, aber doch zu abstract seyn dürften; der Vf. hat aber deshalb die Einrichtung getroffen, daſs jene als zu abstract bezeichneten Sätze ohne Störung des Zusammenhanges bei einem ersten Cursus in einer unteren Classe übergangen werden können, weshalb sie durch ein Sternchen bezeichnet sind. Der Vf. rechnet dahin namentlich die Sätze, welche die Bestimmung haben, die Allgemeingültigkeit der im Vorhergehenden nur von absoluten ganzen Zahlen erwiesenen Lehren darzuthun. Zugleich bemühte sich der Vf., mit Ausnahme der drei ersten Abschnitte alle anderen so zu fassen, daſs jeder derselben für sich allein, auch ohne Kenntniſs der übrigen, unter Anleitung eines Lehrers vom Schüler verstanden werden könnte, wenn einige wenige Sätze, die sich auch ohne Störung des Zusammenhanges ausscheiden lieſsen, übergangen würden. Mit Recht glaubte er, daſs eine solche Einrichtung hauptsächlich dann von Nutzen seyn werde, wenn neue Schüler in eine Classe eintreten, welche die früheren Abschnitte noch nicht gehört haben. Der *erste* Theil zerfällt in zwei Abtheilungen, deren bei weitem gröſsere die Arithmetik, deren kleinere aber die allgemeine Gröſsenlehre enthält. Die Arithmetik ist in neun Abschnitten behandelt: Von den vier Species. — Von den Ausdrücken, welche durch allgemeine Anwendung der vier Species entstehen. — Von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen. — Von dem decadischen Zahlensysteme und den numerischen Operationen. — Von den Theilern und Vielfachen ganzen Zahlen. — Von den Kettenbrüchen. — Von den Gleichungen. — Von den combinatorischen Operationen. — Von den arithmetischen und geometrischen Reihen. Die allgemeine Gröſsenlehre handelt in vier Abschnitten: Von den benannten Zahlen. — Vom Messen. — Von den Verhältnissen und Proportionen. — Von der Zinseszinsrechnung. Die Darstellung ist, welcher Meinung man auch über die Brauchbarkeit des Ohm'schen Lehrganges für Schulen seyn mag, präcis, deutlich und klar, und man erkennt bald den scharfsinnigen Denker. Mitunter scheint der Vf. auch etwas zu subtil zu Werke zu gehn. So sagt er am Schlusse des ersten Abschnittes von den vier Species: „Die vorhergehenden Sätze sind ohne Ausnahme nur unter der Voraussetzung aufgestellt und erwiesen, daſs alle vorkommende Zahlzeichen wirkliche Zahlen bedeuten. Sind nun a und b ganz beliebige Zahlen, so ist zwar ihre Summe $a + b$ und ihr Product $a.b$ allemal wieder eine Zahl, während dieſs nicht nothwendig von der Differenz $a - b$ oder dem Quotienten $a:b$ gilt. Dergleichen Zahlbilder, welche an sich keine Zahl bezeichnen und im Vorhergehenden noch gar keine Bedeutung erhalten haben, könnten nun zwar mit Recht aus den Betrachtungen der Zahlenlehre gänzlich ausgeschlossen bleiben; hieraus würde aber für die allgemeine Anwendung der bisher erwiesenen Sätze die groſse Schwierigkeit entstehn, daſs man sich bei jeder einzelnen Operation vorher überzeugen müſste, ob auch alle zu erzeugenden Zahlbilder wirklich Zahlen bezeichnen. Da diese Untersuchung mit vielen Weitläuftigkeiten verbunden, und überdies ein allgemeines Operiren in den meisten Fällen ganz unmöglich seyn würde, so zieht man es vor, statt jene an sich keine Zahl bezeichnenden Bilder auszuschlieſsen, die bisher erwiesenen Sätze im Allgemeinen auch dann noch gelten zu lassen und anzuwenden, wenn nicht mehr alle entstehenden Ausdrücke wirkliche Zahlen bezeichnen, indem jene Bilder, obschon sie an sich keine Bedeutung haben, doch sehr wohl geeignet sind, wenn sie unter sich oder mit wirklichen Zahlzeichen verbunden werden, wieder wirkliche Zahlen auszudrücken. Will man aber hierbei mit wissenschaft-

schaftlicher Strenge verfahren, so muſs man vorher untersuchen, ob auch diese Erweiterung der Bedeutung der Zahlzeichen und der Gültigkeit der doch nur für wirkliche Zahlen erwiesenen Sätze keinen Widerspruch gegen irgend eine früher erkannte Wahrheit erzeugen, oder sich selbst Widerstreitendes hervorbringen kann." So heiſst es S. 243: „Man könnte vielleicht meinen, es sey an sich klar, daſs wenn $\frac{m}{n} = \frac{p}{q}$ ist, auch $\frac{m}{n} A = \frac{p}{q} A$ seyn müsse. Man würde aber hierbei übersehn, daſs in diesen beiden Verbindungen das Gleichheitszeichen eine sehr verschiedene Bedeutung hat. In der ersten nämlich $\frac{m}{n} = \frac{p}{q}$, wo es nichts anders aussagen soll, als daſs mq und np dieselbe Zahl bezeichnen, hat es eine rein formelle, an sich ganz willkürliche und nur in sofern bestimmte Bedeutung, als dieselbe geeignet ist, ein allgemeines Operiren mit Zahlzeichen möglich zu machen, welches eine Hauptaufgabe der reinen Zahlenlehre ist. Dagegen hat in der zweiten Verbindung $\frac{m}{n} A = \frac{p}{q} A$, das Gleichheitszeichen, so wie alle Zeichen der Gröſsenlehre, eine wirkliche, materielle Bedeutung, und die Uebereinstimmung beider Bedeutungen bedarf jedenfalls eines Beweises. Denn man wird doch nicht als etwas sich von selbst Verstehendes annehmen wollen, daſs wenn 72 = 8.9 = 6.12 ist, auch $\frac{8}{9}$ Ellen und $\frac{6}{12}$ Ellen dieselbe Länge ausdrücken." — Uebrigens scheint uns das rechte Maaſs zwischen allzugroſser Kürze und unnöthiger Breite fast durchgängig gehalten zu seyn. — Der *zweite* Band ist nach einem ähnlichen Plane, wie der erste, bearbeitet, indem im Anfange die Beweise der Sätze gröſstentheils nur angedeutet sind, damit sie der Schüler selbst suche. Mit Recht bemerkt der Vf. daſs eine vollständige Ausführung der Beweise eine heuristische Behandlung fast ganz ausgeschlossen haben, und so dem Schüler einen Hauptgenuſs entzogen haben würde, welchen bei dem heuristischen Verfahren der geometrische Unterricht dem Anfänger zu gewähren pflege. Den Lehrgang giebt der Vf. selbst so an: „Die Vergleichung räumlicher Gröſsen führt entweder zur Gleichheit oder Verschiedenheit; die Gleichheit kann aber eine doppelte seyn: entweder Gleichheit verbunden mit Identität — Congruenz — oder Gleichheit ohne Identität. Da aber Congruenz das einfachste Verhältniſs ist, welches überhaupt zwischen Gröſsen statt finden kann, so gehen die Sätze, welche sich mit der Vergleichung der Gröſsen beschäftigen, in wiefern sie congruent oder nicht congruent sind, allen anderen voraus, und zwar nehmen Linien und Winkel hier die erste Stelle ein (Abschnitt 1 u. 2), weil sie überhaupt keine andere Vergleichung zulassen; zu den Sätzen vom Winkel gehören aber offenbar auch die über parallele Linien (Abschn. 3), und es folgen nun Sätze über die Vielecke, in wiefern dieselben congruent sind, oder nicht, oder in wiefern überhaupt nur von Gleichheit oder Ungleichheit der Linien und Winkel in oder an denselben die Rede ist (Abschn. 4—6). — Weiter hat aber auch die Verschiedenheit gerade wieder ihre Gleichheit, nämlich die der Verschiedenheit oder des Verhältnisses, und hieraus entspringt ein folgender Abschnitt (7), von den Verhältnissen und Proportionen und der Aehnlichkeit der Figuren, indem man nämlich diejenigen Figuren ähnlich nennt, welche in dem Verhältniſs aller in denselben zu ziehenden gleichliegenden Linien übereinstimmen. Sind aber in den vorhergehenden Abschnitten eigentlich überall nur Linien und Winkel mit einander verglichen worden, in wiefern sie congruent sind oder nicht, so lassen Figuren noch eine andere Vergleichung zu, nämlich in Hinsicht ihrer Gröſse oder ihres Inhaltes, abgesehn von Congruenz; an diese Vergleichung zunächst der geradlinigen Figuren (Abschn. 8) reiht sich endlich noch ein besonderer Abschnitt (9) über die Ausmessung des Kreises." Auſser diesen neun Abschnitten, die dasjenige enthalten, was in der Schule durchaus gelehrt werden muſs, folgen nun noch drei Abschnitte, die nach des Vfs. Plane auch theilweise oder ganz übergangen werden können. Da dieser es für zweckmäſsig hielt, den geometrischen Unterricht früher zu beginnen, als den arithmetischen, jenen z. B. in Quarta, diesen in Tertia, so bemühte er sich, dem Anfänger die Sache so leicht als möglich zu machen, um nicht den Schwächeren sogleich durch Schwierigkeiten vom mathematischen Studium zurückzuschrecken. Zur Erreichung dieses Zweckes hielt er es für erforderlich, die Sätze möglichst naturgemäſs ihrem Inhalte nach zu ordnen, indem nur so von dem Anfänger Uebersicht des Zusammenhanges gewonnen werden könne, und strebte dahin, jede Wahrheit auf die möglichst einfache und dem kindlichen Geiste angemessene Art aus den vorhergehenden Sätzen abzuleiten, so wie jedes künstliche Verfahren, so viel es seyn konnte, auszuschlieſsen. In der Planimetrie folgte der Vf. gröſstentheils dem Euklid, in der Stereometrie dagegen, welche den zweiten Abschnitt dieses zweiten Bandes bildet, glaubte er, wenigstens in den Sätzen, welche die gegenseitige Lage der Linien und Ebenen im Raume behandeln, eine von dem Euklidischen Verfahren gänzlich abweichende Bahn einschlagen zu müssen. Die Gründe, welche den Vf. dazu bewogen, waren das Streben nach Vereinfachung der Darstellung, und der Wunsch, die Folge der einzelnen Lehren sachgemäſs anzuordnen. Treffend erklärt sich der Vf. darüber so: „Euklid weist bekanntlich auch in der Stereometrie dem einzelnen Satze da seine Stelle an, wo entweder die Mittel zur Beweisführung desselben durch die vorhergehenden Sätze so eben gewonnen sind, oder wo der einzuführende Satz für den Beweis eines folgenden Satzes nicht länger mehr entbehrt werden kann, so daſs gar häufig Sätze sehr verschiedenartigen Inhaltes unmittelbar neben einander stehen. Mit demselben Rechte aber, wie in jeder anderen Wissenschaft, wird offen-

fenbar auch in der Geometrie von einer methodischen Behandlung zu fordern seyn, dafs sie die vorzutragenden Lehren nach der Natur und Verwandtschaft ihres Inhaltes ordne und zusammenstelle, wodurch zugleich die Uebersicht über das Ganze wesentlich erleichtert wird." Wir können der Behandlungsweise, die der Vf. angewandt hat, unsern Beifall nicht versagen, wenigstens hat die wissenschaftliche Strenge nicht darunter gelitten. Mit der Behandlung des §. 55 der Plan. ist der Vf. selbst nicht recht zufrieden: wir finden zwar seine Darstellungsweise sehr einfach, haben aber doch dagegen zu erinnern, dafs das Geschnittenwerden der AB durch CG (Fig. 18), was in diesem Beweise als nothwendig vorausgesetzt wird, doch wohl erst als nothwendig bewiesen werden müfste. Den Beweis zu §. 110 können wir nur seinem ersten Theile nach billigen. Eigenthümlich ist der Beweis der Lehrsätze, dafs von zwei regelmäfsigen Vielecken, die *in* denselben Kreis beschrieben sind, das mit der gröfseren Seitenzahl den gröfseren Umfang und Inhalt; und von zwei regelm. Vielecken, welche *um* denselben Kreis beschrieben sind, das mit der gröfseren Seitenzahl den kleineren Umfang und Inhalt habe. Die Lehrsätze §. 208 erinnern wir uns noch in keinem Lehrb. der Plan. gelesen zu haben. Es sind folgende: 1) Ist ein Vieleck um einen Kreis beschrieben, so ist der Inhalt desselben gleich dem halben Product aus dem Radius des Kreises und dem Umfange des Vielecks. 2) Der Inhalt eines jeden Dreieckes ist gleich dem Product der drei Seiten dividirt durch den vierfachen Radius des umschriebenen Kreises. 3) Der Inhalt eines Vierecks, um welches sich ein Kreis beschreiben läfst, ist gleich dem Producte aus den drei Diagonalen, welche man möglicher Weise erhält, wenn man die Seiten verschieden anordnet, dividirt durch den einfachen Radius des Kreises. Der *dritte* Band, welcher die Trigonometrie enthält, erschien zuerst als Abhandlung zu einem Programme; später vermehrte sie der Vf. nur durch einige Zusätze, ohne sie im Wesentlichen zu verändern. Sie zerfällt in drei Haupttheile, wovon der erste die Goniometrie, der zweite die ebene Polygonometrie, und der dritte die sphärische Trigonometrie enthält. Der Vf. geht in dem ersten Theile einen eigenen Gang. Er erklärt nämlich zuerst die goniometrischen Functionen, beschränkt sie aber anfangs ausdrücklich aus spitze Winkel, indem er sagt: „die sechs Verhältnisse zwischen den Seiten eines rechtwinklichen Dreieckes nennt man auch die goniometrischen Functionen der beiden spitzen Winkel an der Hypotenuse des Dreiecks." Dann sagt er §. 19: „Unter dem *Sinus* und *Cosinus* eines hohlen, nicht spitzen Winkels versteht man den Ausdruck, welcher erhalten wird, wenn man den hohlen Winkel in zwei spitze theilt, und dann die Summenformeln [nämlich $\sin.(x+y) = \sin x \cos y + \cos x \sin y$, und $\cos.(x+y) = \cos x \cos y - \sin x \sin y$] anwendet." Dann gelangt er zu dem allgemeinen Satze: „Unter dem *Sinus* und *Cosinus* eines beliebigen, nicht spitzen, Winkels versteht man den Ausdruck, welcher durch ganz allgemeine Anwendung jener Summenformeln hervorgeht, und für die Quotienten $\frac{\sin x}{\cos x}$ und $\frac{\cos x}{\sin x}$, in denen x *einen ganz beliebigen Winkel* vorstellt, setzt man auch in Uebereinstimmung mit früheren Formeln die besonderen Zeichen: $\tang x$ und $\cotg x$. Gelegentlich erscheint dann in §. 35 die sonst gewöhnliche Darstellung jener trigonometrischen Hülfsgröfsen vermittelst des Kreises. Dann bemerkt der Vf., dafs bei den bisherigen Entwickelungen immer vorausgesetzt worden sey, dafs die Ausdrücke, denen man die Zeichen *sin. cos. tang. cotg.* vorsetze, Winkelmaafse, also absolute Zahlen bezeichnen, indem es, wie auch immer die Winkeleinheit angenommen werden möge, keinen Winkel geben könne, dessen Maafs anders, als durch eine absolute Zahl auszudrücken wäre. Unter dieser Voraussetzung seyen insbesondere die Gleichungen

(IV) $\sin x^2 + \cos x^2 = 1$

(VIII) $\sin(x+y) = \sin x \cos y + \cos x \sin y$

(IX) $\cos(x+y) = \cos x \cos y - \sin x \sin y$

(XIV) $\sin(x-y) = \sin x \cos y - \cos x \sin y$

(XV) $\cos(x-y) = \cos x \cos y + \sin x \sin y$

für alle möglichen Fälle erwiesen worden; — bei den Differenzformeln (XIV) und (XV) finde jedoch die Beschränkung statt, dafs der Minuendus x gröfser seyn müsse, als der Subtrahendus y. So lange nun die Differenz $x-y$ wieder das Maafs eines Winkels vorstelle, werde diese Bedingung allerdings erfüllt seyn; allein bei der Anwendung jener Formeln in allgemeinen Untersuchungen lasse sich oft nicht im voraus darüber entscheiden, ob $x > y$ sey, oder nicht. Um nun in diesem Falle nicht überhaupt auf die Anwendbarkeit der gedachten Formeln verzichten zu müssen, oder wenigstens lästige Unterscheidungen und ermüdende Weitläuftigkeiten zu vermeiden, sey es nöthig, die Bedeutung der goniometrischen Functionen für ganz beliebige Differenzen zwischen absoluten Zahlen (Winkelmafsen) zu erweitern und die für das Operiren mit den neuen Functionen stattfindenden Regeln aufzusuchen. Diefs bildet nun den Gegenstand der nächstfolgenden Sätze. Wenn wir nun auch keinesweges der Meinung sind, dafs auf diesem Wege allein Heil zu finden sey, sondern vielmehr glauben, dafs die Darstellungsweise, die vom Kreise ausgeht, auch ihre eigenthümlichen Vorzüge habe; so wollen wir doch gern zugestehn, dafs die Methode des Vfs. eine gute ist, und sich namentlich durch Fafslichkeit auszeichnet. Angehängt ist noch eine Tafel der Sinus und Tangenten von 10 zu 10 Minuten für alle Winkel zwischen 0 und 90°, so wie eine andere für die Declination der Sonne im wahren Mittage des Berliner Meridians für das Jahr 1834. Den Schlufs machen allgemeine trigonometrische Aufgaben. Wir können das Buch den Gelehrtenschulen angelegentlichst empfehlen, geben aber dem Vf., für eine gewifs bald erscheinende zweite Auflage, zu bedenken, ob er es nicht für gerathen halte, die Darstellungsweise des ersten Bandes etwa weni-

niger abstract halten zu wollen. Die in der Note mitgetheilte Bemerkung, wodurch der Vf. den Tadel in dieser Hinsicht zurückzuweisen sucht, beweist fast etwas zu viel. Die beiden ersten Theile zeichnen sich durch Druck und Papier aus, der letzte Theil ist desto stiefmütterlicher ausgestattet, was er wahrlich in keiner Hinsicht verdient hat. Dafs aber sogar das Format desselben so unverhältnifsmäfsig klein geworden ist, ist immer ein Uebelstand.

M.

MEDICIN.

Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Der Schiefstand der Zähne*, dessen Ursachen und Abhülfe nach einer neuen, sichern und schmerzlosen Heilmethode von *Friedrich Christoph Kneisel*, Leibzahnarzt Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preufsen. Mit 8 Steindrucktafeln. 1836. 22 S. gr. 4. (Pr. 2 Rthlr.)

Auch in französischer Sprache mit dem Titel:

Position irrégulière des dents, ses causes et la manière d'y remédier d'après une méthode nouvelle, sûre et sans douleur par *F. Ch. Kneisel* etc.

Der Vf. dieser kleinen in *fünf* Abschnitte getheilten Schrift, sucht in der Einleitung zu derselben den Einflufs regelwidriger Stellung der Zähne auf die Physiognomie, somit auf die Schönheit des Gesichtes, und die Functionen des Mundes andeutungsweise darzulegen und giebt als den Zweck seines Werkes an: theils die Aufmerksamkeit der Eltern auf diese Deformität bei ihren Kindern zu richten, um eine zeitgemäfse Abhülfe zu veranlassen, theils den Dentisten seine Methode zur Nachahmung zu empfehlen. Der *erste* Abschnitt handelt von dem *Schiefstand der Zähne im Allgemeinen*, zu dessen richtiger Würdigung von Seiten der Nichtärzte, zunächst die regelmäfsige Stellung der Zähne kurz auseinandergesetzt wird, worauf eine Erklärung dessen was man Schiefstand der Zähne nennt, folgt. Es werden zwei Gruppen unterschieden: A. *Allgemeiner Schiefstand* 1) Hervorragung der obern Zahnreihe, bei übrigens normalen Bau, vor der untern. Taf. III. fig. 3—6. — 2) Hervorragung der untern vor der obern. Taf. III. fig. 7 — 9. 3) Ganz senkrechte Stellung beider Zahnreihen auf einander. Taf. IV. fig. 10 — 12. 4) Schiefstehn beider Zahnreihen nach aufsen oder nach innen. Taf. IV. fig. 13 — 14. — B. *Theilweiser Schiefstand.* 1) Ausbeugung einzelner Zähne ganz aus der Reihe und Ordnung. Taf. IV. fig. 15. 16. 2) Theilweise Ausbeugung übrigens normal stehender Zähne nach vorn oder hinten. Taf. V. fig. 17 — 20. — 3) Umgedrehtseyn einzelner Zähne. Taf. V. fig. 21. 22. — 4) Buchtenartige Ein- und Ausbeugungen der Zahnreihen. Taf. VI. fig. 23. 24. — Der *zweite* Abschn. untersucht die *Ursachen des Schiefstandes der Zähne und deren Begegnung*. Besonders gehört hierher abnorme Kieferbildung, vorzüglich am Alveolarfortsatze; sie kann angeboren oder acquirirt seyn durch Saugen an harten Brüsten mit kleinen Warzen, unzweckmäfsig geformten Trinkgefäfsen u. s. w. Ob das Reichen zu kleiner Bissen von Brod u. s. w. als Ursach gelten kann, möchte Ref. noch bezweifeln, vielmehr ist die zu grofse Quantität zäher Körper, wo die Kinder nicht abbeifsen können, vielmehr mit Gewalt abreifsen müssen, eher dazu geeignet Vorwärtsbeugung zu veranlassen. Schlechte Behandlung während des Zahnwechsels ist ohne Zweifel die häufigste Veranlassung. Taf. VI. fig. 25 — 30. — Im *dritten* Abschnitt bestimmt der Vf. das *Lebensalter, in welchem das Richten schiefstehender Zähne ausgeführt werden kann*, nämlich zwischen dem achten bis sechszehnten Jahre, nachdem ungefähr der zu richtende Zahn 2 Jahr gestanden hat. Uebrigens steht dieser Abschnitt nicht in logischer Folge, da man erst wissen mufs worin das Richten der Zähne besteht, ehe man den Zeitpunkt dafür bestimmen kann. Der Vf. scheint dies auch zum Theil gefühlt zu haben, indem er eine Erklärung dessen, was man Richtung der Zähne nennt, vorausschickt. Es gehören hierzu Taf. VII. fig. 31 — 37. Im *vierten* Abschnitt liefert der Vf. eine kurze Uebersicht der ältern Methoden zum Richten schief stehender Zähne, welche im Ganzen auf Luxation und Druck hinauslaufen. Der *fünfte* Abschnitt giebt die *neue Methode des Verfassers*. Sie besteht in der Anwendung einer mit einer Feder von vierzehnlöthigem Golde versehenen, silbernen oder goldenen Kapsel, welche beim Richten der obern Vorderzähne auf die entgegengesetzten untern, beim Richten der letztern auf die erstern gelagert und befestigt wird. In der Anfertigung der Kapsel besteht das Wesentlichste dieser neuen Methode und wir überlassen dem Leser die nähere Kenntnifsnahme davon. Es gehören hierzu Taf. VII. fig. 39 — 41 und Taf. VIII. fig. 42 — 45. Bei Kindern von 8 — 9 Jahren erfolgt Heilung in 6, bei 9 bis 10jährigen in 12, bei 10 — 13jährigen in 36 Tagen und bei 13 — 16jährigen in 6 — 8 Wochen, auf eine völlig schmerzlose Weise. Zum Schlufs wird ein Zeugnifs der erprobten Wirksamkeit dieser Methode von *Rust*, *Kluge*, *Eck* und *Albers* (nicht *Albert* wie im deutschen Text steht) angeführt. Druck und Papier, wie das Werkchen selbst verdienen alle Empfehlung, welches für *Nichtärzte* freilich etwas theuer ist, da die beigegebenen netten Lithographieen, mit Ausnahme der beiden ersten Tafeln, welche ein krankes und geheiltes Subjekt darstellen, für diese im Ganzen nur von wenig Interesse seyn können. Der Dentist dürfte wohl seine Rechnung dabei finden.

β.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

MATHEMATIK.

Coblenz, b. Hölscher: *Ausführliches Lehrbuch der Algebra, von den ersten Elementen bis zur Analysis oder der Lehre von den Functionen*, für Gymnasien und höhere Lehranstalten. Nach einem neuen Plane bearbeitet von *J. Jos. Caspari*. XI u. 562 S. 1836. gr. 8. (2 Thl. 4 gGr.).

Der Vf. beabsichtigte, laut der Vorrede, durch gegenwärtiges Lehrbuch der Algebra ein Lehrgebäude aufzustellen, welches eine streng mathematische und wissenschaftlich geordnete Theorie mit dem practischen Mechanismus (?) verbände. Hr. C. ist nämlich der Meinung, es mangele an Werken, in denen sich die gesammte Theorie mit wissenschaftlicher Strenge durchgeführt finde, ja man werde selbst in den neuesten hierhin gehörigen Werken, wenn man z. B. die Lehre von den Potenzen betrachte, nur sehr selten eine richtige Definition, geschweige denn eine streng mathematische Behandlung der bezüglichen Lehrsätze antreffen. Ebenso mangele es fast allenthalben an der Einfachheit, Klarheit und Vollständigkeit der Beweise der Lehrsätze über die Combinationslehre, über die besonderen Eigenschaften der Zahlen und Potenzen u. dgl. Gleichzeitig hatte der Vf. auch zur Absicht, den Schüler auf eine vollständige Weise zu den höheren mathematischen Studien, wie sie auf Universitäten, Militär- und Bau-Academien gelehrt werden, vorzubereiten, und defshalb war es nöthig, manche Sätze aufzunehmen, die man „in vielen Büchern zerstreut, ja in manchen selbst neueren Werken nicht einmal berührt antreffen wird." Man sieht, der Vf. will Bedeutendes leisten, aber je stärker seine Ansprüche sind, desto gröfser werden auch die Forderungen seyn dürfen, die wir an sein Werk machen können. Sehen wir, ob er ihnen genügt. Da ist es denn gleich von vorn herein wohl auffallend, in einem Buche, welches so durchaus vollständig seyn will, zwei Lehren zu vermissen, die man sonst so selten nicht findet. Es fehlt nämlich, obwohl der Vf. die Combinationstheorie aufgenommen hat, der binomische Lehrsatz, und es fehlen die Kettenbrüche. Beides durfte in einem solchen Lehrbuche nicht fehlen. Abgesehn aber davon gehört das Werk zu den besseren, wenn wir gleich ihm noch manche andere, z. B. Creizenachs Lehrbuch der Algebra bei weitem vorziehen. Der Vf. hat manches Neue und Eigenthümliche, aber nicht alles Neue ist darum das Beste. Das Zeugnifs indessen können wir dem Vf. nicht versagen, dafs in dem Buche ein wissenschaftlicher Geist waltet, und einzelne Partieen recht gelungen zu nennen sind. In der Regel ist jede Lehre in zwei Theile, einen theoretischen und einen practischen getheilt, deren letzterer dazu bestimmt ist, das eben Gelernte gehörig einzuüben. Wir geben nun eine Uebersicht des Inhaltes und knüpfen daran die Bemerkungen, die wir über die Behandlung der einzelnen Lehren zu machen haben. Voran geht eine Einleitung, welche allgemeine Vorbegriffe, die üblichen Benennungen und Bezeichnungen, sowie die Vorbegriffe, die verschiedenen Verknüpfungsarten der Zahlen betreffend, enthält. Ungenügend findet Rec. hier die Erklärungen einer Aufgabe und eines Lehrsatzes. Der Vf. sagt nämlich: „Aufgaben sind Sätze, welche die Verrichtung einer Handlung, oder die Darstellung einer Gröfse verlangen." Hier war namentlich darauf aufmerksam zu machen, wie sich die Aufgabe von der Forderung unterscheide, wie jene noch eine Auflösung und einen Beweis für die Richtigkeit der Auflösung verlange. Eben so ungenügend ist es, wenn es heifst: „Lehrsätze sind Wahrheiten, die aus einem oder mehreren Grundsätzen hergeleitet werden. Wenn der Vf. bei der Erklärung des Wesens der Buchstabenrechnung sagt: „unter den Buchstaben, deren man sich hier bedient, kann man sich jede beliebige Zahl denken," so war noch hinzuzufügen, dafs aber der einmal gedachte Zahlenwerth in derselben Rechnung stets derselbe bleiben müsse. Eigenthümlich ist, die Eintheilungsweise der Elementar-Arithmetik, wenn der Vf. sagt: „hieraus ergeben sich folgende drei Abschnitte der Elementararithmetik: I. von den Summen und Differenzen, II. von den Producten und Quotienten, III. von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen. An diese drei Abschnitte reihen sich noch zwei andere, in denen keine besonderen Rechnungsoperationen mehr vorkommen, sondern nur Anwendungen der in den drei ersten Abschnitten entwickelten Sätze; und zwar enthält der vierte Abschnitt die Lehre von den Verhältnissen, Proportionen und Progressionen, und der fünfte Abschnitt die Combinationslehre. Der vierte und fünfte Abschnitt bilden, mit Ausnahme der Verhältnifs- und Proportionslehre, den Uebergang von der Elementararithmetik zur Analysis, und gehören, wenn man eine scharfe Grenzlinie ziehen will, durchaus in das Gebiet der letztern, werden aber ihrer practischen Wichtigkeit wegen häufig in das Gebiet der Elemente hinübergezogen." Arithmetik, erster Theil: Elementararithmetik. Erste Hauptabtheilung: die Buchstabenrechnung. Abschn. I.: von den Sum-

Summen und Differenzen. Die Behandlungsweise der entgegengesetzten Grösen verdient Lob. Einer Schwierigkeit, die sich hier häufig dem Schüler aufdringt, begegnet der Vf. auf eine zweckmäfsige Weise, wenn er sagt: „Die Vergröfserung und Verkleinerung negativer Gröfsen kann in zweifacher Art gedacht werden. Eine negative Gröfse z. B. (— 7) kann vergröfsert und verkleinert werden im Sinne der negativen Gröfsen, und auch im Sinne der positiven. So z. B. ist (— 9) eine Vergröfserung von (— 7) im Sinne der negativen Gröfsen, dagegen (— 6) eine Vergröfserung von (— 7) im Sinne der positiven Gröfsen. Denn um aus der Zahl (— 7) die Zahl (— 9) zu erhalten, mufs ich der Zahl (— 7) zwei negative Einheiten zusetzen. Um aber aus der Zahl (— 7) die Zahl (— 6) zu erhalten, mufs ich zu der Zahl (— 7) eine positive Einheit, d. i. (+ 1) addiren, wodurch ich offenbar die Zahl (— 6) erhalte" u. s. w. Abschnitt 2.: von den Producten und Quotienten. Eigenthümlich ist es dem Vf., von den widerstreitenden Gröfsen im Sinne der Multiplication zu sprechen (nachdem er früher, wie gewöhnlich, positive und negative Gröfsen widerstreitend im Sinne der Addition genannt hat). Er sagt nämlich so: „Die widerstreitenden Gröfsen im Sinne der Multiplication müssen, nach der Erklärung widerstreitender Gröfsen überhaupt, so beschaffen seyn, dafs durch die Multiplication mit der einen, eine schon geschehene oder blos als geschehen gedachte Multiplication mit der andern wieder aufgehoben wird, so dafs es einerlei ist, ob man mit beiden, oder mit keiner von beiden multiplicirt." So nennt denn Hr. C. a und $\frac{1}{a}$ widerstreitende Gröfsen im Sinne der Multiplication, und es ist nicht zu leugnen, dafs er mit Gewandtheit und Scharfsinn diese Ansicht später durchführt. Dafs für die Multiplication und Division gleiche Vorzeichen +, ungleiche — geben, ist zwar bemerkt, aber der Beweis mit den Worten abgefertigt: „Die Beweise der acht in der Behauptung aufgesten Fälle ergeben sich sehr leicht aus den blofsen Begriffen der Multiplication und Division." Rec. billigt das keinesweges, denn es möchten wohl nur der Schüler wenige seyn, die im Stande wären, diese Beweise aus jenen Begriffen so ohne Weiteres abzuleiten. Bei der Division der Buchstabengröfsen hätte bei dem Falle, wo Divisor und Dividendus aus mehreren Theilen bestehn, darauf aufmerksam gemacht werden müssen, dafs man, wenn man zweckmäfsig rechnen wolle, wohl thue, zuerst in das höchste Glied des Dividendus, d. h. in dasjenige, in welchem dieselbe Buchstabengröfse als Factor am öftersten wiederholt vorkommt, hineinzudividiren. Den in den meisten Lehrbüchern ziemlich künstlich gebildeten Beweis für den Lehrsatz, dafs, wenn zwei Zahlen a und b durch eine Primzahl p beide nicht theilbar sind, dann auch ihr Product $a.b$ durch p nicht theilbar sey, führt der Vf. sehr einfach, und, wie es uns scheint, mit genügender Strenge so: „Denn wäre $a.b$ durch p theilbar, so müfste entweder der Factor p in einer der Zahlen a oder b schon vorkommen, oder der Factor p müfste bei der Multiplication von a mit b durch Zusammentreten von kleineren Factoren entstanden seyn; ersteres ist aber gegen die Voraussetzung, weil sowohl a als b nicht durch p theilbar, und letzteres ist unmöglich, weil p eine Primzahl; folglich ist das Product $a.b$ durch p nicht theilbar." Abschnitt 3.: von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen. Erste Abth.: von den Potenzen und Wurzeln. Theoretischer Theil. Erstes Capitel: von den Potenzen. Der Vf. sucht hier allen Schwierigkeiten, die sich später durch negative und gebrochene Exponenten etwa bieten könnten, gleich von vorn herein durch die Erklärung des Begriffs Potenz entgegenzutreten. Er sagt nämlich: „Unter einer Potenz a^p versteht man eine Zahl, die aus der Zahl a, Wurzel u. s. w. genannt, auf dem Wege der Multiplication, d. h. durch Setzen und Verknüpfen von Factoren, ebenso erzeugt wird, wie die Zahl p, Exponent genannt, aus der Einheit auf dem Wege der Addition, d. h. durch Setzen und Verknüpfen von Theilen, gebildet wurde." Es ist wahr, diese Erklärung leistet dem Vf. gute Dienste, aber dennoch gefällt sie uns nicht recht, da man eigentlich nicht sieht, wie eine Potenz entsteht, sondern nur, wie eine einmal vorhandene erklärt werden könne. Wie der Satz: „Das Quadrat der Summe zweier Zahlen ist gleich der Summe der Quadrate dieser Zahlen, mehr dem doppelten Producte aus diesen Zahlen" ein Zusatz sey zu dem Lehrsatze: „Sind die Exponenten ganze positive Zahlen, so sind die zu ihnen gehörigen Potenzen jedesmal Producte aus so vielen der Grundzahl gleichen Factoren, als der Exponent Einheiten enthält," vermögen wir nicht wohl einzusehn. Aus dem schon oben angegebenen Grunde hat die Erklärung der Potenz $a^{\frac{p}{q}}$, die der Vf. giebt, unseren Beifall nicht. Er sagt nämlich: „Jede Potenz $a^{\frac{p}{q}}$, mit einem gebrochenen positiven Exponenten erhält man, wenn man die Grundzahl a in so viele gleiche Factoren zerlegt, als der Nenner q des Exponenten Einheiten enthält, und ein Product aus so vielen dieser Factoren bildet, als der Zähler p des Exponenten Einheiten hat. Beweis. Der Exponent $\frac{p}{q}$ entsteht auf dem Wege der Addition aus der Einheit, indem ich die Einheit in q gleiche Theile zerlege, p dieser Theile hinsetze und sie zu einander addire. Also mufs ich, um die Potenz $a^{\frac{p}{q}}$ zu erzeugen, nach dem von der Potenz gegebenen allgemeinen Begriffe, die Zahl a in q gleiche Factoren zerlegen, (d. h. in q gleiche Zahlen von der Beschaffenheit zerfällen, dafs, wenn sie mit einander multiplicirt würden, die Zahl a wieder zum Vorschein käme) p dieser Factoren hinsetzen, und sie alle mit einander multipliciren." Die Lehre von den besonderen Eigenschaften der Zahlen in Beziehung auf ihre Potenzen ist reichhaltiger und besser zusammengestellt, als man sie in den

den meisten Lehrbüchern findet. Der Vf. giebt hier 8 Lehrsätze, woraus er denn noch mehrere wichtige Zusätze folgert. Nämlich 1) sind zwei Differenzen $a - b$, sowie $e - g$, durch c theilbar, so ist auch die Differenz $(a \cdot e - b \cdot g)$ zwischen dem Producte der Minuenden und dem der Subtrahenden durch c theilbar. 2) Ist c eine relative Primzahl gegen a und b, und sowohl $a - b$, als auch $a \cdot e - b \cdot g$ durch c theilbar, so ist es auch $e - g$. 3) Das Product zweier Zahlen ist gleich dem vierten Theile von der Differenz zwischen dem Quadrate der Summe beider Zahlen und dem Qudrate ihres Unterschiedes, d. h. es ist $p \cdot q = \frac{(p+q)^2 - (p-q)^2}{4}$. 4) Wenn a eine ganze Zahl ist, so ist immer $a^2 - a$ und $a^2 + a$ durch 2, aber $a^3 - a$ durch 6 theilbar. 5) Lassen die Zahlen A und B, wenn sie einzeln durch m dividirt werden, die Reste R, R', so ist der Rest der Division $A \cdot B : m$ derselbe, als der von $R \cdot R' : m$. 6) Ist c eine Primzahl, und a eine beliebige aber durch c nicht theilbare Zahl, so ist der Rest, welchen die Potenz a^{c-1} durch c dividirt, läſst, der Einheit gleich. 7) Ist d eine positive Zahl, so beschaffen, daſs es keinen kleinern Exponenten als d giebt, welcher, für die gegebene Zahl a, $a^d - 1$ durch c theilbar macht, und ist auſserdem auch für den Exponenten e, $a^e - 1$ durch c theilbar, so ist e durch d theilbar. 8) Sind a und b absolute oder relative Primzahlen, so kann für jede beliebige Zahl gleich m die Potenz $\left(\frac{a}{b}\right)^m$ nie eine ganze Zahl werden. Capitel 2.: von den Wurzeln. Der practische Theil, der nun folgt, enthält die Anwendung der Lehre von den Potenzen und Wurzeln auf die Zahlsysteme, den Mechanismus der vier Grundoperationen des Zifferrechnens, die Decimalbrüche, und die Ausziehung der Quadrat- und Cubicwurzel aus Zahlen und zusammengesetzten Buchstaben-Ausdrücken. Bei der Verwandlung der gemeinen Brüche in Decimalbrüche hat die Sucht, recht consequent zu erscheinen, den Vf. zu einer Auflösungsweise geführt, die zum wenigsten gesagt, dem Anfänger etwas künstlich erscheinen möchte. Er sagt nämlich: „Gesetzt, man habe den Bruch $\frac{a}{b}$ in einen Decimalbruch zu verwandeln, so multiplicire man den Zähler a dieses Bruches mit einer beliebig gewählten Potenz (10^m) von 10, und dividire dieses Product durch den Nenner b, lasse den letzten Rest, wenn die Division nicht aufgehn sollte, weg, und gebe dieser durch die Division gefundenen ganzen Zahl die Potenz 10^m zum Nenner, so erscheint der anfängliche Bruch $\frac{a}{b}$ nun als Decimalbruch ausgedrückt." Recht hat der Vf., und allgemein ist der Beweis gewiſs, aber er konnte, wie wir glauben, dem Lernenden die Sache erleichtern, wenn er diese Verwandlung auf die Lehre von der Division der Decimalbrüche folgen lieſs, und sie dann nur als eine Ausführung der durch den Theilungsstrich des Bruches angedeuteten Division betrachten lehrte. Die Aufgabe, Decimalbrüche in einander zu dividiren, löst der Vf. so, daſs er sagt: „man mache die gegebenen Decimalbrüche gleichnamig, lasse alsdann die Decimalbrüche weg, und dividire die dadurch entstehenden ganzen Zahlen in einander." Wer wird wohl z. B. 0,0004986 durch 4,2 auf diese Weise dividiren, daſs man den Divisor in 4,2000000 verwandelte und nun die Division vornähme? Bei der Ausziehung der Quadratwurzel hatte der Vf. eine Hauptsache vergessen. Unserer Meinung nach muſs diese Lehre darauf gebaut werden, daſs man zeigt, wie $(a+b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ sey, und wie sich also diese einzelnen Theile in jedem Quadrate einer zweitheiligen Wurzel wiederfinden müssen. Der Vf. hat dies unterlassen, und nur am Ende des Buches Einiges davon nachgetragen. Wir können daher die Behandlung dieser Lehre nicht gelungen nennen. Dasselbe gilt auch von der Ausziehung der Cubikwurzel. Bei beiden Operationen hat übrigens auch der Vf. zwar auf den Fall aufmerksam gemacht, wo man, wenn a den ersten, b den zweiten Theil der Wurzel bedeutet, b zu groſs zu nehmen versucht seyn könnte; den ungleich schwierigeren aber, wo b zu klein genommen ist, hat er übergangen. Es war leicht zu zeigen, woran der Rechnende einen solchen Fehler sogleich erkennen könne. Lob verdient dagegen die Angabe zweier kürzerer Methoden, die Cubikwurzel aus jeder vollständigen Cubikzahl zu finden. Zweite Abtheilung: von den Logarithmen. Diese Lehre ist am dürftigsten behandelt worden, und man vermiſst Manches, was hier nicht fehlen durfte. Von hyperbolischen Logarithmen, und ihrer Verwandlung in Logarithmen zu einer gegebenen Basis, z. B. in Briggische, ist kein Wort gesagt. Auch war wenigstens an einem Beispiele zu zeigen, wie man den Logarithmus einer etwa zwischen 1 und 10 liegenden ganzen Zahl, vermittelst der Bildung des geometrischen Mittels aus den Zahlen und des arithmetischen aus den Exponenten, näherungsweise berechnen kann. — Abschn. 4.: von den Verhältnissen, Proportionen und Progressionen. Wenn der Vf. hier S. 228 sagt: „Zusatz 1 giebt zugleich ein Mittel an die Hand, jedes gegebene geometrische Verhältniſs, worin eins der beiden Glieder, oder beide zusammen echte oder unechte Brüche sind, durch zwei ganze Zahlen auszudrücken, indem man nur beide Glieder mit ihrem Hauptnenner multiplicirt;" so ist das zwar wahr, man vermiſst aber die Angabe, daſs auf diese Weise das gegebene Verhältniſs durch die kleinsten ganzen Zahlen ausgedrückt werde, wenn man mit dem kleinsten Hauptnenner multiplicire, falls nämlich die Zähler Primzahlen zu einander sind; daſs man dagegen, wenn dies nicht der Fall ist, erst noch mit ihrem gröſsten gemeinschaftlichen Maaſse zu dividiren habe. Wie der Satz: „aus jeden zwei gleichen Quotienten oder Brüchen kann man eine geometrische Proportion bilden," ein Zusatz seyn könne zu dem

dem Lehrsatze, dafs in jeder Proportion das Product der äufseren Glieder gleich dem Producte der mittleren sey, ist uns nicht klar. Gleich darauf folgt der umgekehrte Lehrsatz: „ist das Product zweier Zahlen gleich dem Producte zweier anderen, so bilden diese vier Zahlen eine geometrische Proportion, wofern sie so geordnet werden, dafs u. s. w. Hier war zu zeigen, dafs man, je nachdem man bei dem Beweise mit einem anderen Producte dividirt (zwischen vieren hat man bekanntlich die Wahl), vier verschiedene Proportionen erhalte. Den practischen Theil zu der Lehre von den Proportionen hat der Vf. nicht gegeben, ohne sich über den Grund dazu zu erklären. Zu den Progressionen ist aber ein solcher practischer Theil vorhanden, welcher „die Anwendung der Sätze über die Progressionen zur Auffindung ihrer einzelnen Elemente aus hinlänglich gegebenen Bestimmungen" enthält. — Abschnitt 5.: die Combinationslehre. — Zweite Hauptabtheilung: Theorie der Gleichungen. Sie zerfällt in sechs Abtheilungen, wovon die erste die Auflösung der Gleichungen des ersten, zweiten, dritten und vierten Grades enthält. Zu der Aufgabe, eine gegebene einfache Gleichung mit zwei und mehreren Unbekannten aufzulösen, giebt der Vf. aufser den drei bekannten Methoden durch Substitution, Combination und Elimination (der letzte Ausdruck ist wohl nicht ganz passend, da bei allen dreien eliminirt wird), oder der sogenannten Englischen, noch eine vierte, die er die Französische Methode nennt. Er sagt nämlich: „Man multiplicire eine beliebige der beiden gegebenen Gleichungen mit einem unbestimmten Ausdrucke m, addire diese neue Gleichung zur andern, und bedinge den noch unbestimmten Werth von m so, dafs der Coëfficient einer der beiden Unbekannten gleich Null wird; hierdurch verschwindet aber mit dem Coëfficienten zugleich auch die zugehörige Unbekannte aus der Gleichung, wodurch man aber offenbar eine Gleichung erhält, in der nur eine einzige Unbekannte vorkommt. Multiplicirt man z. B. die erste Gleichung mit m, (gegeben sind die Gleichungen 1, $a . y + b . x = c$, und 2, $a' . y + b' . x = c'$) und addirt die dadurch resultirende Gleichung zur zweiten, so erhält man: $(a . m + a') . y + (b . m + b') . x = cm + c'$. Hier wird x gefunden, wenn man m so bestimmt, dafs der Coëfficient von y, oder $a . m + a' = o$ wird, woraus aber $m = -\frac{a'}{a}$ hervorgeht. Ebenso findet man y, wenn man den Coëfficienten von x, nämlich $b . m + b' = o$ setzt, woraus alsdann $m = -\frac{b'}{b}$ folgt. Im ersten Falle erhält man die Gleichung:

$$\left[b . \left(-\frac{a'}{a}\right) + b'\right] . x = c . \left(-\frac{a'}{a}\right) + c', \text{ oder}$$

(A) $(a . b' - a' . b) . x = a . c' - a' . c$. Im zweiten Falle

$$\left[a . \left(-\frac{b'}{b}\right) + a'\right] . y = c . \left(-\frac{b'}{b}\right) + c', \text{ oder}$$

(B) $(a' . b - a . b') . y = b . c' - b' . c$. Aus der Gleichung (A) ergiebt sich aber:

$$x = \frac{a . c' - a' . c}{a . b' - a' . b} = \frac{a' . c - a . c'}{a' . b - a . b'}.$$

Aus der Gleichung (B):

$$y = \frac{b . c' - b' . c}{a' . b - a . b'} = \frac{b' . c - b . c'}{a . b' - a' . b}."$$

Abtheil. 2.: Auflösung bestimmter Aufgaben, welche zu algebraischen Gleichungen des 1sten, 2ten, 3ten und 4ten Grades führen. Abtheil. 3.: Auflösung bestimmter Aufgaben aus der höheren Zins-, Renten- und Productionsrechnung. Abtheil. 4.: Auflösung bestimmter Aufgaben über die Permutationen, Combinationen und Variationen. Abtheil. 5.: Anwendung der Progressionen; die höheren arithmetischen Reihen, und Auflösung bestimmter Aufgaben über dieselben. Abtheil. 6.: Auflösung unbestimmter oder diophantischer Aufgaben. Diese Abtheilung hat uns nicht befriedigt; eines häufig vortrefflichen Hülfsmittels, nämlich der Kettenbrüche, konnte sich freilich der Vf. nicht bedienen, weil er nicht für gut gefunden hatte, sie vorher zu lehren. In dem Inhaltsverzeichnisse, was wir noch lange nicht in allen seinen Rubriken aufgenommen haben, sich zurecht zu finden, ist wahrlich keine geringe Kunst. Wir erinnern uns nicht, ein ähnliches gesehen zu haben. Papier und Druck könnten weit besser seyn.

M.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HILDBURGHAUSEN, in d. Kesselring. Buchh.: *Christliche Hauspostille, oder Predigten über vorzüglich wichtige Abschnitte der Bibel zum Vorlesen in Filialkirchen und zur häuslichen Erbauung*, von M. *J. S. Grobe*, königl. baier. Distriktsschulen-Inspector und Oberpfarrer zu Tann. 1834. VIII u. 246 S. in 4. (1 Thl. 16 gGr.).

Dasselbe Lob, welches den im Jahre 1824 und im J. 1830 von dem Vf. herausgegebenen Postillen über die Sonntags- und Feiertags-Evangelien und Episteln zu Theil geworden ist, gebührt auch dieser Hauspostille, die Predigten über wichtige Abschnitte der h. Schrift, wie über 1 Mos. 45, 3—13. 37, 1—20. 1 Sam. 22, 5—23. c. 24. Luc. 3, 1—4. 15—18. 9, 57—62. Marc. 6, 17—29 u. s. w. enthält. Alles Dargebotene ist gute, gesunde Nahrung für Landgemeinden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften, welche zur Secularfeier der Universität Göttingen erschienen sind.

1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Almanach zur hundertjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta.* Herausg. von *Dr. H. F. Schumacher.* 1837. 188 S. 8. mit artistischen Beilagen.

2) *Ebendas.*, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Zur hundertjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta zu Göttingen.* Ein chronologisches Verzeichniſs sämmtlicher Lehrer der Universität seit ihrer Stiftung im Jahre 1734, verfertigt von *Philipp Friedrich Conradi*, nebst einigen Beilagen. 1837. 15 S. 4.

3) *Ebendas.*, b. Neuburg: *Festgabe zur Säcular-Feier der Universität Göttingen.* 1837. 36 S. 8.

4) *Ebendas.*, gedr. b. Seemann: *Feierkranz als Andenken an das hundertjährige Jubel-Fest der Georgia Augusta*, von *Z. R.* u. *F. M.* 1837. 28 S. 8.

5) *Ebendas.*, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Die Botschaft aus Elysium*, an alle Freunde und Genossen der Georgia Augusta, bei deren erster Säcularfeier am 17. September 1837 von *Isidorus.* 1837. 61 S. 8.

6) *Ebendas.*, gedr. b. Huth: *Festgesang zur hundertjährigen Jubelfeier der hohen Georgia Augusta* am 17. 18. u. 19. September 1837. Dargebracht von ihren sämmtlichen Studirenden. 14 S. 8.

7) *Ebendas.*, b. Dieterich: *Georgia Augusta.* 1837. 5 Blätter Queerfolio.

8) *Ebendas.*, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Der Universität Georgia Augusta die Muse am Jubelfeste der hundertjährigen Einweihung* am 17. Sept. 1837. Von *Wilhelm Mejer.* 15 S. 4.

9) *Ebendas.*, mit Dieterich. Schrift.: *Academiae Georgiae Augustae inaugurationis sacra saecularia* religioso et solemni ritu publica cum gratulatione celebranda in dies XVII. XVIII. XIX. Septembris hujus anni MDCCCXXXVII. rite indicunt et omnes, quotquot academiae huic et literis favent, ad societatem laetitiae suae observanter et officiose invitant Prorector *Fridericus Bergmann* Dr. et senatus academicus. 49 S. 4.

10) *Ebendas.*: *Carmen saeculare* in sacris solemnibus ab academia Georgia Augusta exacto primo post dedicationem saeculo a. d. XVII. Sept. ann. CIƆIƆCCCVII. rite celebrandis publica auctoritate editum. 11 S. Fol.

11) *Ebendas.*: Solemnem renunciationem virorum venerandorum atque excellentissimorum quibus summos in theologia honores inter sacra saecularia academiae *Georgiae Augustae* die XIX. m. Septembris a. MDCCCXXXVII. conferendos decrevit Theologorum in hac academia Ordo, indicit ad eamque audiendam observantissime invitat *G. Chr. Fridericus Lücke*, theologici ordinis h. t. Decanus. Inest *narratio de Joanne Laurentio Moshemio*, Theologo Helmstadiensi et Gottingensi, Academiae Georgiae Augustae Cancellario. 62 S. 4.

12) *Ebendas.*: *Ad Panegyrin inter Academiae Georgiae Augustae sacra saecularia* die XIX. m. Septembris a MDCCCXXXVII. habendam in qua ex Ordinis Jureconsultorum decreto eximii aliqui viri honoris causa juris utriusque doctores creabuntur et renunciabuntur, observanter et officiose invitat *Joan. Frid. Ludovic. Goeschen* ord. Ictor. h. t. Decanus. Inest *Georgii Christiani Gebaueri* Vita. 25 S. 4.

13) *Ebendas.*: *Ad panegyrin inter solemnia saecularia Academiae Georgiae Augustae* die XIX Septembris anni MDCCCXXXVII. habendam in qua ex decreto Ordinis Medicorum summi ejusdem honores in viros quosdam dignissimos conferentur, observanter et officiose invitat Dr. *Jo. Guil. Henr. Conradi.* ord. medic. h. t. Decanus. Insunt *quaedam ad historiam institutionis clinicae* in Academia Georgia Augusta pertinentia. 18 S. 4.

14) *Ebendas.*: Philosophiae doctores et artium liberalium magistros, quibus Ordo Philosophorum *Academiae Georgiae Augustae* summos honores vel rite petitos vel ultro oblatos decrevit, die XIX m. Septembris a. MDCCCXXXII in aula regia Academiae renuntiandos indicit *Joan. Frieder. Herbart*, ord. Philos. h. t. Decanus. Inest *commentatio de realismo naturali*, *qualem proposuit Theophilus Ernestus Schulzius*, de philosophia in Academia Georgia Augusta docenda meritissimus. 42 S. 4.

15) *Ebendas.*: Vita *Joannis Staupitii* ad probatissimorum quorumque librorum fidem examinata et composita. Dissertatio inauguralis quam auctoritate S. R. Ordinis Theologorum Gottingensis pro summis in Theologia honoribus inter sacra Academiae Georgiae Augustae saecularia d. XIX Sept. MDCCCXXXVII rite obtinendis scripsit *Antonius Daniel Geuder*. Accedit tabula lithographica Staupitii chirographum repraesentans. 52 S. 4.

16) Wittenberg: *De felicitate perenni Christianis promissa ad locum Joh. XVII. 3.* Commentatio exegetica, quam pro summis in theologia honoribus intra sacra saecularia Acad. Georg. Augustae die XIX Sept. MDCCCXXXVII S. V. Theologorum in Academia ordini obtulit *Car. Guil. Stein*, A. A. M. Phil. Dr. 1837. 48 S. 8.

Schriften, die nach deutscher Sitte zu academischen Feierlichkeiten, wie das Secularfest der Universität Göttingen, zu erscheinen pflegen, lassen sich gewöhnlich unter drei Gesichtspunkte bringen. Entweder sie behandeln die Begebenheit selbst historisch; oder sie sind poetischen Schlages, da die Musen bei solchen Gelegenheiten vorzugsweise thätig und mit ihren Gaben in allerlei Zungen freigebig zu seyn pflegen; oder sie sind endlich wissenschaftlicher Art, da nach hergebrachter Weise vom Gelehrtenstande keine Notiz, und wäre es auch nur eine Ankündigung oder Einladung, ausgehen darf, die nicht ein gelehrtes Geschenk gleichsam als Legitimation für die Welt mitbrächte. So hat es die Sitte einmal geheiligt, und wirklich legt sich dabei Alles so natürlich zu Tage, dafs es als eine mit den Universitäten selbst verwachsene Norm betrachtet werden mufs. Auch bei Durchmusterung der oben stehenden Reihe dessen, was die Presse zur Secularfeier Göttingens brachte, wird sich defshalb das gefundene Princip der Eintheilung bewähren. Wir beginnen mit der leichtesten zweiten Klasse, den Gaben der Muse, die defshalb auch am ersten abgefertigt werden kann. Sie sind vorzugsweise lyrischer Art, wie der Gegenstand selbst erwarten läfst: nur Ein Drama hat sich eingefunden Nr. 5, womit als einem Curiosum wir den Anfang machen wollen. Der Verfasser nennt sich Isidorus, und beachtet man, dafs der Druck in Holzminden, einer rühmlichst bekannten Herzogl. Braunschweigischen Schule, geschehen ist: so bekommt die Vermuthung sehr viel Wahrscheinlichkeit, dafs ein dortiger genialer Secundaner die Secularfeier der benachbarten Universität benutzt hat, um seinem poetischen Drange Luft zu machen. Er hat wahrscheinlich vernommen, wie das aristotelisch-französische Vorurtheil von den drei Einheiten längst antiquirt ist, und um an einem eclatanten Beispiel zu zeigen, wie das Genie dergleichen Fesseln abwirft, hat er eine Zweiheit in die Handlung gebracht, für die es dem Rec. nicht hat gelingen wollen, auch nur im Entferntesten eine höhere Einheit herauszufinden: die Handlung ist nämlich getheilt zwischen dem Unglück Polens und — der Secularfeier Göttingens. Eine polnische Gräfin, Olga, hat im Elysium sich um den Lethetrank weggemacht (denn die Einheit des Orts ist allerdings bewahrt, die Scene spielt im Elysium) und klagt einem Genius das Schicksal ihres Vaterlandes, wo sie noch einen Gemahl und 3 Kinder am Leben hat. In der Schilderung läfst der Hr. Isidorus wirklich hin und wieder lyrisches Talent durchschimmern, und kann davon, auch nach Abzug mancher Reminiscenzen aus unsern classischen Dichtern, Einiges gelungen heifsen. Der Genius als Vertrauter mufs die Klagen anhören und theilt dieselben; so weit das polnische Element. Die zweite Scene bringt eine Schaar reizender Jünglinge und Jungfrauen, welche die Büsten der berühmtesten Göttinger Gelehrten in einen Kreis stellen; auch hier ist Einiges gelungen: die Zusammenstellung — Hallers, Bürgers und Ernst Schulzes, —, Mollys und Cäciliens; — darauf tritt Wilhelm IV. mit den vier andern Königen aus dem Braunschweigschen Hause auf (wobei man nicht absieht, warum auch Georg I. bemühet wird, der mit Göttingen in gar keiner Verbindung steht), sämmtliche Professoren d. h. die verstorbenen reihen sich mit ihren Gemahlinnen in chronologischer Ordnung, wahrscheinlich um dem dortigen Hofmarschal das Amt zu erleichtern, um die Tafel und feiern unter Wilhelms IV. Vorsitze das Göttinger Jubelfest. Der König hält die Festrede, wobei auch politische Bemerkungen fallen, bringt in Nektar mehre Toasts aus, und erläfst darauf mit Zustimmung Aller ein Gratulationsschreiben an die um dieselbe Zeit auf der Unterwelt versammelte Festtafel in Göttingen, womit der Genius abgeschickt wird; darauf Chorgesang, bis der Genius zurückkehrt und Antwort bringt. Die irdische Versammlung ist nach seinem Rapport sehr erstaunt gewesen: doch hat er die Zweifler dadurch überführt, dafs er sich die Haut ritzte, und echten Ichor in eine Schaale rinnen liefs. (Hier ist eine satirische Ader in Hn. Isidorus erwacht:

> Freund, sprachen Andere, wenn in Elysium
> Man sich zur Ader läfst, giefs ja das Blut
> Nicht weg, sorgfältig sammelt's auf und schickt
> Es uns, wir wollen's theuer Euch bezahlen,
> Und habt Ihr dort Maikäfer, Schmetterlinge,
> Conchylien und sonst'ge Naturalien,
> Seid von der Güte, sie uns her zu liefern,
> Wir wollen gern dafür erkenntlich seyn.)

Damit ist das zweite Element des Drama's abgethan, und nun kommt die Lösung: der Genius hat auch den Gemahl der Olga, Grafen Brunecki und dessen drei Kinder mitgebracht; zwar macht er sich das grausame Vergnügen, der armen Olga vorzusagen, ihr Gemahl habe sich zum Feinde geschlagen, und sey als Vaterlandsverräther in den Orkus gekommen, allein Graf Brunecki giebt die Lösung, diefs sey ein Namensvetter gewesen; man feiert das Wiedersehn, und

und Wilhelm IV. verordnet, dafs Niemand mehr ins Elysium gelassen werde, ohne vorher vom Lethe zu trinken. Damit schliefst das Drama, und Rec. bittet um Entschuldigung, die Leser so lange mit Hn. Isidorus behelligt zu haben; für die Durchflechtung des eigentlichen Stoffes mit dem Leide der Polin fehlt ihm jeder Schlüssel, und Herrn Isidorus, wenn er wirklich ein Holzmindener Secundaner ist, kann nichts weiter gerathen werden, als dereinst, wenn er in Prima etwa zum Sophocles kommt, sich doch ja andere Ansichten über das Drama zu erwerben.

Gehen wir zu den lyrischen Gaben über, so reiht sich dem poetischen Verdienst nach am nächsten die angebliche Gabe der Muse an die Universität Georgia Augusta Nr. 8. dem Vorigen an; denn daran ist gewifs die Muse höchst unschuldig. Hr. *Wilhelm Mejer*, der vorsichtig genug sich unter der Schaar seiner Namensvettern nicht weiter kenntlich gemacht hat, möge es bei der Muse verantworten, dafs er ihr Gaben unterschob, bei denen man vor Schwierigkeiten in der Grammatik, Syntax und Logik nicht zum poetischen Genusse gelangen kann. So heifst es S. 4:

Nicht kleiner Ruf besticht mein Wort, —
zahllos beschaueter Blätter
zu unterscheiden eines mehr, —
Labyrinthes Weg zu finden;
auf Vorraums unterer Stufe schon
anrüste dies den Jünger.

Wollen wir es dem Hn. *Mejer* deshalb auch nicht hoch anrechnen, dafs in der zweiten Gabe, dem Gebete, jeder zweite Vers mit einer sehr ermüdenden Assonanz „Herr des Lichts" schliefst, wofür höchstens in der naiven Erzählung nach Art der skandinavischen, sich ein Grund gewinnen läfst, am wenigsten aber in der Lyrik: so bleibt uns doch immer die Frage ungelöst, mit welcher der 9 Musen er solchen Wechselbalg erzeugt habe. In der That wenn die übrigen Festgaben nicht bedeutender Art sind, so mufs es bei der Göttingischen Secularfeier ziemlich unpoetisch hergegangen seyn.

Nr. 4: ein Feierkranz von zwei Anonymis, den Hn. *R.* u. *M.* Dem ersten sieht man es gleich an, dafs er sich mit der Jurisprudenz beschäftigt, und nur so nebenbei den Musen opfert: er drohet, die Welt mit einem Lustspiele, Justinian, zu beglücken, und theilt Proben daraus mit, die *nicht* gerade die Erwartung hoch spannen. Auch sonst läfst er Justinian im Himmel sich über Göttingen freuen, das so trefflich sein Corpus handgehabt habe. Die Komik dabei, dafs Justinian, um das Göttinger Fest mit Gemüthsruhe aus dem Himmel betrachten zu können, ein Pfeifchen fordert, ist seit Blumauer's Zeit etwas sehr abgegriffen. Mehr verspricht anfangs eine ziemlich lebendige Scene, das Zusammentreffen; ein alter Amtmann und ein alter Pastor begegnen sich beim Göttinger Feste und besuchen ihr altes Studentenzimmer. Hr. *R.* hat nur aus dem gut angelegten Stoffe wenig gemacht, und ein dabei vorkommender komischer Zug ist verletzend; man sieht, Hr. *R.* im Gefühle seiner jetzigen Studentenwürde macht sich über die alten Jubilanten von anno 1787 lustig, und diefs gerade schadet seiner Zeichnung. Wenigstens hätte der Humor gutmüthig-gemüthlich, nicht aber mit einem höhnischen Zuge durchwebt seyn müssen. Hr. *M.* hat für gemüthliche Lyrik einiges Talent, das aber zu leicht ins Sentimentale verschwimmt, und sich in allgemeinen Phrasen über das Treffliche der Unschuld ergeht: am wenigsten gelingt ihm das Epigramm, die Xenie, wofür sein Hr. College eher eine Spitze zu schärfen weifs. Die meisten der so gegebenen Sachen haben auf das Göttinger Fest weiter keine Beziehung.

Desto enger schliefset sich Nr. 3. die Festgabe daran, als deren Dichter sich *Moritz Carrière*, *Theodor Creizenach* und *Carl Bölsche* genannt haben. Die beiden ersten besingen in einem Sonettenkranz mehre gutklingende Namen, die theils Göttingen angehören, theils mit ihm in eine, wenn auch nicht selten ziemlich gezwungene Verbindung gebracht werden können. Ersteres gilt von Haller, Lichtenberg, Bürger, Hölty und Ernst Schulze, Blumenbach, Gaufs, Jacob und Wilhelm Grimm und And., auch *Wilhelm* und *Alexander von Humboldt* fügen sich als alte Zöglinge der Georgia gut hinein, da *Alexander v. H.* den öffentlichen Blättern zufolge die Secularfeier mit seinem Besuche beehrt hat, und ihm auch vorliegende Festgabe gewidmet ist: dagegen fällt es schon mehr auf, auch Vofs, Friedrich August Wolf und *Heinrich Heine* hier anzutreffen, die doch bekanntlich auf Göttingen nicht gut zu sprechen waren. Nimmt man ferner dazu, dafs *Göttingens Heyne*, der gewifs zur Ausbildung der dort in allen Zweigen der Wissenschaft durchgeführten Tendenz das Meiste beigetragen hat, gar nicht erwähnt ist, dafs aus Göttingens Juristen und Theologen, wie den ältern Historikern, Niemand würdig erschien, in den Sonettenkranz eingeflochten zu werden, dafs dagegen *Krause*, der ausdrücklich als Märtyrer der Wissenschaft ausgegeben wird, so bedeutend gefeiert ist: so kann man dem Eindruck nicht entgehen, dafs die drei jungen Dichter eigentlich der alten Georgia Augusta zu ihrem 100jährigen Ehrentage eine gute Lehre *auf ihre Weise* geben wollen. In dieser Vermuthung wird man durch so manche ziemlich schulmeisterlich klingende Einzelnheiten bestärkt, die es auf nichts weniger abgesehen haben, als das historisch-positive Element, das stets in Göttingen überwiegend war, herabzusetzen und ihm einen Zusatz von Speculation, etwa auf Hegelsche oder ähnliche Art, zu wünschen. Gleich in dem „*Spruch an der Pforte*" nennt Hr. *Creizenach* den *Gedanken* ein Sternbild, ein festes Zeichen, und feiert die Männer, welche *Priester des Gedankens* waren, was schlecht pafst zu Göttingens wissenschaftlichem Leben, das mehr auf die Sache, als auf den Gedanken giebt; und Hr. *C. Bölsche* in seinem Spaziergange auf dem Hainberge hält es für nöthig, förmlich dagegen zu protestiren, dafs die Georgia ein *dumpfes Frachtschiff*, ein *Sclavenschiff* sey, und wie dringend er sich auch um ihre Vertheidigung bemühet, so sieht man doch, wie der Grundge-

gedanke, um den er mit seinen beiden Herren Collegen sich bewegt, jene schulmeisternde Anmaafsung ist. Welchen Anklang sie damit in Göttingen selbst gefunden haben, können wir aus der Ferne nicht wissen; schwerlich aber durfte es angemessen erscheinen, gerade bei der Secularfeier, die doch die beste Bürgschaft für das Bewährte der dort bestehenden Tendenz ist, die Censormiene anzunehmen, und der alten Georgia so keck den Text zu lesen. Erträglich für die Poesie ist so etwas wohl bei dem Humoristen, dem Satyriker, wie es z. B. *Heine* im ersten Bande der Reisebilder durchgeführt hat; allein (rabbinische?) Schulmeisterei in Sonetten ist doppelt mifstönend. Sonst ist den Verfassern Talent und technische Fertigkeit in höherm Grade, als allen bisher durchmusterten Versuchen, nicht abzusprechen.

Frei von jenem angemafsten Censoramte, und darum in allen Stücken ansprechender hat sich der Festgesang Nr. 6 gehalten; angeblich von allen Studirenden dargebracht, wiewohl sich jede Nachweisung vermissen läfst, bei welcher Gelegenheit, etwa bei den Zügen, dies geschehen sey, oder ob der Verfasser, der sich am Schlusse Ludolf Henze, stud. med. nennt, ohne Autorisation seiner Commilitonen sich durch eine dichterische Fiction zu ihrem Sprecher aufgeworfen habe. Die Gedanken sind einfach, aber gerade defshalb poetisch schön. Der Gegensatz dessen, was Göttingen nicht ist, z. B. nicht Handelsstadt, während dennoch alle Güter der Welt zu ihr strömen, macht einen recht passenden Eingang; aber S. 7. ist die abermalige Ausführung desselben Gedankens ermüdend. Die technische Fertigkeit des Verfassers im Bau der alcäischen Strophe leidet noch Vervollkommnung. S. 12. Str. 1. V. 3. fehlt eine Sylbe; S. 11. Str. 3. V. 1. ist der Hiatus unerträglich: S. 8. Str. 2. V. 2. möchte als zweiter Vers der Alcäischen Strophe sich schwer scandiren lassen

die gütige Nat|ur und die stille Nacht.

Sonst stehen wir nicht an, diesen Festgesang unter allen bei dieser Gelegenheit erschienenen deutschen Gedichten voran zu stellen.

Hieran schliefst sich Nr. 10. das lateinische Secularcarmen, von der Universität selbst ausgegeben. Der Verfasser ist nach hergebrachter Weise nicht genannt; allein so viel ergiebt sich sofort, dafs die Verse von Mitscherlich schwerlich stammen können, von dem man sonst bei solchen Gelegenheiten einige Lyratöne zu vernehmen pflegte. Es fehlt dem Carmen nicht allein die dichterische Auffassung des Stoffes, sondern man sieht den Verfasser auch völlig mit der metrischen Form kämpfen, so dafs das Ganze mehr als ein mühsam zusammengesetztes, denn aus poetischem Talent hervorgegangenes Gedicht geworden ist. Wir wissen nicht, welchem unter den dortigen Philologen die Aufgabe geworden war, das Fest mit lateinischen Versen zu ehren; aber zum Dichter ist er nicht berufen.

Hiermit ist die erste der oben angegebenen Abtheilungen unter der zur Säcularfeier erschienenen Schriften abgeschlossen. Man kann sie nicht gerade die glänzendste Seite an der ganzen Feierlichkeit nennen, aber was kann das Fest dafür, wenn sich Unberufene, wie dieser neue Pseudo-Isidorus und Hr. Mejer herandrängen, um ihre poetischen Tirocinia abzulegen, oder wenn sich jugendliche Anmafsung, wie in der „Festgabe", berufen hält, der Georgia Augusta ihre eigene Weisheit als die alleinseligmachende zu empfehlen. Es sollen in Göttingen bei den Festlichkeiten noch manche andere Licenzen passirt seyn; darum möchte die Kritik den jungen Sängern Absolution zusichern, aber *unter der Bedingung*, dafs sie mit ihren weitern Producten bis zu der nächsten Secularfeier Anstand nehmen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART u. TÜBINGEN, b. Cotta: *Das Christenleben.* Ausgewählte religiöse Betrachtungen in vier Büchern von Dr. *Gerhard Friederich. Erstes* Bändchen. — A. u. d. T. *Ueber die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben. Christliche Reden an Gebildete des weibl. Geschl.* Von Dr. *G. F.* — 1836. VIII u. 462 S. 8. (1½ Rthlr.)

Die Art und Weise des Vfs ist aus den von demselben durch den Druck bekannt gemachten und auch in diesen Blättern mit verdientem Lobe angezeigten, anderweitigen homiletischen Arbeiten desselben hinlänglich bekannt. Sie findet sich auch in den vorliegenden Aufsätzen, welche wohl aus einzelnen Kanzelvorträgen entstanden sind, wieder. Die Eigenthümlichkeit und Bestimmung des weiblichen Lebens und Wesens wird nach Glaube, Liebe, Hoffnung aufgefafst und anziehend dargestellt. Vorzüglich ist die Betrachtung über Weltentsagung unter dem Bilde der Maria von Bethanien zu nennen. Nicht ganz richtig werden dagegen auf S. 77. Glaube und Vernunft einander entgegengestellt; der Glaube ist ja eine Thätigkeit der Vernunft, auch selbst in wiefern sie die göttliche Offenbarung, als Zeugnifs von oben her, vernimmt. S. 81. fehlt bei der Schilderung des Schmerzes der Christen am Kreuze des Erlösers die Hauptsache, nämlich der Schmerz über die eigene Schwachheit und Sündhaftigkeit. Doch, *ubi plurima nitent* u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften, welche zur Secularfeier der Universität Göttingen erschienen sind.

(*Fortsetzung von Nr.* 199.)

Wir wenden uns zu der zweiten Classe der erschienenen Schriften, wohin wir die historischen Arbeiten über das Fest selbst rechnen und wundern uns, dahin nur drei Numern 1. 2 und 7 rechnen zu können. Namentlich fällt es auf, den gegenwärtigen Zustand der Universität nicht mehr nach allen Seiten hin dargestellt zu finden. War denn Niemand da, der wenigstens den alten Pütter-Saalfeld bis auf das Jahr 1837 herabführte? Die, so viel wir wissen, noch unerledigt liegenden letzten 20 Jahre hätten doch des Stoffes genug für eine Fortsetzung dargeboten!

Nr. 1 nennt sich einen Jubelalmanach; man weiſs nicht recht, was man darunter zu erwarten hat; denn der Titel eines Almanach ist in neuerer Zeit so allgemein geworden, daſs alles Mögliche darunter begriffen, und dem Vf. kein Vorwurf daraus gemacht werden kann, wenn die Käufer etwas Anderes finden, als sie darunter erwartet haben. Hier ist Mancherlei dargeboten: die Hauptsachen sind, nach einer Einführung, die ein wenig metaphysisch und für das gröſsere Publicum weniger anziehend gehalten ist, Erinnerungen aus der Geschichte der Universität Göttingen. Doch sind nicht bloſse Erinnerungen gegeben, sondern eine wirklich recht tüchtige Geschichte selbst, die nicht allein Fleiſs und Zutritt zu manchen sonst unbekannten Quellen, sondern auch recht tüchtigen Sinn für historischen Pragmatismus verräth. Zur Eintheilung des Jahrhunderts sind drei Zeiträume festgestellt, von 1734 bis 1760, welches ziemlich mit dem Tode Georgs II. zusammenfällt und die Geschichte der Gründung und ersten Errichtung der Universität, den Kampf mit den noch rohen Stoffen und das erste sich Herausarbeiten umfaſst. Der zweite Zeitraum von 1760 bis 1800 soll die Zeit ihrer Erweiterung, ihrer höchsten Blüthe umfassen, und mit dem Beginn der Erschütterungen und Verwandelungen enden, als Zeit der ersten männlichen Kraft. Der dritte Zeitraum, vom Anfange des Jahrhunderts bis auf unsere Tage, soll nach einer Zeit der Bedrängniſs und Erniedrigung den neuen Aufschwung zu einer neuen, wenn auch weniger in die Augen fallenden, doch nicht minder ausgedehnten und segenbringenden Wirksamkeit umfassen. Es bleibt nun jedesmal miſslich, mit einem Vf. über das Princip der Periodeneintheilung zu disputiren, zumal wenn die Zeit noch so wenig der Vergangenheit und damit dem Forum der Geschichte anheimgefallen ist, wie ein eben abgelaufenes Jahrhundert; indessen einige divergirende Ansichten können wir gegen des Vfs. Eintheilung nicht unterdrücken. Gegen das Jahr 1760 als epochemachend können wir kaum etwas anderes einwenden, als daſs vielleicht *Münchhausen's* Tod 1770 der Ansicht des Vfs. selbst noch besser entsprechen würde, da er ja zu Ende des Aufsatzes *Münchhausen's* Thätigkeit und den von diesem groſsen Manne gegebenen Anstoſs als den Charakter der ersten Periode aufstellt, und man nicht absieht, warum dieser Charakter nicht durchgeführt wird bis auf den Tod des groſsen Ministers selbst. Irren wir nicht, so hat dem Vf. bei seiner Dreitheilung die Division von 100 durch 3 vorgeschwebt, so daſs auf jede Periode ungefähr die Zeit von 33 Jahren hat kommen sollen. Nur daraus läſst sich auch begreifen, daſs er mit dem Ende des 18ten Jahrhunderts abschlieſst, und die Befreiung Deutschlands nicht für epochemachend annimmt. Den Abschluſs mit dem Jahrhundert können wir deshalb nicht billigen, weil der Beginn der Erschütterungen im politischen und wissenschaftlichen Leben erst die socialen Zustände im Ganzen umgestalten muſste, ehe davon in einem einzelnen Institute die Wirkung wahrgenommen werden kann. Zudem reichten ja doch gerade solche Männer, die als charakterisirend für den zweiten Zeitraum angegeben worden, gröſstentheils auch noch in das neunzehnte Jahrhundert herüber: *Schlözer* † 1809, *Pütter* † 1807, *Heyne* † 1812. Wenn deshalb mit den Freiheitskriegen für alle deutschen Zustände ein Abschnitt festzustellen seyn wird, so muſs dieſs auch einem literarischen Institute gelten, das gerade in den nächsten Jahren nach wiedererrungener Freiheit sich zu einer früher nicht geahnten Blüthe erhob. Meint der Vf., daſs die seit 1815 so gewaltig steigende Frequenz nicht für einen richtigen Maſsstab für den Werth der Universität selbst gehalten werden darf: so giebt es andere Rücksichten, die gleichfalls auf Markirung jener Epoche drängen, namentlich die geistige Erhebung des preuſsischen Staates nach den Jahren der Drangsal, die Errichtung der Universität Berlin, und so manche Einrichtungen sämmtlicher deutschen Universitäten, wodurch sie den Fortschritten, die Göttingen schon im vorigen Jahrhundert zurückgelegt hatte, auf eine, die deutsche Wissenschaft so sehr erhebende Weise, nach-

nachkamen. Von der epochemachenden Bedeutung der Freiheitskriege kann Rec. nun einmal nicht abgehen und *Pütter* und *Karl Friedrich Eichhorn*, *Waldeck* und *Mühlenbruch* können nun einmal nicht in eine Periode zusammengefafst werden. Auf die weitere Darstellung des Vfs. vermögen wir hier nicht weiter einzugehen, nur wollen wir noch sein Gesammturtheil über Göttingen ausheben, das allerdings recht charakteristisch zu nennen ist. S. 131. „Wollte man das Eigenthümliche, was Göttingen geleistet hat und Göttingen vor andern Universitäten auszeichnete, in wenig Worten zusammenfassen, so wäre es Folgendes. Ein Vorherrschen der historisch-philologischen Richtung, eine überaus fleifsige Bearbeitung der Geschichte, der Historie im engern Sinne und der geschichtlichen Entwicklung aller einzelnen Wissenschaften; der sorgfältige und gründliche Betrieb der neuern und ältern, occidentalischen und orientalischen Sprachen, ein lebendiges Interesse an den Productionen des Auslandes. In der Philosophie vorzugsweise die Behandlung derjenigen Zweige, die auf das praktische Leben unmittelbaren Bezug haben, und in denen der ordnende Verstand waltet, womit die Richtung auf das Nützliche und Brauchbare in allen Wissenschaften zusammenhängt, und woraus mit die Vorzüglichkeit der Practica, welche unsere Universität immer auszeichneten, sich erklärt; dazu kam zu allen Zeiten eine edle, höhern Orts durch Nichtbeschränkung der Thätigkeit und Mittheilung geförderte Freimüthigkeit, verbunden mit Ernst und Besonnenheit; die hier herrschende Religiosität war eine aufrichtige, ungeschminkte, der Vernunft befreundete, die hiesige Theologie der letzten Perioden ein Bollwerk gegen retrograden Mysticismus. Und wenn auch die Jurisprudenz und die Philologie, die Naturwissenschaften und die Mathematik in der Regel prävalirten, so konnte man doch von keiner Disciplin sagen, dafs sie hier vernachlässigt sey; und eben diefs gab ihr den universalen, kosmopolitischen Charakter. Alle diese Elemente, verbunden mit der noch nicht erschöpften Liberalität der vaterländischen Regierung werden Göttingen auf dem Standpunkte halten, auf dem es bis jetzt gestanden, und mehr bedarf es in der That nicht, damit sie einen würdigen Platz unter den Universitäten einnehme." Zum weitern Inhalte des Jubelalmanachs sind einige poetische Stücke zugegeben, vor allen *Haller's* Gesang zum Einweihungsfeste der Universität, 1737; dann *Bürger's* bekannter Gesang am heiligen Vorabend des funfzigjährigen Jubelfestes 1787. Morgen, o festlicher Tag, u. s. w. — wobei es sich noch einmal so recht deutlich aufdrängt, dafs unter den obigen Dichtern, die zur Secularfeier in die Saiten gegriffen haben, kein *Haller*, noch weniger ein *Bürger* war! Recht verdienstlich ist noch der jetzt erfolgte Abdruck eines auf der dortigen Bibliothek im Manuscript befindlichen Gedichts von einem damaligen Studirenden der Rechte *J. C. Giefsler*: die den 17. Septbr. 1737 glücklich vollendete Inauguration der Georg-Augusts-Universität. Der Vf. verhält sich treuherzig referirend, giebt aber von den damaligen Feierlichkeiten ein sehr anschauliches, durch Naivität anziehendes Bild. Hierauf Vorläufiges über das am 17. 18. 19. Septbr. d. J. zu feiernde Jubelfest; was jetzt kein Interesse mehr hat. Aber wunderlich genug klingen die hier gemachten Vorschläge zur Verschönerung dieses Festes. Der Vf. dieses Aufsatzes affectirt einen ziemlich mifslungenen Humor, der an Persiflage des Festes selbst gränzt, so dafs man sich in der That über die Aufnahme des Aufsatzes in den sonst recht würdig gehaltenen Jubelalmanach wundern mufs. Dahin gehört der Vorschlag zu „einer durch eine künstliche Vorrichtung zu beschaffenden unterirdischen oder subaquatischen Beleuchtung des Feuerteichs oder des Brunnens auf dem Markte, sowohl um einmal den phantastischen Anblick eines aus dem Wasser in das Dunkel ausstrahlenden Lichtes zu haben, als auch um die eigenthümlichen Productionen und Bewohner der Wasserwelt dem Auge zugänglich zu machen." Soll diefs Spott auf die Zurüstungen zur Secularfeier überhaupt seyn, so ist er übel angebracht, denn wie man vernimmt, hat es die Hannoversche Regierung daran nicht fehlen lassen; ist es aber Satire auf Naturstudium überhaupt, so kann man den Vf. nur bedauern. Wie gesagt, der Herausgeber des Almanachs hätte durch Weglassung solcher platten Scherze seinem Werke einen wesentlichen Dienst geleistet. Noch einmal folgt eine poetische Production, von einem Hn. *Werner*, Bergmann, unterzeichnet: Festspiel zur Feier des hundertjährigen Jubiläums der *Georgia Augusta*. Als artistische Beilage sind einige Federzeichnungen beigegeben: acht Umrisse berühmter Göttingischer Professoren mit ihrem *Münchhausen* an der Spitze; dann eine Tafel der Costüme vom Jahre 1750. 1799. 1836.

Nr. 2, den Manen Gerlach Adolphs von Münchhausen, des ersten Curators und erhabenen Mäcens der *Georgia Augusta* gewidmet, macht nur auf *tabellarischen* Werth Anspruch; die *erste* Abtheilung führt sämmtliche Göttingische Lehrer in einer Reihe nach den Facultäten auf; die *zweite* giebt eine synchronistische Zusammenstellung, in der man übersehen kann, in welchem Kreise von Collegen der eine und andere in den verschiedenen Decennien gelebt und gewirkt hat; endlich ist noch als vergleichende Zugabe der Bestand der Lehrer im J. 1737 bei der Inauguration, im J. 1787 bei der 50jährigen Jubelfeier und der gegenwärtige Bestand im J. 1837 beigefügt. Der Vf. bringt als Curiosum heraus, dafs in den 103 Jahren des Bestehens der Universität, denn die Vorlesungen begannen schon 1734, gerade 103 Professoren in Göttingen gestorben sind. Noch sind einige Zugaben beigefügt, von denen man eine hier nicht erwartet, die Angabe sämmtlicher jetzt bestehenden deutschen Universitäten; eine andere, das naive Inaugurationsgedicht von 1737, das auch im Jubelalmanach enthalten ist; noch sind Cantaten von 1737 beigefügt.

Ein

Ein seltsames Product ist Nr. 7, mit dem Rec. Anfangs gar nichts anzufangen wufste. Es besteht zunächst aus einem Titelblatt in Kupfer gestochen: *Clio* deutet der *Gottinga* eine Denktafel; *Fama* verkündet oben darüber ihren Ruhm; rechts lagert sich der göttingische Löwe, links enthalten zwei Urnen die Namen verstorbener göttingischer Professoren. Zeichnung und Stich von *Riepenhausen* ist nicht übel. Das zweite Blatt enthält die Brustbilder der sechs Könige von Georg dem Ersten bis auf Ernst August von Hanover; ein drittes zeigt die Namen der Göttingischen Professoren 1837. und die zwei letzten Blätter enthalten unter dem Namen, „festliche Huldigung ihren erhabenen Beschützern dargebracht von der dankbaren *Georgia Augusta* am Schlusse des ersten Säculums ihres Bestehens" allerlei biographische Notizen über jene Könige, Angabe der Geburt, Verheirathung u. s. w., wie man sie wohl für einen Volkskalender geeignet halten möchte. Das Ganze, hiernach ohne Plan und Anlage zusammengestellt, kommt dem Rec. vor, wie ein buchhändlerischer Versuch, alte Kupferplatten bei dieser Gelegenheit einmal wieder durch ein Paar Abzüge in Umlauf zu setzen. Denn wenn das eben beschriebene Titelblatt auch hin und wieder die Jahreszahl 1837 zeigt, und die von der *Clio* explicirte Tafel auch ausdrücklich von der Säcularfeier redet; so zeigt sich doch deutlich genug, dafs diese auf die neuesten Data hinweisenden Züge der Platte selbst erst nachträglich eingegraben sind. Dasselbe gilt von den Bildnissen der Könige, die man schon überall in Kunstläden seit langer Zeit gesehen hat: hier sind die alten Tafeln nur in Queerfolio zusammengestellt, und mit dem Brustbilde des jetzigen Königs von Hannover vermehrt.

Es bleibt uns nur noch die dritte Classe von Schriften übrig, die eigentlich wissenschaftlichen, wodurch von Seiten der Universität selbst die verschiedenen festlichen Handlungen angekündigt worden sind. Wir begnügen hier uns mit einer kurzen Inhaltsangabe, etwanige genauere Beleuchtung einzelner wichtigeren Programme anderweiter Kritik überlassend *).

Das allgemeine Einladungsprogramm, wahrscheinlich von *C. O. Müller* verfafst, behandelt einen der Veranlassung recht entsprechenden Gegenstand, die Sorge, welche bei Griechen und Römern aufgewandt ist, um das wissenschaftliche Studium von Staatswegen zu fördern. Es bleibt aber auch an und für sich interessant, die Analogien aufzusuchen, welche etwa das classische Alterthum mit unsern Universitäten, als den auf öffentliche Kosten bestehenden Bildungsanstalten, darbietet. Das Resultat ist jedoch, dafs solcher nur sehr wenige zu finden sind, da erst der römische Staat, und auch nur spät, anfing, den Flor der Wissenschaften durch Unterstützung und Besoldung zu fördern, und diefs vielmehr als Privatsache dem eigenem Gange überliefs. Die griechische Cultur hebt mit der Poesie an: und wirklich werden in homerischer Zeit Sänger von Fürsten gehalten, mit grofsen Kosten herbeigeschafft, um festliche Tage zu schmücken; allein darin liegt doch keine Unterstützung für Wissenschaft und deren Verbreitung; die verschiedenen Dichterschulen erhielten so wenig vom Volke wirkliche Unterstützung, dafs sich dieses begnügte, über ihre Productionen das Censoramt auszuüben, es aber gar nicht für angemessen hielt, sich einen weitern Einflufs auf die Bildung der Dichter anzumafsen. Vom Homer ging in Griechenland auch bald der Jugendunterricht aus, so dafs aus seinen Gesängen die Knaben die ersten literarischen Rudimente lernten: aber auch die Grammatisten, die sich damit befafsten, waren ganz allein auf Privatbesoldung derer beschränkt, die ihrer Dienste bedurften. Dasselbe Verhältnifs blieb, als aus diesen ersten Unterrichtsversuchen die ganze grammatische und philosophische Kunst hervorging. Nur das alexandrinische Museum scheint davon eine Ausnahme zu machen, wo wirklich eine öffentliche Unterstützung des wissenschaftlichen Studiums gewährt ward. Allein dies Institut war doch nur auf Erleichterung des Selbststudiums, auf sorgenfreie Benutzung der dort aufgehäuften literarischen Schätze berechnet, nicht aber auf Verbreitung der Wissenschaften durch förmlichen Unterricht. Die im Museum gehaltenen Männer durften gewifs sich auch mit Jugendunterricht befassen, und Beispiele sind genug vorhanden, dafs Schüler von ihnen ausgingen; allein dies war doch etwas von ihrer eigentlichen Stellung Unabhängiges; gefordert ward der Unterricht von ihnen nicht, und die Zahl der Philologen von Fach war dort überwiegend, Rhetoren und Philosophen kamen wohl erst in späterer Zeit hinzu. Die Stellung des Museums kann also wohl weniger mit unsern Universitäten, wie sie hauptsächlich auf Unterricht berechnet sind, als vielmehr mit unsern Academien verglichen werden, die sich ausschliefslich auf Förderung des Wissens, auch ohne Mittheilung durch Unterricht, beschränken. In Rom herrschte ganz derselbe Gang des Unterrichts, dafs nur durch Privatcontract und Privatbesoldung Lehrer zur Jugendbildung erworben wurden. Wenn Verrius vom Augustus um hohen Sold in sein Haus aufgenommen ward: so geschah dies gleichfalls nur durch eine Privatliberalität. Was von der ersten Jugendbildung in Griechenland durch Lesen der epischen Gedichte gilt, widerholt sich auch bei der weiteren Anleitung der Jugend durch Musik und Gymnastik zu der eigentlichen *καλοκαγαθία*. Die Gymnasien wurden von Staatswegen weder eingerichtet noch besoldet, sondern höchstens darüber eine gewisse auf die Sitten bezügliche Aufsicht ausgeübt: die *sophronistae* und spä-

*) Von Dr. *Lücke's* Programm über *Mosheim* wird nächstens eine eingehendere Recension folgen, weshalb wir die Inhaltsanzeige desselben hier ausgelassen haben. *Red.*

späteren *cosmetae* waren nicht Lehrer, sondern Sittenaufseher; die *gymnasiarchi* weder Lehrer noch Aufseher, sondern öffentliche Beamte, die besonders auf Ausbildung der zu den öffentlichen Spielen bestimmten Jünglinge angewiesen waren. Diese Einfachheit der Sitte wurde etwa erst unter Perikles abgeändert, indem die Perserkriege auch hier auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts ihre epochemachende Kraft ausübten. Die Sophisten und Rhetoren bemächtigten sich des Jugendunterrichts; aber ihr Unterricht ward auch jetzt nur von Privaten erworben; der Staat kümmerte sich nicht im Geringsten darum. Aehnlich ging es den Philosophen, die eine grofse Frequenz Lernbegieriger um sich sammelten; aber der Staat verlieh ihnen weiter nichts, als öffentliche Gebäude, Gänge, wo sie sich mit ihrem Auditorium, wie jeder Andere, ergehen konnten, am wenigsten hatte irgend eine philosophische Richtung Begünstigung vor einer andern zu erfahren. Zu Rom galt dasselbe; renommirte Lehrer bildeten einen Kreis von Schülern um sich her, denen sie auf alle Weise ihre Grundsätze einflöfsten, oder sie wurden von angesehenen Privaten als Hausfreunde aufgenommen; vor Hadrians Zeit findet sich durchaus kein öffentlicher Schritt zur Hebung und Begünstigung der Philosophen; im Gegentheil finden sich feindliche Schritte gegen sie, sobald ihre Lehre und ihr Leben namentlich von Seiten der Stoiker für staatsgefährlich und die Freiheitsliebe begünstigend galt. Bei dieser Handlungsweise des Staates gegen die Wissenschaften litten dieselben nun keineswegs; vielmehr sahen Städte, wie Athen, Tarsus, Rhodus, Alexandrien, Apollonia, Massilia so zahlreich die Jugend zum Studiren herbeieilen, dafs dieselben recht wohl in dieser Rücksicht mit unsern Universitäten verglichen werden können. Erst Vespasian begann Rhetoren, und die Antonine auch Philosophen in Rom und den Provinzen mit öffentlicher Besoldung aus dem Fiscus zu unterhalten, und ihnen damit die öffentliche Verpflichtung zum Lehren aufzulegen: hier liegt also der Schritt, der allmählig die frühere Form des Unterrichts der gegenwärtigen entgegenführt. Als Grund für diese Veränderuug läfst sich der hohe Ruhm einzelner Lehrer, die mit Hadrian's Zeit sich wieder Sophisten nannten, und die abnehmende Liberalität der Privatpersonen aufführen. Jetzt aber hing nicht blofs das Gedeihen des Staates, sondern auch der Wissenschaften von dem Fürsten ab. Der Zustand der Schule zu Athen ist aus dieser Zeit hinreichend bekannt, um daraus auch die Beschaffenheit der übrigen abzunehmen: Für die verschiedenen philosophischen Secten, die Stoische, Epicureische, Academische und Peripatetische, so wie für den Unterricht in der Rhetorik wurden um hohe Besoldung je zwei Lehrer gehalten. Aufser diesen auf öffentliche Kosten unterhaltenen Lehrern gab es natürlich auch noch zahlreiche andere vom Staate durchaus unabhängige; auch in dem Verhältnifs der Schüler zu den Lehrern ward darin nichts verändert, es dauerte, um aus dem Geiste unserer Zeit zu reden, völlige Lehr- und Lernfreiheit fort. Wenn der Anfang des öffentlichen Einflusses auf die Wissenschaften in weiter Nichts bestand, als dafs aus der Zahl der Lehrer Einzelne hervorgehoben und mit öffentlicher Besoldung unterstützt wurden, so ergab sich doch daraus bald eine nicht auszulassende weitere Beschränkung der frühern ungebundenen Freiheit, so dafs den Lernenden für die verschiedenen Zweige des künftigen Berufs nähere Bestimmungen vorgeschrieben wurden; bald vermehrte sich die Zahl der Lehrer: die öffentlichen wurden von den Privatlehrern schärfer unterschieden, Eintheilung der Lernenden nach den Studienarten, schärfere Aufsicht über die Sitten, war davon die Folge, und jetzt erst kamen zu den sogenannten liberalen Studien, auch die Unterweisungen in praktischem Wissen und Fertigkeiten, der Jurisprudenz, und vielleicht auch der Arzneikunde. Die Zeit, wo eigene Catheder dafür errichtet sind, läfst sich nicht ermitteln; doch erhielt schon die Schule zu Berytus ein Privilegium von Diocletian. Lehrstühle für Medicin sind wahrscheinlich zuerst in den östlichen griechischen Städten, vielleicht am frühesten zu Alexandrien errichtet, die gewöhnliche Angabe, dafs in Syrien Medicin und Mathematik zugleich mit Aristotelischer Philosophie gelehrt sey, wird als nicht hinlänglich erwiesen auf sich beruhend gelassen. Oeffentliche Unterrichtsanstalten gehören also nach dieser Uebersicht nicht dem eigentlich classischen Alterthume an, sondern der spätern Zeit, die den Uebergang zum Mittelalter, und so zu der gegenwärtigen Gestaltung der socialen Zustände bildet. Bei dem Einflusse der christlichen Kirche auf das Unterrichtswesen fafste sich der Vf. kurz, da seine Absicht mehr auf die Zustände im classischen Alterthume gerichtet war. So erwähnt er Einiges von Schulen an Kirchen und Klöstern, geht aber auf die Verdienste Karls des Grofsen, auf den Einflufs der Araber, besonders von Spanien her, nicht weiter ein. Nur Paris und Bologna als Muster der spätern abendländischen Bildungsanstalten erfahren noch eine kurze Behandlung. Im Allgemeinen läfst sich sagen, dafs wenn gegenwärtig auch Wissenschaft und Unterricht unter dem Einflusse des Gesetzes und der Anordnung des Staates steht, das Alterthum darauf mehr die Gewalt der Sitte anwandte, und dadurch einen nicht minder grofsen Einflufs ausübte. Eben weil aber unsere Zeit eine solche Gewalt nicht in dem Maafse kennt und einräumt, ist der gegenwärtige Zustand der gröfsern Abhängigkeit vom Staate, allein angemessen, und gewährt Bürgschaft für das sichere Bestehen und den gedeihlichen Fortschritt der Cultur selbst.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften, welche zur Säcularfeier der Universität Göttingen erschienen sind.

(*Fortsetzung von Nr.* 200.)

Namentlich zeigt Göttingens Gründung und Erblühen, dafs für eine Anstalt, die nicht blofs Unterweisung in praktischen Fertigkeiten, sondern auch ein Sammelplatz bewährter Träger und Förderer der Wissenschaften selbst seyn soll, die frühere Selbstständigkeit der Universitäten durch Corporationen und Fundationen nicht mehr unumgänglich nöthig, sondern die wohlwollende Fürsorge des Staates dabei ebenso förderlich ist.

Eben so zweckmäfsig, als die Wahl des oben besprochenen Gegenstandes für die vorliegende Veranlassung, mufs auch die *Tetractys* der Facultätsprogramme, zur Ankündigung der bevorstehenden Promotionen, erklärt werden. Die 4 Decane haben sich Gegenstände aus der Gelehrtengeschichte Göttingens, jeder aus seiner Facultät, erwählt. Zunächst in der Reihe göttingischer *Theologen* drängt sich der Name eines *Mosheim* so gewaltig vor, dafs nur auf ihn die Wahl fallen konnte, und Hr. Dr. *Lücke* bewährt auch hier seine Gewandtheit in Auffassung grofser Theologen, die er neulich durch die so sehr gelungene Biographie *Planck's* gezeigt hatte, wiederum auf das Erfreulichste. Mit Uebergehung einer Inhaltsanzeige (s. das oben Bemerkte) wollen wir hier nur Eine Notiz mit dem Wunsche herausheben, dafs sie zu weiterer Beachtung auch in solchen Kreisen komme, die nicht gerade mit Lesen lateinischer Programme sich beschäftigen. Nach des Vfs. Angabe S. 61. not. wird *Mosheim's* Schädel in der Osiandrischen Sammlung in Göttingen aufbewahrt, nachdem derselbe beim Bau der Paulinerkirche aus dem Sarge entnommen ist, 1811, also 56 Jahre nach dem Begräbnifs. Der Vf. berichtet, dafs der Schädel in einer besondern und zwar eleganten Kapsel aufbewahrt werde, und noch jetzt am Hinterkopfe mit langem hellen Haar bedeckt sey. Rec. gesteht, dafs ihn diese Nachricht einigermafsen betrübt, da es doch nur Sache der Neugier, nicht aber im Geringsten wissenschaftlicher Zweck seyn kann, der an Aufbewahrung und Vorzeigung einer solchen Reliquie Gefallen findet. Unser Wunsch mufs sich also dahin aussprechen, dafs die Göttinger Universität ein Haupt wiederum zur Erde bestatte, dem sie, wie des Vfs. Programm beweiset, sich so sehr verpflichtet erklärt.

Auch die Wahl des Gegenstandes, die der Decan der juristischen Facultät, Hr. Prof. *Goeschen* für das Programm getroffen hatte, entspricht der Sache sehr. Wenn das Säcularfest der Universität hauptsächlich auf deren Anfang zurückweiset, so verdiente hier *Georg Christian Gebauer* eine ehrenvolle Erwähnung, der nicht allein zur Begründung des juristischen Studiums in Göttingen so wesentlich beitrug, sondern auch bei der Gründung der Universität selbst als königlicher Commissarius zuerst die Rechte des Prorectors verwaltete, bis endlich diese Würde selbst 1737 bei der Inauguration eingerichtet ward. Für *Gebauer* bleibt der Ruhm, zuerst das juristische Studium von dem gewöhnlichen, auf blofsen Broterwerb gerichteten, Gange befreit, und auf eigentlich eindringliche historische und philologische Forschung hingewandt zu haben, so dafs er als Stifter der sogenannten eleganten Jurisprudenz in Göttingen genannt werden mufs. Aufserdem sind seine Verdienste durch die von ihm ausgegangene Ausgabe des *Corpus iuris* hinreichend bekannt, und werden hier von dem Vf. in einer planen anschaulichen Darstellung nach Gebühr erhoben. Da öffentlichen Blättern zufolge Hr. Prof. *Goeschen* dicht nach den Göttingischen Festtagen und wie angegeben wird, wohl in Folge der dabei gehabten Anstrengungen als Decan seiner Facultät, verstorben ist: so besitzen wir zugleich an diesem Programme die letzte Arbeit von seiner Hand.

Der Decan der Medicinischen Facultät Hr. Prof. *Conradi* behandelt in seinem Einladungsprogramme die Geschichte der klinischen Anstalten in Göttingen, denen er selbst nach *Himlys* Tode vorsteht. Doch verstand es sich von selbst, dafs bei seiner seltenen Vertrautheit auch mit der älteren Literatur seiner Kunst, diese Notizen nicht ohne einen geschichtlichen Ueberblick über das Entstehen der Klinik überhaupt auf Universitäten, mitgetheilt werden konnte; die kurze Geschichte derselben bleibt auch an und für sich sehr schätzbar, ohne dafs wir deren Einzelheiten hier wiederholen könnten.

Wenn die Decane der drei ersten Facultäten sich Gegenstände theils aus der frühern Geschichte der dortigen Universität, theils aus dem ganzen Verlaufe derselben erwählt hatten: so hat Hr. Professor *Herbart* als Decan der philosophischen Facultät sich seinen unmittelbaren Vorgänger, *Gottlob Ernst Schulze* zur nähern Behandlung

lung ausersehen, und das überwiegend skeptisch gehaltene System eines natürlichen Realismus wie es in dessen Büchern überhaupt, und besonders in der dicht vor *Schulzes* Tode herausgegebenen Schrift über das menschliche Erkennen enthalten ist, theils dargestellt, theils beurtheilt. *Herbart* hat die merkwürdige Stellung gehabt, dafs er zweien Philosophen unmittelbar Nachfolger auf dem Lehrstuhle geworden ist, die wohl nie entschiedener einander gegenübergetreten sind, *Kants* in Königsberg, und *Schulzes* in Göttingen. Ihm kam es deshalb vor Allem zu, seine Stellung zu beiden darzulegen, und so weit diefs noch nicht durch seine philosophischen Schriften geschehen war, löset er diese Aufgabe in gegenwärtiger Beurtheilung des *Schulze*'schen Systems. Dafs eine Harmonie zwischen dem Vorgänger und Nachfolger in Göttingen nicht erwartet werden darf, ergiebt sich von selbst; aber selten haben wir die Discrepanz speculativer Grundansichten mit so viel Humanität darlegen sehen. Der lateinische Ausdruck war natürlich dem speculativen Thema nicht ganz günstig, und hatte hier der philosophische Decan die schwierigere Aufgabe zu lösen: indefs ist doch jedenfalls das Möglichste für Deutlichkeit und Verständlichkeit geschehen, und wer sonst mit *Herbart*'scher Philosophie sich beschäftigt, wird auch diesen Beitrag dafür eben so erfreulich, als dem Gegenstande, wozu die Einladung erfolgte, angemessen finden.

Den Beschlufs machen einige theologische Dissertationen zur Erlangung der Doctorwürde bei jener festlichen Gelegenheit eingesandt, über welche wir uns wegen der ziemlich fernen Verbindung, worin sie mit dem Jubelfeste stehen, noch kürzer zu fassen haben. Nr. 15 von Hn. Decan *Geuder* zu Augsburg, behandelt das Leben des *Johannes Staupitz*. Die Darstellung ist klar und gewandt; auch vermifst man eben nichts Wesentliches in dem Leben jenes für den Beginn der Reformation so denkwürdigen Mannes; indessen ist der Gewinn, den die gelehrte Welt aus jener Dissertation zieht, jetzt weniger bedeutend, weil derselbe Gegenstand fast gleichzeitig von Hn. Prof. *Grimm* in *Illgens* Zeitschrift, Neue Folge St. 2 nach einer frühern Rede desselben behandelt ist; vielleicht wäre Hr. *Geuder* auf die Wahl eines andern Gegenstandes bedacht gewesen, wenn ihm dieser Aufsatz schon vorgelegen hätte. Nr. 16 von Hn. Pastor *Stein* behandelt exegetisch die Stelle Joh. XVII, 3. und beweiset eine recht erfreuliche Bekanntschaft mit den neuesten exegetischen und dogmatischen Forschungen. Vielleicht dürfte die Anordnung etwas minutiös erscheinen, indem jedes einzelne Wort jenes Verses einer besondern Behandlung unterworfen, also eben so weitläuftig über δὲ und ἵνα als über ζωὴ αἰώνιος gesprochen wird; indessen theils entschuldigt diefs wohl die Wichtigkeit dieses so inhaltschweren Verses, theils hatte der Vf. dabei Gelegenheit, recht tüchtige besonders grammatische Forschungen anzubringen.

(*Beschlufs in den Ergänzungsblättern.*)

PRAKTISCHE THEOLOGIE.

Giessen, b. Ricker: *Wissenschaftliche Darstellung des geistlichen Berufs nach den neuesten Zeitbedürfnissen entwickelt* von *Robert Haas*, einem nassauischen Geistlichen. 1834. 2 Bde. XIX u. 227 u. 299 SS. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. will in seiner Schrift die Stellung des Geistlichen im Staate und den religiös-sittlichen Beruf desselben *aufklären* (ist wohl zu viel gesagt), zu wissenschaftlicher und moralischer *Ertüchtigung* des Geistlichen anregen und durch Begeisterung für gemeinschaftlichen Beruf ein Band des christlichen Gemeinsinns knüpfen. Nachdem er in der Einleitung „den Begriff der wissenschaftlichen Darstellung des geistlichen Berufs aufgestellt, vom Verhältnisse der Wissenschaft des geistlichen Berufs zur theoretischen Theologie, so wie vom Verhältnisse der Wissenschaft des christlich-geistlichen Berufs zur Wissenschaft des geistlichen Berufs überhaupt geredet hat, giebt er die Theile der Wissenschaft des geistlichen Berufs an und zwar 1) als *Ekklesialwissenschaft* (Wissenschaft von der rechten Beschaffenheit des kirchlichen Instituts zur Erweckung und Vervollkommnung des religiösen Lebens im Staate), 2) als geistliche *Pädagogik* (die Wissenschaft der Erziehung des Menschen zur geistlichen Tüchtigkeit), 3) als *Episkopalwissenschaft* (welche die rechte Beschaffenheit des Geistlichen darstellt), 4) als *Pastoralwissenschaft* (Wissenschaft von der geistlichen Wirksamkeit selbst), 5) als *Katechetik* (Wissenschaft von der rechten Beschaffenheit der religiösen Erziehung der Jugend von Seiten der Kirche), 6) als *Liturgik* (Wissenschaft von der rechten Beschaffenheit der Religionsmittel in den öffentlichen Versammlungen der einzelnen Kirchengemeinden), 7) als *geistliche Rhetorik* (Wissenschaft von der rechten Beschaffenheit der *Rede*, insofern diese zur liturgischen Anregung und Vervollkommnung des religiösen Lebens dient).

Man sieht schon aus dieser Partition, dafs durch den Vf. die praktische Theologie nicht an Uebersichtlichkeit gewonnen hat. Unser Urtheil über seine Schrift ist das, dafs er in manchem Theile derselben zwar Anregendes, in manchem Neues, aber in dem Neuen nicht immer Wahres, in jedem einzelnes Gute gesagt hat; jedoch fehlt es nicht an Uebertreibungen und Halbwahrem. Die Darstellung ist im Ganzen lebendig, leidet aber oft an Ueberladungen und auffallenden Uebertreibungen.

GESCHICHTE.

1) Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Rückblicke auf Algier* und dessen Eroberung durch die königlich-französischen Truppen im Jahre 1830. — Von einem Officier aus dem Gefolge des Marschalls Grafen *Bourmont*. 1837. VI u. 215 S. in kl. 4. Nebst 2 Karten und vielen Vignetten. (Pr. 2 Rthlr. 16 gGr.)

2)

2) Wien, b. Schaumburg: *Erinnerungen an den Feldzug in Africa im J.* 1830, und auf (an) die Unterhandlungen, welche ihm (die demselben) vorausgingen, von officiellen, zur Hälfte noch ungedruckten Actenstücken begleitet. — Aus dem Französischen des Obristen *Bartillat*, von *Maximilian Fr. Thielen*, k. k. Premier-Rittmeister u. s. w. 1837. 174 S. in 8. (Pr. 20 gGr.)

Beide vor uns liegende Schriften sind, ihrem Gegenstande und ihrem Zwecke nach, fast identisch zu nennen. Denn nicht blofs betreffen solche ein und denselben historischen Vorgang, dessen wichtigste Momente von den respectiven Verffn. vollkommen übereinstimmend erzählt werden; sondern diese legen dabei auch noch die nämliche Tendenz zu Tage, indem sie beide beflissen sind, den Ruhm der Waffenthat, wobei sie selber betheiligt sind, rein und unversehrt zu bewahren, insbesondere aber dem Feldherrn, unter dessen Leitung diese That ausgeführt wurde, gegen jene Verunglimpfungen zu schützen, die im Parteihasse und andern gleichverwerflichen Leidenschaften ihre Quelle haben. Ja selbst in Verfolgung eines nur untergeordneten Zweckes begegnen wir beiden Verfassern auf gleicher Bahn. Bekanntlich ward zur Zeit, — namentlich von französischen Oppositions-Journalen — versucht, den Ruhm des Landheeres und seines Führers, des Grafen *von Bourmont*, dadurch zu verdunkeln, dafs man die Mitwirkung der Flotte, unter dem Admiral *Duperré*, bei der Expedition zu hoch anschlug und ihr einen grofsen, sogar den gröfsten Theil an dem glücklichen und raschen Erfolgen zuschrieb, die erlangt wurden. In vorliegenden Schriften nun wird dagegen, mit Bezugnahme auf Thatsachen, die wohl nicht aus der Luft gegriffen sind, versichert, dafs es sich damit ganz anders verhalten habe. — So berichtet Nr. 1 dafs am 1. Juli, wo das Landheer mit dem Belagerungsarbeiten vor dem Kaiserschlosse beschäftigt war, sich zwar die Flotte dem *Molo* und den Strandbatterien nahete, auch jedes Schiff derselben eine volle Ladung von Steuerbord gegeben, sodann aber vorüber gesegelt und in die offene See gegangen sey. Allein dieses Manöver, das vorerwähnte Journale als heroisch und entscheidend schildern, wird vom Vf. „eine Demonstration" genannt „die ein herrliches Schauspiel" gewährt habe und dessen Zweck vermuthlich gewesen „eine Diversion zu machen, die Aufmerksamkeit des Feindes von dem eigentlichen Angriffe abzuleiten, und ihn zu verhindern das in den Strandbatterien befindliche Geschütz zur Vertheidigung des Kaiserschlosses zu verwenden." Sonstigen Schaden, wird hinzugefügt, habe das Feuer der Flotte wohl nicht anrichten können, da es nicht möglich gewesen, sich, ohne grofse Gefahr, dem wirklichen Feuer so zahlreicher, gut besetzter und kasemattirter Werke zu nähern. Denn habe auch Lord *Exmouth* (1816) ein solches Wagestück mit Glück versucht, so seyen doch seitdem die Werke sehr vermehrt und vervollkommnet worden, des Umstandes nicht zu gedenken, dafs es diesem Seehelden nur mittelst einer List gelang, — nämlich während sich ein von ihm an den *Dey* abgeschickter Parlementär noch in der Stadt befand, — auf einen halben Kanonenschufsweite von den Batterien zu ankern und dann erst sein mörderisches Feuer eröffnen zu können. — Nr. 2 äufsert sich in dem befragten Betreff noch stärker. „Unsere Armee-Nachrichten, heifst es daselbst, waren mehr, als bescheiden. Sie hatten nicht die einfache lakonische Kühnheit *Suwarow's*, noch ahmten sie den morgenländischen Stil *Napoleon's* nach." Ganz im Gegensatze mit dieser Bescheidenheit aber habe Admiral *Duperré* solche romantische Bulletins verfafst „die unser gesunder Menschenverstand nicht begreifen konnte. Alles glaubte in Paris, wir seyen die gutmüthigen Zuschauer der Triumphe der Flotte. Am Abende nach der Einnahme des Kaiserschlosses hatte man eins dieser Bulletins des Admirals von Paris erhalten; einer unserer Generale rief bei dessen Anhörung aus: „Sie werden sehen, er wird noch schreiben, dafs die *Provence* (das Admiralschiff) in dem Graben des Kaiserschlosses Anker geworfen hat." — Allein nicht blofs suchen unsere Vff. die prahlerischen Anmaafsungen des Admirals zurückzuweisen oder doch auf ihr rechtes Maafs und Ziel zu reduciren; sie beschuldigen ihn auch noch die Abfahrt der Expedition von *Toulon* ganz ohne Noth verzögert und durch zu langes Verweilen der Flotte eine Verspätung herbeigeführt zu haben, die sich durch keinerlei Rücksichten rechtfertigen lasse, vielmehr nur ein unnützer Zeitverlust gewesen sey. — Bei dem Allen jedoch wird eingestanden, es habe die Flotte „durch die Schnelligkeit ihrer Vorbereitungen" d. i. ihrer Ausrüstung und „durch ihre glückliche Behendigkeit bei der Landung, grofse Dienste geleistet." Auch habe sie sich den Gefahren des Sturmes vom 16. Juni ausgesetzt und ihnen in einer der gefährlichsten Rheden der Welt, — eigentlich in der Bay von *Sivi Ferrugh*, wo bekanntlich die Ausschiffung statt fand, — mit grofsem Muthe getrotzt.

Sind nun, was Gegenstand und Zweck anbelangt, beide hier in Rede stehenden Schriften als identisch zu betrachten, so unterscheiden sich dieselben doch in Form und Inhalt. Nr. 1 ist hauptsächlich beschreibend; Nr. 2 dagegen vielmehr erzählend. — Nr. 1 schickt der Darstellung der afrikanischen Expedition eine historische Skizze voran, die fast die Hälfte der Bogenzahl des Buches füllt und in welcher „die Entstehung der Raubstaaten im Allgemeinen mit besonderer Beziehung auf Algier," sodann aber „die Züge der Europäer gegen die Raubstaaten" in Kürze geschildert werden. Diese Schrift schliefst mit dem Abschiede des Marschalls *Bourmont* vom Heere. — Nr. 2 beschränkt sich darauf, in der Einleitung die seit längerer Zeit zwischen Frankreich und der Regenz von Algier obwaltenden Verhältnisse darzulegen und die Näherumstände des Zerwürfnisses zu erzählen, das zu der Expedition Anlafs gab. Als Anhang aber befindet sich dem Haupttexte

texte eine Samlung „officieller Actenstücke" beigefügt, die mit dem vom Grafen *von Bourmont* bald nach der Landung, von *Sivi Ferrugh* aus (den 14. Juni), erstatteten Bericht anfangen und mit einem im Moniteur vom 11. November abgedruckten und „amtliche Nachricht über die Armeen in Africa" überschriebenen Artikel schliefsen. Dieser Artikel nämlich, der einen Tagesbefehl des Grafen *Clauzel*, bekanntlich *Bourmont's* unmittelbarer Nachfolger im Oberbefehl zu Algier, mit in sich begreift, ist für die Erreichung des von dem Vf. beabsichtigten apologetischen Zwecks um deswillen von Wichtigkeit, weil darin mit Bezugnahme auf diesen Tagesbefehl von Regierungswegen erklärt wird, dafs die gegen *Bourmont* und andere Beamte der Armee erhobenen und im Publicum verbreiteten Beschuldigungen, es wären durch sie Veruntreuungen begangen und namentlich der Schatz in der Kasauba beraubt worden, durchaus verläumderisch und gänzlich aus der Luft gegriffen seyen. — Man wird aus vorstehenden, wenn auch nur flüchtigen Anführungen wohl entnehmen, dafs sich beide hier in Rede stehenden Schriften gewissermafsen wechselseitig ergänzen; beifügen aber wollen wir noch schliefslich, dafs die Eine, wie die Andere, von dem dereinstigen Geschichtschreiber über die darin erzählte Waffenthat nicht ohne Nutzen wird zu Rath gezogen werden, da beide, des subjectiven Zwecks ihrer respectiven Vff. ungeachtet, das Gepräge jener Wahrhaftigkeit an sich tragen, die ein Haupterfordernifs jedweder historischen Quelle ist.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Sulzbach, b. Seidel: *Predigten auf die Sonn- und Festtage* des katholischen Kirchenjahrs von Dr. *J. B. Hergenröther* u. s. w. *Erster* Jahrgang. 1836. VIII u. 504 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

2) Görlitz, b. Grüson: *Von der Zukunft des Herrn.* Eine Reihe von Advents-, Weihnachts- und Epiphaniaspredigten von *Johann August Grodessen*, Oberpfarrer zu Seidenberg und Königl. Superintendent. 1836. 185 S. 8. (18 gGr.)

Wir haben die beiden unter diesen Titeln erschienenen Predigtsammlungen, obwohl sie zwei verschiedenen Konfessionen angehören, hier zusammengefafst, da die Vff. von beiden bereits als treue Arbeiter im Weinberge des Herrn heimgerufen sind. Das Urtheil des Rec. kann darum nur kurz seyn, in Beziehung auf dieselben, und läfst sich darin zusammen fassen, dafs

der Katholik in Nr. 1, unbeschadet der von ihm behandelten, eigenthümlichen Lehren seiner Kirche, das, was er predigt, aus dem Evangelium schöpft, oder doch an dasselbe allenthalben anknüpft und darum seinen Glaubensgenossen eine eben so würdige als erspriefsliche Nahrung für Geist und Herz bietet;

Der Protestant in Nr. 2 aber mit der Kraft des Glaubens und der Wärme der Liebe seine Zuhörer zu Jesu Christo, als dem lebendigen Quell des Heils in Zeit und Ewigkeit zu führen bemüht ist, weshalb dann beide, die Achtung ihrer Zeit mit sich in die Ewigkeit hinübergenommen haben.

Meissen, b. Gödsche: *Der Schutzgeist edler Weiblichkeit*, ein Geschenk für erwachsene Töchter, von *Leberecht Siegmund Jaspis*, Dr. der Theol. und Archidiak. a. d. Kreuzk. zu Dresden. 1836. XII u. 158 S. 8. (18 gGr.)

An dieser Schrift des bereits im Fache dieser Literatur rühmlich bekannten Vfs. hat Rec. eigentlich nur die Kürze, welche allerdings sonst ein Vorzug ist, zu tadeln. Es sind nur Berührungen des Herzens, nicht eigentlich Griffe in das Herz. Dessen ungeachtet wird das Büchlein ohne Zweifel Segen stiften.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Ein Buch für kleinere Kinder.* Aus dem Französischen frei übersetzt von *Cora v. Mosch.* Mit einem Vorwort von *Ernst von Houwald.* Mit einem Titelkupfer. 1838. VIII u. 148 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Original ist das Werk einer Mutter, und das würde man auch ohne ausdrückliche Versicherung erkennen, denn überall leuchtet Muttergefühl und Mutterliebe hervor. Mütter sind auch die besten Erzählerinnen für das zartere Kindesalter, und können bei reinem Gefühl für das Sittliche und religiöser Gesinnung durch ihre Erzählungen vorzugsweise auf die Bildung des Herzens wirken. Eine solche Mutter mufs die seyn, deren Erzählungen hier in einer guten Uebersetzung, worin die Scenen aus Frankreich nach Deutschland verlegt sind, geboten werden. *Ernst v. Houwald*, dessen eigne Schriften für die Jugend mit Recht vorzüglich geschätzt werden, rühmt die interessante, so wahrhaft getroffene Schilderung des Kinderlebens, den reinen, frommen Sinn, und die einfache Moral, die aus diesen Erzählungen hervortritt, und schliefst sein Vorwort mit den Worten: „Und so bittet denn euch, ihr Eltern, der alte Freund der Kinderwelt: schenkt dieses Büchlein euern Kindern, und leset es selbst mit ihnen; ihr werdet gewifs der Uebersetzerin den herzlichsten Dank für ihre Mittheilung wissen." Ref. stimmt diesem Urtheil bei, und fügt nur noch hinzu, dafs sich dieses Büchlein auch durch seine äufsere Ausstattung ungemein empfiehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Zürich, b. Orell u. Comp.: *Q. Horatius Flaccus.* Recensuit *Io. Casp. Orellius.* Addita est *varietas lectionis* codd. Bernensium III. Sangallensis et Turicensis *ac familiaris interpretatio.* Volumen Primum. 1837. XXIV u. 640 S. 8. (3 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Köhler: *Commentar zu einigen Oden des Horatius* von Dr. *Carl Schiller.* — *Erstes* Bändchen. 1837. 158 S. 8. (16 gGr.)

Wer auf die wachsende Fülle der Ausgaben vom Horaz, namentlich von dessen lyrischen Gedichten, einen Blick wirft, mag weniger über diesen fortwährend gesteigerten Segen, der nun einmal in den Bedürfnissen der Lehrer, der Schüler und Liebhaber seine sichere Nahrung findet, als über die Wahrnehmung erstaunen, daſs die wissenschaftlichen Forderungen der Kritik so wenig über die Mehrzahl der Herausgeber vermocht haben und noch vermögen. Man hat erstlich seit geraumer Zeit sich gewöhnt, den Text des Dichters als etwas Fertiges zu betrachten, das zwar in einzelnen Punkten nach den Codices sich abändern läſst, im Allgemeinen aber auf einer durchaus positiven Gewähr ruht. Wenn also die kritische Thätigkeit an einem Buche, das mehr als irgend eines aus der Römischen Litteratur den Stempel der Authentie tragen soll, nur untergeordnet erscheinen und wirken konnte, so haben natürlich diejenigen Kritiker, welche mittelst der Konjektur einzelne Stellen oder ganze Verse antasteten, wenig Gehör und heftigen Widerspruch gefunden, sie sind sogar, was schlimmer als die lebhafteste Polemik war, stillschweigend und unverhört, nachdem sie Schrecken und Aufsehn erregt, als Störenfriede bei Seite geschoben worden. Statt anderer sey der neueste Kämpfer auf diesem Gebiete ein Beleg: wie hitzig haben wohlmeinende Männer *Peerlkamp* bestritten, als ob ein Harduin in ihm erstanden und die Denkmäler des Alterthums im Innersten bedroht wären; wie gemächlich dagegen die Schwierigkeiten gefaſst, die den Holländischen Kritiker zu seinen Bedenken und Hypothesen trieben, ohne daſs sie das Prinzip der gewohnten Erklärung besser begründet hätten. Ist denn aber auch das zweite Moment, die Interpretation, da sie gleichsam von den Sorgen der Kritik entfesselt sich nach Lust und Laune auf einem freien Tummelplatz bewegen durfte, zu der Sicherheit und Tiefe gelangt, welche man von den Arbeiten mindestens dreier Jahrhunderte, von der Flut unzähliger Herausgeber, die das Register einer *Bibliotheca Horatiana* nicht mehr zu fassen vermag, erwarten sollte? Wir appelliren an das Gewissen erfahrener und denkender Schulmänner, welche die Armuth ihrer wort- und citatenreichen Hülfsmittel zur Genüge beurtheilen können. Nur *Lambin* hat mit ehrlichem Fleiſs einen Grund gelegt, auf dem seine Nachfolger, zum Theil bequemlicher als billig (wie bereits *Torrentius*), fortbauten; bald aber ist der Zuschnitt der Kommentare immer mehr verengt, der Geschmack grillenhaft (wie schon bei *Dan. Heinsius*) und verseichtet, die Kenntniſs und Erforschung des gelehrten Stoffes, woran die Einsicht in die Horazischen Thatsachen und Denkformen hängt, auf Kompilation und Excerpte beschränkt worden. Hier thut es wenig zur Sache, ob ein *Dacier* den Wust seiner Wissenswürdigkeiten in stattlichen Homilien oder *Jani* mit vielen Genossen die bunten Sammlungen in das modische Gewand der Aesthetik kleide: wofern nur die Ueberzeugung feststeht, daſs die Auslegung des Horaz, abgesehen von einzelen verdienstlichen Beiträgen, nicht völlig über den engen Standpunkt der Schule, das Bedürfniſs einer Anzahl von Paraphrasen und Nachweisungen, hinausgeschritten sey. Wenn ein Kopf wie *Baxter*, den doch Gesner in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Führer in gelehrter verständiger Auslegung den jüngeren empfehlen muſste, gewissermaſsen ein Stamm geworden ist, woran und woneben allmälig, auch von kundigeren Händen gepflegt, ein praktisches Summarium sich ansetzte, so haben mit gleichem und unbestrittenem Rechte sehr verschiedene Arbeiter das Geschäft fortgeführt, nach den Wünschen der neueren Zeit in den Horaz einzuleiten. Sie stehen unabhängig und unbekümmert um die Nachbarn, höchstens durch gemeinsame Popularität vereint; ihre Leser sind ihnen gewiſs, und wer minder geneigt Erhebliches vermiſst, wird auf ein entscheidendes Argument, die wiederholten Auflagen des Buches, hingewiesen: ja wenn noch gegenwärtig ein Recensent auf seine Kunst pocht und den ersten Forderungen der Wissenschaft ihr Recht zu gewinnen trachtet, so mag er sich hier eines Bessern belehren lassen, *μηδ' αἰδεῖσθαι κακὸς εἶναι.*

Unsere Meinung ist, aufs kürzeste gesagt, diese: nicht so schnell und unangefochten wird es einem immerhin talentvollen Herausgeber gelingen, weder in der Kritik noch in der Erklärung des Horaz ein Muster

ster zu stiften, dessen Norm den lebendigen wie den trägen Kommentator zur Anerkennung und Nachfolge zwingen dürfte. Diesen letzten Zweck zu erreichen müssen viele Bemühungen, wenn auch auf entgegengesetzten Wegen, zusammentreffen, und ihre Schätzung bald vom materiellen Reichthum, bald von der besseren Methodik erlangen. Auch Hr. Prof. *Orelli*, welcher die diplomatische Kritik in den Römischen Autoren unermüdlich fördert, hat in seiner glänzend ausgestatteten Ausgabe mannichfaltige Beiträge geliefert, theils in kritischem Apparat bestehend, theils in den Ausführungen einer nicht alltäglichen Interpretation: und die letztere Zugabe mufs nicht blofs deshalb Aufmerksamkeit erregen, weil der Herausgeber fast niemals auf das Gebiet des Auslegers sich begiebt, sondern auch weil die Schwierigkeiten der Horazischen Exegese, wofern sie nicht auf den von jedermann betretenen Wegen einherwandeln will, einen tüchtigen Aufwand an Kräften fordert. Vor anderen sind es daher zuerst die Fragen, in welchem Bunde hier Kritik und Erklärung stehen, welches Mafs und Ziel jeder von beiden Thätigkeiten gestellt, und welche Mittel dafür aufgeboten seyen, worüber wir aus den Aeufserungen und dem Verfahren des gelehrten Editors einen vorläufigen Bericht zu ermitteln hätten.

Ueber die Richtung des kritischen Theiles läfst das Vorwort keinen Zweifel übrig. *Philologis ea tantum huius curae pars destinata est, quae in χρίσει Horatiana versatur.* Dennoch ist die Kritik nicht im weitesten und allgemeinsten Umfange gefafst, sondern, wenn wir mit den Politikern reden dürfen, auf einen konservativen Standpunkt eingeschränkt: sie sollte den Text des Dichters aus den vorhandenen Hülfsmitteln bestätigen und gelegentlich berichtigen, ohne ganze Massen und Glieder in Anspruch zu nehmen. Daher wird die Polemik des neuesten Holländischen Kritikers mit Stillschweigen beseitigt, und überhaupt nur apologetisch oder nach den Erfordernissen der Interpretation fernerhin in den Noten erwogen; dagegen die Methode gebilligt, die *Meineke* in seiner Handausgabe befolgt. Vielleicht scheint der bedeutende Lobspruch „*cum meo quidem iudicio inter omnes, qui eo in genere post Bentleium elaborarunt, facile primas ferat Aug. M.*" nicht in völligem Einklange mit Hn. *Or.* Entscheidungen zu stehen, welche häufig genug, und nicht mit Unrecht die Rückkehr zur Vulgata oder zur Mehrzahl der Codices fordern; aber im Wesentlichen treffen beide Kritiker darin zusammen, dafs sie die Grundlagen des heutigen Horazischen Textes für gesund halten, und vorzüglich nur in den subjectiven Ansichten dieses Gebietes, worin es immer an Eintracht gemangelt hat, weichen sie von einander ab, indem *Meineke* einen Schritt weiter geht und auch ohne starke handschriftliche Gewähr in den anstöfsigen und problematischen Einzelheiten zu ändern sich entschliefst. Da mithin alles auf eine *recognitio* hinausläuft, so sollen die neuverglichenen MSS. verbunden mit den älteren, doch nicht durchaus zuverlässigen Kollationen eine Nachhülfe geben. Hr. *Orelli* hat deshalb fünf Schweizer Codd. verglichen, deren ältester aus dem achten, die übrigen aus dem zehnten Jahrhunderte stammen: nämlich ein St. Galler, ein Züricher und drei Berner, unter denen zwei von Werth, der ausgezeichnetste aber und zugleich unter sämmtlichen MSS. Horazens der älteste mehrere Carmina fortläfst und von der gewöhnlichen Ordnung sich entfernt. Mit der gröfsten Genauigkeit sind ihre irgend merkwürdigen Lesarten verzeichnet, in streitigen Fällen ist sogar ihre Uebereinstimmung mit der Vulgata angemerkt. Um so lebhafter wäre zu wünschen, dafs ein so geübter und zuverlässiger Kritiker alle bis in die unzugänglichsten Winkel zerstreuten Varianten, von *Lambin* bis auf unsere Zeit herab, sammt den lehrreichsten Differenzen der ältesten Ausgaben, auf einen Fleck gesammelt hätte. Nicht jedermann vermag ein solches Inventarium anzustellen, wie das Beispiel etwa von *Fea* lehrt, welcher (abgesehen von den oberflächlichen Notizen über seine eigenen Codices) ganze Schwärme von alten und neuen Editoren, unbekümmert um ihren Werth, aufzubieten liebt; nicht jedermann besitzt die Mittel, um für den ersten besten fraglichen Punkt sich der handschriftlichen Autoritäten zu versichern. Aufserdem giebt nur ein so kompakter Ueberblick die Möglichkeit, in der äufseren Kritik die Bedeutung von MSS. und ihren Klassen richtig anzuschlagen; namentlich wird man das Gewicht dieser Schweizer Handschriften, so lange sie vereinzelt stehen und nicht zur ganzen Gesellschaft unseres Apparates treten, nicht genügend ermessen; und auf der andern Seite mufs künftig durch ein vollständiges Repertorium der Art die kritische Arbeit am Horaz sich unendlich vereinfachen: denn während es jetzt noch manchen der Mühe werth scheint, ein paar Codices die der *Zufall* dargeboten ängstlich durchzumustern und den kargen Ertrag umständlich zu vermelden, werden kundige Handschriftenleser aus einem Horazischen Urkundenbuch im Augenblick ermitteln, ob es lohne (es lohnt aber selten) die vorkommenden Varianten auszuziehen. Hr. *O.* hat allerdings einen ähnlichen Plan im Sinne gehabt, indem er zwischen Text und Kommentar gewöhnlich vier Abtheilungen zusammenstellt: die erste für die neu verglichenen Handschriften, die nächste für die Lesarten von *Lambin*, *Cruquius*, *Torrentius* und *Fea*, die dritte für die Varianten der Bentley'schen Recension, die letzte für die erheblichsten Konjekturen, namentlich die von Bentley. Auch darf er mit Recht behaupten (p. VIII): *quattuor haec capita in unum ubi coniunxeris, paucas admodum lectiones, quae quidem cognitione dignae sint, desiderabis.* Doch bleibt ein wesentlicher Unterschied zwischen einer präcisen, an sich nützlichen Synopsis, die gleichsam tabellarisch die Schicksale des Textes übersehen läfst, und einer Nachweisung der Autoritäten, welchen die früheren Editoren folgten und deren Gesammtheit unser eigenes Urtheil be-

bestimmen mufs. Uebrigens wird zwar eine Sammlung, wie wir sie wünschen, einigen Raum in Anspruch nehmen, aber auch den Vortheil einer praktischen Sparsamkeit für sich haben, und vieler Kleinigkeiten und Wiederholungen enthoben seyn: meistentheils genügt z. B. der Name *Lambin*, ohne die selten von ihm abspringenden Cruquius, Torrentius und sonstigen Vorgänger Bentley's ausdrücklich namhaft zu machen.

Wichtiger ist die Frage, welchen Nutzen uns die Schweizerischen Codices verschaffen; womit wir eine zweite nahgelegene verbinden, was wir der Orellischen Kritik verdanken. Wenn wir nun sogleich mit der Erklärung beginnen, dafs die Ausbeute jener Codices mittelmäfsig und mehr geeignet sey den alten Besitzstand zu sichern als neues aufzufinden, dafs der scharfsichtige Herausgeber hiedurch gehindert worden wie sonst eine durchgreifende Revision oder Umgestaltung der Vulgata zu leisten: so wird darin niemand etwas Unerwartetes sehen. Auch diese Kollation mag von neuem den Satz bestätigen, dafs der Horazische Text eine wenig modifizirte Stabilität habe. Dann bemerkt Ref., dafs unter den fünf MSS. der älteste Berner und der Züricher sich auszeichnen und vorzugsweise zusammenhalten, weshalb in Fällen der äufseren Abschätzung eher auf die beiden genannten ein Gewicht zu legen wäre. Mit deren Hülfe hat Hr. *Or.* erstlich eine Zahl orthographischer Punkte berichtigt oder konsequenter behandelt. Dahin gehören *volgus* und *volgatas*, minder bewährt *voltus*, ferner was bedenklich scheint und besser dem Manilius verbliebe II, 17, 17 *Scorpios*; die wahrscheinliche Form *Sugambri* IV, 2, 36. und 14, 51; das unzweifelhafte *Raetis* IV, 4, 17, das schon Bentley schrieb und bereits Niebuhr als das richtige empfahl; dann II, 1, 16. *Delmatico*, und III, 4, 16. das zum ersten Male erscheinende *Forenti* (für *Ferenti*, das auf Apulien nicht pafst); II, 2 *Salusti*, leidlicher als die Aufhebung der Assimilation in *inretorto* und ähnlichem mehr; *cumbae* II, 3 extr. möchte nicht zu behaupten seyn; dagegen verdient III, 1, 43 *delenit* den Vorzug; *merebere* für *mereberis* IV, 12, 16 ist einer der kleinlichen Punkte, worüber erst eine vollständige Beobachtung der Dichter entscheidet. Die Endung *is* im *Acc. plur.* wiewohl durch MSS. beglaubigt ist zurückgeschoben. Zu den orthographischen Fragen liefse sich auch die Entscheidung über *tunc* und *tum* rechnen, von denen jenes den Vorzug verdient I, 13, 5. III, 29, 62. Auch die Interpunktion hat hie und dort gewonnen, und es konnte wol noch öfters die Ueberlieferung aufgegeben werden: I, 3, 6. erfordert der Gedanke, *quae tibi creditum debes Virgilium finibus Atticis, reddas incolumem*, wo *reddas* auf die Rückkehr nach Italien zu beziehen; I, 35, 6. *Te pauper ambit solicita prece ruris colonus* hat Markland *Explic. vett. scriptt.* p. 254. (nicht Wolf zuerst, der blofs jener Ansicht beitrat) im Sinne des Gegensatzes richtig so beurtheilt, dafs zu dem scharf betonten *ruris* ergänzt werde *dominam*; dafs in II, 10, 6. die gemeinere Verbindung *Auream quisquis mediocritatem diligit, tutus caret* — gegen Bentley beibehalten worden, mufs auffallen, da *tutus caret* an sich keine bedeutsame Wendung abgiebt, in Bezug auf *caret invidenda sobrius aula* ganz überflüssig oder unlogisch wird, während *diligit tutus* gebührend an das vorhergehende *rectius vives* anknüpft: denn wer die sichere Mittelstrafse wandelt, lebt gleich fern von der Dürftigkeit als von der verschwenderischen Pracht. Noch weniger läfst sich in III, 18, 4. nach *alumnis* ein Comma rechtfertigen, so dafs *si tener pleno cadit haedus anno* eine Bedingung sey, von welcher die frühere Bitte abhänge; daran hindert aber sowohl das prekäre Asyndeton *vetus ara multo fumat odore*, als auch der abgerissene Fortschritt zur dritten Strophe; vielmehr hebt mit *Si* die Schilderung des ländlichen Festes in seinen einzelen Scenen an, *larga nec* bildet den Nachsatz, dem *fumat* in lebhafter Rede sich zugesellt. Uebrigens erinnert diese Wendung an *Carm. Secul.* 68. *Si Palatinas videt aequus arcis, remque Romanam Latiumque felix — proroget aevum*: wo die Zuversicht des Wunsches den wohl bezeugten Indikativ *prorogat* gebietet.

Weit bedeutender und einem eifrigeren Streit der Meinungen unterworfen ist die diplomatische Kritik des Horaz, die Handhabung der Lesarten und die Ergänzung derselben aus den unentbehrlichsten Konjekturen. Von der reifen Erfahrung und dem Blick unseres Herausgebers läfst sich im voraus die schärfste Beurtheilung und eine Sichtung des Textes erwarten, worin nichts einen Platz habe finden können, was nicht im Gericht der strengen Prüfung bestand. Und was die Aufnahme von Vermuthungen betrifft, so bemerkt er sogar p. VIII: *Sane per quinque hos Carminum libros duas duntaxat coniecturas a me receptas esse memini; ceterae lectiones omnes nituntur fide codicum bonitate praestabilium.* Von jenen beiden Vermuthungen ist *Epod.* IV, 8. *cum bis trium ulnarum* (sonst *bis ter*) durch den Vorgang vieler fast geheiligt; die andere *Carm.* III, 17, 5. *auctore ab illo ducit* (so *Heinsius* für *ducis*) *originem* findet ihre Begründung im Zusammenhange der Gedanken; es kommt noch eine dritte hinzu, das Bentley'sche von mehreren gebilligte *haeduleae* I, 17, 9. In dieser Hinsicht dünkt es überflüssig alle Belege zu registriren, welche das Urtheil und die Behutsamkeit des Hn *Prof. O.* bewähren (unter andern. m. die Darstellung über III, 12, 11. IV, 10, 5.); und vielmehr rathsamer, die wenigen Fälle zu erwähnen, bei denen ein und das andere Moment vernachlässigt seyn möchte. I, 1, 13. *dimoveas*, wie IV, 5, 14. im schönen Bilde von der übers Meer spähenden Mutter, *curvo nec faciem litore dimovet.* Nicht zu verschieden ist *demovere*, doch als ein tieferer Ausdruck mit guten MSS. vorzuziehen, und für die erste Stelle schon von Burmann *in Quintil.* VII, 3. p. 618 angerathen: *dimovere* bleibt stets ein physischer und nur äufserer Begriff, ein blofses Abrufen; *demo-*

movere geht auf den inneren Antrieb, dessen Stärke von dem einmal erwählten verlocken kann, und in beiden Wendungen des Dichters soll keine Lockung etwas über das Gemüth vermögen. Ebendaselbst v. 35 *inseres* mit Lambin; aber längst hat man eingesehen, dafs das Futurum viel zu kleinlich sey und zur Unzeit den Schein der Bescheidenheit auftrage, da doch der Dichter, welcher sein Leben der Poesie geweiht, auch der Anerkennung durch Mäcenas ziemlich gewifs seyn mufs. Dasselbe gilt für IV, 2, 45. *Tum meae, si quid loquar audiendum, vocis accedet bona pars*: der Einwurf „*nam praesens tempus nimis demissi animi esset*" klingt kaum ernstlich gemeint im Munde des Kenners, welcher nur zu gut weifs, dafs der Begriff „sowahr dieses, mufs ein anderes seyn oder nicht seyn", im Lateinischen (*conf. Heins. in Ovid. Met.* III, 272. *coll. Burm. in* II, 513.) den Indikativ fordert, und unser keineswegs scheuer Dichter wohl sagen darf, *wenn anders ich ein Dichter bin*, nimmermehr, *wenn ich ja zu jener Zeit ein erträgliches Gedicht hervorbringen werde*. Obenein kommt in Betracht *bona pars*, das Hr. O. (*omnibus viribus enitar, ut carmine laetissimos meos sensus . . . digne exprimam*) vielleicht übereinstimmend mit denen fafst, welche *Serm.* I, 1, 61. *at bona pars hominum*, vom Deutschen verführt, von einem *guten Theil* Menschen verstehen; während *bonus* in allen solchen Stellen den Kern, die Blütenlese ausdrückt: also hier, *ich werde vom besten Gute meiner Poesie beisteuern*. Doch kehren wir zum ersten Buche zurück: so läfst sich c. 15, 22 auch *exitium genti*, so scheinbar und durch gute Codices es empfohlen ist, bezweifeln; denn in den meisten Stellen, dergleichen Bentley (der übrigens den Genitiv vertheidigt) oder die Erklärer des Livius II, 1 anführen, geht der Dativ auf eine Verbalstruktur oder auf subjektivere Betrachtungsweise der alterthümlichen oder der silbernen Latinität zurück. Dann III, 4, 38. *militia simul fessas cohortes addidit oppidis*: die neue Lesart versteht Hr. O. von Militärkolonieen, mit Berufung auf die nicht sehr ähnliche Stelle *Tacit. A.* XIII, 31. *Coloniae Capua atque Nuceria additis veteranis firmatae sunt*; aber ein so vereinzelter Zug nicht aus dem militärischen Leben sondern aus der Regierungskunst August's pafst schwerlich zum Gedanken des Horaz, welcher mit feiner Huldigung auch dem Fürsten einen Antheil am innigen Verkehr mit den Musen zugesteht, nämlich für die sparsamen Augenblicke der Musse, die jener von den ernsten Geschäften erübrigt. Ein solcher Genufs der Ruhe wird ihm erst, wenn er den Krieg in der tiefen Stille des Stadtlebens vergraben hat (*abdidit oppidis*); das Unterbringen seiner Veteranen dagegen, ein weder entscheidender noch grofsartiger Akt aus seiner vielverzweigten Politik (worin das *militem donis pellexit* eben nur ein einzelnes Moment war), liefs ihn nicht unmittelbar (*simulac*) von allen Sorgen aufathmen. Im dritten Buche c. 29, 34. *nunc medio aequore*: diese Schreibart der unbedeutendsten Codices im Texte zu finden ist um so mehr unerwartet als der einzige, vom Schein entnommene Grund („*Haec videtur Horatii manus, cui facillime antiquus interpolator substituere poterat gl. alveo, non contra*") sogleich zusammenfällt, wenn man erwägt, dafs gerade die unzuverlässigsten Handschriften in Lateinischen Dichtern die willkürlichsten Variationen und Reminiscenzen (unter anderen zeigt Virgil oft genug *medium aequor*) aufgenommen haben. Als eigentlicher Beweis dienen aber die schon von den Lexikographen genannten Citate *Virgil.* A. VIII, 89 und 96. wo *aequor* wirklich vom Tiberstrom gebraucht ist, doch (was man zu übersehen liebt) nur figürlich und malerisch, während Horaz buchstäblich den vollen Lauf des zum Meere gleitenden Flusses (und das ist völlig poetisch *medius alveus*, s. *Heinsius in Ovid. Met.* XV, 624.) ausspricht. Denn Virgil stellt uns, indem er den friedlich-majestätischen Zug der Tiber zeichnen will, das Bild einer räumlichen stagnirenden *Fläche* dar: *substitit unda, mitis ut in morem stagni placidaeque paludis sterneret aequor aquis*, und weiterhin, *viridesque secant placido aequore silvas*; unter welcher Form soll hingegen *medium aequor* die ganze Stärke des mächtigen Gewässers ausdrücken? Im vierten Buch ist jetzt bei c. 2, 49. *Tuque dum procedis, io triumphe*, ein beachtungswerther Versuch gemacht, um den vielen Skrupeln ein Ende zu machen: *Teque, dum procedit, io tr.* Unter der nicht zweifelhaften Voraussetzung, dafs die Römer den Triumphzug personificirten (weshalb zweimal *Triumphe* zu schreiben war), und mit Benutzung der Bentleyschen (durch *procedit* des ältesten MS. gesicherten) Ansicht, dafs der feierliche Aufzug des triumphirenden Augustus geschildert sey, erklärt Hr. O. folgendermafsen: „*Dum procedit Caesar triumphans a porta triumphali usque ad Capitolium, nos te Triumphe non semel, sed continuo dicemus etc.*" Sollte ihm indefs entgangen seyn, dafs *io triumphe* (so gut als *io hymenaee* und ähnliches) nur adverbialen Werth besitze und nimmer die Figur eines *Triumphus* zu gestalten tauge? und wie wenig Geschmack verriethe die Mischung der Personen, *teque Triumphe, dum procedit*, da doch die Anrede an *Iulus* jede zweite Person, so lange sie nicht scharf ausgeschieden ist, auf denselben zu beziehen zwingt, der ohnehin sofort v. 53 angerufen wird. *Nihil enim intervenit* (sagt Bentley mit Recht), *quo tuque et te ad diversos spectare lector moneatur*.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Zürich, b. Orell u. C.: *Q. Horatius Flaccus.* Recensuit *Io. Casp. Orellius* etc.

2) Leipzig, b. Köhler: *Commentar zu einigen Oden des Horatius* von Dr. *Karl Schiller* u. s. w.

(*Fortsetzung von No. 202.*)

Nicht blofs *teque* oder *tuque*, auch *dum*, das Horaz nach dem ersten Buche nirgend in den Carmina anwendet und einigemal (z. B. II, 12, 25 und in *Epod.* V, 55 mit den MSS., wo *cum* für den Begriff *zur Zeit wo* das bessere) zu vertreiben ist, scheint ein Flick statt der ursprünglichen Lesart zu seyn. In IV, 4, 36 war kein Grund mit geringfügigen MSS. *dedecorant* mit *indecorant* zu vertauschen; welche Nothwendigkeit aber soll uns bestimmen mit Huschke und den dürftigsten Autoritäten v. 65 die schäbige Form *exiet* auf Horaz überzutragen? Am wenigsten wohl die Schlusfolge, weil *pulcher* oft von Heroen gelte, *quorum forma in pugnis enitet atque conspicua est*, und *evenit*, ein unerhörtes Verbum für *emergit*, gewifs ein Machwerk der Grammatiker sey, darum also — *propter eandem illam rationem statuendum est archaismo h. l. usum esse poetam.* Wir bitten zu bedenken, dafs *exire* (um von den unbrauchbaren Bedeutungen *davon kommen*, *herüberziehen* zu schweigen) blofs im Bilde des aufspriefsenden Baumes, welches hier fremdartig ist, edel heifsen kann; *evenit* bleibt zwar ein glossematischer Ausdruck, aber der Zusatz *pulchrior* führt uns auf eine treue Nachbildung des λαμπρὸς ἔξειμι (λαμπρὸς - λαμπρότερος ἄνεμος, s. *Dobree in Aristoph. Equ.* 428 u. a.): *aus dem Unglück wird es sich mit erhöhter Gewalt heben.*" Im letzten Gedichte desselben Buches v. 15 möchte man auch *ortus* nicht gut heifsen, wenngleich die Observation „*librarii facilius mutarunt num. plur. in singularem quam contra*" einen leidlichen Klang hat. Allein *ortum* erfordert nächst dem entsprechenden *cubili* die Schärfe der geographischen Begrenzung, *imperi porrecta maiestas ad ortum Solis ab Hesperio cubili*; dem Morgenlande kommt *ortus* zu. In den Epoden endlich dünkt uns ein blofs durch Neuheit und Analogie blendender Ausdruck, *offensus vicem* in XVII, 42 auf viel zu schwacher Autorität zu ruhen.

Eine so geringe Zahl von Bedenken ist in der That geeignet von der Besonnenheit unseres Kritikers ein günstiges Bild zu gewähren. Vergleichen wir aber auch den negativen Theil der Arbeit, so besteht dieser theils aus dem vorräthigen Apparat, welcher zur Verbesserung des Textes gebraucht werden konnte, theils aus den gröfseren kritischen Problemen, welche die Gegner der schneidenden Operationen apologetisch beschwichtigen müssen. Wenn nun Hr. O. in seinem *Thun* wesentlich an der überlieferten Basis festhält und darin seine Stärke entwickelt, so wundert man sich weniger dafs in seinem *Lassen* manche Rückstände bleiben, mit denen er, wie jeder erwarten dürfte, gleich gut hätte fertig werden sollen. Doch fehlt es nicht an Lesarten, welche unter verschiedenen Bedingungen den Vorzug oder die gebührende Stellung im Texte verdienten. Hievon zunächst einige Proben. Im *ersten* Buche ist mit Grund c. 3, 22 das handschriftliche *Oceano dissociabili* behauptet worden, aber die Schwierigkeiten der Erklärung mufste der Herausgeber offen eingestehen. Denn der aktive Sinn einer solchen Formation gehört erstlich der älteren Latinität an (*penetrabile fulmen* im Ovid ist wirklich passiv), dann giebt der Begriff *qui dissociaret* (es sollte vielmehr *dissociaturo* seyn), die Wahrheit zu sagen, einen ebenso bedeutungslosen Zusatz als das gegenüber liegende *dissociatas terras*, wogegen man eben eifert; die einzig brauchbare Vorstellung *Reiske's* von einem ungeselligen Ocean stellt das Wort fast auf die Spitze der Unmöglichkeit. Alles und namentlich die Anwendung des *dissociare* führt zu *dissociabilis terras*, Länder die einander fremd bleiben sollten. C. 7, 9 ist *dicit* wegen des voraufgegangenen *sunt* beibehalten; wenn aber die Struktur nothwendig *plurimus in Iunonis honorem* „wer auf der Juno Ruhm seine Kraft setzt" zu verknüpfen zwingt, thut man besser *dicet*, das Zeichen etwaniger Fälle, mit Bentley vorzuziehen. C. 21, 5. *Vos laetam fluviis et nemorum coma* — weiterhin *tollite laudibus*: für diese Lesart spricht wenig, *lectionem coma magnopere commendat ipsa constructionis facilitas.* Mehr Gewicht hat, abgesehen vom Reichthum der Beziehungen, die Betrachtung der dritten Strophe, worin neben der Person des Gottes auch die Stätten seines Kultus dem Liede bestimmt werden; eine gleiche Vertheilung heifst uns mithin das Lob der Diana von ihren Attributen scheiden, die sorgfältig ausgeschmückt werden (*quaecunque — Cragi*): also *comam* mit den besten codd. Im nächsten Gedichte v. 11 wäre gleichfalls vorzuziehen, *curis vagor expeditus*, obgleich Hr. O. darin etwas prosaisches erblickt; das gilt wol von *expeditus*, nicht von seiner Struktur; dagegen bleibt *expeditis curis* abhängig von der bedenklichen Voraussetzung *curas expedire* (auch ein Fall wie bei *Tacitus H. I*, 10. *quotiens expedierat*, auf *voluptates* bezogen, läfst sich nicht streng vergleichen), und giebt einen

einen minder beharrlichen Zug des sorglosen Gemüthes. Am wenigsten düņkt im weiteren v. 14. *Daunia in latis* einem Zweifel unterworfen zu seyn; das handschriftliche *Daunias latis* müſste als vereinzelte, aber zugleich der Analogie widersprechende Bildungsweise geduldet werden. Die Belege von Hn. *Orelli* (*Sic semigraece Ambracias, Caspias, Amazonias securis, Pelias hasta, Nasamonias Arpe apud poetas, etiam in voc. Latino Appias Venus* [Miſsverständniſs, wie dort v. 82 zeigen kann] *Ovid. A. A. I*, 79. *Adde Italis ora Ovid. Parthis Manil. Oceanine, Neptunine, Tiberinides*), diese ziemlich ungleichartigen Elemente sind nur Bentley günstig; *Pelias hasta*, *Parthis tellus*, mit ähnlichen Adjektiven folgt der Alexandrinischen Sprachkunst; ein Nomen von solchem Gepräge mag aber schwerlich bei einem ächt italischen Lokale aufzuweisen seyn, denn das muthwillig geschaffene *Appias* geht wie bei demselben Dichter *Nymphae Tiberinides* auf eine Quellgottheit zurück. C. 24, 27. *Quodsi Threïcio blandius Orpheo auditam moderere arboribus fidem, non vanae redeat sanguis imagini*: so die *cdd. vulgg.* seit *Cruquius*, und zwar im offenen Widerspruch nicht nur mit allen MSS. von Werth, sondern auch mit dem Gedanken, welcher keinen syllogistischen Fortschritt, sondern ein Einlenken in gefaſstere Stimmung begehrt. Wer die Struktur des *quid si* mit Subjunktiv in halblaut hingeworfenen Hypothesen (s. *Burm. in Anthol. Lat.* T. II. p. 271.) erwägt, wird sich leicht von der Wahrheit der lebendigen Wendung überzeugen: *Quid si Threïcio ... moderere arboribus fidem? num vanae redeat* etc. Hingegen fehlt es an ausreichenden Gründen um *Epod.* XIV, 13 *quodsi* mit dem Herausgeber in Verdacht zu ziehen. Warum man endlich c. 25, 2 *ictibus* lieber mit Zwang von Steinwürfen erklären als das sicher stehende *iactibus* mit *N. Heinsius* annehmen will, ist kaum einzusehen.

Im *zweiten* Buche steht noch immer c. 10, 18. *Quondam citharae tacentem suscitat musam*, wo man auf gut Glück *citharae musam* vom Tone der Cither nimmt und das wenig schickliche *tacentem* sich gefallen läſst: aber wieviel energischer ist das besser bezeugte *Quondam cithara t. s. Musam*, Apollo vertauscht Kampf und Bogen (vgl. *A. P.* 348—50) zuweilen mit dem milden Saitenspiel, zu welchem (*cum cithara* I, 24, 4 und wegen der älteren Vorstellung *Müller* Prolegg. z. Myth. S. 425.) die Musen aus früherer Unthätigkeit erwacht singen. Nicht erheblich sind die Fragen c. 12, 2 wegen des hier und sonst angefochtenen *durum Hannibalem*, das man gegen die MSS. aus herkömmlichen Vorurtheil für *dirum* hintansetzt; und ob c. 13, 38 *dulci laborem decipitur sono*, wie die besten Handschriften lesen, oder, was weder Concinnität noch Graecität (nemlich „*Graeca constructione*, κλέπτονται τῶν πόνων") unterstützen, *d. laborum decipitur sono* vorzuziehen sey. Aber ernstlicher Erwägung werth ist c. 20, 13. *Iam Daedaleo ocior Icaro*: wo der Hiat (denn die Beispiele aus Hexametern, *in Actaeo Aracyntho* u. a. treffen nicht zu) ebenso anstöſsig seyn muſs als die abenteuerliche, mit Bentley zu reden übel vorbedeutende Wendung. Daher fragt sich ob man die Lesart alter MSS. *notior Icaro*, welche doch dem Zwecke des Carmen gemäſs die weiteste Verbreitung des Dichterruhmes ausspricht, zu verschmähen habe.

Aus den beiden übrigen Büchern möchten anzuführen seyn: III, 3, 12. *purpureo bibit ore nectar*. Man ist freilich geneigt, gewisse Prädikate der Götter als feste Phraseologie überall geltend zu machen, und trägt dem gemäſs auf Augustus, den schon früh vergötterten Fürsten, etwas rasch ein *purpureum os* und *bibere nectar* über; allein Horaz müſste nicht der denkende Dichter seyn, den wir in ihm ehren, wenn er die unmittelbaren Symbole der verklärten Göttlichkeit in der Art eines Höflings dem lebenden Augustus zugetheilt hätte. Diesem als künftigen *conviva deorum* kommt *bibet* zu, das einige codd. darbieten. Umgekehrt ist c. 27, 71 *cum tibi .. reddit* „jetzt da er dir preisgiebt" das wahrscheinliche. In IV, 13, 14 paſst *clari lapides*, die Erwähnung von glänzenden Steinen, welche nicht immer selten und kostbar sind, weniger als *cari lapides*, ein wichtiger Bestandtheil des Römischen Luxus.

Soweit von einzelnen Lesarten, welche zur Abänderung der Vulgate dienen könnten; jetzt müssen wir noch, um den kritischen Theil abzuschlieſsen, eines zweiten, verwandten und wohl auch entgegengesetzten Punktes gedenken, der Vertheidigung von angezweifelten und verworfenen Ausdrücken oder Versen. Es mag seltsam scheinen, daſs die Kritik, ein so starkes und einhelliges Talent, mit verschiedenartigen Kräften geübt und von ihren Vertretern hier glücklicher für den Angriff, die Erfindung, das Anregen der schlummernden Forschung, dort für's Bewahren des alten Gutes und die Prüfung der kecken Neuerungen verwandt werde: doch wie seltsam diese Trennung der Mittel und Geisteskraft erscheint, die Arbeiten über Horaz sind reich an genügenden Beweisen. Um so weniger wollen wir uns wundern, daſs Hr. *Orelli*, seinem Plane gemäſs und überhaupt im Sinne seiner kritischen Methode vorzüglich die Defensive behauptet und in jener ganz löblichen Bemühung zuweilen gegen sich den Verdacht erweckt habe, als trachte er den einmal überlieferten Besitzstand um jeden Preis zu verfechten. Referent müſste sehr irren oder auch hier ist es möglich gerecht, unbefangen und empfänglich für den Fortschritt zu seyn: eine scharfe Abwägung aller Momente läſst uns mehr als einmal irgend ein Loch im Text erblicken, und die hieraus entspringende Gewiſsheit, daſs alles auf Emendation oder Konjektur ankomme, darf unerschüttert und unverleugnet bleiben, wenn auch keine der gemachten Aenderungen völlig befriedigt, und wenn auch keine Handschrift der vollständig begründeten Besserung zu Hülfe kommt. Im Horaz aber hindert uns ein Schwarm von praeiudicia, so ganz unparteiisch als nothwendig ist auf diesem kritischen Gebiete zu empfinden und zu richten; eingelebt in die kleinsten und zartesten Wendungen, die fast selber ein Glied unseres eigenen Sprachgebrauchs geworden sind

sind, vermögen wir kaum solche Thatsachen der Gewohnheit im Falle des ernsten Kampfes auf freien Fuſs zu setzen, und lieber wehren wir durch eine Art von sophistischem Spiel (das man gewöhnlich bloſs Männern des Widerparts, wie Bentley vorwirft) die Gewalt des Zweifels oder das Geständniſs des Unvermögens ab. Unsere Ohren hallen z. B. von jenem *quo pater Aeneas*, *quo dives Tullus et Ancus* (IV, 7, 15) wieder, aber verstehen wir auch mehr als den Buchstab *dives Tullus*? oder wird die Skepsis sich abweisen lassen durch die Erläuterung „*dives ex volgi opinione de opibus ac potentia veterum regum, quorum statuas in Capitolio collocatas quotidie videbant*?" Von solchen Bedenken ist Horaz erfüllt, dem man überall Plan und Wachsamkeit in dem Grade beilegen muſs, als ihm Zwang und peinliche Halbheit des Ausdrucks fern bleiben. Man wird daher geringes Vertrauen zur Vulgata III, 5, 15 *dissentientis condicionibus foedis et exemplo trahentis perniciem veniens in aevum* fassen, wenn *exemplo trahentis* nur die Erklärung verträgt „von jener That leitet er Verderben für die Zukunft ab;" und gleich weiterhin v. 37. *Hic*, *unde vitam sumeret*, *inscius pacem duello miscuit*, wenn darin liegen soll „diese Feiglinge begriffen nicht, daſs das Leben nur durch Tapferkeit gerettet werde, und schlossen in einem öffentlich vom Römischen Volk unternommenen Kriege für sich eigenmächtig Frieden," also *hic* kollektiv *cum indignatione*, und so vieles gewaltsame als Satzglieder vorhanden sind. Bei dergleichen Einzelheiten wollen wir indessen nicht länger verweilen, und allein des Punktes flüchtig gedenken, welcher erst die Aufmerksamkeit unserer Zeit erregt hat, wir meinen die Beurtheilung ganzer Strophen, die so mechanisch und überflieſsend für mythologische Digressionen eingelegt sind, daſs man ohne Schaden des Gedankens sie herausnehmen und nur zum offenbaren Nachtheil des Dichters vertheidigen kann. In III, 11, 17 hat die Erwähnung des Höllenpförtners, welcher den Klängen der Leier gewichen sey, die unzeitige Weisheit eines Versifikators in Bewegung gesetzt: *Cerberus*, *quamvis furiale centum Muniant angues caput eius atque Spiritus teter saniesque manet Ore trilingui.* Das verrätherische *eius* bei Seite geschoben, glaubt Hr. *Or.* daſs die zwecklose, gedunsene, vom Zusammenhang eitel ausspringende Malerei glücklich von *Jahn* gerettet worden, mit dem eigenen Zusatz: „*est ex iis veluti dissonis numeris, qui suo loco a magnis artificibus excitati perfectionem totius carminis vel modulaminis ἁρμονίαν reddunt!*" Noch weniger Glauben findet das Einschiebsel zu Anfang von III, 17. *Aeli vetusto nobilis ab Lamo, Quando et priores hinc Lamias ferunt Denominatos et nepotum Per memores genus omne fastos Auctore ab illo ducit originem, Qui Formiarum moenia dicitur* etc. Umsonst fragt man welchen vernünftigen Sinn *priores Lamias* in einer so gewissenhaften Unterscheidung enthalte (denn ein Trugbild giebt die Erklärung „*qui vixisse credebantur inter primum Aelium Lamiam in huius familiae commentariis vel laudationibus funebribus memoratum et Lamum regem*"), oder welchen Zweck diese weit ausgesponnene Genealogie in einem schlicht-geselligen Liede erfülle; man müſste denn einen Scherz hinter dem Gepränge des uralten Stammbaumes suchen, und doch wagt Hr. *O.* nicht, zu entscheiden (*utrum per fastum quendam an ioci causa nos ignoramus*), sondern nimmt das Ganze wie es eben vorliegt mit der Bemerkung in Schutz: *Huic igitur opinioni* (nemlich vom Lamus als Ahnherrn) *gratificatus tam illustrem prosapiam octo versibus includit. — Simulata ni fallor huius degressionis gravitas admodum festive opponitur ceteri carminis hilaritati.* Noch bekannter ist die Frage wegen des Emblems, das mitten im feierlichen Gange von IV, 4 plötzlich durch einen der frostigsten und unnützesten Einfälle verletzt: *quibus Mos unde deductus per omne Tempus Amazonia securi Dextras obarmet*, *quaerere distuli*; *Nec scire fas est omnia.* Hat wirklich der immer kalt überlegende Horaz einen solchen Sprung nicht zur Höhe, sondern auf den Sand jemals sich verstattet, und wo giebt er nur *ein* sicheres Beispiel dieses rhetorischen Ungeschmacks? Kurz aber nicht überzeugend ist des Herausgebers Entscheidung: *Iam manifestum est id Horatium egisse*, *ut loco de Vindelicis aliquantum immoraretur*; *id quod optime fieri poterat more aliquo illorum insigni describendo*; *elegit igitur eorum secures*, *quarum aciem Romani satis erant experti*; *atque ad eum finem Pindarica utitur degressione*, *quae gravitate minime caret.* *Haec cum non satis perspicerent interpretes quidam* etc. Zum Schluſs sey noch der Vers erwähnt, um den seit Bentley vorzüglich lebhaft gestritten worden, IV, 8, 17. *Non incendia Carthaginis impiae*: metrische und historische Gründe treffen schon auf den ersten Blick zusammen, um ihn aus der Reihe zu verweisen. Diesen und anderen Schwierigkeiten sucht Hr. *Or.* zu begegnen, indem er mit Meineke einen Ausfall von zwei Versen nach *impiae* setzt; wobei er der auch im Aeuſseren des Textes anerkannten Voraussetzung folgt, daſs Horaz seine Asklepiadeischen Sylbenmaſse, welche sich entweder monostrophisch bewegen oder in Verspaaren gruppiren, in Tetrakolen angeordnet habe, mithin unser aus 34 Versen bestehendes Gedicht auf 36 zu bringen sey; so würden dann jene verlorenen Verse am besten den wahren Sinn des *incendia Carthaginis* und den übrigen Zusammenhang bestimmt haben. Allein diese Hinterthür führt noch keineswegs in Freie; wir wünschen eine recht ungezwungene Ansicht zu vernehmen, wodurch *incendia Carthaginis impiae* etwas anderes als *Brand Karthago's* oder *Verbrennung des Karthagischen Lagers* bedeuten könnte, ohne seine nothwendige Beziehung auf den älteren Scipio zu verlieren; wir vermissen auch ein logisches Zusammenstimmen unter den Begriffen *non marmora*, *non fugae reiectaeque Hannibalis minae*, *non incendia — clarius indicant laudes quam Calabrae Pierides*; im Hintergrunde bleibt auſserdem das unlyrische *eius* mit anderem des Dichters unwürdigem, welches *C. F. Martin* in einem beachtenswerthen Programm (*Ob crv.* cri-

criticae in Aeschyli Oresteam et comm. crit. de Horatii C. IV, 8, 15—19. Posen 1837.) sorgfältig erwogen und zum Resultate herabgedrängt hat, dafs die Worte *non celeres fugae — lucratus rediit* von einem Interpolator herrühren. Unseres Erachtens sagt Horaz: *alle Denkmäler des Römischen Staates verherrlichen minder glänzend als die Poesie des Ennius; und schweigt die Poesie, so geht die schönste That unter.*

Von der Thätigkeit des Hn. Prof. *Orelli* als *Interpreten* sieht Ref. um des Raumes willen sich genöthigt in gröfster Kürze zu berichten, und den Umrifs einer weitläuftigen Demonstration in ein paar Beispielen anzudeuten. Den erheblichsten Theil seines Buches füllt in einem hie und da beträchtlichen Umfang die von ihm so benannte *familiaris interpretatio*: je weniger man nun an den Sinn und Klang dieses Ausdrucks sich bisher gewöhnt hat, desto natürlicher wird die Frage nach der Definition und Eigenthümlichkeit solcher Exegese seyn. Zwar ist sie nicht so durchaus unbekannt, als man auf den ersten Anschein urtheilen mag. Die früheren Leistungen der Philologie seit dem 15. Jahrhundert gehören ihr an: die ältesten Ausleger der Alten namentlich auf den Italienischen Universitäten haben keine andere Form der Interpretation geübt, wie jedem der Anblick der *veteres commentarii* zum Horaz und Virgil (man erinnere sich etwa des *Chr. Landinus*), zu Properz und Juvenal zeigen kann; dafs ihre Nachfolger wesentlich in derselben Methode beharren, lehrt noch *Muretus*, in den von ihm selbst besorgten Arbeiten wie in den handschriftlichen Vorträgen, gleichzeitig auch *Lambin*, und wie manches gediegene Werk aus solchen *scholae* hervorgehen mochte, deutet unter anderen des *Casaubonus* Kommentar über Persius an. Man darf vielleicht behaupten, dafs die noch jugendlichen und liberalen Studien des Alterthums vorzüglich in jener Weise kommentirten, und erst seit der zunftmäfsigen Verfassung des Faches, als der freie Hauch des philologischen Wissens in kritischen, grammatischen und antiquarischen Noten erstarb, die familiare Behandlung der Autoren gewichen und sogar zur niedrigen Tracht des im Hausrock sich abmühenden Handwerksmannes herabgewürdigt sey, woran schon *Minelli* mit seinen Genossen rühmlichen Andenkens erinnert. Ziemlich spät frischte die verlorene Praxis *Gesner* auf, dessen unbefangener und behaglicher Geist ganz eigentlich eines so leichten Gewandes zu bedürfen schien, und der in seinem *Claudianus* hier ein noch unübertroffenes Muster weltmännischer Flüssigkeit hinterliefs; die ferneren *commentarii perpetui* aber waren durch Absichtlichkeit und Forderungen der Zeit zu heftig in die Weite vorgeschoben, um auf dieser Stufe stehen zu bleiben. In unseren Tagen hat nur *Wolf*, als er den fügsamen Hörsal versuchsweise ins gemischte Publikum hinaustrug, die verschiedenen Seiten der besprochenen *interpretatio* hervorgekehrt: die von ihm gelegentlich ausgeschickten Proben an Plato, Horaz, Aristophanes, Cicero lassen auch den Fremden jene *grata negligentia* gewahr werden, mit welcher er sich in den Breiten und Tiefen eines Themas erging, und nach den Eingebungen der Laune nahes mit fernem verknüpfend zu belehren und zu erheitern wufste. Fassen wir die verschiedenen Thatsachen zusammen, so hat sich die *familiaris interpretatio* in irgend einem Mafse zur Aufgabe gesetzt, subjektiv und einseitig, ohne Anspruch auf Vollständigkeit und allgemeinste Belehrung, eine wahrhafte Paraphrase zu leisten, den Sinn des Autors zu vergegenwärtigen und in jeder Wendung seines Gehaltes zu beleuchten, die Auslegung des besonderen in die Reproduktion eines unmittelbaren Wissens von alterthümlichen Zuständen umzuwandeln, überhaupt in ungebundener und doch präziser Form den Reichthum des antiken Seelenlebens zu denken, zu fühlen und mitunter zu träumen. Sie setzt beim empfänglichen Leser viel und gewissermafsen nichts voraus; ihren eigentlichen Platz findet sie wohl nur da, wo man über die Nothdurft hinausgekommen ist und frei vom üppigen unverarbeiteten Wuste der sammelnden, veralteten, unter sich mifshelligen Interpreten, geleitet von den einfachsten und bündigsten Hülfsmitteln, aufathmen und in den weiten Räumen des Alterthums sich sammeln will: wieviele Schriftsteller regen aber ein solches Verlangen lebhafter an als der in Gelehrsamkeit vergrabene, vielfach verschlossene Horaz? Hr. *Orelli* ist indessen einen Grad tiefer gestiegen und auf eine mehr subsidiare Auslegungsweise eingegangen, von deren Bestimmung er sich äufsert p. VIII. — *non tam grammaticis, quam eorum usui destinata est, qui etiamnunc huiusmodi commentarios consulunt, id est, cum adolescentes primum Horatii carmina lecturi vel quas apud praeceptores audierunt interpretationes repetituri; tum viri, qui aliis negotiis civilibus aut sacerdotalibus districti, interdum tamen ad poetam ... ita redire cupiunt, ut ne nimis abstrusis, operosis diffusisque disputationibus primum intricentur, mox a legendo deterreantur.* In dieser Absicht versichert er aus alten und neuen Kommentaren was sich nutzbar erwies, geschöpft und verarbeitet zu haben, ohne gerade ängstlich Namen und Worte der Urheber zuzuzählen; so wie er anderseits widerstrebende Meinungen in ganz objektiver Haltung anführt und prüft, mit Beseitigung aller förmlichen Polemik, die seinem Zwecke widersprochen hätte. Ferner sind Parallelstellen von ihm in gröfserer Fülle gesucht, und (was in der Hauptsache gewifs Lob verdient) vollständig citirt werden: ein Verfahren, das namentlich bei den zahlreichen Autoritäten oder Belegen aus Griechen, die für Horazische Diktion oder Gedanken in Betracht kommen, seine gute Anwendung findet.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Zürich, b. Orell u. C.: *Q. Horatius Flaccus.* Recensuit *Jo. Casp. Orellius* etc.

2) Leipzig, b. Köhler: *Commentar zu einigen Oden des Horatius* von Dr. *Karl Schiller* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 203.)

Auch entgingen Hn. *Orelli* bei diesem Apparat mehrere Rücksichten nicht, welche den Erklärern öfters nur zu gleichgültig waren: *Inprimis autem* (fährt er fort p. IX.) *lectoribus minus exercitatis demonstrandum est, permulta quae ipsis singularia vel prorsus insolita videantur, partim Graeco fonte cecidisse parce detorta, partim eadem reperiri modo apud antiquiores Latinos, modo apud Horatii aequales, modo recepta esse ac repetita a posterioribus. Saepenumero etiam pedestris orationis consuetudo velut opponenda est poeticae, ut de hac recte iudicare adolescentes condiscant.* Soweit der Vf. vom Plan seiner Interpretation, welche wie man sieht, auf ein gemischtes, mehr lernendes als forschendes Publikum berechnet ist, und ihrer Aufgabe, die gewonnenen oder wahrscheinlichen Resultate im bündigsten Vortrag und mit den sparsamsten Gewährsmännern hinzustellen, zum gröfseren Theil entspricht. Jedenfalls haben wir hiedurch einen schätzbaren, wenn auch durch Erudition minder glänzenden Beitrag zur Auslegung unseres Dichters erhalten: in welchem Verhältnifs aber steht er zu den bisherigen Leistungen, und was besitzt er Eigenthümliches, das den Horazischen Studien förderlich seyn mag? Diese Fragen wollen wir noch mit wenigem berühren.

Einfachheit und Uebersichtlichkeit sind wesentliche Bedingungen jeder praktischen Erklärung, und Hr. O. hat sie durch strenge Beseitigung alles zwecklosen Ueberflusses sich angeeignet. Dieser fast ungeschmückten Einfalt thut es geringen Eintrag, dafs durchweg minder gelehrte, das heifst, bei den meisten Kommentatoren gangbare Notizen unterlaufen; sie geben immerhin nützliche Erinnerungen auch für den wissenden, um kein nothwendiges Glied der Auslegung zu überspringen, und auf solchem Fleck schaden (wie *Wolf* sagt) *ne trivialia quidem, si modo exposita videantur non trivialiter.* Aber eine Klippe mufs vermieden werden, wenn jener schlichte Ton der Erklärung fruchtbar und übend seyn und nicht in die Trockenheit eines farblosen Abrisses versinken soll: wir begehren dafs die Interpretation Kunst sey und aus der Entwickelung von Gründen, aus der scharfen Unterscheidung von Wegen und Irren, von halben Möglichkeiten und statthaften Gedanken, sowohl Ueberzeugung erwecke als auch in den Kern der Darstellung eindringen lehre. Bei Horazens *Carmina* begehrt man sogleich einen combinirenden Ueberblick des Gedichtes, welcher die Fäden desselben richtig zusammenfafst und motivirt, verbunden mit einem Urtheil über dessen Werth und Technik; worin statt der ästhetischen Formel früherer Enthusiasten auf den Standpunkt des Dichters, sofern er Griechen nachbildet und lyrisch die Zustände des Individuums wie der Zeit ausspricht, zurückgegangen würde. Die älteren Bearbeiter pflegen hier viel zu treu einer nicht unparteiischen Tradition zu folgen; der neueste Herausgeber dagegen verfährt zu summarisch, und auch wo seine Ansicht vom Herkommen irgend abweicht, läfst er sich an leicht hingeworfenen Strichen genügen, welche am liebsten die persönlichen Verhältnisse, fast niemals den künstlerischen Werth erörtern. Nehmen wir etwa das *dritte* Gedicht des *ersten* Buches, wo die Wünsche für den reisenden Virgil blofs den Vorgrund eines Gemäldes andeuten, dessen wahrer Bestand in den Reflexionen über menschliche Leidenschaft und selbstverschuldetes Unglück ruht: so wird folgendes Argument wenig befriedigen, *Cum in Graeciam proficisceretur Virgilius, — discedentem votis pro felici in Atticam appulsu prosequitur.* Einen gröfseren Anlauf nimmt das Vorwort zum *siebenten* Gedicht: ohne den Gang desselben und einzelne Winke zu beachten, hat man gewöhnlich die Hypothese festgehalten, dafs Munatius Plancus, geheifsen ein Exil zu suchen, von Horaz einen Trostspruch empfing, mit der Erinnerung an Tibur's Naturschönheiten, wo sich in anmuthiger Stille leben lasse. Freilich übersah man zu Gunsten des Einfalls eine Menge von Unwahrscheinlichkeiten; um die Zeit dieses Carmen war Plancus mächtig und von keiner Ungunst bedroht, stand ihm aber ein Exil bevor, so konnte weder das nahe Tibur seine Stätte werden, noch Horaz die Wahl offen erhalten, die er ausspricht, v. 19 *seu te fulgentia signis castra tenent*; und um anderes zu verschweigen, sollen wir letzterem die Verkehrtheit zutrauen, dafs er nicht den vorwiegenden Gedanken, wie es doch im Sinne jener hypothetischen Aufgabe lag, die Beruhigung des Freundes, sondern einen sekundären Punkt, den Preis Tibur's heraushob, dem alles übrige sich lose anschliefst? Man hätte sich aber leicht in das Rechte gefunden, wenn man auf die sittliche Haltung des Augusteischen Zeitraums, die innere Zerfallenheit und Charakterlosigkeit (*tristitia* bei Plancus, *maestitia* bei

bei Dellius u. dergl.), welche Horaz mit so sicherem Takte bekämpft, überall wäre aufmerksam gewesen. Auch Hr. O. wagt nicht das Alte, so bedenklich es ihm sonst erschienen seyn muſs, aufzugeben; nach einigen Worten über Plancus äuſsert er: *Quo tempore carmen hoc compositum est, — fortasse de secessu in Graecia eligendo cogitabat, vel certe maestitia animi ac taedio laborasse videtur. Horatius autem vel ipse, ne Plancus Italiam relinqueret, optabat, vel, quod mihi probabilius videtur, nutum aliquem secutus Octaviani, qui nolebat virum tam illustrem in exilium pulsum videri, cum tranquille Tiburi degere posset, hoc carmine ei dissuadet, ne Graeciam cum Italia mutet, vel si hoc consilium non agitabat, certe consolari* etc. Um nur eins zu fragen, worauf stützt sich jenes *ne Graeciam cum Italia mutet*? denn Horaz nennt nur diejenigen Städte, welche von der Poesie gefeiert werden, und zwar um den Ruhm Tibur's auf den Gipfel zu erheben. Indessen würde es weit führen, die erheblicheren Einleitungen durchzumustern und im einzelen ihnen mit Einwendungen nachzugehen: s. namentlich zu I, 12, 28. II, 12, zu den vier ersten Gedichten des dritten und zu den beiden letzten des vierten Buches. Noch weniger lieſse sich bei den eigentlichen Mitteln der Interpretation verweilen, wo es noth thäte mehrere der bedeutenden *Carmina* nach Maſsgabe der Anmerkungen zu durchlaufen. Es genügt daher im allgemeinen die Auswahl und Genauigkeit derselben zu rühmen, insofern das Bedürfniſs von Lesern und Lernenden zu berücksichtigen war; denn um den Lehrer und Mann vom Fach zu fördern und auf neue Wege zu leiten, müſsten sie durchaus umfassender und erschöpfender seyn, überdies mehr dialektischen Gehalt haben, um den Streit der Meinungen zum Vortheil der Interpretation zu wenden. Gehen wir vom Schluſs des ersten Gedichtes aus, so dürfen wir voraussetzen, daſs jeder die Thatsachen der Wolfischen Untersuchung und zugleich die Schwierigkeiten der bis jetzt schlecht erklärten Worte, *Me doctarum hederae — secernunt populo*, kenne. Hr. *Or.* gibt nun eine Reihe von Auslegungen, die sich in beträchtlicher Ferne von scharfer Entwickelung des Wortsinnes halten (indem sie sogar den objektiven Ausdruck der Horazischen Poesie und ihres Gebietes verwischen), und doch den erhobenen Einwürfen nicht begegnen. *Sententiae sic cohaerent: Ego mihi prorsus beatus esse videor et longe superior vulgo, ubi poetico impetu abreptus carmina (si quae mihi ipsi satisfaciunt) condo. Quodsi tu quoque, qui idoneus es iudex, poetarum lyricorum hoc nomine vere dignorum numero me adscribes* etc. Und weiterhin zu v. 30 und 32. *Poetica facultas efficit, ut deorum vitam vivam. — Dum in amoena aliqua solitudine poeticis studiis vaco, longeque remotus sum a vulgo molesto atque rudi, beatum me reputo.* Mit jeder dieser Zeilen muſs man in Widerspruch treten; vollends ist es zu verwundern, daſs ein Kenner der Latinität gegen die triftige Erinnerung Wolf's das eingeschwärzte *tu quoque* gelten läſst, und den Mäcenas, wovon keiner seiner Freunde weiſs (das klare Gegentheil s. *Carm.* II, 12, 9), auf den poetischen Richterstuhl setzt. In I, 4, 7 *dum graves Cyclopum Volcanus ardens urit officinas*, ist Scaliger's Bedenken, ob Vulkan in einer Schilderung des erwachenden Frühlings Platz habe und zur Venus sich gesellen dürfe, bekannt und begründet; dies sollte um so weniger verschwiegen seyn, als mehrere geistreiche Versuche zur Lösung der Frage vorliegen; auch reicht weder für *ardens* die gewohnte Erklärung aus, *flammis relucens*, noch für *urit officinas* die Properzische Parallelstelle, *Colchiacis urat aëna focis.* Aehnliches lieſse sich bei I, 7, 6 *et undique decerptam fronti praeponere olivam* einwenden, insofern die Auffassung, *ex singulis fabulis atque historiis Atticis, quae poeticum ornatum recipiunt, apte tractatis gloriam sibi parare*, mit Gesner's einsichtiger Kritik über die Bentleysche Note sich nicht sonderlich abfindet, auch abgesehen von dem verkünstelten *undique decerptam*: während im Zusammenhange des Ganzen vielmehr die mythenreiche Olive an der Stirn eines zur Ehre Athens gesungenen Werkes prangen muſs. Nicht mehr können wir uns bei I, 12, 35 mit der Erwiederung befreunden, welche Bentley's Angriff auf das zu hoch gerückte Sätzchen *an Catonis nobile letum* zurückweisen soll: *Vides, non magis in seqq. quam h. l. temporum ordinem servari; id tamen ni fallor spectavit, ut quantum fieri posset Catonem a Iulio sidere removeret.* Doch auch hiervon müssen wir abbrechen. Grammatische Bemerkungen sollten hier untergeordnet seyn, und gegen die fleiſsig gearbeiteten Nachweisungen über den poetischen, durch altes Latein und durch Griechen bedingten Sprachgebrauch zurücktreten; deshalb nehmen sie einen gemesseneren Raum ein als bisweilen dem klaren Verständniſs taugt. Mit Recht ist z. B. I, 6. *Scriberis Vario ... Maeonii carminis alite* beibehalten, aber mit Unrecht durch Ellipse von *a* (die übrigens *Heinecke in Iuvenal.* p. 27 sqq. weit scheinbarer gemacht hat) geschützt, denn die Belege II, 12, 25. *Ovid. Her.* 12, 161. *Met.* 1, 747 und die meisten ihnen ähnlichen geben einen absoluten Ablativ, den bereits Scaliger zum Properz in Horazens Worten erkannte. I, 7, 8 wird allerdings *in honorem* gerechtfertigt, aber die nackte Umsetzung des seltsamen *plurimus* in *plurimi* überzeugt so wenig als die Ansicht, daſs in I, 16, 15 *Fertur Prometheus addere principi limo coactus — et insani leonis vim stomacho apposuisse nostro*, wo die Verbindung des *addere* mit *apposuisse* (*cf. Wunderl. in Tibull.* I, 1, 45) ihren guten Grund hat, *et* gleich *etiam* sey. Wir glauben aber hierüber und über verwandte Punkte (worunter die Betrachtung des Gräcismus, die ohne einen zeitgemäſsen *Horatius collatione scriptorum Graecorum illustratus* bodenlos bleibt, obenan stehen würde) keiner Weitläuftigkeit zu bedürfen, da es dem gelehrten Herausgeber leicht gelingen dürfte, bei einer neuen Bearbeitung den Bedarf des lesenden Publikums mit den Wünschen der Männer vom Beruf in Einklang zu setzen.

Zum Schluſs ist noch der kleineren Orellischen Edition zu gedenken, welche so eben unter dem Titel erschienen: *Q. Hor. Fl. Recensuit I. C. Orellius. Addita*

dita vel familiaris interpretatio. Editio minor. Vol. I. Turici 1838. Die Kritik hat sich hier auf eine sehr fragmentarische Auswahl von Varianten beschränkt; die Interpretation ist wörtlich, nur mit starken Verkürzungen, aus dem besprochenen Kommentar gezogen. Indem wir erfahrenen Schulmännern die Beurtheilung dieser Handausgabe überlassen, fürchten wir doch, dass die Unvollständigkeit und Sparsamkeit der Erklärung mit einem allgemeineren praktischen Gebrauch derselben sich nicht vereinigen werde.

Ueber die Schrift des Hn. Dr. *Schiller* darf Ref. kurz und summarisch berichten. Ein *Specimen* von Kommentaren über zwölf *Carmina*, welches auf dem heutigen Standpunkt eine angemessene Ausgabe der Oden vorbereiten und sich selber freundlichen Eingang verschaffen soll (Worte des Vf's.), bedarf keiner Prüfung im Einzelnen, sondern einer präzisen Entscheidung, ob die angewandten Mittel und Methoden zum Ziele führen können. In der Ueberzeugung nun, dass Hn. *Sch.* die Wahrheit lieber sey als zweideutiges Lob und eine frühzeitige Warnung ihn heilsamer fördere als die bittere Erkenntniss, ein unfruchtbares Werk mit langen Mühen betrieben zu haben, erinnern wir ihn jetzt diesen Abweg zu verlassen und einen höheren Werth auf selbständiges Studium als auf glänzende Kompilation zu legen. Was er hier einem gemischten Publikum darbietet, verräth den sorgsamen Fleiss des Schulmannes, der sich und seine Schüler über jedes Stück der Interpretation zu belehren strebt; wenn es aber den Primanern übel ergehen müsste, welche die ganze von allen Büchern zusammengeleitete Flut der Notizen aufzunehmen hätten, wieviel mehr gebührt es den philologischen Lesern ein Gewirr von Kollektaneen abzuweisen, die weit entfernt auf dem jetzigen Standpunkte der Disciplin zu stehen, niemals aus den stillen Grenzen des häuslichen Gebrauchs sich hervorwagen durften. Gewiss verdient Hr. *Sch.* alles Lob, dass er bemüht um die ästhetischen, formalen, antiquarischen, gelegentlich auch um die kritischen Momente der Horazischen Gedichte sich ein möglichst reiches Material einsammelte: und doch muss selbst bei dieser ersten Thätigkeit ein Mass und ein prüfender Blick walten, den man doch bei den rechts und links ausgestreuten Blümchen aus Hölty und Uz, Klopstock und Herder und sonst modischer Literatur bis auf Gutzkow (S. 99) herab vermisst; allein die Sammlungen sollen verarbeitet werden und in freiem Denken, in individueller Gestaltung des alten Autors aufgehen, wenn anders ein Interpret fortzuschreiten und Fortschritte zu bewirken Anspruch macht. Unser Verf. gefällt sich in einem novantiken Chaos: er gesellt Parallelen aus Alten und Neuen, habliche Citationen von Grammatikern und Antiquaren, lange Gutachten aus Journalen, Programmen und Monographieen (eine in unseren Tagen ebenso bequeme als werthlose Industrie) mit allerhand rühmenden Epithetis in bunter Reihe zu einander; er hat sogar, was bei einer Probeschrift von eigenthümlichem Schlage unbegreiflich scheint, die Noten von *Peerlkamp* zu den behandelten Oden in einem Anhang abdrucken lassen, da sie manchem Leser willkommen seyn möchten. Kommt es übrigens auf eine dichte Masse solcher Excerpten an, so wollen wir schon die seitenlangen Auszüge mit Worten von Jacobs oder Eichstädt hinnehmen; aber wer besitzt hinreichend Geduld, um unter ähnlichen Mittheilungen aus dem Schulstaub folgende Plattheiten (S. 18) geniessbar zu finden: *Wie himmelweit ist in dieser Hinsicht Horaz vom Virgil verschieden! Der kleine runde Mann lässt sich als* Porcus de grege Epicuri *die Austernpasteten Roms recht gut gefallen; er sehnt sich auch nach seinem Landgute, aber nur um bei geringem Sabiner die Folgen der Indigestion zu heben; er sehnt sich nach Tarent* u. so fort. Von dem Mangel an Reife, den die sonst gutgemeinten ästhetischen Reflexionen aussprechen, ist es besser zu schweigen; ein Beleg seyen die Aeusserungen über das *Vaticinium Nerei* I, 15, wo der Vf. sehr unerwartet auf die Frage geräth, *ob die lyrische Poesie einen epischen Gegenstand dem Epos gleichsam entwendend behandeln könne*, und nach etlichen Gewährsmännern eine nicht glückliche Sentenz aus *Clodius Entwurf der Poetik* hinsetzt. Besonders aber war es wohlgethan, dass die Kritik in den Hintergrund geschoben wurde; denn welche Missgriffe hier zum Vorschein hätten kommen müssen, deuten nicht bloss Apologieen für angefochtene Stellen an (statt anderer s. S. 104 fg. das über III, 11, 17 sqq. gesagte), sondern auch Emendationen unvergleichlicher Art, wie wenn S. 51 Menander's Fragment bei Priscian T. II. p. 230. *Χαῖρ᾽ ὦ Γλυκέρα καὶ σύ· πολλοστῷ χρόνῳ ὁρῶ σε*, das bei Meineke S. 116 nach Bentley berichtigt (*Χαῖρ᾽ ὦ Γλυκέριον. Καὶ σύ. πολλοστῷ χρόνῳ | ὁρῶ σε*) zu finden war, folgendermassen gelesen werden soll:

Χαῖρ᾽ ὦ Γλυκέρα καὶ σύ γε πόλλ᾽· ὅσῳ χρόνῳ
ὁρῶ σε.

Doch genug hiervon, denn auch wir wollen nur sogleich hier dem Hn. Dr. *Schiller* ein *Χαῖρε* zurufen. Möge er nicht müde werden seinem Dichter Zeit und Kraft zu widmen; doch erst dann als Interpret öffentlich hervortreten, wann er eingelebt im Horaz und in den bedeutendsten Denkmälern der Römischen Poesie gelernt hat, ein tüchtiges Wissen und ein unabhängiges Urtheil mit den Arbeiten seiner Vorgänger in Einklang zu bringen.

G. B.

DRAMATISCHE DICHTKUNST.

Leipzig, b. Brockhaus: *Tiberius, der dritte Cäsar.* Eine Tragödie in fünf Handlungen. Von *J. C. Hauch*, Professor an der Akademie zu Soröe. 1836. 175 S. 8. (20 gGr.)

Hr. Professor *Hauch* wurde, nach der Vorrede, im Jahre 1826 in die poetische (?) Stimmung zu dieser Tragödie in fünf Handlungen — (ein Drama soll aber nur eine Handlung darstellen: er meint 5 Akte oder Abtheilungen, denn Theile kann eine Handlung haben) — durch den täglichen Anblick des Bildnisses Tiber's in Rom und dann der Insel Capri in Nea-

Neapel, und durch das Lesen der damaligen Zeitungen gesetzt, wo das, was er nach seiner Ansicht als verwerflich betrachten mufste, mit allen möglichen Sophistereien vertheidigt wurde, um das Schwarze als weifs erscheinen zu lassen. Der Vf. verzeihe, wenn wir ihn trotz dieses Schlüssels nicht verstehen. Hat seine, der Geschichte ziemlich getreue Dichtung einen tiefern Sinn oder eine Zeit-Beziehung? Wer ist sein Tiber im Jahre 1826? — Er führt uns hier in einer gewählten Sprache, oft nicht fern von Schwulst, in leichtem Versbau und ziemlich geschmeidigem Dialog eine Reihe, nicht lüsterner, wie Hr. *Gutzkow* in seinem Nero, sondern der geistig schändlichsten Scenen aus dem Leben eines alternden Tyrannen vor, ohne allen weitern innern Zusammenhang als den der allgemeinsten verächtlichsten Verdorbenheit: ein Schurke über den andern. Hält er das für dramatische Poesie? ja überhaupt nur für Poesie? Will er uns die Menschheit in ihrer höchsten Zerrüttung zeigen, in ihrer höchsten Verworfenheit — zum Kunstgenufs? Zur Schule des Lebens? Zum höhern Schwunge des Gefühls der Menschenwürde? — Für die Darstellung kann er sein Drama nicht bestimmt haben, oder — er müfste lauter Philologen zu Zuschauern erwarten; die Uebrigen verstehen die welke Pracht seiner mythologischen Götterbilder nicht. Auf Sympathie ist die dramatische Wirkung gegründet: mit wem sollen wir hier sympathisiren? Selbst mit seinem Germanikus können wir's nicht, denn er hat ihn zu matt, zu willenlos gezeichnet, und vollends in der Todesscene mit der Plancina, welche der Vf. zu einer abgesetzten Buhlerin des Germanikus macht — des Effects wegen. — Die Erscheinung der verstofsenen Gattin des Tiber Julia, die während 20 Jahren dem Tyrannen, der sie todt glaubt, unbewufst in einem unterirdischen Gefängnifs ihr Verständnifs mit dem Dichter Ovid abbüfste; — ist das vielleicht das ungeheure Räthsel, welches, der Vorrede nach, die Felseninsel erzählen könnte? — Diefs Drama ist ein todtgebornes und in seiner Mutter Leibe gealtertes Kind einer geschändeten Muse, die im neuern Frankreich Dutzende von Bastarden herumlaufen hat. Das, was allenfalls noch zu loben, ist die Charakteristik des Tiber, nur dafs sie zu eintönig ist. — Den Stoff nehmen wir als bekannt an.

SCHÖNE LITERATUR.

Gera, b. Heinsius: *Pedro de Montillos*, der Geächtete. Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der Eroberung Spaniens durch Napoleon, von *F. L. Zöllner*, Verfasser des Antonius u. s. w. 1836. 2 Thle. I. 195, II. 204 SS. 8. (2 Rthlr.)

Die kurze Herrschaft Josephs, so wie überhaupt der Einbruch Napoleons in Spanien ist für viele Erzähler oder Novellisten ein ergiebiges Feld geworden und wir verdanken ihr manche hübsche Dichtung und, besonders bei wohlunterrichteten Spaniern und Franzosen, lebhafte und anschaulichmachende Darstellung der Guerillas. In dem vorliegenden Buche ist es hauptsächlich der Aufstand Spaniens gegen seine Unterdrücker, welcher den Inhalt ausmacht und der Verf. verweilt auch bei einzelnen Begebenheiten, wie z. B. der Belagerung von Zaragoza, ohne jedoch so lebensvolle Gemälde zu liefern, wie wir in andern Büchern schon fanden; aber es wird auch der gröfsere Theil des Buches noch durch Begebenheiten in Anspruch genommen, welche unter der Regierung Karl's IV. vorfielen. Pedro de Montillos ist der Sohn eines Ministers, welcher seiner Rechtlichkeit wegen durch Godoy, Günstling der üppigen Marie Luise, gestürzt und verbannt wurde. Für den Sohn erglühet die Königin und für dessen Schwester Isidora der Minister Godoy; allein das Geschwisterpaar widersteht allen Lockungen und der Minister beschliefst endlich bei Isidora Gewalt zu gebrauchen, wird aber durch Pedro gehindert und gemifshandelt. Der junge Mann wird zum Tode verurtheilt, entkommt aber und flieht mit seiner Schwester nach Aragon und in Folge davon wird er geächtet. Er schliefst sich den unzufriedenen Edelleuten an, welche, wie er, zum Theil Opfer des allmächtigen Ministers sind und tritt mit ihnen, als König Ferdinand nach Frankreich gelockt ist, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, steigt zu militärischen Würden, wird von allen Anklagen freigesprochen und in Besitz seiner Güter gesetzt. Das ist der Hauptinhalt. Die Sprache ist gut, die Darstellung gefällig, aber die Charaktere sind meistens oberflächlich; daher unterhält das Buch so lange man es liest, aber nicht länger und man spürt kein Verlangen es zum zweitenmale zu lesen, obschon es beim erstenmale nicht mifsfiel. Folglich eignet es sich sehr gut für Leihbibliotheken. Nach den bisherigen Leistungen dürfen wir wohl hoffen, dafs der Hr. Vf., wenn er nicht viel, sondern auch Gutes schreiben will, dies auch wird leisten können. Wenn er in der *Folge* etwas weniger Gedankenstriche verbraucht, *so wird* dies nicht unangenehm seyn. Druck und Papier sind gut.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hannover, in der Hahn. Buchh.: *Erweckungen zu christlichem Glauben und Leben. In Predigten* von Dr. *G. A. F. Goldmann*, Pastor zu Grofsdahlum im Hzgth. Braunschweig. 1835. 361 S. 8. (1 Rthl. 12 gGr.)

Dies ist die dritte Sammlung von Predigten, welche der Vf., zunächst für häusliche Erbauung, herausgegeben hat; er hat dieselbe der Elbingeroder Gemeinde gewidmet, unter welcher er bis 1830 als Seelsorger wirkte. Sie enthält 27 Predigten über kurze, leicht behaltbare Hauptsätze, z. B. Folget dem guten Hirten; — segnet; — über ein Kleines und wir gehn; unsere selige Christenhoffnung u. s. w. Die Sprache des Vf's. ist meistens kräftig und lebendig, auch der Inhalt seiner Predigten meistens bibelgemäfs; nur sein Eifer nicht überall κατ' ἐπίγνωσιν.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Königsberg, b. Bornträger: *Die Psalmen nach ihrer strophischen Anordnung übersetzt.* Mit Einleitungen und Anmerkungen von Dr. *F. B. Köster*, ord. Prof. zu Kiel. 1837. XXIV u. 464 S. 8.

Es ist erfreulich zu bemerken, wie im Gebiete der biblischen Literatur neben der neutestamentlichen Exegese auch die alttestamentliche Forschung gedeihliche Fortschritte macht und sich den immer steigenden wissenschaftlichen Anforderungen unserer Zeit adäquat zu gestalten sucht. Die Zahl der Arbeiter in diesem Fache wächst, und von ihren gemeinsamen Bemühungen lassen sich trotz einzelner Unzeitigkeiten noch gute Früchte hoffen. Möchten nur Alle stets die heilige Sache selbst im Auge behalten, möchte Jeder an seinem bescheidenen Theil nur sie fördern, keiner wähnen, dafs er allein die grofse Angelegenheit hinausführen und der Hülfe und des Rathes der Andern entbehren könne. Es ist einem jeden sein Maafs gegeben, und es ist ihm immer zu danken, wenn er dasselbe redlich verwendet. Einzelne stehen höher als die Andern, aber sie mögen sich nicht überheben; der ernste und sichere Fortgang der Wissenschaft selbst wird ihre Ansprüche würdigen und ihr Verdienst in die rechten Grenzen verweisen. Solche Betrachtung sollte in uns allen, die wir unser Leben der Wissenschaft geweiht haben, die rechte Bescheidenheit hervorrufen, wie sie namentlich dem Exegeten geziemt, der sich's zur Aufgabe macht, den reichen und unerschöpflichen Inhalt der Bibel zu erforschen. Leider läfst sich dieser bescheidene Sinn an manchen jüngeren Forschern unserer Zeit eben nicht rühmen. Aber man braucht gar nicht alt zu seyn, um in besonnener Ruhe ihrem blasenhaften Dünkel für frühere oder spätere Zeit das Zerplatzen, und ihnen selbst, wenn sie es erleben, eine unbehagliche Nüchternheit zu prophezeihen.

Für den Vf. des vorliegenden Werkes scheint man dergleichen nicht fürchten zu dürfen. Er gehört zu den ruhigeren und besonnenern Forschern, die still das Ihre thun in der Sphäre, welcher sie gewachsen sind. Solche wirken allerdings nicht immer unmittelbar für die höchsten Interessen, sie halten sich in vielen Hauptsachen an das schon Errungene, sie machen kaum Anspruch auf eine grofsartige neue Entwickelung des Ganzen, sondern begnügen sich, das Einzelne fleifsig zu bearbeiten und fortzuführen, dessen besonderer Forschung sie sich einmal zugewendet haben; aber es kann nicht fehlen, dafs auch dieses Einzelne zur Förderung und allmähligen Vollendung des Ganzen das Seinige beiträgt. So geht das Bemühen unsres neuen Auslegers der Psalmen vorzugsweise auf die Begründung und Erläuterung einiger von ihm neu angeregter Gesichtspunkte, nämlich auf die Ermittelung des *Strophenbaues* in der hebräischen Poesie und auf Erklärung der von dem Sammler oder den Sammlern des Psalters beliebten Reihenfolge der einzelnen Psalmen, oder, wie er selbst sich darüber auszudrücken pflegt, ihrer *Anordnung in dem Synagogen-Gesangbuche der Juden nach dem Exil.* Diesen beiden Gegenständen allein sind nicht nur die Vorbemerkungen gewidmet, sondern sie werden auch in den Einleitungen zu den einzelnen Psalmen vorzugsweise besprochen. Der Vf. will hiernach die historische Auslegung der Psalmen beschränkt wissen, das Hauptgewicht soll man immer auf die Entwickelung des religiös-poetischen Gehalts der einzelnen Stücke legen; in Betreff der Anordnung soll man die Disposition der Lieder nach liturgischen Zwecken anerkennen, auch für die Aufnahme der Lieder in die Sammlung vorzugsweise den Zweck der Erbauung voraussetzen. In dem Allen liegt gewifs etwas Wahres, dessen Beachtung den Ausleger vor einseitiger Behandlung der Psalmen schützen kann; aber leicht ergiebt sich ihm daraus eine schlimmere Einseitigkeit in anderer Richtung. Die Erforschung der liturgischen Stellung der Psalmen führt uns geschichtlich nur bis zu einer Periode der hebräischen Literatur hinauf, wo die frische Blüthe der Poesie längst verwelkt war, wo man die todten Reste derselben wie in einem Herbarium zusammenlegte in einer Ordnung, deren Princip dem wahren Wesen mancher Lieder gar nicht angemessen war. Wie viel wichtiger ist es, dafs der Interpret vorzudringen suche in die Zeit, wo jedes Lied aus dem Geiste seines Dichters geboren wurde! Gewifs wir müssen auch ferner, wie bisher, der historischen Entstehung dieser alten Lieder auf die Spur zu kommen suchen, und wenn Viele dabei irre gegangen sind, so mufs uns das um so mehr treiben, das Richtige zu ergründen, wo es irgend thunlich ist. Und fragen wir nun, wie der Vf. seine Ansicht zu begründen sucht, so finden wir ihn wirklich zuweilen schon auf dem Wege zur Einseitigkeit. Sicher scheint es uns nämlich, dafs die Anordnung des Psalters, wie er uns vorliegt, theilweise allerdings schon aus einer frühern Zeit herrührt, wo man noch nicht an liturgische Zwecke eines „Synagogengesangbuchs" dachte.

Aus dieser Zeit der freieren Ansicht von diesen poetischen Producten stammen mehrere kleinere Reihen und Gruppen von Liedern, in denen sich eine gewisse Gleichartigkeit offenbart und welche man darum auch später in ihrem Zusammenhange beliefs. So erklärt sich auch am besten das Vorkommen doppelter Texte, wenigstens bei Ps. 14 und 53, wo die vom Vf. aufgestellte Ansicht uns durchaus keine genügende Auskunft gewährt. Auch hat derselbe öfter zuviel gethan, indem er für die Aneinanderreihung ein Princip zu sehen glaubt, wo offenbar der reine Zufall gewaltet hat, wie solches den Lesern des Buchs ohne Zweifel hie und da von selbst einleuchten wird.

Glücklicher und wesentlicher für das Innere der Dichtungen erscheint uns das Bemühen des Vfs, überall den Strophenbau nachzuweisen, wenn wir gleich der Meinung sind, dafs er auch diesen Gesichtspunkt etwas zu weit ausgedehnt hat, indem er theils — und dies trifft besonders ältere Lieder — dem Strophenbau zu viel Absichtlichkeit zutraut, wo er uns nur als das freie Resultat der dichterischen Gedankenordnung erscheint, theils überhaupt Strophenbau findet, wo keiner zu suchen ist. Bei einigen, z. B. den alphabetischen Liedern, hat er das selbst von vorn herein aufgegeben, aber wir müssen noch manche andere Psalmen in dieselbe Kategorie verweisen. Dankenswerth bleibt das Bemühen immer und im Allgemeinen steht wohl fest: es giebt in der hebräischen Poesie nicht blos einen Parallelismus der Vers*glieder*, sondern auch einen Parallelismus der *Verse*; aber über Einzelnes in der Construction dieses Baues wird man immer streiten, wie es natürlich bei der einfacheren Construction der Versglieder nicht so leicht vorkommen kann. Jedenfalls aber hat der Vf. die Sache zu einer klareren Anschauung gebracht, und es ist ihm die Strophentheilung nicht selten besser gelungen, als z. B. *de Wette*, der in der vierten Auflage seines Commentars schon auf die Sache eingegangen war. Sehr gut ist z. B. die Kunstanlage von Ps. 57. 59 u. a. nachgewiesen; anderwärts hat dagegen die Gliederung etwas Gesuchtes und Willkürliches, zuweilen auch Schwankendes, wie bei Ps. 17. Gelungen ist die Zerlegung von Ps. 62, aber dafs in diesem Psalm „alle Verse aufser Einem mit einem nicht hörbaren Consonanten anfangen", darin können wir durchaus nicht Absicht des Dichters, sondern nur Zufall finden.

Die Uebersetzung ist meist sehr wörtlich, und dies im höheren Grade als die de Wette'sche, aber bisweilen auch steif und ungelenk oder zu niedrig und prosaisch gehalten. Wir verlangen keine Versfüfse in der Uebersetzung hebräischer Poesien, aber einen Ton, der dem Geiste des Originals angemessen ist und welchem die Wörtlichkeit in Kleinigkeiten, wenn sie sich nicht ungezwungen wie von selbst ergiebt, unsrer Ansicht nach weichen mufs. Zu viel Wörtlichkeit finden wir z. B. darin, dafs der Vf. Ps. 50, 20 דֳּפִי durch „*Anstöfsiges*" übersetzt, der Etymologie zu Gefallen. Auch die *Vorder*zähne Ps. 58, 7 haben etwas Unpoetisches. Unbeholfen ist Ps. 4, 4 übersetzt: „Erkennt doch, dafs Jehova auszeichnet den gegen ihn Frommen." Dagegen sieht man nicht ein, warum der Vf. Ps. 39, 2 übersetzt: „mit *der* Zunge", statt: mit *meiner* Zunge, wie im Texte steht.

Wir erwähnen jetzt, um die Arbeit des Hn. *K.* etwas näher zu charakterisiren, zunächst noch, wie er das Ganze mancher Psalmen, ihren Gehalt, ihre Bestimmung u. s. w. betrachtet, worauf wir zum Schlufs eine Reihe einzelner Stellen durchgehen wollen. Bei Ps. 2 ist ihm der *Messias* Gegenstand, theils aus dem oft schon erörterten Grunde, weil V. 7—9 Hyperbeln enthalten, die selbst einem Morgenländer zu stark dünken müfsten, wenn sich's von einem irdischen Könige handelte, theils — und das ist Hn. *K.* die Hauptsache — weil sonst die Stellung dieses Psalms hinter dem ersten, der von Gottes Gericht handelt, und vor dem namhaft davidischen *dritten* Ps. unbegreiflich wäre. Allein das letztere *würde* doch am Ende nur für die Ansicht des Diaskeuasten entscheiden, und das erstere wird Niemand behaupten, der die morgenländische Poesie näher kennt. Die Messianität des Psalm läfst sich daher mit *diesen* Gründen nicht erweisen. Ps. 16 wird von Hn. *K.* nicht messianisch gefafst (und der Commentar nimmt gar nicht einmal Rücksicht auf die messianische Deutung desselben), wohl aber z. B. Ps. 72. Aber hier darf dies wenigstens nicht aus dem Fehlen des Artikels vor מֶלֶךְ V. 1 gefolgert werden, wie wenn: „ein König" nur den Messias bezeichnen könnte. Ueberhaupt scheint der Vf. gar nicht zugeben zu wollen, dafs die Dichtersprache den Artikel auch da fehlen läfst, wo das Nomen in Prosa denselben hat (was er bei Ps. 40, 7. 8 u. ö. urgirt). Aber derselbe Gebrauch herrscht in der arabischen Poesie und selbst der deutschen ist er nicht fremd, so dafs er überhaupt nicht bezweifelt werden kann. Ps. 40, 7 u. 8 findet der Vf. keine Beziehung auf den Messias, und auf die Uebersetzung der LXX und des ihnen *folgenden* Briefs an die Hebräer nimmt er gar nicht Rücksicht, im Gegentheil sieht er V. 11 „das einzige Messianische in diesem *Psalm*." Psalm 42 und 43 ist er geneigt als Klage des Volks über das Exil zu betrachten, wodurch die so ansprechende Individualität des Liedes ganz verwischt wird. Dafs man es vielleicht später in diesem Sinne aufgefafst, ist doch nur eine grofse Nebensache. Ps. 9 u. 10 nimmt der Vf. als späte Compilation aus mehreren Liedern. Uns ist es noch immer wahrscheinlich, dafs beide als Ein Ganzes zu fassen sind mit verworfener und verwischter alphabetischer Ordnung, und die Restaurationsversuche von Bellermann u. A. scheinen uns meist gar nicht zu kühn. Man vergleiche nur die Art und Weise, wie die alten arabischen Poesien gehandhabt wurden, und man wird kaum anstehen, eine ähnliche freie Behandlung solcher Lieder auch im hebräischen Alterthum vorauszusetzen, zumal uns unabweisliche Beispiele vorliegen, wie in Ps. 14 und 53, Ps. 18 und 2 Sam. 22 u. a. Ps. 19 läfst der Vf. mit Ro-

Rosenmüller 1. Aufl., Ewald und de Wette aus zwei heterogenen Stücken zusammengesetzt seyn: eine Ansicht, welche sich als die richtige erweisen möchte. In Ps. 3 und 4 sieht der Vf. Abendlieder, bei ersterem folgert er dies aus V. 6, wo Ewald dagegen die Indicien eines Morgenliedes findet. Hr. *K.* nimmt ferner Ps. 5 als Morgengebet wegen V. 4, ebenso Ps. 6 wegen Vs 7, und in Ps. 16 (wegen Vs 7), 17, 57, 63, 77 sieht er Nachtgesänge. Es mögen diese Voraussetzungen hie und da, z. B. bei Ps. 77, richtig seyn, aber öfter scheinen uns diese Annahmen zu wenig Begründung zu haben, wie auch wenn Ps. 23, 5 eine specielle Beziehung auf 2 Sam. 17, 27 enthalten soll. In Ps. 65 bis 68 erblickt der Vf. eine Reihe von Festliedern. Ps. 65 soll sich in Vs 14 auf den Anfang der Ernte beziehen und daher ein Passalied seyn; Ps. 66, „da er Gottes Wohlthaten überhaupt und den Auszug aus Aegypten preiset", soll sich auf das Laubhüttenfest, Ps. 67 wegen Vs 7 auf die beendigte Ernte und daher auf das Wochenfest, Ps. 68 endlich „vielleicht" auf das Posaunenfest beziehen. Alle vier sollen in die nachexilische Zeit fallen und vermuthlich sogar Einen Verfasser haben. Wir müssen gestehen, dafs diese Annahme auf den ersten Blick etwas Lockendes hat, aber bei näherer Ansicht verlieren sich doch jene Beziehungen zu sehr ins Allgemeine und Unbedeutende.

Um nur bei dem vielfach gedeuteten 68sten Psalm stehn zu bleiben, so ist seine Abfassungszeit allerdings schwer zu bestimmen, weshalb auch die Ausleger darüber so abweichende Meinungen hegen. Der Gegenstand des Ps. ist nach unsrer Ansicht allgemeiner zu fassen: Preis Jehova's als des Siegesgottes. Dieser Gedanke ist der herrschende im ganzen Liede, trotz der lyrischen Abgerissenheit der Sätze, deren Vereinzelung durch die anerkannte Benutzung alter Liederfragmente noch gesteigert wird. Eine besondere historische Veranlassung mufs der Dichter wohl gehabt haben, und wenn irgendwo, so ist diese in Vs 29—31 zu suchen, welche Verse offenbar auf feindselige Verhältnisse mit Aegypten gehen. Denn das Thier des Schilfrohres, das Crocodil, ist stehendes Symbol Aegyptens, wie Ps. 74, 14. Ezech. 29, 3 ff. 32, 2. Jes. 51, 9 (auch Jes. 27, 1, wo man jetzt gewöhnlich Babel versteht). Mit Unrecht sucht dies Hr. *K.* zu beseitigen, indem er übersetzt: *die Schaar im Schilf*, dies für „muthige Stiere am Flufs" nimmt und feindliche Völker überhaupt versteht. Wir finden darin nach der ganzen Fassung des Ps. Beziehung auf irgend ein Moment in der Zeit des Necho gegen Ende des 7ten Jahrhunderts, und deuten hiernach auch Vs 23 das Herführen (der Feinde) von Basan und vom Meer d. i. von Osten und Westen auf chaldäische und ägyptische Heere, die der (hiernach) in Palästina selbst und nicht in Babel lebende Dichter in sein Vaterland einrücken sieht. Noch scheint uns nicht ganz unwesentlich, zu bemerken, dafs wir, was die Ausleger bisher übersahen, den 28sten Vers mit dem 27sten zusammen als eingelegtes Fragment betrachten, weil nur so jener Vs vollständig zu begreifen ist. Ps. 80 setzt der Vf. in die Zeit der Zerstörung Jerusalems, wo das Unglück beide Reiche wieder vereinigt habe (?). Allein Vs 3 scheint in die assyrische Periode zu führen, wo auch ein judäischer Dichter die nördlichen Stämme als eine Vormauer seines Staates betrachten mufste. Vs 7 bezieht sich dann auf den Streit zwischen Assyrien und Aegypten, und auch Vs 13 ist dieser Erklärung durchaus nicht entgegen. Die Stelle Jes. 9, 20, welche der Vf. gegen diese Ansicht gebraucht, bezieht sich auf eine frühere Zeit unter Ahas, unser Psalm dagegen auf die Zeit des Hiskia und Salmanasser. Ps. 88 ist Hr. *K.* geneigt, dem Verfasser des Buches Hiob beizulegen, der hier seinen Helden sprechen liefse. Uns erscheint der Ps. vielmehr als Nachahmung des Buches Hiob. Doch wir wenden uns schliefslich noch zur Betrachtung einiger einzelner Stellen.

In den Anmerkungen giebt der Vf. meist nur das, was zur Begründung und Erörterung der ihm eigenthümlichen oder von ihm bevorzugten Erklärungen dient, wie denn auch die Vorbemerkungen fast nichts von dem wiederholen, was die frühern Commentatoren schon oft exponirt haben. Ps. 2, 11 übersetzt Hr. *K.*: „*frohlocket* mit Zittern", was Rec. längst für das Richtige hielt, wenn gleich die Neuern fast durchgängig erklären: *bebet* mit Zittern. Man sagt zwar, die Gemüthsbewegungen der Freude und Furcht seyen verwandt, das Herz bebe eben so wohl vor Furcht als vor Freude, u. dgl., was aber alles nicht in Betracht zu kommen scheint gegen den so beständigen Sprachgebrauch von גִּיל, der auch Hos. 10, 5 kein anderer als der gewöhnliche ist. Der Sinn wäre also im Psalm: Wenn ihr euch freuet, thut es nur mit Zittern, in Furcht und Zagen vor eurem mächtigen und strengen Oberherrn. Im folgenden Verse übersetzt der Vf. נַשְּׁקוּ בַר *ergreifet Reinheit* in dem Sinne von *μετανοεῖτε*, immer eine mifsliche Erklärung, die durch das Fehlen des Artikels bei בַר keineswegs empfohlen wird (s. oben). Ps. 8, 2 nimmt der Vf. תְּנָה für נָתְנָה mit Ammon. Aber wo findet sich eine analoge Verkürzung? Die schwierigen Schlufsworte des 11ten Ps. erklärt er so: „Wer rechtschaffen ist, wird's sehn vor seinem Angesicht." פָּנֵימוֹ wird folglich als Complement gefafst zu: sie werden sehen. Warum sollte es nicht lieber Subject und als Pluralform mit dem Plural construirt seyn (Hiob 38, 30): ihr Antlitz wird's schauen (dafs Gott gerecht waltet) d. i. sie werden's erleben, erfahren. 12, 6: „Ich will zum Heil bringen den, der darnach strebt", wie *Ewald*, so dafs יָפִיחַ לוֹ Relativsatz ist, welcher das Object ausdrückt = אֲשֶׁר יָפִיחַ לוֹ. Das Verbum bedeutet *aspirare*, dann: sich sehnen, mit לְ wonach, wie ähnlich Hab. 2, 3 mit לַקֵּץ zu Ende eilen, und wie שָׁאַף schnauben, keuchen und eilen heifst. Wenn Rec. dieser Erklärung beistimmen mufs, so findet er dagegen V. 7. die Bedeutung *Werkstatt* für עֲלִיל mifslich. Es scheint wirklich Tiegel zu bedeuten, und dazu pafst dann לָאָרֶץ *am Boden*, wo der Tiegel steht. Hr. *K.* nimmt letztres: *zu Boden*, als ma-

malerische Beschreibung des Filtrirens (?). Ps. 12, 8 wird unpassend זוּ mit לְעוֹלָם verbunden, (bewahren vor dem Geschlecht) *das der Welt lebt*, עוֹלָם wie Pred. 3, 11 und wie *κόσμος*. Ps. 16, 2: „Mein Glück (liegt) nicht *aufser dir*." עַל heifst auch in den vom Vf. angeführten Stellen nicht *aufser*, am wenigsten Ps. 113, 4 (רָם עַל hoch *über*). Auch an unsrer Stelle ist es genauer wohl *über*: Mein Glück, mein Wohl, alles was mich glücklich macht, ist oder steht nicht *über* dir d. i. geht mir nicht über dich, in dem Sinne: Du bist mein höchstes Gut. Bei 16, 3 hat der Vf. eine eigenthümliche Erklärung, deren Exposition uns hier zu weit führen würde. Auch תּוֹמִיךְ V. 5 wird eigenthümlich gefafst als Hiphil von מוך = ימך sinken, und in Hiph. sinken lassen für *werfen*: du wirfst mein Loos. Die Uebersetzung von 22, 17: „Die Rotte der Bösen umklammert mich, wie ein Löwe, an meinen Händen und Füfsen", trifft nach des Rec. Meinung das Richtige, doch bedarf die Stelle noch im Einzelnen einer näheren Erläuterung. כָּאֲרִי fafst Hr. *K.* richtig als Singular, denn es ist nicht nöthig, mit *de Wette* das Wort collectivisch zu verstehen (was man gegen *Hengstenberg's* Einwurf thun zu müssen glaubte, dafs *Ein* Löwe ja nicht Hände und Füfse *umgeben* könne). Es kommt hiebei alles auf die richtige Ermittelung der Bedeutung von הִקִּיף an. נקף heifst eigentlich *schlagen*, *zusammenschlagen*, *zusammentreffen*, wie נגף, davon נֹקֶף das Abschlagen der Oliven, und Piel נִקֵּף Holz, Bäume umschlagen, vgl. das Chaldäische und Arabische. Vom Zusammentreffen kommt dann die Bedeutung *zusammenhängen*, *in zusammenhängender Folge stehn*, so herrschend im Syrischen, im Hebr. vom Kreislauf der Zeit in Kal und Hiphil Jes. 29, 1. Hiob 1, 5. Hieran schliefst sich dann die Bedeutung *rings umgeben*, und zwar nicht blos umstehen, umlagern, von Personen gesagt, sondern auch von sachlichen Gegenständen, z. B. vom Strick, den man um den Leib schlingt, daher נִקְפָּה Strick, auch vom Netze, welches man um einen schlägt, um ihn zu fangen Hiob 19, 6., daher hier vom Löwen, der seine Beute umklammert, die Klauen um sie schlägt, und zwar um Hände und Füfse, so dafs weder Flucht noch Gegenwehr möglich ist. Entweder nehme man nun die letzten Worte יָדַי וְרַגְלָי als Accusativen, von dem noch fortwirkenden Verbo הִקִּיפוּ regirt: *sie umklammern mich*, *dem Löwen gleich* umklammern sie *mir Hände und Füfse*, oder man fasse jene Worte als Accus. der näheren Bestimmung, wie 17, 11: *sie umzingeln mich*, *meine Schritte* einengend und hemmend. So darf dann in unserer Stelle weder von Zeugma noch von Ellipse die Rede seyn. Gezwungen ist die Erklärung von לַמַּיִם 29, 10: *Gott sitzt zum Wasser* d. i. um eine segnende Fluth zu senden (im Gegensatze von לַמִּשְׁפָּט, also nicht zu Gericht, sondern zu Wasser!?). Als mifslich bezeichnen wir noch die Erklärungen von 35, 16. 36, 3. 37, 20. 39, 12 (wo die Motte ein Bild Gottes seyn soll). 42, 5 (אֶדַּדֵּם *ich möchte mich sie leiten lassen?*). 45, 9 (מִנִּי *geordnetes*, *gereihtes* Elfenbein?). 48, 3. 46, 8 (als Factum?). 68, 19 („Empörer müssen *ruhn*?). 68, 24 (מִן für *Theil*?). 78, 66 („er schlug die Feinde *hinten*", mit Bezug auf die Krankheit der Philister 1 Sam. 5). Ps. 60, 6 wird קֹשֶׁט mit den meisten Auslegern durch *Wahrheit* übersetzt: um der Sache der Wahrheit willen. Diese Erklärung hat immer etwas Gesuchtes. קשט scheint mit קשה und קשח verwandt und קֹשֶׁט eigentlich *durities* zu bedeuten, dann *firmitas* und endlich im Aram. Wahrheit, wie אֱמֶת von אמן. Im Hebr. ist diese übertragene Bedeutung noch nicht vorhanden, denn Spr. 22, 21 ist קֹשְׁט Festigkeit, dauernde Kraft, Gewalt (קֹשְׁט אִמְרֵי אֱמֶת Gewalt der Worte der Wahrheit), und dort im Psalm *Gewalt*, *Härte* der Feinde, also in beiden Stellen *vis*. Ps. 68, 16 ist wohl schon als Anrede zu fassen und enger zum Folgenden zu ziehn. Vs 18 liest der Vf. בָּם מִסִּינַי statt בָּם ס׳ und trifft in dieser nicht unglücklichen Conjectur mit *Olshausen* zusammen (Observatt. p. 15). Vs 26 heifst אַחַר wohl nicht *hinter*, sondern *postea*. 73, 15 nimmt der Vf. bei כְּמוֹ eine Aposiopese an, was eben so mifslich ist wie die übrigen Erklärungen der Stelle. Rec. conjicirte schon längst כְּמוֹ הֵנָּה für כְּמוֹ הִנֵּה vgl. כָּהֵנָּה *talia* Hiob 23, 14, oder auch כְּמוֹ הֵנָּה הִנֵּה. *Ewald* giebt ähnlich כְּמוֹהֵנָּה als Ein Wort. 84, 10 wird מָגִנֵּנוּ nicht als Vocativ von Jehova, wie gewöhnlich, sondern als Acc. des Objects aufgefafst, so dafs der Schild Bezeichnung des Königs wäre. Allein Rec. kann dies schon darum nicht billigen, weil er auch unter dem hier genannten *Gesalbten Gottes* nicht den König, sondern den Dichter selbst versteht als gesalbten *Priester*. Durchgängig redet der Dichter nur von sich selbst als einem Verbannten, der sich nach dem Tempel sehnt. Schon darum ist es schicklicher, auch jenen Vers auf ihn zu beziehen. Dafs der Dichter ein Priester gewesen, scheint auch sonst aus dem Inhalt einzuleuchten, besonders aus Vers 5 und 11, welcher letztre Vers sich so auch besser anschliefst. Aehnlich ist Ps. 42 u. 43. Ps. 143, 12 scheint die Bemerkung über das letzte Perfect ungehörig, denn וְהַאֲבַדְתָּ ist ein in ganz gewöhnlicher Weise an Futuren angeknüpftes Perfect mit dem verbindenden ו und dem Ton auf der Endsylbe, obgleich der Accent vorn steht, weil er ein *praepositivus* ist. Wir könnten noch über manche Stelle mit dem Vf. rechten, auch noch manche gute eigenthümliche Erklärung desselben hervorheben, wenn nicht das Gegebene ungefähr hinreichte, um ein Urtheil über seine dankenswerthe Arbeit zu begründen. Der Druck aus der Gebauer'schen Officin, ist wie das ganze Aeufsere des Buchs splendid.

E. Rödiger.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

THEOLOGISCHE LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Solemnem renuntiationem virorum, quibus summos in theologia honores inter sacra saecularia academiae Georgiae Augustae conferendos decrevit theologorum in hac academia ordo*, indicit *G. Chr. Fr. Lücke*. Inest narratio de *Jo. Laur. Moshemio*, theologo Helmstadiensi et Gottingensi, academiae Georgiae Augustae cancellario. 1837. 62 S. gr. 4. (16 gGr.)

Zu einem theologischen Festprogramme am Jubelfeste der Universität Göttingen konnte kaum ein glücklicherer Gegenstand gewählt werden, als der vorliegende. Wollte Hr. Dr. *Lücke* als Decan in einer solchen Schrift das Andenken eines Göttingischen Theologen vom ersten Range erneuern, so konnte außer *Mosheim* nur noch einer auf die Wahl kommen; über diesen einen aber, der auch weder von so vielseitiger Bildung, noch von so umfassendem Einflusse auf Göttingen war, über *Planck*, verdanken wir ihm schon eine ausgezeichnete Schrift, und so konnte er gewiss nicht besser wählen. Aber auch schon abgesehen von dieser Veranlassung war der Gegenstand so lehrreich und anziehend, und noch außerdem, wie man nun durch die Ausführung erkennt, war Hr. Dr. *Lücke* gerade schon durch den Besitz mancher handschriftlicher bisher zur Charakteristik *Mosheim's* unbenutzter Hülfsmittel so sehr vor andern zu diesem Geschäfte berufen, dass wir wohl auch ohne das Fest eine Schrift über *Mosheim* zu hoffen gehabt hätten, wie uns denn auch noch eine größere Bearbeitung desselben Stoffes nach dem Feste verheißen wird (S. 7). Darum verdient aber auch schon diese Schrift eine ganz andere Beachtung, als sonst ein gewöhnliches Einladungsprogramm.

Neue handschriftliche Hülfsmittel zur Geschichte *Mosheim's* hat Hr. Dr. *Lücke* nach S. 6 theils im akademischen Archive zu Göttingen und in den besonderen Acten der theologischen Facultät vorgefunden, theils hat er sie von Lübeck, Hannover und Wolfenbüttel erhalten. Von Lübeck Briefe *Mosheim's* aus verschiedenen Zeiten; die einen von ihm als Jüngling an zwei Freunde *Starck* und *Zwerg* geschrieben; andere später in den Jahren 1740 bis 1755, an den Rector der Schule zu Lübeck, *Joh. Dan. Overbeck*, dessen Lebensbeschreibung (Lüb. 1803) wohl auch früher noch nicht für *Mosheim's* Leben benutzt ist; auffallen aber muss es, dass nach S. 13 „jugendliche Manuscripte *Mosheim's* aus dem Jahre 1719" nur im Kataloge der Lübecker Bibliothek, aber fast nirgends zu finden sind; die Stadt scheint in der Aufmerksamkeit, welche sie nach S. 27 ihrem großen Landsmanne bei Lebzeiten erwies, sich gleich geblieben zu seyn. Von Hannover aber scheint Hr. Dr. *Lücke* vornehmlich interessante Papiere über die Vocationen *Mosheim's* nach Helmstädt und nach Göttingen aus dem dortigen Archive erhalten zu haben; und ebenso von Wolfenbüttel.

Der Vf. hat seine Schrift nach den Hauptwohnorten *Mosheim's* in vier Zeitabschnitte abgetheilt: 1) *Mosheim* in Lübeck und auf dem Lande, 1693 oder 94 bis 1716; 2) in Kiel, 1716 bis 1723; 3) in Helmstädt, 1723 bis 1747; endlich 4) in Göttingen, 1747 bis 1755. Mit dieser chronologischen Anordnung verbindet sich kunstreich eine Sachordnung in der Weise, dass an den ersten und noch mehr an den zweiten Abschnitt Bemerkungen angereihet sind zur Charakteristik *Mosheim's* und seiner ganzen Richtung im Allgemeinen, an den dritten eine Darstellung seiner Leistungen in den einzelnen theologischen Wissenschaften, und an den vierten Hinweisungen auf sein Verhalten als akademischer Geschäftsmann und Kanzler.

Durch die Nachrichten über den ersten Zeitraum, über *Mosheim's* Bildungsgang vor seiner Universitätszeit (und er wurde 23 Jahr alt, ehe er eine Universität besuchen konnte) lernt man ihn eigentlich ganz als Autodidakten kennen, und erhält ein neues Beispiel, wie solche Einwirkungen auf die Geistesentwickelung eines Einzelnen, welche man sonst fast nur als ungünstig anerkennen müsste, wo sie auf einen so reichen geistigen Fonds treffen, doch fast nur „zum Besten dienen," und selbst durch das, wodurch sie am gewissesten schaden zu müssen scheinen, doch nur eine desto stärkere Gegenwirkung eigener Kraftäußerungen zur Selbsterhaltung hervorrufen, und dadurch auch wieder nur fördern. Als Sohn eines Freiherrn, welcher Page, Jagdjunker und dann Officier in kaiserlichen, preußischen und englischen Diensten gewesen war (S. 9), war er im älterlichen Hause wohl mancherlei Zerstreuungen ausgesetzt, welche seine Neigung hätten ablenken können; doch konnten sie im glücklichen Falle auch Anregungen seiner Phantasie werden; auch scheint er schon im älterlichen Hause zum Studium neuerer Sprachen veranlasst zu seyn, wovon ihn die damaligen Schulen gewiss dispensirten, und wovon er doch nachher desto mehr Gewinn hatte, je seltener diese Kenntniss damals und jederzeit unter den deutschen Theologen war. Später, auf der Schule zu Lübeck, welche er vom 14ten bis zum 19ten Jah-

Jahre besuchte, lernte er wohl auch zum Glück recht fleifsig lateinisch und griechisch, besonders lateinisch schreiben und disputiren; aber sonst wurde er durch eine Menge wissenschaftlicher, besonders philosophischer Lehrstunden überschüttet, welche auf viele andere nur zerstreuend und zerstörend gewirkt hätten; dazu kam, dafs der Lehrer, welcher am meisten auf ihn eingewirkt zu haben scheint, ein Conrector *Goldel*, ihn früh durch Lehre und Beispiel zu einer gewissen Schöngeisterei und zum deutschen Versemachen anwies, was doch sonst, wenn es einem Gymnasiasten früh begegnet, fast immer der sichere Weg zu lebenslänglicher Oberflächlichkeit ist. Für *Mosheim* aber schlug das Alles zum Heile aus: die mannichfaltige wissenschaftliche Beschäftigung erweiterte ihm früh den Gesichtskreis und eignete ihm ein vielseitiges Interesse besonders für alle historischen Studien an; das deutsche Versemachen aber neben seiner Kenntnifs der neueren Sprachen, scheint ihm vornehmlich die überlegene Gewandtheit in deutscher Rede, wofür die damalige Schulbildung wie die damalige Literatur ihm sonst gar nicht förderlich seyn konnte, und aufserdem ein ähnlich wirkendes und unter denselben Umständen ebenso seltenes und fruchtbares ästhetisches Interesse verschafft zu haben (S. 12. 13.). So schadete ihm denn auch die äufserlich beschränkte Lage nichts, welche ihm nach dem Abgange von der Schule den Besuch einer Universität unmöglich machte, vielmehr nun zunächst 3 bis 4 Jahre lang zur Uebernahme einer Hauslehrerstelle auf dem Lande nöthigte; denn auch hier, anfangs vielleicht noch ohne den bestimmten Entschlufs sich künftig, wo möglich, der Theologie widmen zu wollen (s. S. 29, Note 1), wufste er so viele Nebenstunden zu seinen literarhistorischen und kritischen Lieblingsbeschäftigungen zu erübrigen, dafs er dadurch vielleicht am besten nicht nur das genaue historische Forschen überhaupt und dabei sich selbst zu helfen lernte, sondern auch in der philologischen Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Standpunktes und der Beurtheilung befestigt wurde, welche so oft ein fruchtbringender Ausgangspunkt zum Studium theologischer Wissenschaften, der Weg zur Entdeckung der Schwäche und Zufälligkeit für unfehlbar und unveränderlich geltender Meinungen gewesen ist. Und von den literarischen Curiositäten, welche ihn hier anfangs vorzugsweise beschäftigten, wie er z. B. an einer Literargeschichte aller öffentlich verbrannten Schriften unter dem Titel *bibliotheca Vulcani* arbeitete, wurde er, seiner Wifsbegier folgend, zu immer ernstern und umfassendern Studien fortgeführt, so dafs er nun auch, als es ihm endlich durch fremde Unterstützung möglich wurde, nach Kiel zu gehen, sich zum Studium der Theologie bestimmte, ohne indessen seine literärhistorischen Studien daneben aufgeben zu wollen.

Ein armer junger Freiherr von ungewöhnlich viel Geist und humanistischer Gelehrsamkeit, welcher nach schweren Zeiten 23 Jahr alt nach Kiel kam, um daselbst Theologie zu studiren, mufste dort Aufsehen und Theilnahme erregen. Aber dafs dies in dem Grade geschehen seyn werde, wie es der Vf. in seinem 2ten Abschnitte zum Theil nach den vorher unbenutzten eigenen Briefen *Mosheim's* darstellt, erwartet man wohl nicht im Voraus, auch wenn man dabei etwas rechnet auf die alt akademische Schätzung adeliger Studenten, vgl. z. B. S. 53. Zu einer Zeit, wo er durch Schriften noch nicht bekannt ist, in seinem ersten Studentenjahre nehmen sich nicht nur Kieler Professoren verschiedener Facultäten auf jede Weise seiner an, sondern sogleich auch auf auswärtigen Universitäten hat man von dem seltenen Studiosus gehört: die Universität Rostock schickt ihm im ersten Jahre eine Ehrenmatrikel nach Kiel, worin sie ihm eine akademische Anciennetät von 4 Jahren beilegt, als sey er so früh schon bei ihr inscribirt; Buddeus, Lacroze in Berlin, selbst Leibnitz, der noch in demselben Jahre starb, schreiben ihm, und unterstützen ihn bei seiner Geschichte Servets, in welche sich seine *bibliotheca Vulcani* umgestaltet (S. 17.). Solche Theilnahme mufs ihn fördern; vielerlei Arbeiten fängt er an: eine Geschichte des Rabanus Maurus; *paradoxa exegetica*; Geschichte der Reformation zusammengestellt aus Luther's Schriften; „zufällige Gedanken von einigen Vorurtheilen in der Poesie, besonders der deutschen, von Selintes" (Lübeck 1716) sind seine erste gedruckte Schrift; zugleich erhält er schon die Erlaubnifs, Privatissima über Literatur der Kirchengeschichte zu halten, und predigt nun auch schon öfter; im Jahre 1715 folgen mehrere Dissertationen, welche zeigen, wie er sich schon immer mehr in das Quellenstudium der alten Kirchengeschichte vertieft. Eine recht ausgebreitete Celebrität aber bekam er nun plötzlich durch Toland's Nazarenus, eine Schrift, welche die Theologen und alle Freunde der Kirche desto mehr in Verlegenheit brachte, je weniger die bisher übliche Apologetik dagegen ausreichte, welcher aber *Mosheim* nicht nur die nöthige Sprachkenntnifs und allgemeinere historische Bildung, sondern auch die entsprechende Mäfsigung und eingehende Ruhe entgegenzusetzen hatte. Seine *vindiciae antiquae Christianorum disciplinae adversus Tolandum* 1719 wurden daher eine genügende Rechtfertigung und Begründung der Aufmerksamkeit, welche die ausgezeichnetsten Kenner begabter Naturen ihm nach einem richtigen Instinct schon Jahre lang *ob agenda* gewidmet hatten. „*Nam coniuncta*, so fafst bei dieser Gelegenheit Hr. Dr. *Lücke Mosheim's* Vorzüge als Historiker in eine gedrängte Charakteristik zusammen S. 23., *coniuncta in uno illo exstabant, quae singula in singulis raro inveniuntur, amor verae historiae et cognoscendae et narrandae, isque neque ira nec studio corruptus, accurata vel minutissimarum rerum pervestigatio tum philologica tum critica, in obscurioribus locis, ubi testimoniorum vestigia nulla fere apparent, ingeniosa et facilis divinatio, non audax illa nec timida, sed modesta, tum rerum gestarum ex causis atque principiis felix indagatio, historiarumque consequentium cum primis comprehensio uno obtutu facta*

sive

sive periodica distributio, deinde vero iudicium liberum, subtile, denique narratio et elegans et ornata luminibus et ad vetera exemplaria liberaliter conformata. Diese *vindiciae* und seine Predigten waren es denn auch vornehmlich, welche ihm bald mehrere vortheilhafte Vocationen verschafften, und darunter 1723 den Ruf nach Helmstädt, welchen er annahm.

Mosheim's 24jähriges Wirken in Helmstädt, welches der Gegenstand des 3ten Abschnittes (S. 28 bis 50) ist, macht bei weitem den Hauptinhalt seines ganzen Lebens aus, und wenn man sieht, wie er sich schon in vorgerücktem Alter von einer Akademie losreifst, welcher er seine beste Kraft gewidmet hat, und wo die Verehrung gegen ihn eine alte und allgemeine Gewohnheit ist, von einem Lande, dessen Regierung sich erschöpft hat, ihn mit Ehre und Gunst zu überhäufen, und wie er dann in Göttingen mit den kleinlichsten Verdriefslichkeiten, wogegen selbst *Münchhausen* ihn nicht ganz schützen kann, empfangen wird, und 8 Jahre darauf todt ist, so mufs man ihn beklagen, dafs indem er sich für verpflichtet hielt, einem gröfseren Wirkungskreise nach so vielen Aufforderungen sich nicht länger zu entziehen, die Erfüllung dieser Pflicht unmöglich war ohne den abzusehenden Verlust eines längeren und friedlichern Alters. Anfangs fehlte es ihm auch freilich in Helmstädt nicht an Verdrufs, worüber Hr. Dr. *Lücke* aus den Papieren des Wolfenbüttelschen und Hannöverschen Archives zuerst bestimmtere Andeutungen giebt, nur kürzer, als solche freilich gröfstentheils unerfreuliche aber doch für das damalige Universitätstreiben sehr charakteristische Auftritte verdienten. Schon seiner Berufung (Ref. erlaubt sich, bei einigen S. 29 u. ff. kürzer behandelten Umständen etwas länger zu verweilen, da ihm jene Actenstücke auch zum Theil zugänglich sind) ging ein längerer Briefwechsel vorher zwischen den beiden Regierungen, unter deren Leitung Helmstädt als braunschweigische Gesammtuniversität stand; in Wolfenbüttel war man für die Vocation, in Hannover dagegen. Hier ist es nun nicht uninteressant zu beobachten, mit welcher Sachkenntnifs die Wolfenbüttelschen Geheimeräthe (Lüdecke (?), Münchhausen, Stein, Dehn) auf *Mosheim's* Leistungen eingehen, und mit welchen Grundsätzen sie seine Berufung gegen die Bedenklichkeiten der Hannöverschen Minister (Bernstorff, u. a.) vertheidigen. Sie gehen von dem richtigen Grundsatze aus, dafs für eine kleine Universität mit geringen Mitteln am besten dadurch gesorgt werde, wenn man es mit vielversprechenden jüngeren Leuten wage, da man berühmte Gelehrte nicht gewinnen könne. Die Hannoveraner aber finden es doch gar zu neu, dafs man einen 28jährigen Magister, welcher sich so eben vergebens um eine Stelle an der Schule zu Flensburg beworben habe, in die theologische Facultät setzen wolle; sie klagen, „obwohl sie nicht in Abrede seyn können, dafs Mag. *Mosheim* in seinen *vindiciis* eine grofse Gelehrsamkeit gezeigt habe," über „die in seinen *observationibus sacris* und *oratio de eo, quod nimium est in studiis linguarum et critices* an den Tag gelegte gar zu grofse und mit Verachtung aller Gelehrten verknüpfte Präsumtion von seiner Geschicklichkeit" und über sein „*ingenium scopticum et censorium*," wenn sie auch hoffen, er werde dies ablegen, „wenn er erst durch rühmlichere Mittel eine beständige Aestime erworben haben werde;" und so finden sie es höchstens zulässig, dafs man ihn gelegentlich in der philosophischen Facultät anbringe. Die Wolfenbüttler erwiedern hierauf einen vermehrten *Catalogue raisonné* der sämmtlichen Schriften *Mosheim's*, und wie ihm dafür „in allen Journalen und *Actis Eruditorum* der Ruhm eines grundgelehrten Mannes beigelegt werde;" über die *observationes sacrae* aber und über die *oratio de eo quod nimium est* etc. bemerken sie zuerst etwas bitter, dafs sie „diese Pieces selbst gelesen" und nicht übel gefunden hätten: „wenn nicht erlaubt seyn sollte, eine Meinung zu examiniren, würden die Wissenschaften so hoch nicht gestiegen, sondern die *Barbaries* in ihrem Stande geblieben seyn;" sie wüfsten „noch zur Zeit keinen so berühmten und geschickten Mann für die gewöhnliche Professorenbesoldung (300 Thaler) zu bekommen, und die Bestallung und der zu leistende Eid würden schon hinlängliche Mittel seyn, ihn von den *dissidiis literariis* abzuhalten." Obgleich nun die Hannoveraner auch hiergegen noch manches zu erinnern hatten, z. B.: „wir sehen nicht auf die Journale und *Acta Eruditorum*, deren Vff. oft aus Liebe oder Hafs, oft aber nach ihrem eigenen oder ihrer Verleger Interesse ihre Judicia einrichten," oder: „ob Bestallung oder Eid vermögend genug sind, die Feder zu dirigiren, steht dahin" u. dgl., so gaben sie doch endlich nach, und *Mosheim* erhielt nicht bis auf Weiteres, wie sie zuletzt noch vorschlugen, sondern „*pure* und ohne Limitation" die 5te Stelle in der theologischen Facultät. Schlimmerer oder langwierigerer Widerstand aber erwartete ihn in Helmstädt selbst. Die theologische Facultät (*Joh. Andr. Schmidt*, *Fr. Weise*, *Joh. Konr. Schramm*, *K. Koch*) hatte wohl statutenmäfsig das Recht, seine Reception zu verweigern, so lange er nicht alle *Praestanda* geleistet, und insbesondere nicht Doctor geworden war; aber sie erschwerte nun auch seine Promotion, indem sie auf solenne Proclamation und Disputation *cum Praeside* drang, während doch beides nicht so bald ausführbar war bei der Krankheit des Decans, Abt Schmidt, welcher das Präsidium bei der Disputation hätte übernehmen müssen. *Mosheim*, welcher schon in Kiel das Doctorexamen gemacht hatte, bat hiergegen um Privatproclamation, welcher später gelegentlich die solemne folgen möge, und um die Erlaubnifs, jetzt selbst als Präses vom obern Katheder mit einem Respondenten disputiren zu dürfen, verlangte aber noch vorher in die Facultät recipirt zu werden. Und als die Facultät dies zuerst verweigerte, weil „noch kein einig Exempel bei der Facultät von dergleichen Privatpromotion vom Anfange der Universität bis jetzt vorhanden gewesen sey," und weil sie, „um den einreifsenden Par-

Particulier - Promotionen vorzukommen und damit die Gradus Academici bei ihr nicht vilescirten," noch 1720 beschlossen habe nur solemne Promotionen vorzunehmen, dann aber sich erbot, um Dispensation für *Mosheim* beim Herzoge nachzusuchen, erbitterte dies *Mosheim* so sehr, dafs er sie in einem Privatbriefe beim Herzoge August Wilhelm denunciirte. So grofs aber war nun schon sein Ansehn bei diesem, dafs die Facultät zwei Tage darauf ungehört einen Verweis wegen ihres „ungebührlichen Verfahrens" und wegen „dergleichen aus Particulier-Absichten herfliefsenden Chicanes," und den Befehl erhielt, „binnen 14 Tagen den Professorem Ordinarium *Mosheim* in die Facultät aufzunehmen, auch hiernächst dessen *Disputatio inauguralis cum Respondente* nicht zu verhindern," wie sie denn auch auf ihre umständliche Gegenvorstellung keine Antwort erhielt. Dieser Anfang mufste eine Bitterkeit zwischen *Mosheim* und seinen Specialcollegen zurücklassen, welche sich auch noch einige Zeit wirksam zeigte. Gegen Ende des Jahres 1724 zeigt *Schramm* im Namen der Facultät dem Herzoge den Tod des Professors der Dogmatik *Koch* an; er erklärt dabei die Wiederbesetzung der 5ten Stelle für sehr entbehrlich „wegen der geringen Anzahl der *Studiosorum Theologiae*, deren von 200 kaum der dritte Theil sich hier aufhält; sollte aber," fährt er fort und hier spricht sich die Ansicht der Specialcollegen über *Mosheim* aus, „sollte hiernächst diese Stelle wieder zu besetzen seyn, so bitten wir demüthigst, dafs wir eine solche Person wieder in unser Collegium bekommen mögen, welche zumal bei jetziger Zeit nicht von neuen und ungegründeten Opinionen eingenommen, und durch deren Fortpflanzung dieser Universität nicht nachtheilig, sondern vielmehr mit nöthigen Subsidiis einer gründlichen Philologie" (dies geht wohl auf *Mosheim's* geringe Bekanntschaft mit dem Hebräischen) „und Philosophie, insonderheit in der Logica und Metaphysica zugleich versehen sey, welcher Mangel bisher allerhand Unordnungen gemacht hat." Im Februar 1725 machte hiegegen *Mosheim* eine Vorstellung an den Herzog, es bedürfe einer specielleren Aufsicht über die Stipendiaten, besonders über die welche Theologie und Humaniora studirten; ein gewissenhafter Professor müsse Vollmacht erhalten, „dafs er 1) den Stipendiaten bei ihrer Ankunft zeige, auf was für Art sie ihre Studia mit Nutzen anzufangen: die meisten Leute kommen deswegen nicht weiter, weil sie, so zu reden, in der Irre gehen, und in diesem Stücke keine Anweisung haben; 2) alle viertel oder halbe Jahre sich erkundige, wie weit sie in ihren Studiis gekommen, und wie es mit ihrem Wandel beschaffen sey; 3) an Ew. Herzogl. Durchl. Consistorium glaubhaften Bericht zuletzt abstatte, wie dieselben sich hier verhalten, und was man von ihnen zu hoffen habe." Nachdem er hierauf zu Anfange des März zu einer solchen Inspection autorisirt und an den Senat darüber das Nöthige erlassen ist, bittet die theologische Facultät, dies ignorirend, im April in einem Schreiben ohne Datum, sie mit einer solchen Aufsicht zu beauftragen, worauf sie sich denn sagen lassen mufs, sie werde wohl wissen, dafs Doctor *Mosheim* schon seit zwei Monaten diese Aufsicht führe. Nun starb zwar der Abt *Schmidt* im Jahre 1726; aber noch 1728 mufste *Mosheim* sich an die solemne Proclamation seiner Promotion, welche noch immer nicht nachgeholt sey, erinnern lassen, und verschaffte sich nun durch ein Gesuch an den König von England auch hiervon wieder nachträgliche Dispensation. Inzwischen hatte sich nun auch schon seine Stellung in Helmstädt sehr geändert. Schon 1724 hatten ihm die Höfe eine Gehaltszulage von 100 Thalern bewilligt mit der besondern Bestimmung, dafs dieser Zuschufs ohne Wissen der Universität insgeheim ausgezahlt werde; zugleich erhielt er ein Extraordinarium von 200 Thalern, und die Expectanz auf die Stelle eines Generalschulinspectors mit 100 Thaler Gehalt, welches Amt er nachher auch wirklich, als 1729 der Abt *Fabricius* starb, aber nur bis 1733 verwaltete, wo Ludwig Rudolf einen Wolfenbüttelschen Prediger *Baarmann* damit beauftragte. Auf seine Anzeige des Rufes nach Wittenberg wurde er, nachdem er ihn ohne bestimmtes Versprechen vertrauensvoll abgelehnt hatte, zum Consistorialrathe ernannt, und sollte bisweilen an den Sessionen Theil nehmen, da diese „wöchentlich nur einen halben Tag gehalten würden;" zugleich erhielt er noch 200 Thaler Zulage, also im Ganzen 600 Thaler, „welches bisher das höchste bei der Helmstedtschen Universität gewesen," mufste aber nun (und zwar gerade auf Betrieb der Hannoveraner während die Wolfenbüttler ihm dies nicht zumuthen wollten) unterm 4. März 1726 einen Revers ausstellen, dafs er „in Ansehung solcher ihm erzeigter Gnade bei der Juliusuniversität beständig bleiben, und durch auswärtige Offerten selbige zu verlassen sich nicht bewegen lassen wolle." 1726 wurde ihm auch noch nach *Schmidt's* Tode die Abtei Marienthal, und 1727 vom Herzoge Ludwig Rudolf, dem damaligen Regenten des Fürstenthums Blankenburg, die Abtei Michaelstein mit der Aufsicht über die dortigen Conventualen übertragen; und wie die früheren Herzoge, so beeiferten sich auch seit 1735 Ferdinand Albrecht, der Schwiegervater König Friedrichs II., welchen *Mosheim* copulirte, und dessen Sohn und Nachfolger Karl sammt ihren Ministern, ihn ferner durch Aufmerksamkeiten aller Art an das Land und die Universität zu fesseln.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

November 1837.

THEOLOGISCHE LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Solemnem renuntiationem virorum, quibus summos in theologia honores inter sacra saecularia academiae Georgiae Augustae conferendos decrevit theologorum in hac academia ordo*, indicit *G. Chr. Fr. Lücke*. Inest narratio de *Jo. Laur. Moshemio* etc.

(*Beschlufs von Nr. 205.*)

Länger, als bei den bereits angeführten weniger bedeutenden äufseren Verhältnissen, verweilt Hr. Dr. *Lücke* mit Recht in diesem dritten Abschnitte bei der Darstellung *Mosheim's* als akademischer Lehrer, und bei seinen Leistungen für die einzelnen theologischen Wissenschaften. Allerdings war, wie S. 31 ausgeführt ist, die theologische Facultät zu Helmstädt seit dem Tode des ältern Calixtus etwas stehen geblieben; Fr. U. Calixtus, seinem Vater sehr unähnlich an Gelehrsamkeit wie an Gesinnung und Charakter, aber desto unbedingter bemüht, sich als Nachbeter seines Vaters geltend zu machen, hatte den Berührungspunkt wohl nicht beachtet, welcher zwischen seines Vaters und Spener's Richtung statt fand, und daher von den pietistischen Bewegungen nur polemisch Notiz genommen; der Einflufs Wolf's auf die Theologie fällt aber erst in die spätere Zeit, wo *Mosheim* schon in Helmstädt war. So bedurfte es denn allerdings eines „*alter Calixtus*" in Helmstädt, und wirklich war *Mosheim* in mehr als einem Sinne ein solcher, war auf demselben Wege, wie dieser, nämlich „*ex castris philologorum*" (S. 26.) und aus umfassenden historischen Studien, besonders der Geschichte der Literatur und der Philosophie, zur Theologie übergegangen, hatte von dorther, wie dieser, jene historische, Verschiedenes in seiner Art anerkennende Mäfsigung und Friedensliebe, war aufserdem noch, wie dieser, durch Weltkenntnifs, Reisen und Verwandtes vor der Beschränktheit und Gemeinheit gesichert, welche seit der Reformation die ärmliche, fast immer nur aus den untersten Klassen ergänzte Geistlichkeit der lutherischen Kirche so oft entstellt hat; nur die grofsartige Einfachheit und Gradheit Calixts, der tiefe Ernst und die ungemeine Kraft, die unverwandte Hingebung seines ganzen Lebens in den Dienst für einzelne grofse Ziele, und die Sicherheit in der Geringschätzung aller kleinlicheren Dinge daneben, war wohl in gleichem Grade (schon ein Blick auf die Bilder beider bestätigt es) bei *Mosheim* nicht zu finden. Hr. Dr. *Lücke* beschreibt nun nach einander (Ref. weifs nicht recht, warum gerade in dieser Reihefolge) *Mosheim's* Verdienste um Apologetik, Exegese, Kirchengeschichte, practische Theologie und Moral. Bei den Bemerkungen über das erste, die Apologetik (S. 33—35) werden wohl manche Leser mit dem Ref. die Kürze derselben beklagen: man vermifst besonders eine nähere Beschreibung der eigenen Philosophie *Mosheim's*, oder doch seines Verhältnisses zu der bisherigen aristotelischen Schulphilosophie, für welche Helmstädt früher ein Hauptsitz gewesen war, so wie nun zu Leibnitz und Wolf. Was ferner S. 37 u. ff. über *Mosheim* als Kirchenhistoriker gesagt wird, schliefst sich an die allgemeine Charakteristik des 2ten Abschnittes an, es wird besonders noch die Neigung zu mildern und zu entschuldigen, „*orta ex quodam amoris vitio*", an *Mosheim* gerühmt, und schön bemerkt der Vf.: „*ita, quum perfecta mortali hominum conditioni haud concessa videatur sapientia, maluit potius sine ira esse, quam sine studio atque amore*"; nur wird man wohl bei der Kirchengeschichtschreibung nicht nur die Liebe nicht wegwünschen, sondern die *ira* auch vorbehalten und fordern müssen, damit wie bei erfreulichen so auch bei beklagenswerthen Erscheinungen dieselbe unchristliche Gleichgültigkeit fern bleibe. Bei *Mosheim* indessen erschien dies Hinneigen auf eine Seite doch insofern zum ersten Male als eine in der Kirchengeschichte ungewöhnliche Unparteilichkeit, als er seine Milde in der Auffassung allen ohne Unterschied angedeihen liefs, nicht aber, wie die früheren Häretiker und sonstige Gegner, oder, wie *Arnold*, die Rechtgläubigen davon ausnahm. Ueber die Schnelligkeit seiner Combinationen, wenn eine vieles bequem erklärende Phantasie ihn anzog, hätte auch vielleicht noch Einiges bemerkt werden können. Ebenso beklagt man die vielleicht durch äufsere Umstände herbeigeführte Schnelligkeit, womit der Vf. über *Mosheim's* Leistungen in der praktischen Theologie, wo die Parallelen mit Tillotson und Bourdaloue nur angedeutet aber nicht ausgeführt werden, so wie über seine Sittenlehre hinweggeht.

Endlich der vierte Abschnitt der Schrift zeigt uns *Mosheim* in Göttingen. Schon seit der Stiftung der Universität hatte man ihn durch die anziehendsten Anträge für die neue Stiftung zu gewinnen gesucht, hatte sich auch bemüht, die bindende Kraft jenes Reverses, durch welchen er sich 1726 „immer bei der Juliusuniversität bleiben zu wollen" verpflichtet hatte, durch künstliche Raisonnements zu erschüttern, und ihm dadurch den Abgang zu erleichtern. „Ich habe", schreibt *Mosheim* im August 1735 dem Hofrath Burckhardt in Wolfenbüttel, wel-

welcher als Geheimsecretair in diesen Angelegenheiten mitwirkte, wie ich versprochen, dem Königl. Ministerio weitläuftig vorgestellt, dafs ich Pflicht- und Gewissenshalber nicht wohl anders mich verhalten könnte, als bisher geschehen. Darauf ist gestern Abend eine lange Antwort erfolgt, worin ich vieler *praeiudiciorum* beschuldigt und erinnert werde, dafs ich ein gemeinschaftlicher Bedienter, und durch die Veränderung nicht die Dienste, sondern nur den Ort änderte, dafs ich ein ungemein falsches Principium zum Grunde legte, nämlich dieses: dafs man nach empfangenen Wohlthaten keine andere Vocation annehmen müsse u. s. w." „Man macht mein Gewissen rege", schreibt er um dieselbe Zeit dem Herzoge Ferdinand Albrecht, „und hält mir vor, dafs ich den Rath und Willen Gottes bei diesem so oft wiederholten Antrage zu erkennen und mich vorzusehen hätte, dafs ich den Wink des Höchsten nicht verachtete, der mich brauchen wollte, mehr Gutes auszurichten, als in meinen jetzigen Bedienungen ausgerichtet werden kann." Allein er vermochte doch damals nicht, sich über jene Bedenken hinwegzusetzen, wie man denn auch in Wolfenbüttel nicht verfehlte, unter sehr gnädigen Ausdrücken und Verheifsungen ihn an seinen Revers zu erinnern. Erst zwölf Jahre später, unter einer andern Regierung, gelang es der Ueberredungskunst Münchhausen's, ihn für Göttingen zu gewinnen, aber nicht eher, als bis er, vielleicht auch durch Münchhausen's Hülfe, von seinem Versprechen entbunden war. „Obzwar Se. Durchl.", heifst es in seinem Abschiede nicht ganz ohne einen Vorwurf, „auf einen von demselben bei Erhaltung der hiesigen Consistorialrathswürde .... ausgestellten Revers sich beziehen könnten, haben Höchstdieselben dennoch in dem allgemeinen Betracht sowohl, dafs Se. Durchl. niemand Dero Bedienten, der die Erlassung seiner Dienste und anderweit sich zu verbessern suchet, hinderlich seyn und davon abhalten wollen, als insonderheit in Absicht auf seine Verdienste desselben Gesuch in Gnaden deferirt"; nur soll er noch seine Resignation auf die Abtei Michaelstein (warum nicht auf Marienthal?) einsenden. Nach Göttingen aber sahen ihn alle, welche ihn dort nicht kannten, mit Besorgnifs vor seiner Kanzlerwürde kommen, denn hierin glaubten sie nicht ganz ohne Grund (man sehe die Instruction für den Kanzler S. 51.) eine neue Form der Beaufsichtigung und eine Beschränkung ihrer bisherigen akademischen Freiheit zu erkennen, und so liefsen sie nun ihren Unmuth hierüber gegen die Person des neuen permanenten Regierungsbevollmächtigten aus. Eigenthümlich aber sind die Gründe oder Vorwände, welche sie zur Rechtfertigung ihres Unwillens für die stärksten oder producibelsten halten. Nicht nur gegen die Beaufsichtigung aller Promotionen wiedersetzen sie sich; mehr noch empört es alle, dafs der Kanzler *von Mosheim* vor den in Göttingen studirenden Grafen den Vortritt haben soll. „*Ista enim, identidem apud Munchhusium conquerebantur, non suam quidem ipsorum dignitatem offensam esse, sed, quod magis dolendum, iis, qui academiae decori atque splendori essent quam maxime, scilicet perillustrissimis generosissimisque comitibus, solitum debitumque antiquo iure honorem locumque prorectori magnifico proximum ereptum videri; iamque audiri iuvenum generosissimorum haud iniustam de illa sibi illata iniuria murmurationem, velle eos ipsos academiam deserere, adeoque praemonere alios, ne Gottingam irent, ubi nobilitati denegarentur debiti atque antiquitatis consuetudine sanciti honores.*" Vergebens schreibt *Münchhausen*, „wir vertrauen, dafs die Grafen, gleichwie selbige an Stande und Education grofsen Vorzug über andere haben, sie also den Ruhm der Moderation sich gleichfalls zueignen, und viel zu erhabene Gedanken hegen werden, um einer solchen Pointille wegen gegen eine Universität, auf welcher man alle bedenkliche Hochachtung für sie hat, einen Widerwillen zu fassen." Es ist zuletzt keine andere Hülfe, als dafs *Mosheim* sich entschliefst, „als der Klügste nachzugeben", und bei akademischen Aufzügen und Feierlichkeiten zu Hause zu bleiben. Die Folge ist aber auch, dafs er sich in Göttingen so unheimisch fühlt, dafs der edle *Münchhausen* nun wieder (vergl. seinen Brief S. 55.) die gröfste Mühe hat, ihn von einem raschen Abzuge von dort zurückzuhalten. Allein man sagt, dafs Göttingen bei näherer Bekanntschaft immer nur gewinne, und so mag man sich getrösten, dafs unserm *Mosheim* durch das Vertrauen und die Freundschaft von Männern wie Münchhausen, Gesner und Richter, und durch die Verehrung seiner zahlreichen Schüler in diesen seinen letzten acht Lebensjahren der sehnsüchtige Rückblick nach seinem anspruchlosen Helmstädt immer weniger schmerzlich geworden seyn werde.

Man mufs Hn. Dr. *Lücke* sehr dankbar dafür seyn, dafs er seinen Vorgängern und Amtsgenossen so schöne Denkmäler gründet, und dadurch seine Leser so sehr erfreut und erbaut; möge er recht bald damit fortfahren. In dieser lateinischen Monographie wird man noch besonders durch die Klarheit und Eleganz seiner lateinischen Schreibart angezogen; und wenn es wahr wäre, was er S. 41 sagt, dafs zu unserer Zeit auch die Besten nicht umhin könnten, deutsch-lateinisch zu schreiben, so müfste man sagen, dafs er selbst, wenn auch in jeder andern Hinsicht, doch in dieser nicht zu den Besten gehörte.

E. H.

PHYSIK.

STUTTGART u. LEIPZIG, b. Rieger u. Comp.: *Die Principien der Physik und Chemie in Beziehung auf das Gewerbliche*; populär bearbeitet für Gewerb- u. Realschulen zum Selbstunterrichte und zur Unterhaltung für Kaufleute und Geschäftsmänner jeder Art, von *Christian Fried. Hänle*, Dr. der Philos., Apotheker in Lahr u. s. w. 1837. gr. 8. XV u. 560 S. mit 2 Tafeln. (3 Fl. 12 Kr.)

Der Vf. hat seiner Schrift eine sehr ausgedehnte Bestimmung gegeben, obwohl sie unter besonderem Be-

Bezuge auf die eigentliche Physik nur die nothdürftigsten Gesetze enthält; und die Chemie nichts weniger als gründlich und ausführlich behandelt. Dafs das Gewerbwesen durch Naturwissenschaften und Mathematik in unseren Tagen sehr grofse Fortschritte gemacht hat, und die Kenntnisse in diesen durchaus erfordert, um seine einzelnen Zweige theils studiren, theils mit ihren Erweiterungen gleichen Schritt halten zu können, wird um so mehr anerkannt, als man durch Einrichtung von technischen Lehranstalten, worin jene wissenschaftlichen Fächer die wichtigsten sind, demselben eine stets gröfsere Vervollkommnung zu geben sucht. Fehlt es nun gleich nicht an Werken, welche in populärem Vortrage ohne mathematische Begründung die Lehren der Physik im engeren Sinne behandeln und an jenen Anstalten für den Unterricht und für das Selbststudium gebraucht werden können, so war dem Vf. doch kein Buch für den Unterricht, welchen er an der Gewerbschule zu Lahr in Baden zu ertheilen hat, zweckmäfsig, weswegen er sich veranlafst sah, die vorliegenden Grundlehren zu bearbeiten, um dem Wunsche seiner Zuhörer aus allen Klassen zu entsprechen. Zugleich soll das Buch als Leitfaden zu Vorträgen in ähnlichen Gewerschulen dienen und einem wohl gefühlten Bedürfnisse abhelfen: Nach des Ref. Ansicht von der Sache ist jedoch dieses Bedürfnifs nicht sehr grofs, da demselben durch einige Lehrbücher mehrfach begegnet ist. Die Quellen, woraus der Vf. schöpfte, giebt er wohl kurz an, hat aber den Ideengang keiner derselben befolgt, sondern die Materien in ziemlicher Unordnung mitgetheilt.

Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste Seite 11 bis 131 die Grundlehren der Physik, die zweite S. 131 bis 531 die der Chemie in zwei besonderen Abschnitten behandelt. Die besonderen Gegenstände der ersteren sind das Wesen und die Eigenschaften der Körper, die Adhäsionskraft, die Schwere nebst dem Schwerpunkte, der Fall fester Körper, die Wurf-, Kreis- und Stofsbewegung, die schiefe Ebene, das Pendel und der Hebel; das Gleichgewicht und die Bewegung des Wassers nebst Barometer und Hygrometer; die Lehre vom Schalle, vom Lichte, von der Wärme und Elektricität, vom Magnetismus und Galvanismus. Den Beschlufs machen allgemeine Betrachtungen über Gegenstände aus der mathematischen und physikalischen Geographie.

Die *zweite* Abtheilung beschäftigt sich nach einer allgemeinen Uebersicht über einfache Körper, organische und unorganische Stoffe u. s. w., zuerst mit den unorganischen Stoffen und ihren Verbindungen, deren der Vf. 36 aufzählt, dann mit den organischen Säuren und mit den indifferenten organischen Stoffen und ihren Verbindungeb.

Unter dem Begriffe „Physik" versteht der Vf. auch die Mineralogie, Botanik und Zoologie, Astronomie, physische Geographie und Physiologie, dehnt denselben also zu sehr aus, da die Beschreibung der äufseren Beschaffenheit und Kennzeichen der Körper nebst ihrer Klassification Gegenstand der Naturgeschichte ist und Naturlehre die Bestandtheile, gegenseitigen Wirkungen und Veränderungen, Naturerscheinungen und Naturbegebenheiten überhaupt zu betrachten hat. Zu ersterer gehört die Physiologie; zu letzterer die Chemie und Astronomie. Was Naturgesetz ist, was es heifst, die Naturerscheinungen erklären, was Experimentalphysik, und Hypothese ist u. dgl. wird in der Einleitung nicht versinnlicht; von dem Nutzen der Naturwissenschaften wird nur höchst aphoristisch gesprochen und dabei nicht erörtert, in wie fern sie Demuth und Bescheidenheit predigen, indem sie uns die Gröfse und Herrlichkeit der Natur und die Unmöglichkeit, sie ganz zu begreifen, darstellen u. s. w. Vom Unterschiede der wesentlichen und zufälligen Eigenschaften der Körper wird nichts gesagt. Ueber Cohäsions- und Expansivkraft, über Dichtigkeit, Porosität u. dgl. wird nur das Wesentlichste angegeben, jedoch nicht mathematisch begründet.

Schwere ist dem Vf. die Attraktivkraft der Körper, welche sie gegen den Mittelpunkt der Erde äufsern; Ref. hält diese Erklärung für den Gewerbschüler nicht für verständlich; denn dem Rauche, den Wolken u. dgl., welche sich in der Luft, dem Korkholze, welches sich im Wasser erhebt, kann man die Schwere nicht absprechen. Sie bezeichnet das Streben zu fallen, wenn ihr die Gegenwirkung geraubt wird und aus diesem Grunde sieht man ihre Erscheinungen als Erfolg einer anziehenden Kraft an, welche die Erde auf alle Körper ausübt. Ueber das specifische Gewicht der Körper verbreitet sich der Vf. wohl ziemlich ausführlich; doch führt er in seiner Erklärung nicht hinreichend aus, in wie fern das Gewicht eines Körpers unter dem Volumen = 1 sein eigenthümliches oder specifisches ist, und sich die specifischen Gewichte wie die dichten verhalten. Sehr belehrend und praktisch brauchbar dagegen ist die Vergleichung derselben mit den Aräometergraden *Beck's* und *Baume's* nebst der Tabel des specifischen Gewichtes verschiedener bekannter und öfters vorkommender Körper.

Für die Lehre von der Bewegung vermifst man die Erklärungen von beschleunigter und verzögerter, gleichförmiger und ungleichförmiger Bewegung und dgl. Mit der schiefen Ebene verbindet der Vf. das Hauptgesetz von der Schraube, vom Pendel, von der Rolle und vom Flaschenzuge, übergeht aber die Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte, die Bestimmung der Mittelkraft; die verschiedenen Arten von Wagen, indem er nur von der gleicharmigen und Schnellwage spricht, und viele andere höchst wichtige Gegenstände vom Gleichgewichte und von der Bewegung fester Körper. Künstlich ist die Hydrostatik auf zwei Seiten abgehandelt, indem nur weniges von der Nivellirwage; von der Real'schen Auflösungs- und hydrostatischen Presse gesprochen ist; ähnlich ver-

verhält es sich mit der Hydraulik; wie viel man vermisst, wie mangelhaft die Darstellungen sind und wie wenige Kenntnisse der Anfänger sich aneignen kann, leuchtet jedem Sachkenner ein.

Etwas ausführlicher ist die Lehre von der Aërostatik behandelt, indem die Compressionsmaschinen, die Luftpumpe, die Elasticität und Dichtigkeit der Luft; das Mariottische Gesetz, die Torricellische Leere, der Luftdruck, das Barometer, die Saugpumpe und der Heber wenigstens in ihren wesentlichen Gesetzen besprochen werden. Vergleicht man freilich das, was hier mitgetheilt ist, mit dem, was die Lehrbücher der Physik zu entwickeln haben, so bleibt aufserordentlich viel zu wünschen übrig, z. B. von den verschiedenen Arten der Barometer, von ihrer Construktion, von ihrer Prüfung u. dgl. ist nichts gesagt; der Gebrauch als Wetterglas ist wohl berührt, aber von den Einflüssen darauf findet man nichts und die Anwendung beim Höhenmessen ist nur in einigen Sätzen besprochen, welche für nichts anzusehen sind. Der Vf. sollte doch wenigstens das Gesetz angeben, dafs man etwa 74 bis 78 Fufs senkrecht in die Höhe steigen mufs, bis das Quecksilber in der Röhre um *eine* Linie fällt. Das vom Hygrometer und seiner Einrichtung, von seinem Gebrauche und seinen Arten Gesagte dürfte eher genügen, als die Erörterungen von jeder andern Materie. Die Gesetze der schallenden Bewegungen findet man auf wenige Blätter zusammengedrängt; weder den eigenthümlichen Charakter eines Schalles bestimmt durch sein Quantitatives und Qualitatives, seiner Fortpflanzung, der Schallwelle, der Höhe und Tiefe, der Stärke und vorzüglich der Transversal- und Longitudinalschwingungen, der Schwingungen mittönender Körper, noch das Wesen vieler anderer Gegenstände findet man kaum nothdürftig erörtert; wird beim Unterrichte nicht sehr viel ergänzt, so bleiben dem Lernenden die interessantesten Erscheinungen dunkel. Ref. fordert nicht sowohl eine wissenschaftliche, als vielmehr eine populäre, aber doch gründliche Belehrung über die wichtigeren Gegenstände der Akustik, da dieselben von allgemeinem Interesse sind, und kein gebildeter Mensch ohne Kenntnifs in ihnen bleiben darf.

Die einzelnen Theile der Lehre vom Lichte sind wohl berührt, aber nicht zureichend erklärt und begründet; die geradlinige Fortpflanzung als gleichförmige Bewegung so lange sich das Licht in demselben Mittel befindet, und die darauf beruhenden Erscheinungen; die Erklärung derselben nach der einen oder anderen Hypothese, deren Wesen nicht einmal versinnlicht und dem Lernenden klar vorgeführt wird; die Gründe der optischen Täuschung nebst vielen anderen Gesichtspunkten sind entweder gar nicht oder nur höchst sparsam und in wenig gehaltvollen Sätzen berührt. Nicht besser ist die Reflexion des Lichtes behandelt; der gemeine Spiegel, Plan- und Convexe-Spiegel nebst sphärischem und parabolischem Hohlspiegel sind wohl kurz berührt, aber es fehlen die Gründe aller Erscheinungen und die Nachweisungen über mancherlei abweichende Fälle, die sich aus der Reflexion des Lichtes ergeben. Die theoretische Ansicht hierüber will Ref. nicht in Anspruch nehmen, obgleich sie einfach gegeben werden kann, wenn anders der Darstellende der Sache auf den wahren Grund gedrungen ist. Mehr Anspruch auf Anerkennung haben die Angaben über die Brechung des Lichtes, wenn gleich sehr viel zu wünschen übrig bleibt; denn sieht Ref. auf die Analyse und Brechung des Lichtes in sphärischen Linsen, auf die Interferenz und Beugung des Lichtes, auf die Farben dünner Körper, auf die Bestimmung der Lichtstärke, auf die doppelte Brechung und Polarisation, auf die optischen Instrumente und auf viele darauf sich beziehende Erscheinungen, so findet er in dem Buche einen Mangel, der nicht leicht durch Zusätze zu ergänzen ist, wenn nicht weit mehr beigefügt wird, als selbst gesagt ist, wodurch das Buch gegen viele andere ähnlicher Art sehr verliert.

Die Lehre von der Wärme bezieht sich auf weit mehr Gegenstände, als der Vf. namhaft macht; er spricht von Wärmeleitern, Thermometern, von latenter und specifischer Wärme, theilt eine Tabelle über die specifische Wärme mancher Körper mit; spricht von der Kälte und von kaltmachenden Mischungen, fügt Tabellen über die Hitzkraft und den Schmelzpunkt nebst Siedepunkt verschiedener Körper bei und belehrt über mancherlei Anwendungen. Die Reduktion der Thermometerskalen konnte weit kürzer und einfacher erörtert werden, als sie vom Vf. behandelt wird.

(*Der Beschlufs folgt.*)

HOMILETIK.

Meissen, b. Goedsche: *Neue Predigtentwürfe über verschiedene Texte des alten und neuen Testamentes in analytisch-synthetischer Form* von F. L. *Uhlig*, Pfarrer zu Sebnitz. 1stes Bändchen. 1834. IV u. 202 S. 2tes Bdchen. VI u. 209 S. 8. (1 Rthlr. 14 gGr.)

Diese Entwürfe sollen dem Anfänger im Predigen als Beispiele einer zweckmäfsigen und praktischen Textbenutzung dienen. Sie sind weder in Beziehung auf die Form, noch auf den Inhalt vorzüglich zu nennen und hätten sehr wohl ungedruckt bleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

PHYSIK.

Stuttgart u. Leipzig, b. Rieger u. Comp.: *Die Principien der Physik und Chemie in Beziehung auf das Gewerbliche — — von Christian Fried. Hänle* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 207.*)

Es hat auch der Vf. in seinen arithmetischen Darstellungen manche Eigenheiten, die grofsen Tadel verdienen: z. B. S. 81 heifst es. $4.10 + 30.80 = \frac{2410}{34} = 71{,}76$; nun ist $4.10 + 30.80 = 2440$, mithin ist die Darstellung des Vfs in den Augen eines jeden Lesers falsch; was er meint, sieht nicht gleich dieser ein; es mufs dieses Beispiel also gestaltet seyn: $\frac{4.10 + 30.80}{34} = \frac{2440}{34} = 71{,}76$; ähnlich verhält es sich mit vielen anderen Irrthümern, die blos aus einer schiefen Ansicht der arithmetischen Operationen hervorgehen. Ueber die strahlende Wärme; über das Strahlungs- und Absorptionsvermögen, über die innere Fortpflanzung der Wärme; über die Anwendung der Dünste bei den Dampfmaschinen; über die Wärme in Verbindung mit Licht und über viele andere Erscheinungen und Gegenstände sagt der Vf. entweder gar nichts oder so wenig, dafs der Anfänger daraus keine gründliche Belehrung schöpfen kann.

Die Lehre vom Magnetismus sollte der Elektricitätslehre vorausgehen, weil diese durch die Untersuchungen des elektrischen Stromes mit Hülfe der Magnetnadel eine neue Begründung erhielt und nur durch jene verständlich gemacht werden kann. Da übrigens der Vf. auf keine wissenschaftliche Begründung Rücksicht zu nehmen scheint und aus jeder physikalischen Materie nur Einiges heraushebt, was ihm gerade nothwendig oder nützlich erscheint, so darf ihm wegen Verstöfsen gegen die Anordnung kein erheblicher Vorwurf gemacht werden. Das auf 8 Seiten über die Elektricität Gesagte betrifft vor Allem das Elektroskop, den Condensator, den elektrischen Leiter, die elektrische Batterie, den Elektrophor, die Blitzableiter und einige andere Gegenstände, welche von weniger Wichtigkeit sind, als viele andere Momente, welche der Vf. kaum berührt hat. Die Lücke ist um so fühlbarer, als gerade die Elektricität in der Natur und Kunst eine sehr wichtige Rolle spielt, z. B. beim Keimen und Wachsen der Pflanzen, bei den Gährungsprocessen und bei den meisten chemischen Operationen, wie dem Vf. aus eigener Erfahrung gewifs hinreichend bekannt ist. Ref. fiel es daher auf, dafs gerade die chemischen Potenzen, das Licht, die Wärme und Elektricität hinsichtlich ihres chemischen Charakters höchst sparsam und oberflächlich behandelt sind und so viel zu wünschen übrig lassen.

Etwas besser ist die Lehre vom Galvanismus und von der Voltaischen Säule behandelt, der Grund hievon mag in dem Umstande liegen, dafs ihnen die Chemie sehr viel zu verdanken hat, da man mittelst derselben Körper, welche man sonst nicht zerlegen konnte, in ihre Bestandtheile zersetzte und an ihnen viele andere wichtige Entdeckungen gemacht hat. In wie fern übrigens die ganze Lehre mit der Elektricität eng verbunden ist, auf der Entwickelung derselben durch Berührung beruht und beide Lehren sich wechselseitig ergänzen, wodurch jede an Ausdehnung und Begründung aufserordentlich gewonnen hat, kann der Lernende aus dem, was der Vf. mittheilt, kaum ahnen. Es bleiben ihm die wichtigsten Momente dunkel, wodurch seine Kenntnisse nur höchst aphoristisch werden und er in sehr vielen Fällen für vorkommende Erscheinungen keine Erklärungsgründe hat. Ref. macht nur auf den elektrischen Strom, auf seine Wirkungen in Körpern, durch die er geht, auf das elektrische Gleichgewicht in der Volta'schen Säule und auf die in dieser vorgehenden chemischen Processe aufmerksam, um mit den Lesern auch den Verf. auf das Lückenhafte der Darstellungen hinzuweisen. Noch mehr wäre bei der Lehre vom Magnetismus zu ergänzen, wenn man auf die neueren Entdeckungen sich beziehen wollte. Ueber Magnete, Magnetnadel und Compafs sagt der Vf. Einiges, das nur wenig Belehrung gewährt und den engen Zusammenhang der Lehre vom Magnetismus mit der Elektricität kaum ahnen läfst. Am Schlusse sagt der Vf. wohl: „Elektromagnetismus, Thermomagnetismus, Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus und Chemismus wirken im Zusammenhange auf die Erde und rufen die mannigfaltigen Naturerscheinungen hervor." Allein das Wesen der beiden ersten Begriffe ist dem Anfänger gar nicht klar, noch viel weniger kennt er die auf ihnen beruhenden Erscheinungen; wie soll er also einen Zusammenhang erkennen und in der Natur sich Aufklärung verschaffen? Aus des Vfs Mittheilungen vermag er es nicht; sucht er nicht in anderen populären Lehrbüchern der Physik die erforderliche Belehrung, in welchem Falle ihm das Buch des Vfs meistens entbehrlich ist, so bleiben ihm die meisten Erscheinungen dunkel und er zieht aus dem Studium der

der Physik diejenigen Vortheile nicht, welche er erwarten darf.

Die beigefügten allgemeinen Betrachtungen kosmischer, meteorischer und anderer Natureignisse haben nicht die richtige Stellung, da manche derselben auch chemische Kenntnisse erfordern, welche erst in der zweiten Abtheilung zu erwerben sind. Da sie eigentliche Gegenstände der angewandten Naturlehre sind und die Erscheinungen betreffen, welche im Grofsen auf unserer Erde, in der Atmosphäre und an Himmelskörpern wahrgenommen werden, so hätte sie der Vf. als dritte Abtheilung der Lehre von den chemischen Stoffen, Operationen u. dgl. sollen folgen lassen, wodurch eines Theils der Vortrag, anderen Theils das Buch wesentlich gewonnen hätten. Wenn der Sonnendurchmesser 194,000 geographische Meilen beträgt, so kann der Umfang nur 583,000 Meilen betragen, da derselbe bekanntlich $= d\pi$ ist. Der Uranus mag wohl 10 Trabanten haben, wenn man die Harmonie des Weltgebäudes im Auge hält, dafs die Erde einen, Jupiter 4, Saturn 7, also Uranus 10 derselben habe. Die wenigen mathemathischen Beziehungen, welche der Vf. von den Haupt- und Nebenplaneten nebst den Kometen und besonders von unserer Erde berührt, lassen sehr viel zu wünschen übrig, da oft die wichtigsten Gesichtspunkte übersehen sind. Etwas ausführlicher ist über Wolken, Nebel, Regen, Gewitter, Hagel, Wetterleuchten, Nord- und Südlicht, Irrlichter, Regenbogen und über einige andere Gegenstände der physikalischen Geographie gesprochen. Jedoch werden auch hier die nothwendigsten und wichtigsten Begriffe unerwähnt gelassen, deren Ergänzung Ref. nicht beabsichtigen kann. Bei kürzerer Darstellung und gröfserer Bestimmtheit in der Sprache würde der Vf. viel Raum für solchen Mangel gewonnen haben. Ueberhaupt fehlt ihm die geistige Gewandtheit, die verschiedenen Stoffe der Physik zu beherrschen und das Nothwendigste und Wichtigste hervorzuheben.

Die *zweite* Abtheilung nimmt mehr als zwei Drittel des Buches ein und giebt in allen ihren Darstellungen zu erkennen, dafs sich der Vf. auf dem heimischen Boden findet und er sämmtliche Materialien in seiner Gewalt hat. Hier beweist er grofse Gewandtheit und Fertigkeit im Darstellen und befriediget er in den meisten Erörterungen. Ohne gesuchte Sprache, ohne besondere Weitschweifigkeit und ohne Einmischung von Nebensachen hebt er aus der grofsen Masse von Gegenständen die nützlichsten und anwendbarsten heraus und behandelt sie klar und verständlich. Durch allgemeine Erklärungen von einfachen, organischen und unorganischen Stoffen und durch Tabellen über die Dichtigkeit, über dehnbare, zähe und harte Metalle, über ihre Ausdehdehnungskraft und Leitungsfähigkeit; von nichtmetallischen und metallischen Stoffen, von organischen und unorganischen Säuren, von Salzen nebst Verbindungen der vier Ordnungen, von Affinität und chemischen Verhältnissen, worin der Verfasser eine besondere Fertigkeit zu erkennen giebt, deren Bestimmung aber so manchen sonst vorzüglichen Chemikern entweder fremd ist oder schwierig erscheint, dabei man sich jedoch in die Eigenthümlichkeiten der Rechnungsmanieren desselben schicken mufs, geht er zur Betrachtung der unorganischen Stoffe über und erklärt jeden Stoff nach seiner Entstehung, Bereitung, seinen Eigenschaften und Verbindungen nebst Anwendungen. Die Atomenzahlen giebt er für die Annahme des Wasserstoffes = 1 an und berechnet meistens gröfsere Vermischungen.

Zu den unorganischen Körpern rechnet er Sauerstoff, Wasserstoff, Stick- und Kohlenstoff, Phosphor, Schwefel, Arsenik, Chlor, Fluor, Kalium, Natrium, Baryum, Strontium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Glycium, Silicium, Antimon, Molybdän, Chrom, Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Zink, Cadmium, Blei, Zinn, Wismuth, Kupfer, Quecksilber, Silber, Gold und *Platin*. Diese Körper betrachtet er nach den oben bezeichneten Rücksichten so ausführlich, als man sie in einem Lehrbuche ähnlicher Art erwarten kann. Findet man auch manche Verbindungen einzelner Körper nicht berührt, so sind sie entweder weniger anwendbar oder sie ergeben sich dem aufmerksamen Leser von selbst. Gerade jene Verbindungen und Wirkungen, ihre Anwendungen im gewerblichen Leben und ihre Zusammensetzung nach den Atomentheilen verschaffen der Arbeit des Vfs einen besonderen Grad von Brauchbarkeit und Nützlichkeit, welche sich durch die geschickte Darstellung des Vfs noch dadurch erhöhet, dafs er häufig die im gemeinen Leben vorkommenden Benennungen beifügt, und hier und da die Gewerbe namhaft macht, welche Gebrauch von den Körpern machen. Man könnte ihm zwar bemerken, dafs die leichten und schweren, edlen und unedlen Metalle u. s. w. unterschieden seyn möchten; allein Ref. hält die von ihm eingehaltene Ordnung für zweckmäfsiger, als die in *berührtem* Sinne durchgeführte, da sie mehrfach nicht *haltbar* ist und zu unnöthigen Weitschweifigkeiten führt, die gleichfalls nicht zu loben wären.

Unter den organischen Säuren werden vorzüglich die Kleesäure, Weinsäure, Essigsäure, Gallussäure, Gerbesäure, Gallertsäure, Humussäure und Talgsäure als diejenigen behandelt, welche am häufigsten vorkommen, und diejenigen Verbindungen erzeugen, welche im gewerblichen Leben höchst nützlich sind. Am ausführlichsten ist die Essigsäure, weniger zureichend die Humussäure behandelt, obgleich diese in dem Boden so viele Processe veranlafst, die den Pflanzen Nahrung verschaffen, und das Wachsthum derselben so sehr befördern. Die landwirthschaftlichen Interessen sind überhaupt nicht sorgfältig genug berücksichtigt und stehen gegen die gewerblichen vielfach zurück. Mehr Aufmerksamkeit richtete der Vf. auf sie bei den indifferenten organischen Stoffen, worunter Stärkmehl, Gummi, Thierleim, Pflanzenleim, Hefe, Käse- und Eiweisstoff, Zucker; dann unter den organischen

schen Farbestoffen, gelber, rother und blauer, endlich das Verhalten der Pigmente zu verschiedenen äufseren und inneren chemischen Einflüssen vorzugsweise beachtet und nach ihren gewerblichen Anwendungen erörtert sind. Viele organische Stoffe, welche Stickstoff, oder diesen nicht enthalten, sind zwar nicht aufgeführt, allein sie werden im Gewerbswesen wenig gebraucht und sind darum nicht nöthig. Ref. rechnet dazu manche Verbindungen des Extraktivstoffes, des Harzes u. dgl. und erwartete nur vom Humus eine ausführlichere Behandlung, weil derselbe in dem Boden zu den wichtigsten Stoffen gehört. Er entschuldigt den Vf. in sofern, als derselbe vorzüglich die Gewerbe im Auge hatte und die Land- und Forstwirthschaft weniger berücksichtigen zu müssen glaubte. Wäre der erste Theil des Buches so vortrefflich behandelt, als der zweite, so würde es Ref. unbedingt zu den besten für den im Titel bezeichneten Zweck rechnen, wobei jedoch nicht auf streng-wissenschaftliche Darstellung gesehen wird.

Den Anhang, welcher von den Decimalbrüchen handelt, konnte der Vf. füglich weglassen, da Individuen, welche den Unterricht in der Physik und Chemie verstehen und die dazu erforderlichen Kenntnisse sammeln sollen, die Rechnung in diesen Brüchen kennen müssen und unfehlbar kennen. Die Mittheilungen betreffen das mechanische Verfahren bei den einzelnen Rechnungsoperationen und machen auf Wissenschaftlichkeit gar keinen Anspruch; von keinem Verfahren wird der Grund angegeben; am wenigsten brauchbar ist dasjenige, was über die Division gesagt wird; dem Vf. scheint die Sache in ihrem Wesen nicht recht klar zu seyn. Das Register läfst unbekannte Gegenstände leicht auffinden und erhöhet den praktischen Gebrauch des Buches, welches im chemischen Theile jeder billigen Forderung entspricht und darum alle Empfehlung verdient. Druck und Papier nebst Zeichnungen sind gut.

P.

MECHANIK.

Wien, bei Tendler: *Das Eisenbahnwesen nach allen Beziehungen kritisch beleuchtet; für den Gebildeten jeden Standes und ein vollständiges Handbuch für Eisenbahn-Comitéen, Privat-Unternehmer, Architekten, Mit-Interessenten, Ingenieurs und Mechaniker*, von Dr. *Viktor Mekarsky Edlen von Menk*; mit erläuternden Tabellen und Abbildungen. 1837. IV und 224 S. gr. 8. (2 Fl. 4 Xr.)

Bei der vielseitigen Beförderung der materiellen Interessen in Staaten mufste man natürlich auf die Erleichterung des Transportes der Güter, also auf diejenigen Mittel, welche sowohl diesen befördern als auch die Schnelligkeit des Reisens erhöhen, seine ganze Aufmerksamkeit richten. Da die natürlichen und bisherigen künstlichen Strafsen diesen Bedürfnissen nicht entsprachen, so sah man sich nach dem Beispiele in den nordamerikanischen Freistaaten, in England, theilweise in Frankreich und in den Niederlanden besonders veranlafst, die künstlichen Wasser- und Landstrafsen, also das Canal-, Chaussee- und Eisenbahnwesen auch in Deutschland vor Allem zu berücksichtigen, diese Verkehrmittel zu vervollkommnen und ihnen in der commerziellen Welt immer mehr Anklang und Theilnahme zu verschaffen.

Wegen dieses allgemeinen Interesses und des grofsen Nutzens, welchen die Eisenbahnen zu gewähren scheinen, ist die vorliegende Schrift als sehr willkommen anzusehen, da sie im Besonderen die Vervollkommnung der willkürlichen Ortsbewegung auf dem Festlande, wie sie durch die beträchtliche Verringerung der Widerstandskräfte, durch die verbesserte Bauart der Bahnen als Eisenwegebau einerseits, andererseits durch vervollkommnete Förderungsart, vermittelt durch die eigenartige Erzeugung und Anwendung der bewegenden Kräfte erreicht worden, auf eine lichtvolle Weise und in allseitiger Beziehung durch Zusammenstellung der gediegendsten Schriften über diesen allerdings hochwichtigen Gegenstand genau zu erörtern versucht und jeden Leser mit der Eigenthümlichkeit der Eisenbahnen von einem höheren, systematischen und wissenschaftlichen Standpunkte aus durch eine anziehende Darstellungsart so genau bekannt zu machen strebt, dafs er eine in Entwurf gegebene Eisenbahn nicht nur nach den individuellen Verhältnissen der Anlage, Richtung und Förderungsweise, sondern auch nach den muthmafslich zu hoffenden Resultaten beurtheilen könne.

Zugleich beabsichtigt der Verf. dem Gebildeten jeden Standes, dem tieferen Denker, dem Gelehrten und jedem Sachverständigen einen zum Theil nicht unangemessenen Beitrag zur Geschichte der allmählich fortschreitenden Kultur des Handels- und Industriewesens an die Hand zu geben. Um auch das Interesse zu erhöhen und jedem Leser, der über einzelne in der Schrift abgehandelte Gegenstände eine nähere wissenschaftliche Belehrung zu erhalten wünscht, die besten Quellen zur Befriedigung seiner Wifsbegierde anzuweisen, hat er am Ende die entsprechende Literatur beigefügt, welche ziemlich vollständig und wenig zu wünschen übrig läfst.

Nach einer Einleitung, welche im Besonderen auf die höhere Bedeutung der willkürlichen Ortsbewegung hindeuten und erörtern soll, wie sich diese in den verschiedenen Vollkommenheitsstufen der Thierwelt ergiebt, welche zugleich versinnlicht, in wie fern sich als Folgen einer höheren Civilisation in der Geschichte der Menschheit die Vervollkommnung des Maschinenwesens, der Förderungs- und Kommunikationsmittel herausstellen, S. 1 — 24 geht der Vf. zur Entwickelungsgeschichte des Eisenbahnwesens über und macht bemerklich, wie die erste Anwendung in hölzernen, dann in eisernen Bahnen bestand, wie diese Eisenbahnen in Betreff der angewen-

wendeten Bewegungskräfte sich stets gröfserer Verbesserungen erfreuten, die Dampfmaschinen und verschiedenen Arten von Dampfwagen ihnen einen bedeutenden Aufschwung verschafften, und wie man es mehrfach versuchte, die Dampfwägen auch auf gewöhnlichen Strafsen anzuwenden, aber solche Ergebnisse erhielt, welche die Unmöglichkeit jener Anwendung so ziemlich zuverlässig zu erkennen geben.

Der Vf. widmet den Versuchen der Anwendung von Dampfwägen auf gewöhnlichen Strafsen sehr viel Aufmerksamkeit, stellt jene geschichtlich zusammen und beschreibt besonders genau die in den Niederlanden und den in Wien 1834 angestellten, wovon er selbst Zeuge war: der ganze Versuch, sagt er, bewies nichts für dessen praktische Brauchbarkeit, weil mit dem Dampfwagen, wenn er auch gehe, nur Menschen und Güter zu transportiren wären, wodurch der hohe Anschaffungspreis, die bedeutenden Unterhaltungskosten, die verhältnifsmäfsig geringe Last, welche er auf Einmal laden könne, nicht vergütet würden. Die Versuche haben jedoch den Vortheil gebracht, dafs das Dampfmaschinenwesen hinsichtlich der Locomotivität vereinfacht, manche sinnreiche Vorrichtung zur mehrseitigen Verwendung der erzeugten Kräfte erdacht, und das Ganze befördert wurde. Alle Erfahrungen haben jedoch gelehrt, dafs das grofse Problem der Dampfwagenfahrt auf gewöhnlichen Strafsen noch immer auf keine befriedigende Weise gelöst ist, und man durch die neuesten Versuche nicht mehr bewiesen hat, als dafs es zwar allerdings möglich sey, mit solchen Maschinen auf guten Chausseen zu fahren, dafs aber der eigentliche Zweck dieser Aufgabe, Waaren und Reisende schneller, sicherer und wohlfeiler als mit Pferden auf den gewöhnlichen Bahnen fortzuschaffen, bis jetzt noch nicht erreicht sey. Die Resultate aller Unternehmungen, gründlich, nüchtern, frei von dem Einflusse und den Umtrieben eigennütziger Spekulanten und strenge geprüft, haben nur dazu gedient, die praktische Unausführbarkeit dieses Projekts zu beweisen.

Wie einer Vervollkommnung der Wege in der Regel die Verbesserung der Transportmittel unmittelbar folgen, beweiset der zu *Baltimore* im Jahre 1830 gemachte Versuch, einen Wagen mittelst eines Segels zu treiben, und die Thatsache, dafs man in Amerika alle stark verkehrenden Strafsen in Eisenbahnen umwandelte und neue den schiffbaren Flüssen entlang anlegte, ja schiffbare Kanäle austrocknete, um daselbst Eisenbahnen zu bauen. Nach diesen allgemeinen Ergebnissen beschreibt der Verf. die Weiterverbreitung des Eisenbahnwesens in England, Nordamerika, Oesterreich, Frankreich, Belgien und Holland; die Projekte in Preufsen, Baden, Hannover und in den freien Hansestädten; endlich die Verbreitung der Eisenbahnen in Bayern, welches sich unter allen deutschen Ländern sowohl den Eisenbahnen als auch dem Kanalbaue entschieden hinneigte und immer thätigere Hand an's Werk legt, wie die schon gangbare Eisenbahn zwischen *Nürnberg* und *Fürth*, die im Beginn begriffene zwischen *Augsburg* und *München* und der Kanal zwischen dem Maine und der Donau beweisen. Zur regeren Theilnahme für das Eisenbahnsystem in Bayern mag die Frequenz der Nürnberg-Fürther Bahn sehr viel beigetragen haben und zugleich Ursache seyn, dafs die Kanalaktien sich bei Weitem des gehofften Fortganges nicht erfreueten, ja dafs man sich mit einer gewissen Zurückhaltung benimmt.

Welchen Einflufs Deutschlands Eisenbahnen auf die Handelswelt bereits ausüben, ersieht man daraus, dafs auf stark besuchten Börsen, z. B. zu *Hamburg*, *Frankfurt* und an anderen bedeutenden Geldplätzen die Nachfrage der Kapitalisten um Aktien süddeutscher und sächsischer Eisenbahnen täglich lebhafter wird. In den übrigen Ländern Europa's, besonders in der *Schweiz*, in *Italien* u. dgl. wird die Theilnahme für die Erhöhung des Verkehres durch jene Kunststrafsen stets lebhafter und zu *Petersburg* legt *v. Gerstner* gegenwärtig für die nächste Umgebung jener Kaiserstadt eine Eisenbahn an. Dafs mit der Einführung der Eisenbahnen zum allgemeinen Verkehr und der Dampfkraft als Betriebsmittel auf denselben in der Geschichte der Kommunikationsanstalten ein neuer Zeitabschnitt begonnen hat, der sich durch ein eben so rastloses als mit dem glücklichsten Erfolg gekröntes Streben nach Vollendung offenbart, unterliegt keinem Zweifel und geht aus den geschichtlichen Darstellungen des Vf's. zur Genüge hervor.

In neun besondern Abschnitten behandelt er alsdann das Eisenbahnwesen im gegenwärtigen Zustande; der erste betrifft das Princip bei Eisenbahn-Bauten S. 53—78. Willkürliche Ortsveränderung mit möglichst schneller Bewegung und Vermeidung des Widerstandes bildet die vorzüglichste Absicht der Eisenbahnen; daher betrachtet der Vf. die einzelnen Fälle für die Verhältnisse des gröfseren oder geringeren Widerstandes und bleibt zuletzt bei der Reibung, als dem Hauptwiderstande der Bewegung eines Körpers auf einem anderen stehen. Ihre gröfsere oder geringere Beseitigung hängt von der Beschaffenheit der Oberfläche ab, worauf sich rollende oder rutschende Körper bewegen; je glatter jene ist, desto geringer ist die Reibung; daher wählte man zu den Bahnen und Rädern der Locomotiv-Maschinen das Eisen, um sowohl die Reibung als durch die leichte und schnelle Bewegung die Schwere möglichst zu vermindern.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

November 1837.

MECHANIK.

Wien, bei Tendler: *Das Eisenbahnwesen nach allen Beziehungen kritisch beleuchtet* — — von Dr. *Viktor Mekarsky Edlen von Menk* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 208.)

Beide Verhältnisse der Reibung und Schwere betrachtet der Vf. mit der gehörigen Umsicht und Klarheit, indem er im Besonderen zeigt, in wie fern die Reibung auf horizontalen Eisenbahnstrecken den gesammten Widerstand der Bewegung bildet, während die Schwerkraft sich nur auf geneigten Bahnstrecken äufsert, und zwar bei der Bergfahrt verzögernd, bei der Thalfahrt aber beschleunigend auf die Bewegung einwirkt. Für die als rollende, schleifende und in Bahnkrümmungen wirkende Reibung und die auf geneigten Strecken auf die Bewegung der Wagen wirkende Schwerkraft theilt der Vf. die wichtigeren und nutzbareren Resultate der darüber angestellten Versuche mit und vergleicht sie mit den Darstellungen *Crelle's*, welcher sich für die Anwendung der Eisenbahnen nicht allgemein günstig aussprach, sondern viele theilweise erhebliche, theils unerhebliche Bedenklichkeiten gegen sie erhob, und namentlich darzuthun sich bemühete, dafs die sich ergebenden Verhältnisse der Ersparung an Zugkraft auf der Eisenbahn gegen die auf der Chaussee wirklich genau (?) dieselben seyen. Die wichtigsten Punkte der Crelle'schen Arbeit „Einiges allgemein Verständliche über Eisenbahnen insbesondere für Privatunternehmungen. Berlin 1835" hebt der Vf. heraus und prüft sie mit Umsicht und Sachkenntnifs. Sie betreffen vorzüglich den Widerstand, die Gefährlichkeit, Vermehrung der Zugkraft in Thalwegen und grofsen Unkosten. Dem Ref. erscheint es jedoch zweckmäfsiger, die verschiedenen beziehungsweisen Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Communikationswege unparteiisch und gründlich aufzuzählen, als einzelne Schriften zu widerlegen: der Leser kann die beiderseitigen Resultate vergleichen, und sich eine individuelle Ansicht darüber bilden.

Der *zweite* Abschnitt (S. 79—83) handelt von der Art und dem Zeitraume der Ausführung des Baues: Im Interesse des Publikums und der Theilnehmer liegt es, dafs das einmal begonnene Werk unbeschadet einer soliden Construktion in möglichst kurzer Zeit vollendet werde. Der *dritte* Abschnitt S. 84—120 enthält die Grundsätze bei der Anlage und Richtungslinie der Eisenbahnen. Vorerst ist für ein ganzes Land der Centralpunkt zu ermitteln, und die gröfsere Eisenbahnlinie in derjenigen Richtung zu führen, wo die gröfste Ausdehnung der Geschäfte, der stärkste Verkehr und der höchste Ertrag zu erwarten ist; denn Eisenbahnen sind nur dann ein folgenreiches und gewinnbringendes Unternehmen, wenn sie zu dem höheren Zwecke bestimmt sind, die Richtung eines gröfseren lebhaften Verkehrs zu ändern, z. B. die den Continent umschiffenden Transporte auf geraden Wegen durch die Binnenländer zu ziehen; hierdurch werden Eisenbahnen stromähnliche Verbindungsstrafsen, und entsprechen den Anforderungen des Verkehrs in näherer Beziehung auf Schnelligkeit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Transporte am Vollkommensten und gewähren in so fern unverkennbare Vortheile über die meisten der bisher üblichen Verbindungsmittel. In wie weit der Vortheil der Wohlfeilheit der Transportkosten durch die eigenthümliche Lage und Richtungslinie der Bahn näher bestimmt wird; grofse Flufsthäler, die keine schiffbaren Flüsse haben, für die Anlagen von Eisenbahnen sehr grofse Vortheile gewähren, die Höhenzüge zwischen grofsen Flufsgebieten durch jene zugänglich werden und in wie weit verschiedene andere Förderungsarten im Vergleiche mit den Nutzanwendungen zu berücksichtigen sind, erörtert der Vf. mit Offenheit und Unparteilichkeit. Bekanntlich suchte man anfangs den Chausseebau gegen die Eisenbahnen sehr zu vertheidigen und stellte verschiedene Gründe gegen diese auf, welche jedoch mehr oder weniger haltbar sind und vom Vf. gehörig gewürdigt werden; dahin gehören: Eisenbahnen sind nur auf kurze Strecken vorzurichten; auf längeren Strecken leicht durch Muthwillen zu beschädigen; im Winter bei starkem Schnee nicht zu gebrauchen; taugen nur zum Transporte kleiner Gegenstände; der Verkehr durch sie ist noch in seiner Kindheit; sie thun mehreren Geschäften, namentlich dem Erwerbe der Fuhrmänner Eintrag; Kapitalisten, die ihre Fonds aussetzen, können auf Versprechungen für grofse Vermehrung des Verkehrs und der Industrie nicht warten, und es sey zu zweifeln, ob Handel und Gewerbthätigkeit in Deutschland mit der kostspieligen Anlegung von Eisenbahnen im Verhältnisse stehen. Jeden einzelnen Einwurf erörtert der Vf. klar und gründlich.

Daran reihet er die Betrachtungen über den Nutzeffekt des Chausseebaues in 9 besonderen Punkten, welche sorgfältig zu erwägen und mit den vorigen Darstellungen zu vergleichen sind, um über die Vortheile der Eisenbahnen sich ein gegründetes Urtheil zu verschaffen. Dann folgen Erörterungen über die Dampfwagenfahrten auf gewöhnlichen Strafsen: Sie be-

betreffen nebst mehreren Vertheidigungsgründen besonders denjenigen, wornach die Dampfwagen ziemlich steile Anhöhen übersteigen können, was denen auf Eisenbahnen ohne durch Vorspann oder durch stationäre Maschinen aufgezogen zu werden, nicht möglich sey. Das Für und Gegen die Sache wird kundig hervorgehoben und unter andern gefolgert, dafs die Vortheile der Eisenbahnen vor den gewöhnlichen beim Berganfahren geringer als auf der Ebne seyen, keineswegs aber in Bezug auf Kraftaufwand leichter über Anhöhen fortkämen als die Wagen auf den Eisenbahnen: der scheinbare Vortheil der Chausseedampfwagen bestehe hier eigentlich nur darin, dafs ihre Räder auf einem rauhen oder weichen Grunde fest genug eingreifen, um den Wagen auch über eine schiefe Fläche fortzuwalzen, während auf den glatten und eisernen Schienen der Eisenbahnen die Räder der fortschaffenden Maschinen sich schleifend umdrehen, ohne die Wagen vorwärts zu bringen. Aus mehreren Gründen und Beweisen ersieht man, dafs es ein eben so ungereimtes und gehaltloses als undankbares und unsinniges Unternehmen sey, die Eisenbahnen durch Dampfwagen auf gewöhnlichen Landstrafsen zu verdrängen und entbehrlich zu machen.

Durch Benutzung der Erfahrung, dafs der Transport von Lasten zu Wasser rascher und leichter vor sich gehe, als auf dem Festlande, wurde man zu Kanalbauten veranlafst, um den inneren Verkehr zu befördern, schiffbare Ströme, Strafsen und Seehäfen näher und unmittelbar zu verbinden: Hinsichtlich der Sicherheit, Bequemlichkeit, Geschwindigkeit und Unkosten sowohl für Reisende als für Gründer hat man diese den Eisenbahnen vorgezogen, wofür selbst das Geschichtliche einen Beitrag liefert, indem, obgleich sich von England aus über das ganze civilisirte Europa ein künstliches Wassernetz zur Verbindung der schiffbaren Ströme, bedeutenden Heerstrafsen, zur Verbindung des Continents mit getrennten Meeren, Seen und Handelsstädten gebildet hatte, ihre weiter verbreitete Ausführung nur langsam vor sich ging und ihre Vermehrung weder in England, noch in Amerika zunahm. Der Vf. hebt neun Hauptursachen heraus, welche gegen die Anlegung von Kanälen sprechen: Sie sind theilweise sehr erheblich und veranlassen für den Donau - Mainkanal mancherlei Bedenklichkeiten; der Verf. berührt denselben nur vorübergehend und in so fern, als er wegen der nicht zu grofsen Ausdehnung viele Vortheile gewähre.

Haben dergleichen Kanäle in England und Rufsland, selbst im südlichen Frankreich für den inneren Verkehr die überraschendsten materiellen Vortheile gewährt, so glaubt doch Ref., dafs diese Anlagen nur mit grofser Vorsicht zu bethätigen sind und macht auf ein Haupterfordernifs, die stets gleiche Wassermasse, aufmerksam. Diese hängt von dem gleichmäfsigen Wasserstande in den Flüssen, worauf Kanäle berechnet sind, ab; der Wasserstand selbst aber ist vorzüglich bedingt durch die jährliche Regenmenge und diese von dem Einflusse der Waldungen, welche auf dem deutschen Boden das ersetzen müssen, was in England die Ausdünstungen des Meerwassers, in Rufsland die ungeheuren Waldungen u. s. w. gewähren: Nun wird in Folge der Volksvermehrung und der dadurch nothwendigen Vergröfserung des ackerbaren Bodens die Waldfläche immer kleiner, mithin wird sich die Regenmenge und mit ihr der Wasserstand der Bäche und Flüsse fortwährend vermindern, werden viele Quellen und kleinere Bäche versiegen, die gröfseren Flüsse aber mehr und mehr versanden und die etwaigen heftigen Regengüsse von den kahlen Bergabhängen auch den Kanälen viel Sand und Schlamm zuführen und ihre Brauchbarkeit vermindern; mithin drohen selbst dem Donau-Mainkanale, wenn nicht alle Sorgfalt auf Erhaltung und Vermehrung der Waldungen auf den Abhängen des fränkischen Landrückens verwendet wird, um die *Altmühl* und anderen Bäche, welche jenem Wasser zuführen sollen, in ihrem Wasserstande zu erhalten und denselben noch zu erhöhen. Ist die Versandung der Flüsse Deutschlands nicht Gegenstand einer allgemeinen Klage? Zeigt sich diese nicht in allen mehr oder weniger entwaldeten Ländern und selbst in dem waldreichen Rufsland an der Wolga und an anderen seiner Flüsse? Doch Refer. bricht ab und bemerkt blofs, dafs der Vf. diesen Punkt hätte berühren und darauf hindeuten sollen, wie gerade durch die Beförderung der materiellen Interessen, besonders der holzverzehrenden Gewerbe den Waldungen und mit diesen zugleich dem gleichmäfsigen Wasserstande der Flüsse die gröfste Gefahr droht und durch dieses Verhältnifs die Hauptbedingung zur Anlegung von Kanälen nicht solidär vorhanden ist. Das von ihm Gesagte verdient übrigens allen Beifall und spricht mehr für die Eisenbahnen als für Kanäle, welche in kurzen Strecken allerdings oft mit dem gröfsten Vortheile erbaut werden und da, wo sie für längere Strecken schon vorhanden sind, nicht nur sorgfältigst zu unterhalten, sondern auch neu anzulegen sind, wenn man auf jene Hauptbedingung mit Sicherheit *rechnen* darf.

Den Beschlufs dieses Abschnittes machen die Betrachtungen über den Nutzeffekt des Eisenwegbaues, welcher da, wo er ausgeführt werden kann, wo der gröfste Personen- und Waaren-Transport stattfindet und keine zu häufigen Terrain-Hindernisse obwalten, in mehrfacher Hinsicht den vorhergehenden Förderungsbahnen den Vorrang abgewinnen; denn die Eisenbahnschienen werden weder durch Abnutzung, noch durch Witterungseinflüsse, noch durch Regen schlechter, sondern durch den Gebrauch abgeschliffener, geglätteter und besser; die Zugkraft der Thiere wird nicht so bald und ungleichförmig abgenutzt, wie auf gewöhnlichen Strafsen, und zugleich wirkt sie wenigstens 8mal stärker, als auf den besten Chausseen; der Transport von Personen ist sicherer vor Umwerfen, Erschüttern u. dgl.; die Eisenbahnen sind bei jeder Witterung, Jahres- und Tageszeit fahrbar; unterliegen nicht so häufigen Reparaturen; sind nicht so kostspielig zu unterhalten

und

und gewähren selbst durch wohlfeilere Transportkosten noch Gewinn vor der Kanal-Schifffahrt in Betreff der Schleusen, in welchen ohne alles Zuthun einer hebenden oft beträchtlich wirkenden nöthigen Kraft beladene Fahrzeuge vom Wasser selbst gehoben werden und eine höchst wichtige, nützliche und unentbehrliche Erfindung sind, ohne welche die Kanal-Schifffahrt nur auf ganz wagerechte Flächen, also auf sehr wenige und kurze Strecken beschränkt wäre: Endlich haben die Eisenbahnen durch den schnellen Transport, durch den für sie nöthigen schmalen Strich Landes, selbst wenn sie doppelt neben einander angelegt sind, welcher kaum $^1/_5$ bis $^1/_6$ der Fläche des kleinsten Kanals mit seinen Ziehwagen, Dämmen, Böschungen beträgt, wegen des Gefrieren oder Abnehmen des Wassers im Winter oder hohen Sommer, wegen der Versandungen in Kanälen vor diesen mehrfache Vorzüge, welche noch durch Verhältnisse der Anlage bedeutend erhöht werden.

Eine genaue Erwägung der Vortheile aller künstlichen Verkehrsmittel giebt den Eisenbahnen den Vorzug, wenn Lage und Richtung, günstige Terrain-Verhältnisse und hinlänglich lebhafter Verkehr den sicheren Gewinn erwarten lassen. Sehr treffend sagt *v. Gerstner*: „Wo auf einer gegebenen Linie über 2 Millionen Centner jährlich zu verführen sind, und die Ausfuhr eines gegrabenen Kanals mit keinen besonderen örtlichen Schwierigkeiten und aufserordentlichen Kosten verknüpft ist, gebührt diesem, vor allen andern bisher bekannten Mitteln zur Erleichterung des Transportes der Vorzug. Bei jedem Frachtquantum, welches nicht über 2 Millionen und nicht unter 150,000 Centner jährlich beträgt, ist der Transport auf Eisenbahnen vortheilhafter als auf einem Kanale: Wohingegen nicht bedeutend mehr als 150000 Centner jährlich zu transportiren sind, da kann weder ein Kanal noch eine Eisenbahn, sondern nur eine gemachte gewöhnliche Strafse mit Vortheil bestehen." Es ist nicht zu verkennen, dafs die Ursachen, warum selbst unter den günstigsten Umständen der Eisenbahnbau verabsäumt worden, in den grofsen Umwegen der Richtungslinien, in dem mittelmäfsigen Verkehre, in der weiten Herbeischaffung der Materialien des Eisens, der Ziegel, Kohlen, in den bedeutenden Vorauslagen, welche Regien, Gemeinden, Privat-Unternehmer leisten sollten, und in der nothwendigen Erweiterung der Strafsen liegen, da sie gewöhnlich $^2/_3$ der Strafsen einnehmen.

Der Gegenstand des *vierten* Abschnittes betrifft die Berechnung der Anlagekosten in Bezug auf die Grund-Entschädigungen, Materialien-Lieferung, des Eisens, der Kunstarbeiten und der Kosten der Gebäude: Sie ist nächst der Bestimmung der vortheilhaftest gerichteten und geneigten Eisenbahnlinie und der Ermittelung des künftigen Verkehrs auf derselben, der wichtigste und umfassendste Theil der Vorarbeiten, welche zu einer richtigen Beurtheilung der finanziellen Ausführbarkeit des Planes erforderlich sind. Allein diese veranschlagten Kosten unterliegen mehrfältigen und nicht geringen Schwierigkeiten, welche durch lokale Verhältnisse oft vermehrt werden: Viel Allgemeines läfst sich daher nicht sagen und das Besondere mufs sich aus den obwaltenden Umständen ergeben. S. 121—126 enthält das Wesentlichste, was sich angeben läfst.

Der *fünfte* Abschnitt (S. 127—134) befasset sich mit den jährlichen Ausgaben für die Zinsen des Anlagekapitals und der Verwaltungskosten mittelst jährlicher Unterhaltung der Bahn und Gebäude, der Steuern, der Centralverwaltung, der technischen Aufsicht und der aufserordentlichen Auslagen. Da es gebräuchlich ist, die Unterhaltungskosten der Eisenbahnen in Procenten des Anlage-Kapitals auszudrücken, aber in den hiernach berechneten Verhältnifszahlen bedeutende Abweichungen zwischen 1—3 Procent sich ergeben, so weiset der Vf. durch einige lehrreiche Andeutungen die Unstatthaftigkeit dieser Annahme und das Irrige des Satzes nach, dafs jene Kosten im geraden Verhältnisse mit dem Anlage-Kapitale stehen. Sie hängen von der Länge der Bahn, von der Solidität der Bauart, von der Gröfse des Verkehrs, von der Betriebsart und Geschwindigkeit der Forderung ab. Von allen diesen einzelnen Einwirkungen sind die quantitativen Verhältnisse selbst durch Versuche nicht vollständig zu ermitteln: der Vf. theilt daher aus den wenigen bekannt gewordenen Berichten das Erheblichere mit und bezieht es besonders auf die Liverpool-Manchesterische Bahn, welche hinsichtlich der Anlage und Unterhaltung die theuerste Eisenbahn ist.

Der *sechste* Abschnitt bespricht den Ertrag einer Eisenbahn S. 135—146: Dieser und der zu hoffende Gewinn stehen natürlich im direkten Verhältnisse mit der Lebhaftigkeit des Personen- und Waarenverkehrs, welche die Gesammt-Beförderungsmasse bilden. Da vor Allem zur Ermittelung des Ertrages die Einsicht auf die Gröfse jener Fördermasse zu bekommen ist, aber eine sehr umfassende Kenntnifs der auswärtigen Handelsverhältnisse und des Binnenverkehrs, eine reife Beurtheilung des Einflusses der ausgeführten Eisenbahn auf die Richtung und Theilung des Verkehrs, überhaupt eine bedeutende merkantilische Intelligenz erforderlich ist, um aus den verschiedenartigsten Elementen eine Nachweisung des zu erwartenden Verkehrs auf der Eisenbahn herzuleiten, so geht der Vf. bei Betrachtung dieses Gegenstandes sehr vorsichtig, überlegend und alle Haupt- und Nebenverhältnisse erwägend zu Werke, theilt am Ende eine Uebersicht bereits bestehender renomirter Eisenbahnen nebst Angabe ihrer Länge, Gefälle, Bauart, Baukosten, Bewegungsmittel, der Bahnzölle und ihres Ertrages mit, um seine speciellen Bemerkungen mehr praktisch zu erläutern und folgert endlich, dafs bei einem nicht durchaus ungünstigen Terrain-Verhältnisse, bei einer beträchtlichen Fördermasse, auf einer gehörig construirten und erhaltenen, mit Dampfbetrieb versehenen Eisenbahn nach einer Richtungslinie, die den bestehenden Verkehr noch mehr belebt, und wo-

wobei der Personen-Transport jenen der gewöhnlichen Waaren übersteigt, das Anlagekapital derselben und das für die Betriebsanlagen in kurzer Zeit nach deren Eröffnung sich mit $7\frac{1}{2}$ Procent verzinsen würden.

Der *siebente* Abschnitt S. 147—172 handelt von der Ausführung der Bahn nach den bewährtesten Erfahrungen; von der Eintheilung der Bahnen; von der Beseitigung der Terrain-Hindernisse; von der Befestigung des Planums und der Eisengestänge; von den Ausweichungen und Wegeübergängen; von der Einfriedigung der Bahn; von den Gebäuden und Abtheilungszeichen. Zur glücklichsten Ausführung des Baues ist es natürlich gerathen, nebst den nothwendigen Vorarbeiten und richtigen Berechnungen die in England, Frankreich, Belgien und Deutchland gemachten Erfahrungen einzusammeln, zu vergleichen, kritisch zu prüfen, von Allem das Beste sorgfältig zu benutzen und darnach die neuen Bahnen mit sorgfältiger Berücksichtigung aller lokalen Verhältnisse, Haupt- und Nebenumstände auszuführen. Der Verf. theilt hierüber sehr praktische Belehrungen mit und beweiset dadurch, dafs er jenen Bedingungen sorgfältig zu entsprechen bemühet war.

Der *achte* Abschnitt S. 173—196 befasset sich mit den Fortschaffungsmitteln, nämlich mit den Eisenbahnwagen, und den Bewegungskräften, welche in Menschen, Elasticität comprimirter Luft, in Benutzung der Widerstandskraft der Luft, in Thierkräften, in Schwerkraft und in stehenden oder beweglichen Dampfmaschinen bestehen. Auf den Lastwagen und die bewegende Kraft kommt das Meiste an; Physik und Mechanik vereinigen sich, die Hülfsmittel möglichst vollkommen und zweckmäfsig darzustellen. Der Vf. berührt dieselben in geschichtlicher und technischer Beziehung und läfst kein wesentliches Element unberührt, wodurch seine Schrift an praktischer Brauchbarkeit sehr gewinnt.

Der *neunte* Abschnitt S. 197—214 bespricht die Vervollkommnungen der Struktur der Eisenbahn und der Förderungsart auf derselben; da *Jos. v. Baader* in Deutschland zuerst die Eisenbahnen betreffende Verbesserungen in Vorschlag brachte, so geht der Vf. von ihnen aus, würdigt sie nach Recht und Billigkeit, fügt die wichtigsten Resultate des Gesammt-Eisenbahnwesens von der früheren bis auf unsere Tage bei und schliefst mit der Bemerkung, dafs die Riesengröfse der englischen und nordamerikanischen Industrie ihren Aufschwung und ihr Uebergewicht fast allein dem verbesserten Communikationssysteme zu verdanken hat. Die Schrift verdient wegen ihrer Gediegenheit und praktischen Tendenz vorzügliche Empfehlung. Druck und Papier sind sehr gut.

P.

RELIGIONS-SCHRIFTEN.

WEISSENSTADT, b. d. Verf.: *Das Christenthum nach dem Katechismus Dr. Luthers* in kurzer Erläuterung desselben und der Beweisstellen aus heil. Schrift in einer neuen Auswahl. Ein Religionsbuch zum Selbstunterricht und zur Erbauung von *C. H. G. Meyer*, K. bayer. Distrikts-Schul-Inspector, Kapitels-Senior u. ersten (m) Pfarrer zu Weifsenstadt. 1837. 183 S. 8. (12 gGr.)

Die Anordnung des Ganzen ist lobenswerth. Erst Einleitung in das Katechismusstück nebst Inhaltsangabe, dann Beweissprüche aus den kanonischen Büchern mit eingestreuten Glossen, dann Wiederholung und nähere Angabe der in den Bibelstellen enthaltenen Lehren. Meist recht wacker und tüchtig. S. 27. 32 u. 66 ist gar viel von der Dreieinigkeit die Rede; aber die leibhaften Teufelsbesitzungen werden trotz dem Spuk im südlichen Deutschlande geleugnet. Im zweiten Artikel wäre zu bemerken gewesen, dafs der Apostel Paulus, besonders im Briefe an die Römer, im Sinne der jüdischen Theologie geredet habe und dann hätte es des letzten Wortes zum Anhang I. S. 123 nicht bedurft und eben so wenig S. 135 u. 136. Inzwischen sind dies Wendungen, für welche man dort, wo noch so manche altdogmatische Formel angetroffen wird, dem Vf. nur danken kann. Ueberall tritt der behutsame und bedächtige Mann hervor und sein Commentar des lutherischen Katechismus kann männiglich empfohlen werden. Druck u. Correctur sind gut.

EISENBERG, b. Schöne: *Spruchbuch, oder Sammlung der wichtigsten Beweisstellen aus der heil. Schrift für den Rel. Unterricht in Volksschulen und zur Vorbereitung der Confirmanden.* Von *A. L. Bach*, Archidiac. an der Stadtkirche zu Eisenberg. 1837. VIII u. 96 S. 8. (In Partiepreisen von 25 Ex. gebunden 4 gGr.).

Das Büchlein giebt mehr, als es verheifst; denn die Inhaltsanzeige gewährt den vollständigen Entwurf zu einem Katechismus. S. VI. hätte Bufse und Bekehrung nicht als das fünfte Hauptstück des Luth. Katechismus aufgeführt werden sollen, da es geschichtlich nicht von L. herrührt und überhaupt einen andern Titel hat. Verfehlt ist S. VI u. VII. die Eintheilung der Pflichten gegen Gott in unmittelbare gegen Gott und in mittelbare gegen Jesum. Eine unklare, wahrscheinlich landeskatechismusmäfsige Partie, wie auch die von der Dreieinigkeit, für welche 1. Joh. 5, 7. angeführt ist, und von den Engeln, von welchen man hier mehr, als man wünschen kann, zu hören bekommt und von der Versöhnung S. 26. ohne dafs etwas beigebracht wäre, das auf die richtige Ansicht leiten könnte. Dafs der Herausgeber die Apokryphen nicht verschmähet hat, ist zu loben. Besser korrigirt aber könnte das Schriftchen seyn.

MONATSREGISTER

vom

NOVEMBER 1837.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Gold-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 90.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte November 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

B. Anzeigen.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

STATISTIK.

Halle, b. Kümmel: *Versuch einer Statistik des preussischen Staates für Freunde der Wissenschaft, Geschäftsmänner und höhere Unterrichtsanstalten* von Dr. *Traugott Gotthilf Voigtel*, Königl. Preuſs. Geh. Hofrathe, Oberbibliothekare und Prof der Geschichte an der Universität zu Halle. *Vierte* mit Benutzung amtlicher Quellen umgearbeitete und mit einer Generalkarte des preuſsischen Staates versehene Ausgabe. 1837. XIV u. 274 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Die *vierte* Auflage dieses Buches ist mit derjenigen Rücksicht von mir behandelt worden, welche der Beifall, der sich durch den schnellen Absatz der *dritten* gezeigt hatte, verdiente. Ich habe das, was nicht mehr besteht, weggelassen oder nur historisch eingeflochten, Fehler verbessert, das Mangelhafte ergänzt, manches anders gestellt und die neuesten Zahlenangaben, welche ich erhalten konnte, benutzt. Dabei bin ich durch die in der allgemeinen preuſsischen Staatszeitung stehenden gehaltreichen Aufsätze des wirklichen Hn. Geh. Oberregierungsraths *Hoffmann*, Direktors des statistischen Bureaus in Berlin, eines unserer ersten Statistiker, desgleichen durch den Hn. Geh. Regierungsrath *Engelhardt*, Mitglieds des statistischen Bureaus, unterstützt worden, welcher das Buch mit vielen Berichtigungen und Ergänzungen, besonders im Kapitel von den *Landkarten* des preuſsischen Staates, ausgestattet hat. Eben so sehr bin ich dem Hn. Geh. Oberjustizrathe und Ritter *Starke* in Berlin verpflichtet, welcher mit seltener Gefälligkeit, und wie Sachverständige bemerken werden, mit groſser Umsicht und Genauigkeit den Abschnitt, welcher vom *Justizwesen* handelt, verbessert hat. Daher hoffe ich, daſs dieser selbst für juristische Geschäftsmänner Interesse haben wird. Noch muſs ich den Hn. Geh. Oberbergrath und Ritter *Wohler's* in Berlin, den Hn. Regierungsrath *Küttner* in Merseburg und den Hn. Hofrath und Ritter *Koch* in Berlin nennen, welche bei der neuen Auflage dieses Buches sehr thätig für mich gewesen sind.

Aber wie Manches mag noch zu ergänzen und zu verbessern seyn! Wer sich mit statistischen Arbeiten beschäftigt hat, weiſs, wie schwer die nöthigen Notizen zu erhalten sind, und wie leicht, bei allem Fleiſse, etwas übersehen werden kann. Niemand wird daher gegründete Belehrungen dankbarer annehmen als ich, da es mir blos um einen Beitrag zur Beförderung einer genauen Kenntniſs unseres unter den europäischen Reichen so hoch gestellten Staates zu thun ist. Daſs aber unser Staat in seiner *Militär-* und *Civilverfassung*, besonders in seiner *Kultur*, namentlich in der *geistigen*, welche ein Glanzpunkt desselben ist, auf einer hohen Stufe steht, das räumen selbst Ausländer ein, die mit ihrem Lobe nicht verschwenderisch sind, und empfehlen mehrere unserer Einrichtungen ihrem Vaterlande zur Nachahmung.

Der Plan, welcher bei den frühern Ausgaben befolgt wurde, ist auch bei der gegenwärtigen beibehalten worden. In einer Einleitung habe ich zuerst von den *Quellen*, zweitens von den *Hülfsmitteln*, drittens von der *Literatur* der preuſsischen Statistik gehandelt, so fern diese entweder den ganzen Staat, oder *einzelne Provinzen*, *Regierungsbezirke* und *Gegenden* betrifft.

Im *ersten* Abschnitte habe ich die *Bestandtheile* des Staates aufgeführt, nämlich I) *Land* oder *Boden*; II) *Bewohner* des Landes oder Bodens: A. *Menschen*: 1) Nach ihren *Stämmen* und *Sprachen*; 2) Nach ihren *Ständen*; 3) Nach ihren *kirchlichen Lehrbegriffen*; 4) Nach ihrer *Anzahl*. B. *Thiere*.

Der *zweite* Abschnitt enthält die *Kultur* des Staates. I) *Physische Kultur*: 1) *Produktion*, nach den *drei* Naturreichen geordnet: *Thierreich*, *Pflanzenreich*, *Mineralreich*. 2) *Fabrikation*, aus Stoffen des Thierreichs, Pflanzenreichs, Mineralreichs und aus Stoffen mehrerer Reiche. 3) *Handel*, wo das Nöthigste von den Handel treibenden Personen, von Geld und Wechsel, Maſs und Gewicht, den Handelswegen zu Wasser und zu Lande u. s. w. gesagt ist. 4) Gewerbe; 5) Nationaleinkommen; 6) Körperliche Bildung. II) *Geistige Kultur*: 1) Religion; 2) Wissenschaften; 3) Schöne Künste; 4) Sitten.

Der *dritte* Abschnitt beschäftigt sich mit der *Form des Staates*. I) Im Allgemeinen; II) Im Besondern: 1) Regent und dessen Titel; 2) Volljährigkeit; 3) Huldigung u. s. w.

Der *vierte* Abschnitt handelt von der *Verwaltung des Staates*: I) Im Ganzen: 1) der Staatsrath, 2) das Staatsministerium; 3) das statistische Bureau u. s. w. II) Im Einzelnen: *A.* Innere Angelegenheiten. *AA.* Civilverwaltung: 1) Angelegenheiten des Königl. Hauses; 2) Justizwesen; 3) Finanzwesen; 4) Verwaltung des Staatsschatzes und der Münzen; 5) Handel und Gewerbe; 6) Polizei; 7) Provinzial-, Kreis- und Kommunalangelegenheiten:

a) die Oberpräsidenturen nebst den Regierungen; b) Ständische Verwaltung; c) Kreisverwaltung; d) Kommunalverwaltung u. s. w. 8) Kirchenwesen; 9) Schulwesen; 10) Medicinalwesen; 11) Lehnwesen.

BB. Militärverwaltung: I) Im Allgemeinen; II) Im Besonderen: 1) Unterrichts- und Prüfungsanstalten; 2) Medicinalwesen; 3) Militärjustiz; 4) Militärkirchenwesen; 5) Serviswesen; 6) Militärintendanturen; 7) Unterstützungsanstalten; 8) Verpflichtung zum Kriegsdienste; 9) Stehendes Heer; 10) Landwehr und Landsturm; 11) Oberaufsicht über das Militär in den Provinzen; 12) Eintheilung der Armee; 13) Besoldungen; 14) Pensionen; 15) Gendarmerie.

B. Auswärtige Angelegenheiten.

Der *fünfte* Abschnitt stellt das Verhältniss des preussischen Staates zu andern Staaten dar: 1) Zu den europäischen; 2) Zum deutschen Bunde; 3) Zu einzelnen deutschen Staaten.

Diese Anführung wird dem Leser eine Uebersicht über den *Inhalt* des Buches gewähren. Es sey mir aber erlaubt, hier einige Punkte noch umständlicher zu erwähnen, welche vielleicht Beachtung verdienen.

Schon oben habe ich erwähnt, dass der Abschnitt von den Landkarten des preussischen Staates durch die Güte des Hn. Geh. Regierungsraths *Engelhardt* so erweitert worden ist, wie ich ihn in keinem Lehr- oder Handbuche der preussischen Statistik gefunden habe.

Die *Grösse* des preussischen Staates beträgt jetzt, *Neuchatel* und *Valangin*, desgl. die im J. 1834 erworbene Grafschaft *Lichtenberg* hinzu gerechnet, 5086,993 □M.

Die Volksmenge ist, nach der am Ende des Buches S. 266 angehängten Tabelle, für das Ende des J. 1836 zu 13,837,223 Menschen abgeschätzt worden. Denn da *polizeiliche* Zählungen der Einwohner des preussischen Staates nur von *drei* zu *drei* Jahren Statt finden, und die nächste zu Ende des J. 1837 geschieht, so konnte die angegebene Einwohnerzahl am Ende des J. 1836 nur dadurch ermittelt werden, dass zu der wirklichen Zählung des J. 1834 der Ueberschuss aus den Geburten über die Todesfälle in den J. 1835 und 1836 hinzu gerechnet wurde.

Die *Rechte* und *Vorrechte*, *Verbindlichkeiten* und *Beschränkungen* der *erblichen* Stände sind von S. 37 bis 49 umständlich aus einander gesetzt. Besonders sind die theils persönlichen theils dinglichen Vorrechte sowohl des Adels überhaupt, als auch des am meisten bevorrechteten Adels aufgeführt worden. Zu dem letzten gehören 1) die ehemaligen deutschen reichsständischen fürstlichen und gräflichen Häuser, welche nach den Provinzen geordnet sind, in welchen sie ihre Besitzungen haben; 2) die Besitzer der Fürstenthümer und freien Standesherrschaften in *Schlesien*; 3) der Standesherren in den Provinzen *Sachsen*, *Brandenburg* und der mit dieser vereinigten *Niederlausitz*, in *Pommern* und *Posen*.

Die *persönlichen* Stände werden, wie bekannt, eingetheilt in den *geistlichen*, *Militär-* und *Civilstand*. Der *geistliche* Stand begreift im preussischen Staate, nach dem Allg. Landrechte, Th. II, Tit. 7, §. 16 nur diejenigen, welche bei einer *christlichen* Kirchengemeine zum Unterrichte in der Religion, zur Besorgung des Gottesdienstes und zur Verwaltung der Sakramente angestellt sind.

Der *Civilstand*, im weitern Sinne, umfasst diejenigen, welche nicht zum *Militärstande*, und im engeren, welche weder zum *Militär-* noch *geistlichen* Stande gerechnet werden.

Da das *Civil-Pensions-Reglement* für die *Staatsdiener* nicht öffentlich mitgetheilt worden ist, und doch für jeden, der sich dem preussischen Staatsdienste widmet, ein Interesse haben muss, so ist S. 54 der Inhalt desselben mitgetheilt worden. Nach demselben erhalten die Civil-Staatsdiener: 1) Vom zurückgelegten *funfzehnten* bis mit dem zurückgelegten *zwanzigsten* Dienstjahre: *zwei Achtel* des Diensteinkommens; 2) Vom *zwanzigsten* bis *dreissigsten* Dienstjahre: *drei Achtel*; 3) Vom *dreissigsten bis vierzigsten*: *vier Achtel*; 4) Vom *vierzigsten* bis *funfzigsten*: *fünf Achtel*. Vom *funfzigsten* an *sechs Achtel*. Doch kann im letzten Falle bei bekannter vorzüglicher Dienstführung des Beamten oder bei unverschuldetem Unglücke desselben von der vorgesetzten Behörde noch auf *Ein Achtel* angetragen werden.

Was über die *Dienst-Entsetzung* der Civilbeamten in den neuesten Zeiten von der Regierung verfügt worden ist, hat S. 55 u. 56 seinen Platz gefunden.

In dem Abschnitte über die *physische* Kultur des Staates sind theils die neuesten gedruckten Hülfsmittel theils ungedruckte amtliche Mittheilungen benutzt worden.

Die geistige Kultur habe ich mit besonderer Vorliebe behandelt, da sie ein Glanzpunkt des preussischen Staates ist. Soll sie mit Erfolg bewirkt werden, so muss man den Menschen von Jugend auf so behandeln, dass die in ihm liegenden Kräfte des Verstandes und der Vernunft und die mit diesen verbundenen Gefühle für Religion und Sittlichkeit nicht nur geweckt, sondern auch so gestärkt werden, dass der Mensch in der Folge, nach Verschiedenheit seines Berufes im Staate, sein eigner Bildner werden kann. Zu diesem Behufe müssen demnach in einem Staate zweckmässig eingerichtete Unterrichtsanstalten vorhanden seyn. Wo aber wäre wohl ein Staat in Europa, in welchem man mehr dafür gesorgt hätte, als im preussischen? Wo fände man über das Schulwesen eines Staates umsichtigere und zweckmässigere Gesetze und Verordnungen als im preussischen? Von den Elementarschulen oder niedrigsten Unterrichtsanstalten an bis zu den höchsten, den Universitäten, ist alles geregelt und wird ohne Unterlass gebessert. Selbst *England* und *Frankreich* können sich solcher in einander greifenden Einrichtungen nicht rühmen. Namentlich sind von den 38000 Ge-

Gemeinden, welche in Frankreich vorhanden sind, kaum die Hälfte mit Schulen versehen. Hr. *Lorain*, einer der im J. 1830 in die Departements geschickten Schulinspektoren, also ein Mann des Faches, berufen über den Gegenstand zu urtheilen, sagt in einem darüber herausgegebenen Werke: (s. Beilage zur Allgem. Z. 1837. Nr. 435.) „wären noch die bestehenden Schulen gleichmäfsig in den vorhandenen Gemeinen vertheilt, so dafs nur mäfsige Zwischenräume sie von einander trennten, so würde das Uebel weniger grofs seyn; aber gerade das Gegentheil ist der Fall, und oft kann man sehr weite Strecken Landes, ja ganze Cantons von 15 bis 20 Gemeinden antreffen, in welchen auch nicht eine einzige Schule ist." — Wie hoch steht in dieser Rücksicht Preufsen über Frankreich!

Ueber die *Universitäten* ist von S. 120 bis 138 umständliche Auskunft gegeben. Sie sind, nach ihrer Hauptbestimmung, die höhern Lehranstalten des Staates, erfüllen aber auch zugleich den Zweck der Akademieen der Wissenschaften. Daher ist ihnen eine freimüthige Untersuchung aller wissenschaftlichen Gegenstände von der weisen Regierung gestattet, so dafs sie von ihrer durch Jahrhunderte als wohlthätig für die Staaten erprobten Eigenthümlichkeit nichts verloren haben.

Niemand ist im preufsischen Staate, seinem Stande nach, durch ein Staatsgesetz vom Studieren auf Universitäten ausgeschlossen. Jeder aber, der sich einem Berufe widmen will, für welchen ein drei- oder vierjähriges Universitätsstudium vorgeschrieben ist, mufs sich vor seinem Abgange zur Universität, er mag eine inländische oder auswärtige Universität besuchen wollen, einer Maturitätsprüfung unterwerfen und zwar ohne Unterschied, ob er seine Vorbereitung auf einer öffentlichen inländischen oder auswärtigen Schule oder durch Privatlehrer erhalten hat. Diese Prüfung wird nur bei Gymnasien von einer bei jedem Gymnasio befindlichen Prüfungskommission vorgenommen, und ist theils eine schriftliche theils eine mündliche. Ueber beide Prüfungen werden genaue Protokolle aufgenommen. Wer nun den im Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler aufgestellten Forderungen genügt hat, bekommt das Zeugnifs der *Reife* zu den Universitätsstudien, wer aber denselben nicht entsprochen hat, wird für *nicht reif* zu den Universitätsstudien erklärt. Wenn Ausländer, welche auf auswärtigen Schulen und Universitäten studiert haben, von dem betreffenden Ministerium die Erlaubnifs zum Eintritt in den preufsischen Staatsdienst erhalten, so müssen sie sich der Maturitätsprüfung bei einem inländischen Gymnasio unterwerfen, wenn das Ministerium des Unterrichts ihre eingereichten Zeugnisse über ihre Schulbildung nicht als vollgültig anerkannt hat.

S. 121 ist die Anzahl der ordentlichen und aufserordentlichen Professoren, der Privatdocenten, Sprach- und Exercitien-Meister auf den preufsischen Universitäten am Ende des Jahres 1836 angegeben, ferner sind die Kosten für die einzelnen Universitäten nach den Etats am Ende des Jahres 1836 berechnet. An *jährlichen Besoldungen der Lehrer* hatte *Berlin*: 65,550 Rthlr. *Bonn*: 48,349 Rthlr. *Breslau*: 37,180 Rthlr. *Greifswald*: 22,422 Rthlr. *Halle*: 41,104 Rthlr. *Königsberg*: 25,295 Rthlr. — Die jährlichen Unterhaltungskosten für die mit den Universitäten verbundenen *Institute* sind besonders aufgeführt von S. 134 bis 136. Sie sind nach den verschiedenen Universitäten verschieden. Am reichlichsten sind die Institute in Berlin ausgestattet, besonders die *Bibliothek*. Doch mufs dabei in Anschlag gebracht werden, dafs es die *königliche* Bibliothek ist. Diese hatte einen jährlichen Fonds von 15,102 Rthlr. Die neue für die Universität besonders angelegte Bibliothek besafs blos ein jährliches Einkommen von 500 Rthlr. Unter den übrigen Universitätsbibliotheken betrug der Fonds für die *Breslauische*: 5132 Rthlr., für die zu *Bonn*: 4596 Rthlr., zu *Königsberg*: 3665 Rthlr., zu *Halle*: 3393 Rthlr., zu *Greifswald*: 1750 Rthlr., in welchen Summen aber die Gehalte der bei den Universitätsbibliotheken angestellten Beamten mit begriffen sind.

Ueber die Frequenz der Studierenden auf den sechs vollständigen Universitäten und der Universität *Münster* am Ende der Jahre 1833, 1834 u. 1836 ist eine Tabelle S. 137 mitgetheilt worden. Aus dieser ergiebt sich, dafs auch die preufsischen Universitäten seit dem Jahre 1833 in Rücksicht auf die Anzahl ihrer Studierenden abgenommen haben. So zählte Berlin im J. 1833: 2001, im J. 1834: 1860 u. 1836: 1636 Studierende. — *Breslau* 1833: 898; 1834: 829; 1836: 768. — Der Grund dieser Abnahme liegt besonders darin, dafs junge Leute, bei dem bisherigen Ueberflusse an Studirenden keine Aussichten auf baldige Anstellung in einem Amte haben, und sich daher andern Lebensverhältnissen widmen.

Die akademischen Lehrer, unter welchen die *ordentlichen Professoren* dem Könige von dem Minister zur Bestätigung vorgeschlagen, die *aufserordentlichen* aber von ihm ernannt werden, sind mit den übrigen Staatsdienern in ein angemefsnes Rangverhältnifs gesetzt, namentlich der *Rektor* mit den Ministerialräthen zweiter Klasse, oder den *wirklichen Regierungs- und Oberlandesgerichtspräsidenten*, und die *ordentlichen Professoren* mit den *wirklichen Regierungs- und Oberlandesgerichtsräthen*.

Nach den *Universitäten* folgen die *gelehrten Schulen*. Sie sind theils zur Vorbereitung für die Universitäten, theils für andere Laufbahnen bestimmt, für welche eine gröfsere Bildung erfordert wird, als in den Elementar- und Bürgerschulen gegeben werden kann, und führen gröfsten Theils den Namen *Gymnasien* oder *Lyceen*. Der Unterricht erstreckt sich hier auf Religionsunterricht, klassische Philologie, hebräische Sprache (für künftige Theologen), fran-

französische Sprache, Geschichte, Geographie, Mathematik, deutsche Sprache und Literatur, philosophische Propädeutik und Naturwissenschaften. Die letzten sind wegen ihres grofsen wissenschaftlichen Einflusses sowohl auf andere Disciplinen als auch auf das ganze bürgerliche Leben mit den übrigen Unterrichtsgegenständen, namentlich mit der *klassischen Philologie*, durch neuere Verordnungen, selbst bei den Schulprüfungen, in eine Art Gleichgewicht gesetzt worden. (S. Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten abgehenden Schüler. 1834). Von S. 140 bis 143 ist eine tabellarische Uebersicht der in dem preufsischen Staate befindlichen *Gymnasien*, der dabei angestellten Lehrer und deren Frequenz im Sommersemester 1836 gegeben. Aus dieser geht hervor, dafs die Provinz *Preufsen* deren 15 hat, *Posen* 4, *Schlesien* 21, *Pommern* 6, *Brandenburg* 18, *Sachsen* 21, *Westphalen* 18, die *Rheinprovinz* 18. Die *Progymnasien*, die bei einigen Provinzen mit aufgeführt worden sind, gehören auch zu den *gelehrten Schulen*, wie die Gymnasien, mit welchen sie im Ganzen denselben Lektionsplan haben, nur dafs ihnen die oberste Klasse oder die beiden obersten fehlen.

Die folgenden Paragraphen beschäftigen sich mit den *schönen Künsten*. Da wir schöne Künste nur diejenigen nennen, welche Gegenstände hervorbringen, die durch ihre *Form* ein Wohlgefallen erregen, so kommt es zur Bildung des Geschmacks in den schönen Künsten vorzüglich auf Anstalten an, in welchen uns dergleichen Gegenstände vorgeführt werden. Denn durch die Aufnahme jener Formen in unser Vorstellungsvermögen bildet sich, selbst bei rohen Menschen, nach und nach ein ästhetisches Urtheil. Der preufsische Staat hat in der neuesten Zeit viel für dergl. Anstalten gethan, wohin, in Rücksicht auf bildende Künste, vorzüglich das herrliche Museum zu Berlin gehört.

Den Beschlufs dieses Abschnittes machen die *Sitten*. Ueber die Sitten der nach Ort, Sprache, Stand, Religion und Bildung so verschiedenen Bewohner des Staates läfst sich freilich kein allgemeines Urtheil fällen; aber folgende drei Tugenden, *Mäfsigkeit*, *Wohlthätigkeit* und *Vaterlandsliebe* stechen in den meisten Provinzen hervor. Grofse Verbrechen sind seltener als in andern Staaten, namentlich diejenigen, worauf die Todesstrafe gesetzt ist, wie auch aus der Durchschnittszahl der jährlich Hingerichteten hervorgeht. In den Jahren 1818 bis 1834 (einschliefslich), also in 17 Jahren, wurden nämlich 173 Verbrecher hingerichtet, so dafs durchschnittlich auf das Jahr nur $10\frac{3}{17}$ kommen.

Bei dem *dritten* Abschnitte, welcher von der *Form* des Staates handelt, sind auch die *Landstände* erwähnt. Es gab deren in allen Provinzen; aber sie wurden nach und nach immer mehr beschränkt und bestehen in der frühern Form jetzt nur noch in Neuchatel, welches eine von den übrigen Provinzen ganz verschiedene Verfassung hat, die sich auf die *Articles généraux* (*Supplement au corps universel diplomatique* von *du Mont*, Tom. II.) gründet. Dagegen sind *neue Provinzialstände* für alle *acht Provinzen* des Staates angeordnet und durch besondere Gesetze vom 1. Juli 1823 für *Brandenburg*, *Preufsen* und *Pommern* und vom 27. März 1834 für *Schlesien*, *Sachsen*, die *Rheinprovinz* und *Westphalen* eingeführt worden.

(*Der Beschlufs folgt.*)

PÄDAGOGIK.

Bern, im Verl. b. Jenni, Sohn: *Pädagogische Bilder* für Eltern und Erzieher, von *Julius Lehmann*. Mit Vorwort von Rektor *Zoller*. 1836. VIII u. 194 S. gr. 8. (18 gGr.)

Der Vf. dieser Schrift, welche der Rector am Katharinenstifte in Stuttgart, Hr. *Zoller*, hier mittelst einer kurzen Vorrede in das Publicum einführt, war ein Schüler und später ein Mitarbeiter Pestalozzi's. Mit dem Gefühle der Pietät gegen den Unvergefslichen, der auch ihm väterlicher Freund war, theilt derselbe hier eine Reihe pädagogischer Ansichten und Verhaltungsregeln, wie er sie an Pestalozzi's Seite gefafst und seiner eignen Individualität gemäfs weiter ausgebildet hatte, ohne systematische Form, in freien gemüthlichen Ergiefsungen seines pädagogischen Denkens und Strebens mit. Das Ganze durchweht ein kindlich religiöser Sinn, bei voller Klarheit eines gesunden Verstandes. Es sind über 70 einzelne Titel, von welchen wir beispielsweise nur die ersten und letzten namhaft machen wollen: „Die ersten Eindrücke; die Kinderwärterin; Uebung der Sinne; physische Erziehung; über den Umgang mit Kindern; Consequenz bei der Erziehung; Vorsicht; die Begehrlichkeit; Empfindlichkeit; Reizbarkeit; Kinderspiele; — Takt; Zartsinn; Zartgefühl; Einklang; weiblicher Sinn und Erziehung; Muttersinn; Glaube; Liebe; Hoffnung; Erinnerung, das Erinnerungsvermögen; über Theaterbesuch; weibliches Ideal; Nachtrag zu physischer Erziehung." Neues findet sich nicht, wohl aber eigenthümlich Gedachtes. Der Vf. widmet seine Schrift insbesondre wohlgesinnten Eltern, welchen er darin allerhand wichtige Momente der Erziehung zur Beschauung darlegen wollte.

Das Interessanteste sind, zu Ende der Schrift, S. 173 ff., die „Erinnerungen aus Heinrich Pestalozzi's Charakter und dessen Wirksamkeit in Iferten," so wie „an einige ältere Mitarbeiter Pestalozzi's," meist noch lebende. Hier finden sich schätzbare Beiträge zur Kenntnifs der Verhältnisse jener schönen Zeit, und zu richtiger Beurtheilung der Ereignisse und der Personen. Auch Leser, für welche das ganze übrige Buch entbehrlich wäre, werden bei diesen treuen, offnen Darstellungen mit Theilnahme und nicht ohne Belehrung verweilen. — Druck und Papier sind gut; eine Reihe von Versehen des Setzers sind zu Ende berichtigt. Eben so ist gegen Ende des Vorwortes, statt *Bezeichnungen*, zu lesen: *Beziehungen*.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

STATISTIK.

Halle, b. Kümmel: *Versuch einer Statistik des preufsischen Staates für Freunde der Wissenschaft, Geschäftsmänner und höhere Unterrichtsanstalten* von Dr. *Traugott Gotthilf Voigtel* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 210.)

Der *vierte* Abschnitt, welcher die *Verwaltung des Staates* begreift, geht zu sehr in's Einzelne, als dafs hier ein passender Auszug gegeben werden könnte. Vielleicht werden Justizbeamte, wie mich wenigstens mehrere derselben versichert haben, den Abschnitt über das *Justizwesen* von S. 165 bis 183 nicht ohne Interesse lesen, da er von einem oben erwähnten sachkundigen höhern Justizbeamten revidirt und ergänzt worden ist.

Die Einnahmen und Ausgaben des Staates sind, nach den öffentlichen Bekanntmachungen, genau angegeben. Unter die Ausgaben, für das J. 1835 zu 51,740,000 berechnet, ist aber das *Kronfideikommifs* nicht mit aufgenommen. Hierunter wird die Summe von 2,500,000 Rthlr. verstanden, welche sich der König für seinen Bedarf, für die königl. Familie und sämmtliche dahin gehörige Hofstaaten und Institute vorbehalten hat. (S. Gesetzsammlung 1820, S. 11.) Welch eine mäfsige Summe, wenn man sie mit der Civilliste anderer Könige vergleicht!

Bei den Provinzial-, Kreis- und Kommunalangelegenheiten ist umständlich von den *Oberpräsidenturen*, welche durch die Instruktion vom 31. Decbr. 1825 ihre gegenwärtige Einrichtung erhielten, ferner von den *Regierungen*, deren gegenwärtige Verfassung auf der vom Könige vollzogenen Geschäftsanweisung für dieselben vom 21. Decbr. 1825 beruht, den *Provinzialsteuerdirektoren* und der *ständischen und Kommunalverwaltung* gehandelt worden.

Bei den *landschaftlichen Kreditsystemen* ist zu ergänzen, dafs nicht *alle* Pfandbriefe *vier* Procent geben, und namentlich ein Theil der *Chur-* und *Neumärkischen* auf $3\frac{1}{2}$ pCt. im vorigen Jahre herabgesetzt worden ist.

Bei den *Wittwenverpflegungsanstalten* ist auch die neue *Berliner allgemeine Wittwen-Pensions- und Unterstützungs-Kasse*, im J. 1836 errichtet, nachgetragen worden. Sie unterscheidet sich von der vorigen in wesentlichen Stücken. Der Zutritt zu derselben steht nicht nur den Einwohnern des ganzen preufsischen Staates vom *Civilstande*, sondern auch dergleichen Ausländern innerhalb des deutschen Bundes offen. In der Regel werden nur verheirathete Frauen mit ihren Ehemännern aufgenommen, aber auch unverheiratheten Töchtern, Schwestern, Nichten und Mündeln mit ihren Vätern, Brüdern, Onkeln und Vormündern soll der Zutritt gestattet seyn. Die lebenslängliche Rente darf nicht unter 20 Rthlr. und nicht über 600 Rthlr. seyn.

Das *Militärwesen* ist von S. 240 bis 260 abgehandelt worden. Die ganze Streitmacht, welche *Preufsen* jetzt aufstellen kann, ist in einer runden Zahl S. 256 zu 530,000 Mann angegeben worden, nämlich stehendes Heer: 122,000 Mann; Kriegsreserve und Landwehr des *ersten Aufgebotes*: 228,000 Mann. Landwehr des *zweiten Aufgebotes*: 180,000 Mann.

Was die Besoldungen des Militärs betrifft, so gehört das preufsische Heer zu den am besten besoldeten in Europa. Von S. 257 bis 259 ist eine Uebersicht der Besoldungen mitgetheilt. Auch über die *Pensionen* gibt §. 258 Auskunft.

Der *fünfte* Abschnitt, welcher von den Verhältnissen des Staates zu andern Staaten handelt, ist mit folgender Bemerkung eingeleitet: „Vermöge seiner Gröfse und Volksmenge würde der preufsische Staat zur *zweiten* Klasse der europäischen Staaten gehören, durch seine innere Kraft aber hat er es den Staaten des *ersten* Ranges schon seit dem siebenjährigen Kriege gleichgethan, besonders aber durch die gegen Frankreich in den letzten Kriegen angewendeten Mittel den Einflufs und die Stellung einer Macht *ersten* Ranges behauptet, und ist daher auch durchgängig in öffentlichen Verhandlungen als eine solche anerkannt worden. Uebrigens ist er jetzt mit den gröfsten europäischen Staaten in ein so freundschaftliches Verhältnifs getreten, dafs ein beglückender Friedensstand gehofft werden kann."

Möge dies, besonders zur Beförderung der physischen und geistigen Kultur, noch lange der Fall seyn!

Voigtel.

London, b. Knight u. Comp.: *A statistical account of the British Empire: exhibiting its extent, physical capacities, population, industry, and civil and religious institutions.* By *J. R. M'Culloch*, Esq. assisted by numerous contributors. In two volumes. 1837. Vol. I. XI. 630. Vol. II. VIII. 692. mit dem Index.

Statistische Darstellungen sind häufig mit einer gewissen Verachtung betrachtet worden; aber wenn dies

dies noch gegenwärtig geschieht, so dürfte der Grund nicht sowohl darin zu suchen seyn, dafs die Statistik nicht wüfste, was sie zum Gegenstand machen, und wie sie es behandeln müsse; sondern in der falschen Vorstellung, von welcher viele bei der Beurtheilung dessen ausgehen, was auf dem Gebiete dieser Wissenschaft geleistet worden ist, oder in einzelnen mangelhaften Leistungen, worin sie irriger Weise einen Mafsstab für das zu finden glauben, was überhaupt geleistet werden kann. Der Statistiker ist ein politischer Physiologe. Er zerlegt einen gegebenen Staat in seine Elemente, aber nicht, um sie als Einzelnheiten neben einander und durch sich bestehen zu lassen, sondern um in ihnen das Ganze zu erkennen, um aus ihnen das Ganze aufzubauen, und ihren Werth in Beziehung auf das Ganze zu bestimmen. Kann er nicht umhin, sich dabei häufig der Zahlen zu bedienen, so sind diese für ihn keine todten Gröfsen. Sie sind das zu einer klaren Anschauung gebrachte Leben selbst. Aber er kann dabei entweder so verfahren, dafs er die einzelnen Elemente unbefangen nebeneinander stellt, und das Wie ihres Ineinanderwachsens ungedeutet läfst, oder so, dafs er überall diese Deutung versucht. Die letztere Art zu verfahren, artet leicht in ein breites subjectives Räsonnement aus, da sich das Bedingtseyn der unendlich verschiedenen Elemente, woraus sich der Staat aufbaut, als ein dem schärfsten politischen Auge nur sichtbares Gewebe darstellt. Unser Verfasser hat sich davon frei gehalten, und wir danken es ihm um so mehr, als die gegenwärtige, scharfe Trennung der Ansichten unter den Politikern in England, auch einen Mann wie *M'. Culloch*, hätte verleiten können, Lesern dieses Buches eine Vorstellung unterzuschieben, an welcher die Färbung der Partei, welcher er etwa angehört, nicht zu verkennen gewesen seyn würde.

Inzwischen darf allerdings die Unbefangenheit in der Darstellung nicht bis zum Verschwinden alles Ziels und Mittelpunktes, worauf die einzelnen Elemente bezogen werden, gehen; wäre dies der Fall, so würde sie sich in die Unendlichkeit der Einzelnheiten verlieren. In dem vorliegenden Werke glauben wir keineswegs diesen Mangel angetroffen zu haben, obgleich dasselbe mehr Material aufgehäuft hat, als von gewöhnlichen Lesern verlangt wird, denen eine allgemeine und oft ganz seichte Vorstellung genügt. Nach dieser Vorbemerkung dürfte es angemessen erscheinen, den Weg näher zu bezeichnen, welchen *M'. Culloch* eingeschlagen hat, um uns ein Bild von dem britischen Reiche zu geben, und einzelne Gegenstände herauszuheben, die nicht nur an sich von Interesse sind, sondern an deren Behandlung zugleich der Werth der Arbeit unseres Verfassers beurtheilt werden kann.

Die deutschen Statistiker pflegen Land und Leute als die Grundmacht eines Staates immer in ihren Darstellungen an die Spitze zu stellen; allein das Land an sich ist keine Macht, sondern es ist das, woran sich die Macht eines Volkes und Staates entwickelt und zugleich ein Hebel dieser Macht. Aus diesem Gesichtspunkte mufs es daher auch dargestellt werden. Weil aber ein Staat sich nicht isolirt, sondern in mannigfacher Berührung mit andern Staaten entwickelt, so mufs das Land 1) in Rücksicht dessen, was es auf die dasselbe bewohnende Bevölkerung für sich, und 2) in Rücksicht dessen, was es durch seine Lage zu andern Ländern bedeutet, beschrieben werden. Den ersten Punkt finden wir im Allgemeinen mit Sorgfalt behandelt, aber nicht den zweiten; denn eine blofse Angabe der Lage eines Landes durch Länge und Breite, so wie seiner Grenzen genügt keineswegs. Das gilt auch von *M' Culloch*. Wir würden aber gewünscht haben, dafs derselbe, da hier von dem bedeutendsten Handelsstaate die Rede ist, die Entfernung desselben von den verschiedenen Gegenden des Festlandes von Europa, und eben so von denen der übrigen Erdtheile, der Beschaffenheit der Gewässer, wodurch das britische Reich mit ihnen in Verbindung steht, in wie fern sie die Schifffahrt begünstigen, wann sie am sichersten, wann am wenigsten sicher zu befahren sind, und wie viel Zeit bei dem jetzigen Zustande der Schifffahrt nöthig ist, um sie zu durchsegeln, angegeben hätte. Was den ersten Punkt betrifft, so giebt *M' Culloch* zuerst, und zwar so, dafs er England und Wales, Schottland und Irland von einander trennt, Namen, Ausdehnung, allgemeine Gestalt, Gebirge, Moorländer, Thäler, Marsche und Sümpfe, Flüsse, Flufshäfen, Seen, Seeküsten und Seehäfen, das Mineralreich, Klima, das Pflanzen- und Thierreich des Landes, und seine politische Eintheilung in Grafschaften an.

Die Sorgfalt, mit welcher er dabei verfahren, ist sehr zu loben, denn durch diese Beschreibung des Landes leuchtet es auf das Klarste ein, wie unter begünstigenden Schicksalen des Volkes, sein wirthschaftlicher Zustand den Standpunkt erreichen konnte, worauf wir ihn gegenwärtig finden. Weil indefs diese geographischen Gegenstände von einem geringen Interesse sind, und insbesondere, weil wir sie in ausführlichen geographischen Werken, wenn auch nicht immer mit solcher Umsicht, und mit solcher Beziehung auf die wirthschaftliche Entwickelung des Volkes, behandelt finden, so halten wir uns dabei nicht weiter auf.

In einem 2ten Abschnitt stellt *M' Culloch* die Bevölkerungsverhältnisse des britischen Reiches auf. Wir heben davon diejenigen heraus, von welchen wir glauben, dafs sie für manche Leser dieser Blätter um so mehr von Wichtigkeit seyn werden, als sie sich anderswo nicht finden dürften. Merkwürdig ist zunächst die Zunahme der Bevölkerung von England und Wales seit 1700 bis 1830, wobei Heer, Seemacht und Matrosen der Handelsschiffe nicht ausgeschlossen sind:

Jahr

Jahr	Bevölkerung
1700 . . .	5,134,516
1710 . . .	5,066,337
1720 . . .	5,345,351
1730 . . .	5,687,993
1740 . . .	5,829,705
1750 . . .	6,039,684
1760 . . .	6,479,730
1770 . . .	7,227,586
1780 . . .	7,814,827
1790 . . .	8,840,738
1800 . . .	9,187,176
1810 . . .	10,407,556
1820 . . .	11,957,565
1830 . . .	13,840,751

Auffallen kann es, daſs die Bevölkerung von Schottland sich nicht so schnell vermehrt hat, als die von England, und gegen die von Irland noch mehr zurückgeblieben ist, ungeachtet der Wohlstand gerade dieses Theils des vereinigten Reichs sehr rasch zugenommen hat; *M'Culloch* sucht sich aber eben durch den mehr verbreiteten Wohlstand, durch den Charakter der Religiosität des Volks und durch die bessere Volksbildung diese Erscheinung zu erklären, obgleich er auch der starken Auswanderung einen Einfluſs darauf zuschreibt. Wie die Bevölkerung zugenommen hat, ergiebt sich aus folgender Tabelle:

Jahr	Bevölkerung
1755 . . .	1,265,380
1801 . . .	1,599,068
1811 . . .	1,805,688
1821 . . .	2,093,456
1831 . . .	2,365,114

In Irland hat in früheren Zeiten kein genauer Census Statt gefunden, aber die Angaben von der Gröſse der Bevölkerung, welche man aus dem 18ten Jahrhunderte besitzt, dürften der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Danach erhalten wir, verbunden mit den zuverlässigen Zählungen von 1821 und 1831 folgende Scala:

Jahr	Bevölkerung
1754 . . .	2,273,634
1767 . . .	2,544,276
1777 . . .	2,690,556
1785 . . .	2,845,932
1821 . . .	6,801,827
1831 . . .	7,767,401

Interessant ist die Auseinandersetzung der Gründe, welche nach des Verfassers Meinung, das schnelle Anwachsen der Bevölkerung in Irland, womit die Zunahme des Nationalwohlseyns keinesweges gleichen Schritt hält, verursacht haben. Stellt man diese Angaben zusammen, so findet es sich, daſs die Bevölkerung in der letzten Zeit in England um 16, in Wales um 12, in Schottland um 13, und in Irland um 14½ pro Cent gestiegen ist.

Die schnelle Vermehrung der Bevölkerung ist im britischen Reiche zwar auch den zahlreichen Geburten, aber noch mehr der verhältniſsmäſsig geringen Zahl von Sterbefällen zuzuschreiben, welches sich schon daraus ergiebt, daſs viele Menschen ein sehr hohes Alter erreichten. In England gab es 1821 — 62581 Menschen zwischen 80 und 90, 5254 zwischen 90 und 100, und 179 über 100 Jahre alt; in Schottland fanden sich in derselben Zeit unter 2093 456 Menschen, 12111 Personen zwischen 80 und 90, 1386 zwischen 90 und 100 Jahre, und 102 über 100 Jahre alt; und in Irland 13779 zwischen 80 und 90, 1963 zwischen 90 und 100, und 349 über 100 Jahre alt. —

Der Ausmittelung der Dichtigkeit der Bevölkerung hat *M' Culloch* groſse Sorgfalt zugewandt. Er hat sie nach den einzelnen Grafschaften bestimmt und angegeben, wie viele Acres Land auf je eine Person, eine Familie und ein Haus kommen. In England kommen auf 1 Person im Durchschnitt $2^{669,536}$, in Schottland $8^{009,76}$ und in Irland $2^{567,681}$ Acres. Im Einzelnen müssen natürlich diese Verhältnisse durch die Bevölkerung der groſsen Städte groſse Modificationen erfahren; aber davon abgesehen, läſst sich aus ihnen im Allgemeinen ein Schluſs auf die Beschaffenheit des Landes in den verschiedenen Grafschaften machen. —

Mit ganz besonderm Fleiſse hat der Vf. die Betriebsamkeit dargestellt, was einem jeden Leser seines Werkes um so willkommner seyn muſs, als die Vorstellungen, welche von diesem Gegenstande verbreitet sind, an vielen Mängeln zu leiden pflegen, und gar häufig zu sehr falschen Schlüssen Veranlassung gegeben haben. Selbst bei den besten Statistikern finden sich nicht selten sehr fehlerhafte Angaben von den wirthschaftlichen Verhältnissen des britischen Reiches. Wegen des auſserordentlichen Reichthums, der uns hier geboten wird, und der Nothwendigkeit, den Raum zu schonen, werden wir nur herausheben, was uns von besonderer Wichtigkeit erscheint. Der Vf. beginnt mit Recht mit dem Landbau, von dessen Bedeutung in England viele eine viel zu geringe Meinung haben. Die verschiedenen Verhältnisse, unter welchen der Grund und Boden in England und Wales besessen wird, werden zuerst angegeben, und dann Gröſse der Landgüter und Menge der Grundbesitzer bezeichnet. Von der Gröſse der Landgüter behauptet *M' Culloch*, daſs sie sehr verschieden sey; es gäbe Grundbesitzungen, welche ein jährliches Einkommen von 100,000 Pfd. Sterl. und darüber abwürfen, aber auch solche, deren Einkommen in 40S. bestünde. Mag schon diese Angabe der Vorstellung vieler widersprechen, so steht die, welche die Zahl der Grundbesitzer auf 200,000 annimmt, mit manchen Angaben bewährter Schriftsteller ganz im Widerspruche. Dabei wird das rohe Einkommen aus sämmtlichen Landgütern auf 30 Millionen Pfund Sterling angeschlagen, so daſs im Durchschnitt auf jeden Grundbesitz ein rohes Einkommen von 150 Pfd. St. fallen würde. Ist es nun richtig, daſs einzelne Personen ein sehr groſses Einkommen aus ihren ländlichen Besitzungen ziehen, so

so folgt von selbst, dafs es eine Menge sehr kleiner Grundbesitzer geben müsse, die keineswegës in der Lage sind, ein gemächliches Leben zu führen. Die gröfsern Landgüter werden gewöhnlich von Verwaltern (Stewards) bewirthschaftet. — Der Landwirth hat in England drei Zwecke, die hier häufig in weit gröfserer Getrenntheit, als in andern Ländern vorkommen, nämlich den Ackerbau, die Milchwirthschaft, und die Zucht und Mastung des Viehes. In einigen Grafschaften ist der Ackerbau mit der Schaafzucht eng verbunden, aber selten mit der Milchwirthschaft, während diese häufig mit Zucht und Mastung von Vieh vereinigt ist. In der Ackerwirthschaft der Engländer spielt das Pferd eine Hauptrolle. Es wird jetzt fast allgemein zur Arbeit benutzt, nur einige Grafschaften wenden noch Ochsen an, und zwar bedient man sich der Pferde, wegen der Schwere des Pflugs, in grofser Zahl.

Selten, sagt *M' Culloch*, sieht man nur 2 Pferde vor einem Pfluge, oft 4 und noch mehr. Zum Theil mag daran ein gewisser Luxus Schuld seyn, der sich überhaupt in England bei der Landwirthschaft zeigt; denn die Gutsbesitzer halten viel Leute, lieben grofse Gärten und Parks und umgeben ihre Felder oft des blofsen Ansehns wegen, mit Hecken. In Schottland dagegen wird die Landwirthschaft mit der äufsersten Sparsamkeit getrieben, so dafs man sieht, wie alles darauf berechnet ist, mit dem möglich geringsten Aufwande recht viel zu erzeugen. Grasland nimmt in England die Hälfte oder mehr von dem artbaren Lande ein, während in Schottland ein gröfserer Theil des Bodens als in England dem Getreidebau bestimmt ist, und in Irland dieser gegenwärtig das Uebergewicht über die Viehzucht hat. In diesem letztern von der Natur so begünstigten Lande, welches die Bedeutung des britischen Reichs aufserordentlich erhöhen könnte, herrscht aber bekanntlich ein grofses öffentliches Elend, dessen Abhülfe schon seit langer Zeit ein eifriges Bemühen der Gesetzgebung ist. Unser Vf. hat die Gründe davon in der Kürze entwickelt, und wir glauben den Lesern dieser Blätter einen besondern Dienst zu erweisen, wenn wir sie hier wenigstens andeuten. Wir werden auf diese Weise über einen Gegenstand Licht verbreiten können, dessen wahre Beschaffenheit nur zu sehr durch Parteiansichten entstellt worden ist. Seit den frühesten Zeiten war es in Irland Sitte, das Grundeigenthum gleichmäfsig unter die Kinder zu theilen, und so blieb es auch, obgleich durch die Eroberung und später durch Verwirkung ein grofser Theil des Grundeigenthums in die Hände Englischer Familien kam, die nicht auf gleiche Weise verfuhren. Selbst die Töchter erhielten oft Stücke Landes. Dies Uebel wurde aber durch manche Umstände noch vergröfsert, z. B. durch die Begierde, die Zahl der Freeholder zu vermehren, während andere Umstände, welche in England vorhanden waren, nicht entgegen wirkten. Dazu kommt, dafs in Irland Landbesitz das *sine qua non* der Existenz war, und dafs daher die Pächter bereit waren, so viel an Rente zu bezahlen, als sie nur immer über ihren eigenen nothdürftigen Unterhalt erübrigen konnten. Die Rente stieg daher höher, als die, welche ein mit Kapital versehener Pachter von einem bedeutenden Gute geben konnte, und so liefsen sich die Grundeigner zu immer neuen Zerstückelungen der Ländereien verleiten, obgleich der Vortheil, welchen sie erlangten, nur vorübergehend seyn konnte. Auch giebt es schon Gegenden, wo die Erzeugnisse des Bodens nicht mehr ausreichen, die zu ernähren, welche ihn bewohnen, während da, wo die Sachen noch nicht diesen äufsersten Punkt erreicht haben, eine Fehlerndte von Hafer oder Kartoffeln doch die Pächter aufser Stand setzt, die Rente zu bezahlen. Andere Umstände trugen dazu bei, dieses System allgemein zu machen. Gröfsere Pachtungen legen dem Gutsherrn die Verpflichtung auf, gröfsere Gebäude aufzuführen und Einrichtungen zu machen, die nicht ohne grofse Auslagen ausführbar sind. Dagegen aber sträuben sie sich immer und mit wenigen Ausnahmen haben sie in Irland nicht einen Schilling darauf verwandt. Die Confiscationen, wodurch sie ihre Güter ursprünglich grofsentheils erlangten und die plötzlichen Veränderungen, denen das Grundeigenthum unterworfen war, erzeugten Vorstellungen in ihnen und veranlafsten sie zu einer Handlungsweise, die auch dann sich noch behauptete, als entweder die Erinnerung an die Ursache verwischt, oder der Zustand der Dinge verändert war. Von dem ersten Einfall in Irland unter Heinrichs des II. Regierung, bis auf die Unterdrückung der Rebellion im Jahre 1715, betrachtete man die Besitzungen der Engländer in diesem Lande als sehr unsicher, und legte ihnen einen sehr geringen Werth bei. Daher entsprang jene erwähnte Abneigung der Grundeigner, Auslagen für ihre Besitzungen zu machen. Zwischen beiden Theilen, den Herren des Landes und den Pachtern, bestand keine Art von menschenfreundlicher Beziehung und um so weniger, als jene die Sprache und Sitten der letzteren nicht verstanden, und gegen ihre Religion feinlich eingenommen waren. Dies fehlerhafte System hatte die Folge, dafs Pachtgüter, welche an einen einzigen Pachter auf keine lange Reihe von Jahren verpachtet waren, sich am Ende derselben in den Händen von 20, 30 oder 50 Pachtern befanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

STATISTIK.

London, b. Knight u. C.: *A statistical account of the British Empire: exhibiting its extent, physical capacities, population, industry, and civil and religious institutions.* By *J. R. M'Culloch* etc.

(*Fortsetzung von No.* 211.)

Die Subletting Acte von 1829 hat zwar der immer fortgehenden Theilung des Bodens, wodurch ganz Irland zuletzt in einen Kartoffelgarten verwandelt worden seyn würde, eine, aber unbedeutende Schranke gesetzt. Sie bestimmt, dafs keine After-Verpachtungen ohne Einwilligung des Grundherrn Statt finden sollen; allein in einem grofsen Theile des Landes sind die Grundstücke schon auf immer vergeben, während in andern Gegenden ein beträchtlicher Theil des Grundes und Bodens auf 31 Jahre vergeben ist. Auch von der Abwesenheit eines grofsen Theiles der irischen Grundherren so wie von der Einführung der Mittelmänner hat man die Uebel, welche Irland drücken, abgeleitet, aber unser Verf. behauptet, dafs die nachtheiligen Folgen des ersten Umstandes sehr übertrieben worden seyen, und dafs bei den einmal obwaltenden Umständen die Mittelmänner sich eher nützlich als schädlich erwiesen hätten. An $\frac{9}{10}$ Irlands sollen durch verschiedene Confiscationen an englische Adelige und Gentlemen gekommen seyn, welche sich gröfstentheils nicht in Irland aufhielten, aber *M'Culloch* meint, dafs sich dies mit Schottland eben so verhielte, ohne dafs doch für dieses Landes Anbau daraus grofse Nachtheile entstanden wären. Allein es fragt sich allerdings, ob nicht ihre Anwesenheit den erwähnten Uebeln eine Schranke gesetzt haben würde. Da sie nun aber einmal abwesend waren, so war es ein Vortheil für das Land, dafs sie ihre Besitzungen im Grofsen an Leute verpachteten, welche sie wieder in kleinern Antheilen austhaten und sofort, und deshalb Mittelmänner hiefsen; denn diese Leute gewannen ein grofses Interesse an den Gütern und selbst für die Unterpächter, nur gab die mangelhafte Gesetzgebung auch hier wieder zu einem grofsen Uebel Veranlassung, indem, wenn ein zweiter oder dritter Unterpächter an seinen Verpächter die Rente bezahlte, und der erste sie dem Grundherrn nicht entrichtete, dieser sie von jenem zum zweiten Mal fordern konnte. Die Subletting Acte setzte erst dieser Ungerechtigkeit ein Ziel. Ungeachtet dieser ungünstigen Verhältnisse soll aber doch, nach der Versicherung unseres Verfs., die Landwirthschaft in Irland grofse Fortschritte in den letzten zwanzig Jahren gemacht haben. Nur fordert er, zur vollkommenen Entwickelung der Kräfte dieses Landes, aufser der vollständigen Aufhebung des Theilungs-Systems, Gerechtigkeit für die Katholiken, die den bei weitem gröfsen Theil der Bewohner des Landes ausmachen. — Wir schliefsen diese Uebersicht des Zustandes der Bodenbenutzung im britischen Reiche mit der Angabe des Ertrags der Ländereien. Die Ackerbau-Erzeugnisse sollen in England und Wales im Durchschnitte jährlich einen Werth von 72,900,000 Ł. haben, während der jährliche Ertrag des Graslandes d. h. der Viehzucht auf 59,500,000 Ł. angeschlagen wird. Die Rente von beiden Arten der Bodenbenutzung soll sich auf 29,503,070 Ł. belaufen. Die Waldungen sind nicht berechnet, und unerheblich. Der ganze jährliche Betrag des Bodens von Schottland (mit Einschlufs der Waldungen), wird zu dem Werthe von 22,925,000 . geschätzt, wovon die Rente mehr als 4,000,000 Ł. betragen soll, während sie 1795 etwa 2 Millionen Ł. betrug. — Der Werth der Bodenerzeugnisse von Irland ist nicht angegeben, wohl aber die Rente und zwar zu dem Belaufe von 12,715,478 Ł. Hiernach würde sich die Rente von dem land- und forstwirthschaftlich benutzten Boden im britischen Reiche, in der neuesten Zeit, auf die Summe von 46,218,548 Ł. belaufen haben. Von dem Mineralreiche in Grofsbritannien und Irland sagt *M'Culloch*, und jeder Unterrichtete wird ihm beistimmen: „Die mineralischen Reichthümer Grofsbritanniens sind, wo nicht gröfser, so doch wenigstens denen irgend eines andern Landes gleich. Wir können uns, das ist wahr, nicht der Gold- und Silber-Bergwerke rühmen, aber wir besitzen, was wichtiger für eine fabricirende Nation ist, einen unerschöpflichen Vorrath der trefflichsten Steinkohlen. Unsere Zinnminen sind die ergiebigsten in Europa; und eben so haben wir sehr ergiebige Bergwerke von Kupfer, Blei, Braunstein u. s. w. Unsere Salzquellen und Steinsalzgruben reichen allein hin, um die ganze Welt auf eine unberechenbare Zeit zu versorgen." Ganz mit Recht leitet der Vf. den grofsen Reichthum Englands zum grofsen Theil von dem Besitze seiner unerschöpflichen Steinkohlenbergwerke ab; denn wie würde es ohne sie möglich gewesen seyn, den ungeheueren Verbrauch an Brennmaterial zu decken, welche Fläche Landes würde erforderlich gewesen seyn, um in Holz einen Ersatz zu haben, wenn man auch gar nicht den weit höheren Preis desselben und den Umstand in Anschlag bringt, dafs in vielen Fällen Holz die Steinkohlen gar nicht zu ersetzen vermag. Der Ver-

Verbrauch von Steinkohlen in Grofsbritannien und Irland soll sich aber, mit Ausnahme einiger Fabrikationszweige, jährlich auf 22,100,000 Centner belaufen. Dagegen wird aber der Gesammt-Ertrag, welchen Durham und Northumberland allein zu liefern im Stande seyn würden, auf 6046,320,000 Tonnen oder 12092,640,000 Centner angeschlagen. Nur 600,000 Tonnen = 12,000,000 Centner führt England jährlich nach seinen Colonien und nach andern Ländern aus. — Auch über die Gewinnung von Eisen hat sich der Vf. mit Umsicht verbreitet, und nach offiziellen Angaben eine Tabelle mitgetheilt, woraus sich die Zahl der Schmelzöfen, der Districte, wo sie sich befinden und die Menge des Metalls, welches sie liefern, ergiebt. Wir nehmen daraus die letzte Rubrik, und erhalten 13,568,340 Centner Eisen, als Ertrag des Jahres 1830. Den jährlichen Zinnertrag schlägt er im Durchschnitt auf 90,000, den Ertrag des Kupfers auf 280,000 Centner an; allein er widerspricht der letztern Angabe selbst, indem er in einer Anmerkung sagt, dafs der Ertrag von Staffordshire darunter nicht begriffen sey. Den Ertrag der Bleibergwerke versichert er nicht genau angeben zu können; indefs schätzt er den der bedeutendsten unter ihnen auf 90,000 bis 100,000 Centner. An Salz haben die Briten einen aufserordentlichen Reichthum. Sie gewinnen Quell- und Steinsalz nicht allein für den eignen sehr grofsen Verbrauch, den *M'Culloch*, mit Ausnahme von Irland, auf 3,220,000 Centner anschlägt, sondern auch für die Ausfuhr, die er zu 6,000,000 Centner schätzt. Die andern Erzeugnisse des Mineralreichs übergehen wir. — Dafs die Fischerei ein bedeutender Erwerbzweig für die Briten ist, wissen wir, aber da die genaueren Angaben über ihre Gröfse in der neueren Zeit fehlen, so ist es wichtig, auch über sie den sorgsamen Vf. zu vernehmen. Er stimmt zunächst mit andern darüber überein, dafs die Meere, welche die Küsten der britischen Inseln bespülen, einen unerschöpflichen Reichthum an Fischen haben, aber er gesteht auch, dafs ungeachtet aller Bemühungen der Regierung, die Fischerei in keiner Gattung sich durch ihre Bedeutung auszeichnet. Zu der Fischerei, welche in den Flüssen, den Meerbusen und an den Küsten von Grofsbritannien und Irland getrieben wird, rechnet *M'Culloch* vornehmlich die auf Salm, Häring, Sardellen und Austern. Die Fischerei in den mehr oder minder entfernten Seen hat hauptsächlich den Stockfisch, die Steinbutte und den Wallfisch zum Gegenstande. — Die Salmfischerei hat in neueren Zeiten sehr abgenommen, weil der Fisch weit seltner geworden ist. Dagegen hat die Häringsfischerei aus andern Gründen verschiedene Schicksale gehabt. Sie wollte anfangs gar nicht gedeihen, ward dann durch allerlei künstliche Mittel, besonders durch Prämien in die Höhe getrieben, ohne reell zuzunehmen, und ward sich wieder, seit 1830, selbst überlassen, was zwar anfangs eine Abnahme zur Folge hatte, aber ein späteres Steigen nicht verhinderte. Im Jahre 1834 wurden, so weit die öffentlichen Beamten davon Kenntnifs erhielten, 272,093½ Barrel Häringe ausgeführt. Austern werden in sehr grofser Menge, besonders an den Küsten von Kent und Essex, dann aber auch in Jersey, Poole und an andern Punkten, und zwar von vorzüglicher Güte gewonnen. An Wichtigkeit steht der Stockfischfang, unter welchem man aber auch den Fang mehrer andern Arten von Fischen begreift, dem Häringsfange am nächsten. Er wird an mehreren Punkten der britischen Küsten, bei den Shetlands-Inseln und den Orkaden, dann aber auch an der ausgedehnten Küste von Neufundland getrieben. Von Neufundland allein wurden im Durchschnitt in den 3 Jahren, welche mit 1832 endeten, für mehr als 3,800,000 Thlr. Fische aller Art ausgeführt. Der Wallfischfang an den Küsten von Grönland und der Davis-Strafse hat in den letzten Zeiten sehr abgenommen, wenn man auf die Zahl der Schiffe Rücksicht nimmt. Im Jahre 1815 gingen 146 Schiffe von einer Last von 47,148 Tonnen darauf aus, und im Jahre 1834 nur 76 von einer Last von 24,935 Tonnen, aber der Ertrag war in diesem Jahre wenig geringer, als in jenem, und im Jahre 1833 weit gröfser, obgleich nur 77 Schiffe von 25,294 Tonnen*last* auf den Fang ausgingen. Auch in der Südsee sind britische Schiffe auf den Fischfang ausgegangen, aber seit 1818 hat sich ihre Zahl nicht unbedeutend vermindert. — Wenn wir gleich überzeugt sind, dafs die Grundlage des grofsen Reichthums Englands in der fleifsigen Benutzung des Bodens und der darin enthaltenen Schätze gesucht werden mufs; so wird kein einigermafsen mit der Wirthschaft der Völker Vertrauter in Abrede stellen, dafs ohne die Aufmunterung, welche Landwirthschaft und Bergbau durch die Fabrikation erhielten, beide von einer weit geringern Bedeutung seyn würden, als wir sie gegenwärtig finden, und dafs ferner die Fabrikation zu keiner recht lebendigen Entfaltung hätte kommen können, wenn ihr nicht der Handel einen ausgedehnten und mannigfaltigen Markt eröffnet hätte. *Keiner* der drei grofsen Wirthschaftszweige — der *Stoffgewinnung*, der Verarbeitung und des Handels — darf sich also die Bereicherung des Landes vorzugsweise zuschreiben. Daher finden wir es auch lobenswerth, dafs *M'Culloch* auch der Verarbeitung und dem Handel einen besondern Fleifs zugewendet hat, obgleich es uns scheint, dafs er den Handel gegen die Verarbeitung etwas in den Hintergrund hat treten lassen. Zu den Umständen, welche die britische Industrie befördert haben, rechnet der Vf. vornehmlich die Sicherheit des Eigenthums und die freie Verfügung darüber; das Nichtvorhandenseyn von Monopolen und die Nichteinmischung der Regierung in gewerbliche Unternehmungen; die unter dem Volke weitverbreiteten Kenntnisse; die zuvorkommende Aufnahme von Fremden; den Wetteifer und die Anstrengung, welche durch die Ungleichheit des Vermögens und das allmähliche Zunehmen der Steuer hervorgebracht werden; den Vorrath von rohen Stoffen der Verarbeitung; die Bedingungen schaffender Kräfte — Steinkohlen, Wassergefälle u. s. w.; — die vortheilhaf-

hafte Lage für den Handel und die Beschaffenheit des Klima's. — Ein näheres Eingehen in den Gegenstand zeigt dem Kundigen die überraschendsten Erscheinungen, wenn er findet, dafs die englische Industrie nicht allein den ungeheuern Stoff verarbeitet, den das Land selbst darbietet, sondern, dafs sie noch von allen Seiten Stoff herbeiholt, um ihn verarbeitet dem eigenen oder fremden Bedürfnisse zuzuführen. *M'Culloch* stellt die Wollenmanufactur voran, die schon im Anfange des 18. Jahrhunderts für die Ausfuhr einen Werth von 21,000,000 Rthl. lieferte, der aber bis zum Jahre 1833 auf mehr als 54½ Million Rthl. stieg. Die gröfsten Quantitäten davon gingen nach den vereinigten Staaten von Amerika, China, Deutschland, Brasilien, Portugal, Italien, Ostindien, Ceylon und Holland. Dagegen wurde die meiste Wolle aus Deutschland eingeführt (beinahe die Hälfte aller eingeführten Wolle), dann aus Australien, Rufsland, Italien, Spanien, aus Tripolis, der Barbarei und Marocco. Den Gesammtwerth der gegenwärtig jährlich hervorgebrachten britischen Wollenwaaren schlägt der Vf. auf 157,500,000 Thaler an. Ist schon die Wollenmanufactur der Briten sehr grofs, so setzt die Gröfse ihrer Baumwollenmanufactur in Erstaunen. Im Jahre 1697 wurden 1,976,359 Pfd. Baumwolle eingeführt und im Jahre 1834 — 326,875,425 Pfd., wovon 24,461,963 wieder ausgeführt wurden. Von den vereinigten Staaten in Nordamerika erhält England die bei weitem meiste Baumwolle, dann folgen die ostindischen Besitzungen und Brasilien. Den Werth der in einem Jahre verarbeiteten Baumwolle berechnet *M'Culloch* auf ungefähr 210 000,000 Thaler, und die Zahl der in den Fabriken beschäftigten Arbeiter beiderlei Geschlechts auf 220,134. — Die Leinenwaarenmanufactur hat in der letzten Zeit im britischen Reiche aufserordentlich zugenommen, und ist besonders in Irland stark; wie grofs sie aber sey, das läfst sich nach der Versicherung des Vfs. nicht genau angeben. Er schlägt den Werth ihres jährlichen Produktes auf höchstens 56 Mill. Thaler an. — Dagegen berechnet er den Werth der jährlich im britischen Reiche verfertigten Seidenwaaren auf mehr als 73 Millionen Thaler und bezeichnet Ostindien, Frankreich, China, die Türkei und Italien als diejenigen Länder, von welchen die meiste rohe Seide in England eingeführt wird. Ausgeführt wurde im Jahre 1834 der Werth von mehr als 4,460,000 Thaler in Seidenwaaren. Aufser diesen Zweigen der Industrie nimmt auch die Metallwaarenfabrikation in England einen vorzüglichen Rang ein, deren Gesammterzeugnifs aber unmöglich genau bestimmt werden kann. Dafs es aber sehr grofs sey, geht schon daraus hervor, dafs im Jahre 1834 für die Summe von mehr als 6,732,000 Thaler an Eisen- und Stahlwaaren ausgeführt wurden, wovon der gröfste Theil nach Ostindien und Frankreich ging. Dafs auch die Verfertigung von Uhren, von Gold- und Silbergeräthen, von Tressen u. s. w. in einem grofsen Umfange getrieben wird, ist bekannt, und wird in dem vorliegenden Werke bestätigt. Was die Verfertigung von Lederwaaren, von irdenen Geschirren, von Glaswaaren, von Papier, Bier, Branntwein, von Hüten, Seife, Zucker u. s. w. betrifft, so heben wir hier nur einige Punkte hervor. Der Werth der jährlich hervorgebrachten irdenen Waaren wird auf etwa 15,750,000 bis 16,450,000 Thlr. angeschlagen, und dabei bemerkt, dafs von den 57000 Bewohnern des vornehmsten Töpferei-Districts im J. 1833 an 12,997 die Sonntagsschule besuchten. Der Preis der Töpferwaaren soll so niedrig seyn, dafs man jetzt in jeder Hütte treffliches Steingut findet, dessen Gebrauch nicht nur, nach des Vfs. Versicherung, zur Vermehrung der Behaglichkeit des Volks, sondern auch der Reinlichkeit desselben beigetragen hat. Den Werth des jährlich verfertigten Glases verschiedener Art schlägt derselbe auf 14 Millionen Thaler an, und wenn er ihm eine vorzügliche Beschaffenheit beilegt, so wird er nicht leicht von jemand Widerspruch erfahren. Die meisten britischen Töpfer- und Glas-Waaren gehen nach den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, nach dem britischen Nord-Amerika und Westindien, nach Ostindien, Australien und Brasilien. — Das jährlich verfertigte Papier soll einen Werth von 8,400,000 bis 10,100,000 Thaler haben. — Bekannt ist im Allgemeinen der Umfang, welchen das Bierbrauen im vereinigten Königreiche erlangt hat, allein da im Jahre 1830 die Biersteuer aufhörte, ist es nicht wohl möglich, die Quantität des in einem Jahre gebrauten Bieres aus einer späteren Zeit anzugeben. Im Jahre 1830 aber lieferten die englischen Brauereien 4,678,428 Barrels und die schottischen 253,273 Barrels, wovon über 20,000,000 Thaler Abgaben entrichtet wurden. Von den Brauereien Irlands ist nichts bemerkt. An Spirituosen wurden im Jahre 1832 über 26,462,000 Galons gebrannt, und davon über 59,382,000 Thaler Steuern erhoben. — Den Werth der im britischen Reiche jährlich verfertigten Filzhüte, mit Einschlufs der Kopfbedeckungen für die Soldaten, finden wir auf 16,940,000 Thaler angegeben. — An Seife wurden im Jahre 1834 über 154 Millionen Pfund verfertigt, woran England den bei weitem gröfsten Antheil hatte. Irland lieferte dagegen eine im Verhältnifs zu der in England gemachten sehr unerhebliche Quantität. Dagegen soll der Werth der jährlich angefertigten Lichte sich auf 30,625,000 Thaler belaufen. Von dem im Lande raffinirten Zucker, dessen Quantität nicht angegeben ist, wurden im Jahre 1834 für mehr als 6,412,000 Thaler ausgeführt, wovon das Meiste nach Italien und der Türkei, nebst dem festen Lande von Griechenland, mit Ausnahme Morea's, ging. Kennt man die Gröfse der wirthschaftlichen Thätigkeiten eines Volks, wodurch die verschiedensten Bedürfnifsmittel hervorgebracht werden, weifs man, wie diese sich zu dem Bedürfnisse verhalten, ob sie ihm entsprechen, dasselbe übersteigen, oder es nicht erreichen, und sind zugleich die Länder bekannt, denen der Ueberflufs zugeführt oder durch deren Erzeugnisse das Fehlende ersetzt wird, so ist eine ausführliche Dar-

Darstellung des Handels kaum nöthig. Da nun in der That unser Vf. jene Verhältnisse, bei seiner Schilderung der britischen Stoffgewinnung und Verarbeitung, mit Sorgfalt berücksichtigt hat; so können wir es nur billigen, dafs er der Charakteristik des Handels seines Vaterlandes einen verhältnifsmäfsig geringen Raum gewidmet hat. Wir heben nur Einiges aus seinen Angaben hervor. Seit dem Jahre 1799 bis 1835 incl. ist der Werth der aus dem britischen Reiche ausgeführten, eigenen Waaren von 31,252,836 Pf. Sterling auf 41,286,594 Pf. Sterling gestiegen, wenn man die Declaration der Verkäufer zu Grunde legt, aber von 18,556,891 Pf. Sterling auf 73,495,536 Pf. Sterling, wenn man der 1696 angenommenen officiellen Werthtaxe folgt. Das Letztere giebt eine richtigere Vorstellung von dem Anwachsen der Ausfuhr, weil der erhöhte Werth, wegen der unveränderten Taxe, immer eine vermehrte Waarenquantität anzeigt. Der declarirte Werth dagegen ist der wirkliche, der sich im Allgemeinen seit 1799 sehr vermindert hat, und daher auf die Veränderung in der ausgeführten Waarenquantität keinen Schlufs machen läfst. Der officielle Werth der eingeführten Waaren ist dagegen in demselben Zeitraume von 25,122,203 Pf. St. auf 47,908,931 Pf. Sterling gestiegen, so dafs der Ueberschufs der Ausfuhr über die Einfuhr im Jahre 1835 — 25,586,605 Pf. Sterling gewesen seyn würde; allein dem Kenner dieser Gegenstände dürfen wir nicht erst sagen, wie wenig haltbar eine Rechnung der Art ist, wie wir sie hier angestellt haben. Die Ausfuhr aus dem britischen Reiche betrifft zum grofsen Theil Fabrikate, während die Einfuhr vornehmlich rohe Stoffe zum Gegenstande hat; nimmt man nun an, dafs der Werth der Fabrikate sehr bedeutend gefallen ist, so gilt dies doch nicht von den rohen Stoffen. Der officielle Werth der Ausfuhr kann daher viel zu hoch seyn, und ist es, wie der declarirte Werth beweiset, während dies von dem officiellen Werthe der Einfuhr nicht gilt. Wir entbehren also eine richtige Vorstellung von dem wahren Verhältnisse der Ausfuhr zur Einfuhr. — Bei der Aufzählung der Mittel, wodurch der Handel erleichtert und befördert wird, verweilt der Vf. besonders bei den Banken, nachdem er von dem englischen Geldwesen gesprochen hat. Bekannt ist die Wichtigkeit der Bank von England, die seit 1694 besteht, und unter ihren Privilegien vornemlich das besitzt, dafs in England und Irland, in einem Umkreise von 65 englischen Meilen von London, keine Bank für das Ausgeben von Noten, zahlbar auf Sicht, errichtet werden darf, die mehr als 6 Theilnehmer hat. In früheren Zeiten wurden von der Bank von England keine Noten zu dem Werthe von 1 Pf. St. ausgegeben, aber von dem Jahre 1797 an, seit der Restriction der Baarzahlung der Bank, geschah dies von allen Banken in England und Wales, bis zum Jahre 1829, von wo an keine dieser Noten zahlbar auf Verlangen unter dem Werthe von 5 Pf. St. ausgegeben werden durfte. Die Bank von England allein bietet dem Publicum grofse Sicherheit dar, indem sie dem Staate 11 Millionen Pf. St. geliehen hat, die Steuern für ihn einnimmt, die Anleihen für ihn macht, die Zinsen von den Staatsschulden bezahlt u. s. w. Dadurch beherrscht sie gewissermafsen die Landbanken, die auch seit 1833 ihre Noten entweder in Gold oder in Noten der Bank von England bezahlen dürfen. — In Schottland giebt es eine Bank von Schottland seit 1695, eine königliche Bank seit 1727 und noch 30 andere Banken, deren Errichtung nicht durch eine Beschränkung der Zahl ihrer Theilnehmer erschwert ist. Auch dürfen die schottischen Banken noch immer 1 Pf. Noten ausgeben. Dies Recht haben auch die Banken in Irland, nämlich die Bank von Irland, die seit 1783 besteht, und die Landbanken, unter welchen die Provinzial-Bank die blühendste ist. Die Bank von Irland *besitzt* ein gleiches beschränkendes Recht, wie die Bank von England gegen die Landbanken, in einem Umkreise, dessen Mittelpunkt Dublin ist, und dessen Halbmesser 50 engl. Meilen beträgt. Im Jahre 1835 im August hatte die Bank von England für 18,186,730 Pf. St. Zettel im Umlauf, und die Banken von Schottland im September desselben Jahres für 10,420,623 Pf. Sterling. Die Zettel der Bank von Irland betrugen im Juni 1834 — 3,791,951 Pf. Sterling. — Was *M'Culloch* von dem Maafs- und Gewichtswesen im britischen Reiche beibringt, ist zu wenig von einem allgemeinen Interesse, als dafs wir uns dabei aufhalten sollten. Dagegen gilt das von den Strafsen in demselben nicht, deren Anlegung und Unterhaltung den Charakter recht anschaulich macht, der das Verfahren auszeichnet, welches man in diesem *Staate* in Rücksicht aller, das Wohlsein des Volkes *betreffenden* Angelegenheiten zu beobachten pflegt. Nach dem gemeinen Recht war jedes Kirchspiel verpflichtet, seine Strafsen in gutem Stande zu erhalten; aber diese Verpflichtung war sehr vernachlässigt worden, da man sie Niemand besonders aufgelegt hatte. Daher erschienen das 2te und 3te Statut, unter der Regierung Philipps und der Maria, wodurch festgesetzt wurde, dafs in jedem Kirchspiele von den Einwohnern desselben in einer Versammlung 2 Aufseher gewählt werden sollten, unter deren Aufsicht jeder Einwohner des Kirchspiels jährlich 4 Tage an den Strafsen mit Hand oder Gespann u. s. w. zu arbeiten verpflichtet wäre.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

STATISTIK.

London, b. Knight u. C.: *A statistical account of the British Empire: exhibiting its extent, physical capacities, population, industry, and civil and religious institutions.* By *J. R. M'Culloch* etc.

(*Fortsetzung von Nr.* 212.)

Bis auf diesen Tag ist diese Einrichtung in Rücksicht der Kirchspielstrafsen wesentlich geblieben. Nur die gezwungene Arbeit hat aufgehört, indem die Aufseher berechtigt worden sind, statt ihrer, von den Kirchspielsgenossen Beiträge zu erheben. Nur wenn die Beisteuernden, der Mehrheit nach, es für angemessen finden, können sie auch die nöthigen Fuhren unter sich vertheilen, und werden dann dafür bezahlt. Es dürfen sich auch mehrere Gemeinden des Strafsenbaus wegen vereinigen, und wählen dann einen Districtsaufseher, und wenn der District grofs ist, auch wohl eine mit der Oberaufsicht bekleidete Behörde. Aber weil dies System der Anlegung und Unterhaltung von Strafsen dem fortschreitenden Verkehr nicht angemessen war, so kam unter Karl dem zweiten daneben ein anderes auf, welches einen Strafsenzoll mit der Sorge für die grofsen Landstrafsen, die man *Turnpikes* nannte, verband. Die gewöhnliche Art, diese Strafsen anzulegen, ist die, dafs Bevollmächtigte gewählt werden, welche die Unternehmung leiten, und nicht blos aus den Eigenthümern der an der Strafse oder in ihrer Nähe gelegenen Grundstücke, sondern auch aus der Mitte der wohlhabendsten Pächter und Handelsleute. Ist die Strafse länger, so werden mehrere Commissionen eingesetzt. Die mit der speciellen Ausführung beauftragten Aufseher stehen unter den Bevollmächtigten, und werden von ihnen besoldet. Die Bevollmächtigten können auch auf Grund des Zolls und anderer unter ihrer Controle stehenden Einkünfte, Darlehne aufnehmen, und werden dadurch in den Stand gesetzt, mit Nachdruck zu handeln, aber auch bedeutende Schulden zu machen, wie denn im Jahre 1829, die fliegende Schuld nicht in Anschlag gebracht, die fundirte der Turnpike - Strafsen von England sich auf 5,578,815 Pf. St. belief. Die gesammte Länge dieser Strafsen schlägt der Vf. in England und Wales auf 23,000 englische Meilen an. Auch in Schottland sind die Hauptstrafsen Turnpike - Strafsen, die auf eine ähnliche Weise, wie in England, unterhalten werden, sich aber wegen des in Ueberflufs vorhandenen, zu ihrer Anlegung dienenden Materials, und wegen der gröfseren Geschicklichkeit der schottischen Bevollmächtigten und Aufseher, vor den englischen vortheilhaft auszeichnen sollen. Was die Anlage und Unterhaltung der übrigen Strafsen betrifft, so sind seit 1750 für die meisten schottischen Grafschaften Local - Acte vom Parlament erlassen worden, wodurch man jene Geschäfte besondern Commissionen übergeben hat, deren Mitglieder zugleich bezeichnet sind. — In Irland, wo die Strafsen im Allgemeinen gut angelegt und in gutem Stande seyn sollen, stehen dieselben unter der Aufsicht der grofsen Geschwornen - Gerichte, und werden auf Kosten der einzelnen Baronien, worin sie sich befinden, unterhalten. Die Wege für die Brief - Post bestimmt der General - Postmeister, und die Grafschaften tragen die Kosten. — In der letzten Zeit sind aber auch Strafsen auf öffentliche Kosten angelegt worden, über welche der Rath der öffentlichen Werke die Oberaufsicht führt. — Der Vf. geht von den gewöhnlichen Kunststrafsen zu den mit gelegten Bahnen von Holz oder Eisen über, welche die Engländer *Rail - roads* nennen, und denen sie in der neusten Zeit eine grofse Aufmerksamkeit zugewandt haben. Eiserne Bahn - Wege, oder, wie wir sie kurzweg nennen, Eisenbahnen, wurden bald nach 1797 im Shropshire und verschiedenen Theilen von Süd - Wales angelegt; aber erst, nachdem man die Eisenbahnen zwischen Stockton und Darlington und besonders zwischen Manchester und Liverpool angelegt hatte, bekam das Publicum eine Vorstellung von der grofsen Wichtigkeit derselben; denn die Passagiere legten den Raum von 31 Meilen zwischen den beiden zuletzt genannten Städten in den von Locomotiven gezogenen Fuhrwerken in der Regel in 1½ bis 2 Stunden zurück. Indefs meint *M'Culloch*, so weit man bis jetzt zu urtheilen vermöchte, wären die Eisenbahnen mehr zur Fortschaffung von Personen, als von Gütern, geeignet. Die Kosten des Transports auf der Liverpool - Manchester - Eisenbahn giebt er nach Parnell (*on Roads*) also an: Güter bezahlen von der Tonne für eine Meile 4½ *d* und werden in einer Stunde 8 — 10 Meilen befördert, Personen bezahlen, wenn sie mit derselben Geschwindigkeit fahren, 3 *s.* 6 *d.* für den ganzen Weg, und in der ersten Klasse von Fuhrwerken, und bei einer Geschwindigkeit von 15 — 20 Meilen in der Stunde 7 s. — Die Benutzung jener Strafsen war folgende:

1831 — 445,000	Passagiere	91,000	T. Güter		Steinkohlen
1832 — 357,000	—	126,000	—	60,000	Tonnen
1833 — 386,000	—	156,000	—	80,000	—
1834 — 436,000	—	169,000	—	99,000	—

Ferkel wurden in den beiden letzten Jahren 65,000 bis 70,000, und Schafe 40,000 bis 50,000 Stück fortgeschafft. Die Fortschaffung gröfserer Thiere kam,

kam, wegen der Kostbarkeit, selten vor. In Hinsicht der Kanäle bemerkt unser Vf., dafs lange Zeit in England kein Bedürfnifs gefühlt worden wäre, über die Verbesserung der Flussschifffahrt hinaus zu gehen und dafs nur erst die Unsicherheit derselben zur Anlegung von Kanälen geführt hätte. Der erste wurde angelegt zufolge einer Parlamentsacte vom Jahre 1755; aber der Herzog von Bridgewater und sein berühmter Ingenieur Jacob Brindley gaben dem Kanalwesen einen aufserordentlichen Schwung. Jener Herzog legte einen Kanal von *Worsley* nach *Manchester* an, der sich so vortheilhaft bewies, dafs man bald an gröfsere Unternehmungen der Art dachte. So kamen unter der Autorität des Parlaments eine Menge von Kanälen zu Stande, deren Unternehmer entweder Einzelne oder Gesellschaften waren, und denen gestattet wurde, von der Benutzung der Kanäle einen Zoll zu erheben. In Schottland begann man die Kanalbauten 1768 und hat auch in diesem Theile des Landes allmählig sehr wichtige Unternehmungen zu Stande gebracht. *M'Culloch* hat 70 der vornehmsten britischen Kanäle namhaft gemacht, und bei jedem die Länge angeführt. Zusammen haben danach diese Kanäle eine Länge von 2023½ engl. Meilen. Von den Kanälen in Irland fällt der Vf. kein günstiges Urtheil. Sie sind meist ohne Einsicht angelegt, haben ungeheure Summen gekostet, und mehr den Unternehmern als dem Publicum Vortheil gebracht. In Beziehung auf die britische Schifffahrt heben wir nur einige Zahlen heraus, welche am geeignetsten seyn werden, die Gröfse und Eigenthümlichkeit derselben anzugeben. Im Jahre 1832 besafsen 73 engl. Häfen 14,421 Schiffe von einer Tonnenlast von 1,807,487, und eine Bemannung von 103,849 Köpfen; 29 schottische Häfen 3266 Schiffe von 310,365 Tonnen, mit 22,611 Mann; 15 irische Häfen 1456 Schiffe von 108,128 Tonnen und mit 8228 Mann; die britischen Inseln Jersey, Guernsey und Man 521 Schiffe von 35,880 Tonnen mit 3844 Mann. Rechnet man dazu noch die Schiffe der brit. Colonien, nämlich 4771 von 356,208 Tonnen mit 23,202 Mann; so erhält man überhaupt 24,435 Schiffe von 2,618,068 Tonnen mit 161,734 Mann. 1834 waren diese Zahlen schon wieder auf folgende gestiegen: 25,055 Schiffe von 2,716,100 Tonnen mit 168,061 Mann. In dem Handel zwischen Grofsbritannien und Irland liefen im Jahre 1835 — 122,440 Schiffe aller Art, von 9,874,715 Tonnen ein, und 130,691 von 10,333,249 Tonnen aus. Dagegen war die Zahl der Schiffe, welche im Jahre 1834 von fremden Ländern in britische Häfen einliefen, 19,797, worunter sich 5894 Fremden angehörende befanden. Zusammen waren sie von 3,132,168 Tonnen und mit 172,366 Leuten bemannt. Zu derselben Zeit gingen aus britischen Häfen 19,462 Schiffe von 3,149,152 Tonnen und mit einer Bemannung von 175,333 Leuten. Die Zahl der fremden Schiffe betrug 5823. Die meisten einheimischen Schiffe gingen mit Ausnahme der Inseln Jersey, Guernsey und Man, nach den britischen Colonien in Nordamerika, nach Frankreich und Rufsland, die meisten fremden nach Frankreich. Eben so kamen die meisten einheimischen Schiffe aus denselben Ländern, wohin die meisten einheimischen gingen, und von fremden gleichfalls die meisten aus Frankreich. Den Schlufs der Betrachtung des englischen Gewerbswesens macht eine Zusammenstellung von Zahlen in Rücksicht der mit Handel und Verarbeitung beschäftigten Familien. Wir heben nur die Angabe der Gesammtzahl aller jener Familien heraus. In England und Wales ist sie 1,182,912 und 44,702, in Schottland 207,259 und in Irland 249,359, also im Ganzen 1,684,232. — Die *vierte* Abtheilung seines Werkes hat *M'Culloch* der Darstellung der Verfassung, der Vollziehung und der Rechtspflege von England, den Gemeinde-Corporationen, der Verfassung und Rechtspflege von Schottland und Irland und den religiösen Einrichtungen des ganzen Staates gewidmet. Weil es sich aber hier von Gegenständen handelt, welche das Herausscheiden einzelner Bestandtheile nicht gestatten, und weil dieselben überdies in manchen Werken ausführlich behandelt sind, und in ihrer neuesten Umbildung in den Zeitblättern vorliegen; so würde es unpassend seyn, sich dabei aufzuhalten. Wir machen nur ein Paar Ausnahmen, und zwar die erste in Rücksicht des Abschnittes, welcher von der politischen Lage Irlands seit der Revolution handelt. Hier bemerkt der Vf. zunächst, dafs in dem Jahrhunderte, welches mit dem Vertrage von Limerick schlofs (1691), der ganze Grund und Boden von Irland, mit wenigen unerheblichen Ausnahmen, seine Herren wechselte. Unter Jacob I. wurden mehr als 2,800,000 Acres für der Krone heimgefallen erklärt; während der bürgerlichen Kriege des Protectorats wurden 7,800,000 Acres als verwirkt eingezogen, und unter Wilhelm III. über 1,000,000 Acres, so dafs, da ganz Irland etwas mehr als 12,000,000 Acres enthält, ziemlich das ganze Land confiscirt wurde, und zwar wechselten manche Güter ihre Herren zwei und dreimal. Die Verletzung des Isten Artikels jenes Vertrages, *der den* Katholiken dieselben *religiösen* Privilegien *zusicherte*, welche sie unter Karl II. genossen hatten, folgte jenen Uebeln der Güterconfiscationen, und zog die Auswanderung einer grofsen Zahl von Irländern nach sich. Es ist aus den Militair-Acten zu Paris ausgemittelt worden, dafs von 1691 — 1745 nicht weniger als 450,000 Irländer im französischen Dienste starben. Die katholischen Geistlichen, gehetzt wie wilde Thiere, wurden den andern nachgejagt, mit Ausnahme derjenigen, welche aufs Aeufserste an ihrem Glauben festhielten, und ihre Versammlungen in verfallenen Häusern, in Hütten und Morästen veranstalteten. — Der Theil der katholischen Bevölkerung, welchem die Mittel zur Auswanderung fehlten, oder den die Liebe zur Heimath im Lande festhielt, gab die Hoffnung auf, sich durch Ackerbau eine ehrenvolle und dauernde Unabhängigkeit zu sichern, und legte sich auf die Viehzucht. Die neuen Besitzer des Landes dagegen fanden die gröfsten Schwierigkeiten, denn sie mufsten sich zur Arbeit der katholischen Irländer bedienen. So wurden die Güter, ausgenommen in den nördlichen Grafschaf-

schaften, mit unwissenden, widerstrebenden und deshalb trägen und schwer zu behandelnden Landbauern angefüllt. Dann zeigt *M'Culloch*, durch welche Gesetze man bis zum Jahre 1768 die irischen Katholiken zu beschränken und zu unterdrücken suchte, und meint, dafs der Codex derselben ein System von Verfolgung und Unterdrückung nachwiese, wie es vielleicht in keinem andern Lande von Europa existirt hätte. Armen-Schulen wurden errichtet, um Katholiken zum protestantischen Glauben zu erziehen, die Wollenmanufactur, welche im Süden und Westen des Landes zu Hause war, wurde vom englischen Parlament unterdrückt, und der irische Leinwandhandel, welchen die nördlichen Grafschaften, wo die Protestanten vorherrschten, hauptsächlich trieben, begünstigt. Diese feindseligen Maafsregeln gegen Irland wurden indefs bald gehemmt, und es begann eine günstigere Zeit für das unglückliche Land. Zwei Umstände trugen vornehmlich dazu bei. Der eine war der, dafs der Vicekönig, der früher nur alle 2 Jahr einmal Irland besucht hatte, jetzt seinen dauernden Aufenthalt daselbst nahm, und der andere, der Geist unruhiger Bewegungen in den nordamerikanischen Colonien, welcher auch auf den britischen Inseln neue Vorstellungen erweckte, und zunächst veranlafste, dafs die Bewohner von Irland, weil man die Insel von Truppen entblöfst hatte, zur eigenen Vertheidigung gegen eine feindliche Invasion aufgerufen wurden. Das Volk lernte nun seine Kräfte kennen, und die Regierung von Grofsbritannien wurde geneigter, seine Wünsche zu erfüllen. Der freie Handel wurde ihm bewilligt, und später leistete das Parlament von Grofsbritannien darauf Verzicht, Irland Gesetze zu geben. Die beschränkenden Gesetze gegen die Katholiken in Irland waren schon früher sehr modifizirt worden; ein Hauptgegenstand der Klage des armen Volkes blieb aber, nämlich die hohe Landrente, und der Zehnte, der um so härter gefühlt wurde, als eine geringe Anzahl von Personen diesen von den berechtigten Protestanten zu einem niedrigen Preise erpachtet hatte, und ihn mit der gröfsten Strenge eintrieb, und weil im Jahre 1735 das Parlament das zur Viehzucht bestimmte Land davon ausnahm; denn nun traf er ganz besonders die Besitzer kleiner Kartoffel- und Getreidefelder. Es entstand daher jene Widersetzlichkeit gegen die Erhebung des Zehnten, welche bis auf die neueste Zeit fortgedauert hat. Daneben waren die Wünsche des Volkes auf zwei Punkte gerichtet, auf die gänzliche Aufhebung der die Katholiken beschränkenden Gesetze, und auf die Verbesserung des Parlaments. Sie veranlafsten eine offene Rebellion 1798 und führten zur Vereinigung des irischen mit dem englischen Parlament, wodurch aber die Katholiken immer noch ihre Beschwerden nicht erledigt sahen, und daher die sogenannte katholische Association stifteten, welcher die leidenschaftlichen Protestanten den Braunschweiger Klub entgegensetzten, während diejenigen unter den Anhängern der herrschenden Kirche, welche der katholischen Sache geneigt waren, die Verbindung der Freunde bürgerlicher und religiöser Freiheit stifteten. Den Folgen, welche das Zerfallen des Volkes in drei mächtige Parteien zur Folge hatte, suchte man durch die Emancipation der Katholiken zuvorzukommen; aber weder diese noch die Reform des Unterhauses befriedigte die Irländer ganz. — Ein anderer wichtiger Punkt sind die von der herrschenden Kirche abweichenden Religionsparteien, deren Stärke wir hier lediglich angeben wollen. 1831 zählte man in England und Wales 416 römische Congregationen, 197 presbyterische, 1840 der Independenten, 1201 der Baptisten, 3911 der calvinischen, wesleyanischen und andern Methodisten, und 396 der Quäker. Nehmen wir nun an, dafs die Zahl der Methodisten auf ungefähr 1,200,000 angegeben wird, und dürften wir die Stärke der übrigen Congregationen für eben so grofs, als die der Methodisten betrachten, so würde die Gesammtzahl der Dissenters in England und Wales über 2,442,000 betragen. In Schottland machen die von der presbyterischen Kirche abweichenden Protestanten 745 Congregationen aus, und die Katholiken besitzen 55 oder so viel Kapellen, und da die Presbyterianer 1023 Kirchen haben, so beträgt ihr Uebergewicht nur 223. In Irland war im Jahre 1834 das Verhältnifs der verschiedenen Religionsparteien folgendes: zur Staatskirche gehörten 852,064 Individuen, zur römisch-katholischen 6,427,712, zur presbyterischen 642,356 und zu den übrigen protestantisch dissentirenden Kirchen 21,808. —

Den Schlufs des ganzen Werks bildet der *fünfte* Theil, welcher vermischte Gegenstände enthält, und zwar 1) die Darstellung des Bildungswesens in England, Schottland und Irland; 2) eine kurze aber sehr instructive Auseinandersetzung der Finanzen des britischen Reiches; 3) eine Schilderung der Vertheidigungsmittel des Landes; 4) eine Lebensstatistik, und 5) eine Angabe der Vorsorge für die Armen in den drei vereinten Reichen. — Alle diese Gegenstände sind von einem sehr grofsen Interesse, und sind von dem Vf. mit der Einsicht und Gewissenhaftigkeit behandelt, welche wir in dem Verlaufe aller seiner frühern Untersuchungen fanden. Inzwischen werden wir uns darauf beschränken müssen, einige wenige Angaben hervorzuheben. Dafs die Volksbildung auf ihren verschiedenen Stufen im britischen Reiche dem Deutschen ein Bild von auf das bunteste zusammengesetzten Einrichtungen darbietet, von welchen er geneigt ist, einen sehr geringen Erfolg zu erwarten, ist bekannt. Allein sein ungünstiges Vorurtheil wird gewifs etwas herabgestimmt, wenn er bedenkt, dafs, 1) dieser Charakter des Volksbildungswesens genau mit dem bürgerlichen und öffentlichen Leben des britischen Volks übereinstimmt; 2) die freie Bewegung, welche auch in Rücksicht dieses Gegenstandes den Einzelnen, Gemeinen und Gesellschaften gegeben ist, eine rege Theilnahme dafür unterhält; 3) dafs die Absonderung des Schülers von den Einflüssen des Familienlebens, wie sie in einem grofsen Umfange im britischen Reiche Statt findet, mit vielen Vortheilen verknüpft ist, die im

All-

Allgemeinen gewifs die Nachtheile, die daraus herfliefsen, überwiegen. Von der Theilnahme für das Volksbildungswesen mögen einige Angaben sprechen. — Die Gesellschaft zur Errichtung von sogenannten National-Schulen, welche 1811 incorporirt wurde, hat unter sich an 120,000 Pfund Sterling zusammen gebracht, und an Beiträgen wohlwollender Menschen an 500,000 Pfund Sterling erhalten. Es bestehen aber überhaupt in England und Wales allein 227 Kleinkinderschulen, 6798 Alltagsschulen und 15,816 Sonntagsschulen aus den Fonds von Stiftungen und den subscribirten Summen, während dies von 408 Kleinkinderschulen, 2487 Alltagsschulen und 912 Sonntagsschulen nur zum Theil gilt. *M'Culloch* giebt die Zahl sämmtlicher Elementarschulen in England und Wales für kleine und gröfsere Kinder zu 38,971 mit 1,276,947 Schülern und Schülerinnen und die in den Sonntagsschulen zu 16,828 mit 1,548,890 Schülern und Schülerinnen an, und bemerkt, dafs sich seit 1818 die Zahl der gewöhnlichen Schulen um 19,645 und die der Sonntagsschulen um 11,285 vermehrt habe. Die *gelehrten* Schulen, so wie die beiden englischen Universitäten Oxford und Cambridge haben sich in der neueren Zeit nicht verändert, und sind durch mehrere Beschreibungen auch unter uns ziemlich bekannt. — Das Schulwesen in Schottland ist im Ganzen geordneter, als das englische, und insbesondere sind die schottischen Universitäten ihrem Zwecke weit entsprechender eingerichtet, als die englischen. In den neuesten Zeiten hatten die vier schottischen Universitäten 81 Professoren und über 3400 Studirende, wovon auf Edinburgh 1580 und auf Glasgow 1220 kamen. Indefs hat die Zahl der Studirenden seit den letzten Zeiten sich sehr vermindert; denn 1822 hatte Edinburgh deren 2344, also zwischen 6 bis 700 mehr als jetzt. Schulen giebt es in Schottland überhaupt 4612, die in der Art besucht werden, dafs man annehmen kann, die Zahl der Schüler und Schülerinnen mache $\frac{1}{9}$ der Bevölkerung aus. — Irland ist der Theil des britischen Reichs, um dessen Bildungswesen sich das Parlament in der neueren Zeit vorzugsweise bekümmert hat. Es errichtete mehrere Commissionen zu diesem Zwecke, welche eine Menge von Actenstücken lieferten, woraus eine detaillirte Kenntnifs des Standes der öffentlichen und Privatbildung in Irland gezogen werden kann. Die Anstalten für den Unterricht in diesem Lande bilden aber folgende Klassen: die Collegien (Universitäten), welche die höhere Ausbildung in den Wissenschaften und Sprachen; die classischen Schulen, welche die Vorbereitung für jene; die merkantilischen oder englischen Schulen, wie sich der Vf. ausdrückt, welche keine Kenntnifs der höheren Wissenschaften und der gelehrten Sprachen, und endlich diejenigen, welche den Elementar-Unterricht zum Gegenstande haben. Eine Hauptschwierigkeit hat in Irland immer die Religion gemacht, und es kann das Parlament nicht davon frei gesprochen werden, anfangs einen ganz falschen Weg eingeschlagen zu haben, indem es zwei Gesellschaften, die sich selbst gebildet hatten, je 25,000 und 5 bis 10,000 Pfund Sterling bewilligte, um Volksschulen anzulegen und zu unterhalten, und nicht verhinderte, dafs die eine das Lesen der Bibel, und die andere den Unterricht in der protestantischen Religion in den Schulen einführte, wodurch diese den Katholiken verschlossen wurden. Der Lord-Lieutenant von Irland erhielt aufserdem zu demselben Zwecke 4 bis 5000 Pfund Sterling.

Hernach vereinigte man die drei Summen und übergab sie einer Commission, in welcher der protestantische und katholische Erzbischof von Dublin, und mehrere andere Personen safsen, welche die Krone ernannte. Hierdurch that man einen grofsen Schritt vorwärts. — In der neuesten Zeit gab es in Irland 9657 Alltagsschulen mit 633,946 Schülern und Schülerinnen, so dafs $7\frac{97}{100}$ Procent der Bevölkerung aus Schülern und Schülerinnen besteht.

Die Finanzen des britischen Reiches werden in den öffentlichen *Blättern* immer so ausführlich besprochen, dafs eine kurze Zusammenstellung hier genügen kann. Im Jahre 1834 belief sich die ganze Staatseinnahme auf 50,633,545 Pfd. Sterl. und zwar flossen

		Pfd. Sterl.
aus dem Zoll und der Accise . .	27,589,873 und 8,546,586	
aus dem Stempel	7,163,184	— —
aus der Grund- und Luxus-Steuer .	4,662,345	— —
aus der Postverwaltung . . .	2,209,439	— —
aus den Kron-Ländereien . .	854,981	— —
aus allerlei andern Quellen . .	157,137	— —

Was die Ausgaben betrifft, so betrugen sie in dem genannten Jahre 49,223,114 Pfd. Sterl., und zwar:

das Finanzwesen	2,947,972	Pfd. Sterl.
die Zinsen der Staatsschuld . .	28,494,827	— —
die Civilverwaltung mit der Civilliste	1,571,121	— —
die Rechtspflege	822,427	— —
die auswärtigen Angelegenheiten .	284,907	— —
die Landmacht	6,493,925	— —
die Seemacht	4,503,909	— —
die Artillerie	1,068,223	— —
Prämien	18,345	— —
öffentliche Bauten	340,596	— —
Ausgaben aus den Einkünften der Kronländereien zu ihrer Verbesserung und zu verschiedenen Diensten . . .	274,152	— —
Postverwaltung	702,692	— —
Quarantaine- und Niederlageinrichtungen	110,059	— —
Verschiedene andere Dienste . .	1,594,959	— —

Sehr bedeutend ist die Veränderung der Zahl der öffentlichen Beamten und ihrer Besoldung seit 1815—1835. Im Jahre 1815 zählte man in Grofsbritannien und Irland 27,365 Beamte mit einer Besoldung von 3,763,100 Pfd. Sterling; im Jahre 1835 aber war jene Zahl um 3787 und ihre Besoldung um 976,822 Pfd. Sterl. vermindert. Auffallend ist auch die Verminderung der Nationalschuld, ungeachtet man keine besondern Anstrengungen zu diesem Zwecke gemacht hat. 1817 stieg sie noch auf 840,850,491 Pfd. Sterl. und im Januar 1836 war sie schon auf 787,638,816 Pfd. Sterl. erniedrigt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

STATISTIK.

London, bei Knight u. C.: *A statistical account of the British Empire: exhibiting its extent, physical capacities, population, industry, and civil and religious institutions. By J. R. M'Culloch* etc.

(*Beschluss von Nr. 213.*)

In Hinsicht der bewaffneten Macht mufs die Höhe des Soldes der Officiere sehr auffallend seyn. Wir übergehen den der Garden als weniger wichtig, und bemerken, dafs ein Obrist-Lieutenant der Linie 4500, ein Major 3200, ein Hauptmann 1800, ein Lieutenant 700 und ein Fähnrich 450 Pfd. Sterling erhält. Bei den Füsilieren giebt es noch Seconde-Lieutenants, wovon jeder 500 Pfd. Sterling bekommt.

Die Gesammtzahl der im Jahre 1834 im Dienste des Landheeres stehenden Leute betrug mit Einschlufs von 20,156 Mann, welche in Indien dienten, 108,672 Mann. Viele Officiere stehen aber in der Regel auf Halb-Sold, welcher viel geringer, als der ganze, ist. So standen 5268 von 1836 — 37 auf Halb-Sold. Aufser dem stehenden Heere ist im britischen Reiche nicht nur eine Miliz vorhanden, sondern es giebt auch Freiwillige und eine Yeomanry. Die Miliz wurde durchs Loos gezogen, gestattete aber dem Ausgeloosten einen Stellvertreter zu schicken, stand unter den Lord-Lieutenants, sollte nur in den Grafschaften und bei Landungen auswärtiger Feinde im Lande dienen, wurde aber während des letzten Krieges, da man sie immer unter den Waffen hielt und beliebig im Lande gebrauchte, sehr drückend. 1815 liefs man sie auseinandergehen. Während des letzten Krieges wurden auch grofse Haufen von Freiwilligen zu Fufs und zu Pferde gebildet, welche letztere man Yeomanry nennt. Sie wurden alle Jahr aufgerufen und 3 Wochen exercirt, dienten aber nur in der Heimath und blieben bei ihren gewöhnlichen Geschäften. Die Freiwilligen wurden nach dem Frieden aufgelöset, aber die Yeomanry blieb und machte 1836 — 338 Haufen aus, welche 1155 Officiere und 18,210 Gemeine enthielten und einen öffentlichen Aufwand von etwa 100,000 Pfd. Sterling jährlich verursachten. Kriegsschiffe hatte der Staat im Jahre 1835 gröfsere 218, und kleinere 225 im Dienst, und Seesoldaten 26,500. —

Die Lebens-Statistik übergehen wir, weil sie aus einer zu grofsen Menge von Einzelnheiten zusammengestellt ist, und nur durch die Kenntnifs derselben belehrend wird. — Die Darstellung des Armenwesens und der Fürsorge für die Armen in den 3 vereinigten Reichen ist an sich, besonders aber für unsere Zeit wichtig, in welcher die Masse und Noth der Armen in den meisten europäischen Ländern so viele Federn in Bewegung gesetzt und so manche Versuche hervorgerufen hat. Höchst merkwürdig ist es, dafs man gerade in einem Reiche, in welchem den Einzelnen und Gemeinen ein so grofser freier Spielraum gelassen ist, das Armen-Wesen zu einer allgemeinen Angelegenheit gemacht hat. Aber man scheint gefühlt zu haben, dafs es die Gerechtigkeit verlange, sich mit um so gröfserem Eifer von Seiten des Staats der Armen anzunehmen, je gröfser die Freiheit ist, welche man den Bemittelten gelassen hat, alle Vortheile der Bereicherung für sich in Anspruch zu nehmen. Man hat aber das System der Armen-Unterstützung immer mehr vervollkommt und ausgedehnt. Allein es würde zu weit führen, die Schwierigkeiten aus einander zu setzen, welche die Regierung in der Verfolgung desselben fand, und die Mittel anzugeben, welche sie anwandte, um ihnen zu begegnen. Wir müssen hier auf das Werk selbst verweisen und begnügen uns, nur zu bemerken, dafs die Summe, welche in England und Wales zur Unterstützung der Armen verwandt wurde, vom Jahre 1740 — 1818 von 689,971 Pfd. Sterling auf 7,870,801 Pfd. Sterling stieg und dann mit mancherlei Schwankungen bis 1836 auf 4,717,630 Pfd. Sterling fiel, dafs aber nach dem Preise des Weizens berechnet, das Jahr 1818 tief unter dem Jahre 1836 steht. In Schottland waren 1820 — 44,119 regelmäfsige Arme vorhanden, für welche die Summe von 114,195 Pfd. Sterling verwandt wurde. In Irland sind die Einrichtungen zur Unterstützung der Armen am wenigsten ausgebildet. Das Parlament hat zwar bei seiner letzten Versammlung ein neues durchgreifendes Armen-Gesetz für dasselbe gegeben, aber es soll noch erst zur Ausführung gebracht werden, und war unserm Vf. noch unbekannt, als er sein Werk schrieb. Die Unterstützung der Armen beschränkt sich aber nicht auf die grofsen Mittel, welche das Gesetz anzuwenden befiehlt, sondern hat auch noch ein Paar andere geschaffen, die dem Fremden weniger bekannt sind, weil sie in der Stille wirken; nämlich die freundschaftlichen Gesellschaften und die Sparkassen. Jene beruhen auf dem Principe gegenseitiger Versicherung. Jedes Mitglied giebt einen wöchentlichen, monatlichen oder jährlichen Beitrag, so lange es gesund ist, und erhält von der Gesellschaft eine gewisse Pension oder Unterstützung, wenn es durch Zufall, Krankheit oder Alter unfähig

hig ist, zu arbeiten. | Seit 1793 bis 1832 sind 19,783 solcher Gesellschaften errichtet worden, wovon 16,596 in England, 769 in Wales, 2144 in Schottland und 274 in Irland bestehen. Die Zahl ihrer gegenwärtigen Mitglieder schlägt der Vf. auf 1,200,000 an. — Von den Sparkassen, die jetzt auch in vielen andern Ländern bestehen, bemerken wir nur, dafs am 20sten Novbr. 1834 in England von 434,845 Personen 13,582,102 Pfd. Sterling in den Sparkassen deponirt waren. Von den schottischen Sparkassen ist nichts bekannt gemacht worden. *M' Culloch* sucht den Grund in der zweckmäfsigen Einrichtung der schottischen Banken, welche eigentliche Sparkassen überflüssig macht. — Damit scheiden wir von einem Buche, welches einen um so reicheren Inhalt hat, als von dem Vf. jeder Ueberflufs an Worten vermieden worden ist. Er läfst überall die Sache sprechen. — *n.*

GESCHICHTE.

Berlin, b. Hahn: *Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin.* — *Erster* Theil: *Berlinisches Stadtbuch.* VIII u. 279 S. *Zweiter* Theil: *Berlinische Urkunden* von 1261 bis 1550. Mit drei Kupfertafeln. IV u. 396 S. *Dritter* Theil: *Berlinische Regesten* von 949 bis 1550. Mit drei Kupfertafeln. IV u. 568 S. Herausgegeben von *F. Fidicin*, Registrator der Stadtverordneten-Versammlung in Berlin. 1837. 8. (6 Rthlr.)

Diese historisch-diplomatischen Beiträge gehören gewifs zu den bedeutendsten, welche irgend eine deutsche Stadt für ihre Geschichte bisher erhalten hat. Wirklich hat sich der Vf. durch dieselbe um die Hauptstadt des preufsischen Staates sehr verdient gemacht. Und nicht blos für diese sind sie schätzbar, sondern zum Theil für die ganze *Mark Brandenburg*.

Der Vf. hat zwar einige Vorgänger gehabt, aber bei keinem treffen wir die Vollständigkeit und diplomatische Genauigkeit der Angaben wie bei ihm an. So gaben *Geo. Gf. Küster* und *Joh. Cph. Müller* das *alte* und *neue Berlin* oder vollständige Nachrichten von der Stadt Berlin, deren Erbauern, Lage, Kirchen u. s. w. in vier Abtheilungen in Folio Berlin 1737 — 1769 heraus, welche viele brauchbare Materialien enthalten, aber in Absicht einer genauen Mittheilung der Urkunden viel zu wünschen übrig lassen. Auch *Friedr. Nicolai* lieferte in seiner Beschreibung der königl. Residenzstädte *Berlin* und *Potsdam* viele hierher gehörige schätzbare Beiträge, aber ohne in sorgfältige diplomatische Untersuchungen einzugehen. *König* in seiner historischen Schilderung der Residenz Berlin und *Wilken* in seiner Geschichte Berlins im Berliner genealogischen Kalender für 1820 hatten andere Zwecke als Mittheilung und diplomatische Beschreibung von Urkunden. Und dennoch ist wohl die fehlende, genaue Sammlung derselben ein Hauptgrund, dafs wir noch keine so umständliche und gründliche Geschichte von *Berlin*, wie von andern Städten haben, und wie sie z. B. *von Dreyhaupt* in seiner Beschreibung des Saalkreises insonderheit der Städte *Halle*, *Neumarkt* und *Glaucha*, welche gegenwärtig in Eine Stadt zusammengezogen sind, gegeben hat.

Der Vf. rühmt in der Vorrede das Interesse, welches der *Magistrat* in Berlin und die *Stadtverordneten-Versammlung* an seinem Unternehmen gezeigt haben, welches um desto erfreulicher ist, je seltner man den Sinn dafür findet. Auch hebt er ebendaselbst die freundliche Bereitwilligkeit hervor, mit welcher der geheime Oberregierungsrath und Direktor des königl. geheimen Staats- und Kabinettsarchives Hr. *von Tzschoppe* ihm die Benutzung dieses Archives gestattete, so wie die Willfährigkeit des Hn. geheimen Archivrathes *Höfer*, welcher ihn dabei mit seiner reichen Erfahrung in der ältern Diplomatik unterstützte. Auch das gehört jetzt zu dem Ruhme der preufsischen Regierung, dafs sie wissenschaftlichen Bemühungen selbst durch ihre geheimen Staats- und Kabinettsarchive Vorschub leistet, was sonst gar nicht, oder doch höchst selten geschah.

In der Einleitung handelt der Vf. von den Quellen, welche dem gegenwärtigen Werke zum Grunde liegen. Die wichtigste ist wohl das *Berlinische Stadtbuch*, dessen Abfassung der Vf. nicht unwahrscheinlich in das Jahr 1397 setzt. Es ist auf 126 Pergament- und 27 Papierblätter geschrieben und zerfällt in *sieben* Bücher. Das *erste* enthält ein Verzeichnifs sämmtlicher Einnahmen und der zu zahlenden Besoldungen der Stadt; das *zweite*: Landesherrl. Privilegien und Handfesten oder Statuten des Rathes; das *dritte*: das aus ältern Gesetzbüchern gezogene Schöffenrecht der Stadt Berlin; das *vierte*: das Buch der Uebertretungen genannt, ein Verzeichnifs vorgekommener Uebertretungen; das *fünfte*: Anerkenntnisse und Schuldbriefe für diejenigen, welche Renten von der Stadt erkaufen; das *sechste*: Verpfändung der Zinsgüter; das *siebente*: eine Bürgerrolle.

Die Urschrift hat mancherlei Schicksale gehabt. Sie befand sich früher in der Bibliothek des Ober-Appellations-Gerichtspräsidenten *Ludwig Otto* Edlen *von Plotho*. Wie sie aus dem rathhäusl. Archive in diese gekommen, ist unbekannt. Als die letzte in Halle verauctionirt wurde, kaufte das Manuscript der Kanzler *von Ludwig*, in dessen Bücherauction es ein Buchdrucker zu Halle, Namens *Gebauer* erstand. Man hatte in dessen hinterlassenen Bibliothek nachgesucht, aber es nicht gefunden. Es war also ohne Zweifel durch eine jenem ertheilte Kommission in's Ausland gekommen. Dies hat sich auch in der Folge bestätigt, indem es der Syndicus des *Collegii Seniorum* zu *Bremen J. F. Gildmeister*, wie eine Notiz auf dessen Deckel anzeigt, im J. 1806, ungewifs wo, gekauft hatte. Aus seiner Bibliothek, welche 1815 versteigert wurde, erstand es der Bibliothekar *Rump* in *Bremen* für die Stadtbibliothek. Dieser machte den Doctor und Bibliothekar *Spiker* bei dessen Anwesenheit in Bremen auf das Mscpt. aufmerksam, und

und unter der Mitwirkung dieser beiden Männer schenkte es der Senat von Bremen dem Magistrate zu Berlin im vorigen Jahre.

Von S. 1 bis 268 ist nun dieses *Stadtbuch* abgedruckt und mit einem Register versehen, welches die einzelnen Gegenstände anzeigt, die in jenem vorkommen.

Der *zweite* Theil enthält *Berlinische Urkunden* von 1261 bis 1550. Von dem *ersten* Jahre nämlich ist der älteste bekannte *Verleihungsbrief*. Es stand zwar dem Herausgeber ein reiches Material für die *neuere* Geschichte Berlins zu Gebote, aber er mufste Anstand nehmen, für jetzt weiter vor zu gehen, weil darunter sich Urkunden befinden, welche nur als Bruchstücke gröfserer Verhandlungen betrachtet und noch mit andern, zum Theil noch ungeordneten, und daher unzugänglichen Akten verglichen und nöthigen Falls aus diesen ergänzt werden müssen. Die meisten der in diesem Theile enthaltenen Urkunden sind noch ungedruckt und von den bereits gedruckten sind hier nur diejenigen wieder aufgenommen worden, welche bei der Vergleichung mit den Originalien als unvollständig oder unkorrekt erschienen, oder in bereits selten gewordenen Werken enthalten und daher nicht leicht einzusehen sind.

Ein Register von den Ueberschriften der Urkunden ist nicht beigefügt worden. Der Vf. führt den allerdings gültigen Grund an, weil der *dritte* Theil übersichtliche Regesten sämmtlicher bekannten Berlinischen Urkunden enthalte.

Der *dritte* Theil enthält *Berlinische Regesten* von 949 bis 1550. Der Vf. äufsert sich darüber in der Vorrede also: „Habe ich in dem vorliegenden Theile dieser Beiträge den mir amtlich gewordenen Auftrag, Auszüge aus den Berlinischen Urkunden in Form von Regesten zu liefern, überschritten und der an mich mehrfach ergangenen Aufforderung, das von mir gesammelte Material historisch zusammen zu stellen, zu genügen gesucht, so geschah dies nicht, um eine eigentliche Geschichte von Berlin zu schreiben, vielmehr leitete mich dabei nur die Absicht, den Geschichtsforschern und namentlich denjenigen, welche sich mit der Geschichte von Berlin beschäftigen, jenes Material so übersichtlich zu machen, dafs sie zugleich auch zu beurtheilen im Stande seyn möchten, in wiefern in Archiven und Privatsammlungen etwa für die Geschichte Berlins wichtige Urkunden und Nachrichten noch vorhanden seyn könnten."

Dieser *dritte* Band ist, ohne Zweifel, für die Geschichte Berlins der wichtigste. In der Einleitung wird von den früheren Bewohnern der Gegend Berlins und Cölns und von den Namen beider Städte gehandelt. Es sind hier keine neuen Resultate hervorgegangen, aber das bisher Ermittelte ist genau mitgetheilt und zum Theil auch beurtheilt worden. So stimmt Rec. ganz dem Vf. bei, dafs Berlin nicht von Albrecht dem Bären *gegründet*, sondern von demselben blos erweitert und befestigt worden.

Die *erste* Periode umfafst die Zeit von der Verleihung des Stadtrechts an die Städte Berlin und Cöln bis zur erfolgten Errichtung einer eignen Verwaltung für jede derselben wahrscheinlich von 1232 bis 1307; die *zweite*: von der Verbindung Berlins und Cölns zu einer gemeinschaftlichen Stadtverwaltung bis zur völligen Entwickelung derselben von 1307 bis 1442; die *dritte* Periode: von der Trennung der gemeinschaftlichen Stadtverwaltung Berlins und Cölns bis zum gänzlichen Verfalle des katholischen Gottesdienstes in beiden Städten von 1442 bis 1539.

Unter den Beilagen handelt die *erste* von der Militärverpflichtung der märkischen Städte und die *zweite* enthält Auszüge aus dem alten Berlinischen Bürgerbuche.

Der *zweite Haupttheil* des Buches beschäftigt sich mit *Berlinischen Regesten*. Sie sind zwar nur kurze Auszüge, öfter nur Ueberschriften, aber für den Geschichtsforscher, der sich nach Quellen umsieht, doch sehr anziehend. Bei einigen möchte vielleicht ausgesetzt werden können, dafs sie nicht bedeutend genug sind, um einer Aufnahme gewürdigt zu werden, indessen ist für die Geschichte einer Stadt manches wichtig, was für die Geschichte eines Landes keine Beachtung verdient. Sie sind chronologisch nach Jahren und Tagen geordnet, häufig von dem Vf. mit Anmerkungen versehen und fangen mit dem J. 949 den 1sten Octbr. an. Um dem Leser ein Beispiel von des Vfs. Verfahrungsart zu geben, wählt Ref. sogleich Nr. 2: „Der Kaiser Otto I. schenkt dem Erzstifte Magdeburg allen Honigzehend in den slavischen Gaue Neletici, Siusilli Plonia, Niciti und Sprewä u. s. w. *Dat: V. Cal: Aug: Ind: VIII. regni XXX imp: IV. Actum Walahuson.* Anm.: Die Lage des Gaues *Sprewä* bezeichnet der Kaiser in dieser Urkunde dahin, dafs derselbe an beiden Seiten der Spree belegen sey. *Gercken* in seinem Versuche einer geographischen Nachricht der Mark Brandenburg (*Fragmenta marchica V.* 160) folgert daraus, dafs, weil die Spree in der Lausitz durch die Gaue Budissin und Lusizi geflossen, auch alle Gaue dieser Gegend von *Schöttgen* bereits ermittelt seyen, für den Gau Sprewa keine andere Gegend, als die des heutigen Berlin und Cöpenick übrig bleibe, weil der Gau *Lusizi* noch *Storkow* mit inbegriffen habe, derselbe in dem brandenburgischen Stiftungsbriefe von 949 übrigens auch zwischen den Gauen *Plonia* und *Heveldun* aufgeführt stehe."

Der *dritte* Haupttheil enthält einen Aufsatz über das *Münzwesen der Stadt Berlin*, welcher von Hn. *B. Köhne* herrührt. Er ist mit grofsem Fleifse verfafst und unter dem Texte ist immer auf die Quellen verwiesen. Wirklich kann man ihn als einen bedeutenden Beitrag zur Geschichte des Münzwesens im späteren Mittelalter ansehen. Die ihn begleitenden Abbildungen von Münzen sind deutlich und fein.

Das Ganze wird durch ein sorgfältig gearbeitetes *Orts-*, *Personen-*, *Sach- und Wortregister* über alle drei Theile beschlossen.

STUTT-

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreiches Belgien*, von *Nothomb*. — Nach dem Französischen bearbeitet, mit Anmerkungen und Zugaben von Dr. *Adolph Michaelis*, ordentlichem Professor der Rechte in Tübingen. — Mit einer Karte des Königreichs Belgien. 1836. CIV, 501 u. (Urkundenbuch) 118 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Von allen diplomatischen Verhandlungen der neuesten politischen Aera, worin wir mit der französischen Juli-Revolution von 1830 traten, sind, was Motive und Zweck, ja selbst auch die Resultate anbelangt, keine so vielfältig in Journalen, Flugschriften, sogar in gröfsern publicistischen Werken, der öffentlichen Beurtheilung unterzogen worden, als die Londoner Konferenz-Protokolle, zu denen die belgische Revolution Anlafs gab. Die Konklusionen aber, zu denen die respectiven Publicisten, — in sofern man diese Bezeichnung auf alle diejenigen Schriftsteller ausdehnen will, die sich freilich oft sehr unberufen mit Erörterung staatsrechtlicher Gegenstände befassen, — gelangten, sind zum grofsen Theil keinesweges zu Gunsten dieser Transactionen ausgefallen, indem über dieselben von vielen Seiten her vornehmlich *der* Tadel verhängt wurde, es hätten solche kein befriedigendes Ergebnifs geliefert, weil die Frage, deren Lösung sie beabsichtigten, noch fortwährend in der Schwebe sey. Ref. hat niemals diese Ansicht getheilt; eine aufmerksame Lectüre des vorliegenden Werkes selber könnte ihn daher nur in der Ueberzeugung bestärken, dafs gerade die Londoner Konferenz es war, deren versöhnliche Bestrebungen Europa vor einem allgemeinen Brande bewahrten, und dafs, mufs man auch die Thatsache zugeben, dafs die betreffende Frage bis jetzt noch ihrer definitiven Lösung erharret, dieselbe dennoch durch die Konferenz-Protokolle dahin geführt wurde, dafs jedwede Besorgnifs, es könne daraus ein solcher Brand entstehen, gänzlich in den Hintergrund getreten ist. — Bezweckt nun Hn. *N's* Darstellung, nächst Rechtfertigung der belgischen Revolution vor Europa, vornehmlich die grofsen Verdienste eben dieser Konferenz aufser Zweifel zu setzen; so befähigten ihn zur Ausführung eines solchen Vorhabens ganz besonders seine amtliche Stellung und seine persönlichen Gesinnungen. Derselbe nämlich, obschon erst 25 Jahr alt, ward bald nach dem Ausbruche der Revolution von der provisorischen Regierung zum Mitgliede der Verfassungs-Commission ernannt, die ihn zu ihrem Sekretair wählte. Späterhin, als Repräsentant des Bezirks Arlon in den Nationalkongrefs gesandt, bewies er sich sowohl bei den in dieser Versammlung gepflogenen Verhandlungen, wie auch in der Folge, während seiner Mission bei der Londoner Konferenz, als den Vertreter „des Sicherheit, Ruhe und Frieden begründenden monarchischen Systems." Eben dieselben politischen und staatsrechtlichen Principien leiteten seine Handlungsweise in seiner Stellung als Generalsekretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wozu ihn bereits die Regentschaft ernannte und in welchem Posten ihn König Leopold bestätigte. — Was nun die Motive der Ausarbeitung und Veröffentlichung seines Werkes anbetrifft, — wovon innerhalb drei Jahren bereits drei Auflagen erschienen sind, — so ertheilt uns Hr. *N.* darüber etwa folgende Aufschlüsse: Hätte er, sagt er, auch nicht die Absicht gehabt, seine Schrift herauszugeben, so würde er sich dennoch ihrer Ausarbeitung unterzogen haben, „um sich die Zeit, in der er lebte, klar zu machen und um sich selber die Ueberzeugung zu verschaffen, dafs er seine Pflicht erfüllt und also mit seinem Gewissen in Frieden bleiben" könne. Auch er, führt er fort, habe „seine Tage des Zweifels und der Entmuthigung gehabt und nur dann erst fand er Ruhe und ein festes Vertrauen auf eine glückliche Zukunft, als er die Einsicht in die Bedingungen gewonnen hatte, unter welche das Schicksal Europa's und seines Vaterlandes gestellt war." Erschien nun aber dieses Werk noch vor dem Zeitpunkte, wo die Belgien betreffenden Unterhandlungen ein bestimmtes Resultat lieferten und läfst sich demnach erwarten, dafs die Ereignisse bald über das Buch hinausreichen und dasselbe unvollständig machen werden, so begegnet Hr. *N.* dem Einwande, er habe sich mit dessen Herausgabe übereilt, indem er auf die vielen Schriften über die holländisch-belgische Angelegenheit hinweiset, die inmittelst bereits veröffentlicht wurden und die alle nur bezweckten, die Sache seines Landes in das gehässigste Licht zu stellen. Die meisten dieser Schriften, bemerkt er, habe er gelesen, daraus aber das Gebot einer „Pflicht" entnommen „die er gegen sein Land, seine Freunde und gegen sich *selber* zu erfüllen hätte." Denn, führt er fort, „*man dürfte* schwerlich ein Beispiel von vielfachern und heftigern Angriffen aufweisen können, als die sind, welche gegen die belgische Revolution gemacht wurden, und sie mufs in ihrem Rechte sehr begründet gewesen seyn, da sie sich, trotz eines fast absoluten Stillschweigens von ihrer Seite, in der öffentlichen Meinung hat erhalten können." Nie sei ein Ereignifs auffallender entstellt worden. „Unwissenheit und Hafs haben in Hinsicht auf sie (die Revolution) nichts geachtet." Standen endlich aber auch einige Vertheidiger auf, die ihre Sache von freien Stücken gegen ihre Verleumder in Schutz nahmen, so habe doch keiner dieser Schriftsteller den ganzen Gang dieser Revolution von dem Tage an, wo sie blutig aus den Barrikaden hervortrat, bis auf die neueste Zeit, wo sie von der hohen Diplomatie anerkannt und unter den Schutz des Völkerrechts gestellt wurde, verfolgt und dargestellt. „Diese Lücke wollte der Vf. vorliegender Schrift ausfüllen."

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

GESCHICHTE.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreiches Belgien*, von *Nothomb*. — Nach dem Französischen bearbeitet, mit Bemerkungen und Zugaben von Dr. *Adolph Michaelis* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 214.*)

Es ist eine allerdings auffallende Thatsache, dass die belgische Revolution von vielen derjenigen, welche die Pariser Julitage und deren Erfolge beifällig begrüssten, zu ihrer Zeit häufig getadelt wurden. Nicht minder befremdend aber erscheint es ersten Blicks, dass noch zur gegenwärtigen Stunde eine grosse Macht, welche die durch die Julitage in Frankreich geschaffene neue Ordnung der Dinge anzuerkennen nicht lange beanstandete, das neue belgische Königreich gleichsam nur als einen factischen Eindringling in die grosse europäische Staatenfamilie zu betrachten scheint und sich demnach bis jetzt auch nicht an dem Brüsseler Hofe repräsentiren liess. Wir vermuthen, der Grund davon liege darin, dass die Staatsumkehr Frankreichs durch einen von Monarchen ausgehenden Gewaltstreich, durch eine offenbare Verletzung des von ihnen geleisteten Verfassungseides, sohin durch einen Treubruch gegen die Nation, hervorgerufen ward. Allein das belgische Volk vermag keinen derartigen Beweggrund zur Rechtfertigung seiner Schilderhebung anzuführen. Demnach mag es wohl dem hohen Rechtsgefühl, wonach sich die *heutige* Politik jener Macht ausschliesslich bestimmt, widerstreben, in der Existenz Belgiens, als Staat, in so lange etwas Anderes als ein *Factum* zu gewahren, das nur durch Entzündung einer allgemeinen Kriegsflamme über Europa ungeschehen gemacht werden könnte, bevor dieses *Factum* nicht auch durch Zustimmung der unmittelbar dabei betheiligten Dynastie *rechtlich* sanctionirt wird. — Hr. *N.*, indem er seine Vertheidigung der belgischen Revolution antritt, giebt selber zu, dass sich zu deren Rechtfertigung kein politischer Gewaltstreich nachweisen lasse. „Nein, sagt er, es war keine solche, in einer verhängnissvollen Nacht ausgedachte, Ordonnanz erschienen, welche eine grosse Hauptstadt in Furcht und Schrecken versetzte, und wir Belgier fanden uns beim Erwachen aus dem Morgenschlafe nicht plötzlich und unerwartet in Fesseln gelegt; wohl aber hatte Belgien, seit 1815, unter dem Joche der Eroberung geseufzt, und seine Bevölkerung hatte die Ketten fremdherrischen Regiments während funfzehn Jahren geschüttelt. Dieser Zustand war freilich nicht aus einem *plötzlichen* Machtstreich entstanden; war es aber nicht Folge eines *stetigen*?" In Beantwortung dieser Frage folgt nun eine Aufzählung von Beschwerden, wobei freilich die dem *barreau*, — welchem Hr. *N.* seinem ursprünglichen Berufe nach angehört, — eigenthümliche Redefigur der *Hyperbel* nicht gespart wird. Wir führen einige Beispiele davon an: „Zwei zwischen Frankreich und Deutschland wohnende Völkerschaften standen, seit 1815, bald angreifend, bald sich zurückziehend, bald wieder angreifend, Mann für Mann einander gegenüber. Der einen dieser Völkerschaften war der Tod gedroht; sie aber, in hohem Selbstgefühle, klammerte sich an das Leben, das man ihr streitig machte; sie wollte nicht dulden, dass man sagen könne: vier Millionen tragen die Fesseln von zwei andern Millionen. Sie wollten es nicht, weil nichts dieses Erdulden von Sklaverei rechtfertigen konnte; denn unsere Herren hatten weder das Uebergewicht der Zahl, noch das der geistigen Bildung vor uns voraus, und wer auf Herrschaft Anspruch machen will, muss wenigsten das eine oder das andere haben. — Es war der Kampf einer im Fortschreiten begriffenen Nationalität gegen eine stillstehende; es war das Trachten eines südlichen, eines jungen, von den zeitgemässen Ideen durchdrungenen, der neuen Civilisation zugekehrten Volkes, ein nördliches, veraltetes, und in seinem Ehemals fortlebendes Volk in die gleiche Lage hineinzuziehen .... Die Bildung des Königreichs im Jahr 1815 war nichts Anderes, als die eines Antagonismus; der Untergang war unvermeidlich; ungewiss blos die Zeit der Erfüllung. Belgien hing an Holland, wie eine leibhaftige Revolution. Das Verbrechen und die Strafe waren gleichzeitig in einem Acte gegeben. Die Ursache der Katastrophe von 1830 — dies ist der Climax, — liegt also in der tief begründeten Unvereinbarlichkeit zweier Völkerschaften, zweier *Menschenracen* (!?). Wer da wähnt, dass sie nur das Werk einiger überspannten jungen Leute, einiger fanatischen Priester und einiger unverbesserlichen Republikaner war, dass die Revolution, ohne selbst zu wissen wie, und gleichsam über sich selbst verwundert, eines Morgens da stand, der hat der Belgier 15jährigen Kampf nicht mit angesehen, oder er hat ihn nicht verstanden." — Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, dass uns die von Hn. *N.* angeführten Rechtfertigungsgründe keinesweges zu genügen vermögen. Es ist uns dabei des verstorbenen *Boerne* Witz-

Witzwort eingefallen, der irgendwo, um Staatsumkehr zu rechtfertigen, das vielmehr lächerliche als gefährliche Axiom aufstellt: *damit ein Volk berechtigt sey, seinen Fürsten wegzujagen, wäre es genug, wenn es auch nur Misfallen an seiner Nase fände.*

Was es indessen auch mit der belgischen Revolution und deren Motive für eine Bewandnifs gehabt haben mag, so können wir den Weg nur billigen, den nach vollbrachter That, d. i. nach Beseitigung der „*holländischen Herrschaft*", die Leiter der Staatsgeschäfte einschlugen, zu denen, wie schon erwähnt, Hr. *N.* selber gehörte und deren Bestimmungsgründe er in kurzen aber treffenden Worten angiebt. „Die belgische Revolution, sagt er, befand sich auf zwei Gedankenreihen hingewiesen. In der einen lagen die Fragen: Republik, Vereinigung mit Frankreich, Krieg? In der andern: Monarchie, Unabhängigkeit, Unterhandlungen? Die erste Reihe war feindselig gegen Europa, und es war Europa's Pflicht, ihr seine Zustimmung zu versagen. Die zweite Reihe liefs sich mit den Interessen Europa's vereinbaren and in diese konnte es eingehen." Diese als Friedenssystem, jene als Kriegssystem bezeichnend, macht der Vf. drei Wechselfälle bemerklich, die in jedem dieser Systeme lagen, und die, sich gegenseitig erzeugend, einander zu Corollarien dienten. Die *Republik* nämlich hätte Belgien in ein feindseliges Verhältnifs zu dem ganzen übrigen Europa, sogar zu Frankreich gebracht. „Sie bildete den Uebergang zu einer Einverleibung in eben dieses Frankreich; denn das republikanische Belgien hätte entweder Frankreich in die demagogische Bewegung hinein- und fortgerissen, oder das monarchische Frankreich hätte suchen müssen, das zum verschanzten Lager der Demagogie und daher unhaltbar gewordene Belgien sich ganz oder zum Theil einzuverleiben. — Durch *solche Vereinigung* mit Frankreich, — wäre diese sofort von uns beschlossen worden, — kamen wir in Feindseligkeit mit dem ganzen übrigen Europa. Weigerte Frankreich unsere Annahme, so wurden wir wieder eine Beute Hollands; willigte es ein, so erkaufte es uns um den Preis eines allgemeinen Krieges. — Der *Krieg* gegen Holland konnte zu nichts Anderm führen, als zu einem Angriffe von unserer Seite auf dessen eigne Nationalität, indem wir ihm Theile seines Territoriums, namentlich das nördliche Brabant entrissen hätten; durch das Ueberschreiten der altholländischen Grenzen wandelte sich die Revolution in Eroberung und Propaganda um. — Genau genommen war die Stellung Belgiens gegen Europa keine andere, als die Stellung Frankreichs gegen Europa. Für Frankreich war der Ausdruck des *Friedens*systems der *Status quo* des Territorialbesitzes und die Monarchie; das *Kriegs*system stellte in Aussicht: Gebietsausdehnung, Propaganda und Republik." Im Uebrigen anerkennt der Vf., dafs Belgien seine Rettung vornehmlich der Identität seiner Lage mit der Frankreichs verdanke; denn sein Friedenssystem würde ihm zu nichts gedient haben, wäre nicht eben dieses System auch dem französischen Interesse angemessen gewesen. „Sprach sich Frankreich für Krieg aus, so stand es nicht in unserer Macht, die entgegengesetzte Meinung durchzuführen. Dann war es aber um die Unabhängigkeit Belgiens geschehen."

Wir übergehen füglich, als bekannt, die in dem Werke gelieferte Geschichtserzählung der Begebenheiten, die Unterhandlungen mit einbegriffen, zu deren Beleg demselben ein „*Urkundenbuch*" beigefügt ist, das „die wichtigsten diplomatischen Staatsacten und politischen Documente über die belgisch-holländischen Rechtsverhältnisse" und als „*Anhang*" auch noch „die Verfassungsurkunde des Königreichs Belgien vom 25. Februar 1831" enthält. Mehr Interesse dürfte es dagegen gewähren, Hn. *N.* über die Staatseinrichtungen zu vernehmen, die sich Belgien „im Gefühle nationaler Einheit" gegeben hat. „Es tritt, belehrt uns der Vf. in fraglicher Beziehung, nicht mit leeren Händen in den grofsen Verein der Völker Europa's, sondern es bringt die Verfassung, die es sich gab, als Einlage in den Gesellschaftsfonds mit. Unter den verfassunggebenden Versammlungen die jüngste, hat der belgische Kongrefs keine derselben sich sklavisch zum Vorbilde genommen, indem er kühn genug war, die religiöse Gemeinschaft von der bürgerlichen zu unterscheiden, weder eine Religion des Staats, noch eine der Mehrheit ihrer Bekenner anzuerkennen, durch diese Unterscheidung und absolute Trennung aber sowohl den verschiedenen kirchlichen Confessionen, als dem Staate selbst, die vollste Unabhängigkeit zurückzugeben, und so die Rechte der Minderzahl anzuerkennen und zu sichern. Mit gleicher Kühnheit sprach er der bürgerlichen Gesellschaft alle Freiheiten zu, welche nur immer der vollkommenste republikanische Staat ertragen möchte, indem er zugleich die Bürgschaften bewahrte, welche die erbliche Monarchie giebt und fordert. Er wollte den religiösen Streitigkeiten und den politischen ein Ziel setzen; jenen dadurch, dafs er sie dem Einflusse der Regierungsgewalt entzog; diesen dadurch, dafs er von der Republik alle Freiheit und von der Monarchie alle Bürgschaften, die sie gewährt, entlehnte. Aber der Kongrefs trat auch nicht in dem Grade als Neuerer auf, dafs er, wie der Nationalkonvent, über sein Werk hätte einen Schleier ziehen müssen. Dieses sein Werk hat jetzt (1834) schon länger gedauert, als das der konstituirenden Versammlung, welches allein die Vergleichung mit dem des Kongresses aushält. Bestände die Verfassung von 1831 nicht wirklich, so dürfte man sie für eine Unmöglichkeit halten. So aber kann man sagen, dafs die belgische Revolution, wenn sie auch im Sturme untergegangen wäre, dennoch nicht spurlos geblieben seyn würde, da sie sich selber in dieser Verfassung ein Denkmal gesetzt gehabt hätte, die, weit davon entfernt ein Plagiat zu seyn, in späterer Zeit vielleicht einem glücklichern Volke, als das belgische gewesen wäre, zum Muster hätte dienen können." — Wir irren wohl nicht, wenn wir Hn. *N.*'s Werk aus dem Ge-

Gesichtspunkte einer *Rede für das Haus* betrachten; sehen wir nun, wie er die *belgische Nationalität* selbst gegen die Evidenz historischer Thatsachen in Schutz nimmt. „Wenn uns die Geschichte, sagt er, seit länger als zwei Jahrhunderten die Belgier immer im Gefolge eines andern Volks zeigt, so war dieses Verhältnifs *nie* das Werk ihrer eignen Wahl; der Beweis davon liegt darin, dafs sie unter jeder fremden Herrschaft immer sich selber gleich blieben. Spanien konnte sie nie zu Spaniern, Oesterreich nie zu Oesterreichern, Holland nie zu Holländern machen. Sie empörten sich im 16ten Jahrhundert gegen Spanien, im 18ten gegen Oesterreich, im 19ten gegen Holland. Besäfse das belgische Volk, wie man behauptet, in sich kein Element der Selbstständigkeit, wie käme es denn, dafs es so viele Unfälle immer überlebte? Wenn es keinen eigenthümlichen Volksgeist hätte, warum hätte es nie einen fremden sich aneignen mögen? Selbst von Frankreich, dessen zwanzigjährige Oberherrschaft nur auf Eroberung beruhete, hat es nichts wissen wollen. Es verstummte vor der Macht Napoleon's, wie es vor der Ludwigs XIV. verstummt war und liefs sie blos über sich ergehen. Vor seinen Augen wurden allerlei Fahnen entfaltet, und es waren glänzende darunter, auf welchen der Ruhm von Jahrhunderten ruhete, aber es stellte sich unter keine dieser Fahnen, sondern es schuf sich seine eigne." — Hr. *N.* fühlt es wohl, dafs die so eben angeführten und andere ähnliche von ihm beigebrachten Argumente, möchten sie auch genügen, um darauf Belgiens Beruf zur Nationalität und *politischen* Selbstständigkeit zu begründen, doch nicht hinreichen können, um die Mittel und Wege zu rechtfertigen, die es einschlug, um zu diesem Resultate zu gelangen. Er versucht es daher weiter noch, nicht blos mit der Apologie der Revolution selber, deren Unabweislichkeit er darzulegen sich bemühet, sondern sogar mit einer comparativen Lobpreisung ihres Ausganges, dem, nach seinen Konclusionen, Europa gewissermaafsen verdankt, vor einem allgemeinen Brande bewahrt geblieben zu seyn. Er resumirt sich darüber etwa, wie folgt: „Die Revolutionen endigen entweder mit Armeebülletins oder mit diplomatischen Protokollen. Sind jene bewunderungswürdig und diese lächerlich, so kosten diese letztern der Menschheit doch am wenigsten. Die Diplomatie kam einer Wiederholung der blutigen Ereignisse, welche die Revolution von 1789 herbeiführte, zuvor; sie beschleunigte und milderte eine Krisis, die nicht in dem Willen der Menschen, sondern in der Gewalt der Dinge lag, und so unvermeidlich war, dafs, wäre auch das Königreich der Niederlande unerschüttert geblieben, die Bewegung von Frankreich aus sich nichts desto weniger dem ganzen europäischen Welttheile mitgetheilt haben würde. Unmittelbar nach der Julius-Revolution, und ehe noch die Kabinette sich über die Folgen dieser Katastrophe hatten beruhigen können, war uns eine jener Fragen vorgelegt, von deren Beantwortung gewöhnlich das Schicksal der Nationen abhängt. Wir befanden uns nämlich in der Alternative: entweder mit der neuen Revolution gemeinschaftliche Sache, oder uns darauf gefafst zu machen, sie bekämpfen zu müssen; und entweder dem Kampfe der nordischen Mächte gegen diese Revolution, oder uns, dadurch dafs wir selbst eine Revolution machten, dem Kampfe Frankreichs für seine Revolution anzuschliessen. Nur zwischen beiden Wegen hatten wir im August 1830 die Wahl (?). Wir entschieden uns für den schönsten und edelsten (*sic!*). Dadurch, dafs wir das Königreich der Vereinigten Niederlande auflösten, trugen wir nicht wenig dazu bei, das Uebergewicht des Nordens zu schwächen. Ein zweites, aber glücklicheres Polen, warf Belgien zwischen Frankreich und diejenigen, die versucht seyn mochten dieses anzugreifen, eine neue Revolution." — Wir wollen mit Hn. *N.* über diese panegyristische Behauptung nicht polemisiren. In einer *Rede fürs Haus*, wie wir bereits seine Schrift benannten, von einem der Hauptacteurs der belgischen Staatsumkehr gesprochen, mag dieselbe immerhin an ihrem Platze seyn. Allein so viel müssen wir doch im Vorbeigehen bemerken, dafs, wollen wir nicht vorzugsweise oder ausschliefslich die Ursache der Aufrechthaltung des allgemeinen europäischen Friedens in den Gesinnungen der grofsen Monarchen finden, der Ausbruch der polnischen Insurrection, verfehlte solche auch ihren Zweck, daran bei weitem mehr Theil hatte, als die hier so sehr gepriesene Katastrophe. Wir beziehen uns deshalb auf mehrere, zu jener verhängnifsvollen Epoche zwar nicht auf amtlichen Wegen, aber doch durch Zeitungsberichte, die einige Beachtung verdienen, bekannt gewordene Näherumstände, wie namentlich auf die Motive, die man hier nach der Anwesenheit eines berühmten fremden Heerführers zu Berlin unterstellte. Was es indessen auch für eine Bewandnifs damit gehabt haben mag, so ist es keine blofse Hypothese, dafs der Beistand, der aus dem Beitritte Belgiens der revolutionairen Partei erwachsen seyn würde, nicht mächtig genug gewesen wäre, um bei einem etwaigen Kampfe den Ausschlag zu geben, ja auch nur bei Abwägung der gegenseitigen Kräfte sonderlich in Betracht gezogen zu werden. Andern Theils aber ist es evident, dafs der Abfall Belgiens vom Hause Oranien, war wirklich der Gedanke irgendwo aufgetaucht, eine Restauration mit Waffengewalt herbeizuführen, diesen Gedanken vielmehr zur Ausführung reifen, als denselben aufzugeben, veranlassen konnte.

Wir lassen füglich unerörtert, ob und wie weit der Vf. Recht haben mag, wenn er die Garantien für die Dauer von Belgiens Unabhängigkeit vornehmlich in dem Interesse Europa's gewahrt, dafs sich Frankreich nicht bis an den Rhein ausdehne. Nur flüchtig bemerken wollen wir, dafs ebenfalls in dem Betreff Hr. *N.* die politische Bedeutsamkeit seines Landes uns etwas zu hoch anzuschlagen scheint, indem, sollte dasselbe auch aufhören, als unabhängiger Staat zu bestehen, Europa und namentlich Deutschland

land Mittel genug in Händen hat, um etwa von Seiten Frankreichs versuchten Uebergriffen auf das Wirksamste zu begegnen und solche zurück zu weisen, Belgiens Beruf aber Deutschlands oder Hollands Grenzwächter zu seyn, mindestens bezweifelt werden mag. — Dagegen können wir der ermahnenden Anrede, die auf den letzten Seiten des Werkes der Vf. an das belgische Volk richtet, auf dafs es sich seiner politischen Freiheit würdig zu erweisen suche, unsere Beistimmung nicht versagen. Hier legt Hr. *N.* wahrhaft conservative Gesinnungen zu Tage, indem er sich zugleich als echten Patrioten bewährt. Einige dieser Anrede entlehnte Stellen mögen unsern Bericht schliefsen: „Belgiens Sache, heifst es daselbst, ist jetzt eine rein innere Aufgabe geworden, so dafs unser Schicksal in unserer eignen Mitte sich entscheiden wird. Europa gestattet uns den Versuch, ob wir der Unabhängigkeit gewachsen seyen. Dieser Versuch kann uns zu einem unzerstörbaren Resultate führen. Aufgabe ist die Führung des Beweises, dafs wir uns selber zu regieren verstehen .... Belgien darf sich nicht in leeren Debatten über jene veralteten, für sein wahres Wohl bedeutungslosen Fragen verirren, die schon bei den ersten Anfängen der Staaten dem menschlichen Geiste zur Uebung vorlagen .... Die durch die Revolution von 1830 begründete Ordnung der Dinge mufs in der Ueberzeugung des Volks als eine vollständige und unveränderliche betrachtet werden. Mehr oder weniger wollen, als diese, darüber hinausgehen oder hinter ihr zurückbleiben, heifst unsern politischen Zustand gefährden, der keine Theorie seyn darf, sondern eine Thatsache seyn mufs. Eine Verfassung, welche einer Abänderung in ihren wesentlichen Bestimmungen von einem Tage zum andern ausgesetzt bleibt, ist keine Verfassung, und ein Volk, das täglich daran ist, die Grundlagen seiner Regierungsweise zu wechseln, ist kein Volk mehr. Sein Daseyn wäre noch zufälliger als das der wandernden Stämme in der Wüste .... Die revolutionaire Periode konnte nur einen Uebergang bilden und mufste durch die Promulgation der Verfassungsurkunden und die Einsetzung des Königthums abgeschlossen werden .... Das revolutionaire Princip gleicht, als constituirendes Princip, jenem Gesetzgeber im Alterthume, der sich aus dem Vaterlande, nachdem er diesem Gesetze gegeben, freiwillig in unbekannte Länder verbannte, um seinen Gesetzen Dauer zu verschaffen. — *Mifstrauet daher den vorgeblichen Aposteln des beständigen Fortschreitens*, die, vom Eigenthum bis zum Königthum, kein Recht anerkennen und so die Verhältnisse des Familienlebens, wie die des bürgerlichen Lebens, zweifelhaft und unsicher machen .... Lassen wir den einzelnen Menschen seinen Veränderungstrieb, seine Vorstellungen von unbegrenzter Vervollkommnungsfähigkeit, seine Bestrebungen und seine Zweifel; so beweglich er aber auch als Einzelwesen seyn und bleiben mag, schliefsen wir ihn nur ja in eine Gesellschaft ein, die, fast unbeweglich, und langsam vorschreitet und durch ihre Basis schon an gewisse Principien von Ordnung, Freiheit und Eigenthum gebunden und mit ihnen verschmolzen ist..."

Was nun endlich Hn. *N.*'s Bearbeitung anbetrifft, so ist dieselbe im Ganzen genommen belobenswerth. Die Anmerkungen aber, die er dem Texte nicht selten beifügt, verdienen als eine wahre Bereicherung des Werks bezeichnet zu werden.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, königl. Druckerei: *Collection orientale.* Manuscrits de la Bibliothèque royale publiés et traduits par ordre du roi:

mit dem besondern Titel:

Histoire des Mongols de la Perse écrite en Persan par *Raschideddin*, publiée et traduite par *E. Quatremère.* Tom. I. 1837. (Preis 90 Fr.)

Nachdem schon Napoleon im Jahr 1813 ein Decret gegeben, dafs in der kaiserlichen Druckerei zu Paris orientalische Werke auf Staatskosten gedruckt werden sollten, entwarf im J. 1816 der berühmte Saint-Martin den grofsartigen Plan, in der Weise der grofsen Sammlung der byzantinischen Schriftsteller alle habhafte orientalische Geschichtsquellen in Text und Uebersetzung erscheinen zu lassen. Das damalige Ministerium acceptirte den Plan, und eine zu dem Behuf zusammengetretene Commission decretirte vorerst den Druck von fünf Werken, nämlich der Geschichte der Mongolen von Reschideddin, herauszugeben von Etienne Quatremère, Meidani's arabische Sprichwörter von demselben, Firdusi's Schahname von Mohl, Wachtang's georgisches Gesetzbuch von Brosset und Bhagavat Purana von Burnouf. Die langwierigen Vorbereitungen zogen sich bis zum Jahr 1830 hin. Erst 1833 wurde die Sache wieder aufgenommen und die früheren Beschlüsse bestätigt. Die Werke werden mit äufserster Pracht gedruckt, namentlich ist das Schahname bereits angefangen, und von Reschideddin's Geschichte der Mongolen der *erste* Band im verflossenen Sommer erschienen. Dieser Band enthält die Vorrede und die Geschichte Hulagu's, Text, Uebersetzung und Noten, aufserdem in der französisch geschriebenen Einleitung die Biographie Reschideddin's und eine Kritik seiner Werke. Das Aeufsere ist prachtvoll, der Titel und jede Seite mit geschmackvollen Arabesken geziert. Dafs die Bearbeitung tüchtig ist, dafür bürgt schon der Name des Herausgebers.

Wir wollten nicht anstehen, diese kurze Notiz von dem Beginn des colossalen Unternehmens vorläufig unsern Lesern mitzutheilen, bis wir Gelegenheit finden, den erschienenen Band näher zu prüfen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Kollmann: *Memoiren des Friedensfürsten, — Don Manuel Godoy — Herzogs von Alcudia* u. s. w. — Unter den Augen des Fürsten nach dem spanischen Manuscript ins Französische übersetzt von *J. G. d'Esmenard*, Obristlieutenant des Generalstabes. Aus dem Französischen von Dr. *A. Diezmann*. (Vollständig in 4 Bänden mit 6 Portraits.) 1836. *Erster* Band. VI u. 473 S. *Zweiter* Bd. VI u. 442 S. 1837. *Dritter* Bd. VI u. 424 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der Friedensfürst gehört zu denjenigen historischen Personen, von denen seither fast nur Schlimmes gesagt werden ist. Der *Biographie des Contemporains* und anderer früherer Schriften nicht zu erwähnen, wo über diesen seiner Zeit, d. i. sechszehn Jahre lang, mächtigsten Mann in Spanien der Stab gebrochen wird, spricht auch Graf *v. Torreno* in seinem kürzlich erschienenen Werke — *Histoire du Soulevement, de la Guerre et de la Révolution d'Espagne*, — von ihm mit dem nämlichen Abscheu, der zur Epoche des spanischen Aufstandes, 1808, die ganze Nation gegen ihn erfüllte. Huldigt nun auch Ref. keineswegs dem Axiom, dafs die Volkes-Stimme Gottes Stimme sey und ist derselbe vielmehr geneigt, das Tribunal der allgemeinen Meinung in manchen Einzelfällen zu perhorresciren; so giebt er doch zu, dafs das von dieser über *D. Godoy* verhängte Urtheil keineswegs darin allein sein Motiv haben kann, dafs derselbe ein Emporkömmling, ein Günstling der spanischen Monarchen war und dafs er vornehmlich durch sein rasches Aufsteigen Neid und Gehässigkeit gegen sich hervorrief. Was aber den so eben angeführten Geschichtschreiber anbetrifft, so ermangeln die von ihm gegen den Friedensfürsten erhobenen Anklagen wenigstens der erforderlichen urkundlichen Begründung und sind daher nur fast als der Wiederhall jener Volksstimme zu würdigen, der man in Spanien vielleicht noch mehr, als in jedem andern Lande mifstrauen mufs, da sich dort die Massen, bei aller ihrer nationalen Gravität, doch noch leichter und heftiger, wie sonst wo, von Leidenschaftlichkeit verblenden und für oder wider einen Gegenstand hinreifsen lassen. Auch ist in der That die Abfertigung des nämlichen Geschichtschreibers keineswegs der schwächste Theil der vorliegenden Memoiren, in sofern wir solche aus dem Gesichtspunkte einer Selbstvertheidigung zu betrachten haben. Ihm nämlich erwiedert der Friedensfürst auf die Beschuldigung, er habe Spaniens Nationalunabhängigkeit durch allzugrofse Nachgiebigkeit verscherzt, die nicht blos in natürlicher Charakterschwäche ihren Grund gehabt, mit vielem Rechte, dafs es, wie er wohl selbst erfahren, eben keine leichte Sache sey, gegen den Wind und die Strömung zu schiffen; viel leichter sey es, denjenigen zu tadeln, der das vom Sturme gepeitschte Schiff leiten soll. „Der Graf *von Torreno*, fährt er fort, der zur Gewalt unter Umständen gelangte, welche von denen ganz verschieden waren, die das Geschick mir zugetheilt, hatte das Glück, zu gleicher Zeit sich auf das Bündnifs und die Freundschaft Englands und Frankreichs stützen zu können; nichts desto weniger litt er förmlich Schiffbruch und mufste das Steuer mitten unter den Vorwürfen und Schmähungen verlassen, die ihm aus Spanien und ganz Europa von allen Seiten entgegen klangen. Dennoch stellt er sich jetzt zu meinen Verleumdern und Feinden! Ohne die Menschen, die Zeit und die Thatsachen zu berücksichtigen, richtet er mich mit der affectirten Strenge eines Cato; er durchsucht mein Privatleben (er, *Torreno!*) und bringt mit einer erheuchelten Wärme moralische Gemeinplätze vor, die eines Dorfpastors würdig sind, welcher die Einfalt seiner Zuhörer kennt."

Wollen wir nun auch, mit Bezugnahme auf vorstehende Andeutungen, nicht in Abrede stellen, dafs dem Friedensfürsten in manchen Stücken zu nahe getreten wird, so zeugt doch die Notorität vieler Thatsachen allzusehr *wider* ihn, um dafs uns die Lectüre seiner Memoiren die Ueberzeugung hätte geben können, die gegen ihn von so vielen Schriftstellern erhobenen Beschuldigungen seyen, wie er darin behauptet, blofse Verleumdungen. Diese Beschuldigungen, fassen wir solche unter zwei Hauptrubriken zusammen, betreffen seine innere Verwaltung und seine äufsere Politik: hinsichtlich der Erstern wird ihm jedwede Befähigung abgesprochen und dabei zur thatsächlichen Beweisführung auf den Zustand der Erschöpfung Spaniens zu Anfang dieses Jahrhunderts hingewiesen; was aber Letztere anbelangt, so giebt das von *D. Godoy* befolgte System Anlafs, die Moralität seines Charakters mehr als blos zu verdächtigen, indem dieses System der, mindestens sehr scheinbarlich begründeten, Anklage Vorschub leistet, er habe sein Vaterland an Frankreich, namentlich an Napoleon verkauft. Da nun dieser Punkt wohl der erheblichste ist, so wollen wir auch über ihn zuerst unsern Memoirenschreiber vernehmen. „Gleich nachdem Carl's IV. Thron gestürzt, erzählt

ns, und Spanien der Gnade und Ungnade Napo-n's überliefert war, beeilten sich diejenigen, wel- das Unglück herbeigeführt hatten, die Schuld f mich zu werfen. „*Er hat sein Vaterland ver-uft*," sagten sie mit unbegreiflich kecker Stirn.... er gegen mich aufgeregte Unwille ging bis zur Nuth; mein Name wurde beschimpft und die Verbannung erstreckte sich über alle die Meinigen. Viele treue Diener der Monarchie wurden durch die irre geleitete Volksmasse ermordet; einige bestanden grofse Gefahren; andere stellten sich aus feiger Furcht, als erklärten sie sich gegen mich und zwangen sich sogar zu beweisen, dafs sie immer meine Feinde gewesen seyen. So verlor ich theils durch Verleumdung, theils durch die Furcht jede Art von Stütze. Niemand wagte seine Stimme zu meiner Vertheidigung zu erheben und die wüthende Menge würde auch durch nichts haben entwaffnet werden können, da sie fest überzeugt war, ich, ich allein sey Schuld an dem Verrathe, welcher Spanien den Franzosen überlieferte. Es gab indessen einige Personen, oder es hätten sich deren finden sollen, welche bei dem Volke beliebt und über jeden Verdacht erhaben waren; diese hätten sich bemühen sollen, die Gemüther zu beruhigen, aufzuklären, wenigstens das Feuer nicht anzuschüren und nicht gegen ihre eigne Ueberzeugung zu sprechen und zu schreiben...." Unter diesen Personen wird besonders der Graf *von Florida-Blanca* namhaft gemacht, welcher Präsident der Centralregierungsjunta war, die 1808 jenes Manifest erliefs, worin *D. Godoy* der *ehrlose Urheber* des bekannten Vertrags von *San-Ildefonso* (1796) genannt, der dadurch zwischen Spanien und der französischen Republik abgeschlossenen Allianz aber alle die *endlosen Uebel* zugeschrieben werden, die in der Folge über dasselbe kamen. Von diesem Staatsmanne so behandelt worden zu seyn, kränkt den Friedensfürsten um so mehr, da sie sich früher nie gegenseitig angefeindet, *Florida-Blanca* ihn sogar mit Zeichen seiner Theilnahme überhäuft und ihm mehr als einmal über die Erfolge seiner Verwaltung Glück gewünscht habe, was freilich nur ein Tribut der Dankbarkeit gewesen, da eine der ersten Handlungen *D. Godoy's* nach seinem Eintritte in das Ministerium die war, den Grafen aus der Verbannung zurückzurufen und ihm seine Güter und Würden zurückzugeben. Was den vorerwähnten Vorwurf anbetrifft, so giebt ihn der Vf. zurück, weil *Florida-Blanca* es war, der während seines Ministeriums Spanien bestimmte an dem nordamerikanischen Kriege Theil zu nehmen, und somit „den *Aufstand der Völker* gegen ihre legitimen Herrscher zu heiligen." Nicht viel besser als *Florida-Blanca* kommt Graf *Aranda*, *D. Godoy's* unmittelbarer Vorgänger im Amte, weg; „er patschte, heifst es von ihm, in dem Geleise weiter, das der andere im Kothe ausgefahren hatte." Sich hierauf selbst eine Lobrede haltend, sagt er: „Spanien stiefs einen Angstschrei aus. *Ich*, ein junger Mann — *Don Godoy* war 28 Jahr, als er 1792 an die Spitze der Staatsgeschäfte berufen wurde, — ein noch nicht erprobter Soldat, der ich nichts als Vaterlandsliebe und Eifer besafs, aber stolz war auf das hohe Vertrauen, das mir geschenkt wurde, wagte die Last aufzuheben, welche die beiden berühmten Greise hatten zu Boden fallen lassen; *ich* glaubte berufen zu seyn, den König und das Vaterland zu retten. Ganz Europa griff zu den Waffen und Spanien hielt tapfer aus auf dem Felde der Ehre, war oftmals siegreich, bisweilen besiegt, aber immer seiner selbst würdig, fand seinen ehemaligen Kriegsruhm wieder und behielt seine Unabhängigkeit. Als die Zeit gekommen war, wurde ein ehrenvoller Friede geschlossen; die Geissel der Revolution überschritt das spanische Gebiet nicht...." Mit nicht mindrer Selbstgefälligkeit werden die Vortheile aufgezählt, die der nicht blos im vorbefragten Manifeste gebrandmarkte, sondern noch von mehrern Schriftstellern, wie beispielsweise *de Pradt* und General *Foy*, angefochtene Vertrag von *San-Ildefonso* Spanien gebracht habe. Diesem Vertrage allein, wird unter Anderm behauptet, habe es Spanien zu verdanken, dafs ihm seine amerikanischen Gebiete erhalten blieben, deren Verlust ganz gewifs gewesen wäre, hätte dasselbe in der Alternative, worin es England versetzt, den Krieg mit der französischen Republik der Allianz vorgezogen. Englands Plan nämlich sey schon damals gewesen, dort die Emancipation hervorzurufen; Spanien aber, in einem Vernichtungskriege mit Frankreich begriffen, hätte nicht vermocht, diesen Plan zu vereiteln. „Dies wurde mir bis zur Evidenz durch das Benehmen des englischen Ministeriums gegen uns in dem dreijährigen Kriege bewiesen, den wir gegen die Republik führten.... Mein Portefeuille war von Documenten, Berichten und officiellen Eingaben aller Vicekönige gefüllt. Geheime, schändliche Intriguen wiegelten jene fernen Gebiete auf; man verbreitete daselbst schlau beunruhigende Nachrichten, Pläne, Empörungs- und *Trennungs*entwürfe...." Da indessen die vielbefragte Allianz England nöthigte, einen Theil seiner Streitkräfte auf die Vertheidigung seiner Besitzungen und selbst seines eignen Bodens zu verwenden, so wurde das spanische Amerika im Frieden erhalten und unberührt unter den Gesetzen des Mutterlandes bewahrt. „Will man sagen, dies sey ein *Wunder*, ein Werk des Zufalls gewesen? Nun dieses Wunder währte zwölf Jahre....und *ich* hatte dieses Wunder vorhergesehen! Das Resultat rechtfertigte blos die Berechnung und die Weisheit des Cabinets, dem *ich* vorstand." — Habe nun auch der Handel, fährt unser Selbst-Lobredner fort, durch den Bruch mit England gelitten, so sey doch dieser Schaden im Verhältnifs zu dem, was andere Staaten leiden mufsten, die sich durch eben diese Macht hatten bethören lassen, weiter zu gehen, als sie sollten, noch leicht gewesen. „Spanien fand eine gewisse Entschädigung in der Nationaltugend und in der väterlichen Sorgfalt der Regierung, welche unerwartete Hülfsquellen hervorrief. Tretz allen Unfällen des Krieges verliefsen die seit langer Zeit auf-

ge-

gehäuften Reichthümer die Keller, wo sie von dem Mifstrauen oder der Unwissenheit vergraben gehalten wurden. Der *Verkauf der Güter der todten Hand* begünstigte die Circulation des Geldes; der Ackerbau wurde ermuthigt.... Der Schmuggelhandel nahm merklich ab. Die begünstigte Aufklärung machte bedeutende Fortschritte; die durch die Industrie angeregte Volksmasse gewann Geschmack an der Arbeit. Die Redlichkeit, die Treue der Regierung, die patriotische Aufopferung des Handelsstandes belebten den Credit; die Thätigkeit unserer Werfte ermuthigte die Production, und alle diese Vortheile ersetzten zum grofsen Theil die Uebel des Krieges, welche überdies unsere Kräfte nicht überstiegen. Jedem war wenigstens sein Eigenthum gesichert, der Glaube blieb von jedem Angriffe frei, der häusliche Heerd wurde nicht beschimpft unter dem wohlwollenden Schutze und in Folge der weisen Politik des vortrefflichen Königs Carls IV."

Das von *D. Godoy* im *Innern* befolgte System war, seiner Versicherung nach, ein nicht unwürdiges Corollarium zu seiner äufsern Politik. Dürfen wir aber seiner davon entworfenen Darstellung, so wie dem, was er uns über die Resultate berichtet, die er damit erzielte, unbedingtem Glauben schenken; so müssen wir nicht blos die hohe Klugheit gepaart mit Mäfsigung, die er dadurch zu Tage legte, anerkennen, sondern noch über die mannichfaltigen Kenntnisse erstaunen, die ihm, wenn schon ausschliefslich zum Soldatenstande erzogen, im weiten Bereiche der Staatsverwaltung beiwohnten. — Europa's Throne waren zu der Epoche, wo *D. Godoy* vom Garde-Officier zum Premier-Minister erhoben wurde, durch die revolutionaire Seuche bedroht. Gleichwohl ergriff er, um Spanien dagegen zu bewahren, keine aufserordentlichen Vorsichtsmaafsregeln; man nahm seine Zuflucht nicht zu besondern Tribunalen oder Commissionen, um unvorhergesehenen Attentaten zu begegnen; Kundschafter und Angeber wurden nicht gehört, ja nicht einmal geduldet! Personen, die gefährliche, umstürzende Meinungen hegten, wurden gewarnt, beobachtet, auch wohl, bei ausgezeichneten Talenten durch pafsliche Anstellung (!) an den Staat gefesselt, um statt gefährlich, nützlich zu seyn. Unser Staatsmann scheute nicht das Licht und die Aufklärung und nimmer versuchte er, sie zu unterdrücken. Vielmehr wollte er sie in ihrem hellsten Glanze strahlen lassen, nur dafür sorgend, dafs sie nicht *zündeten*. So rettete er *Cabarrus*, der schon unter der früheren Regierung Gegenstand von Chicanen gewesen, und brachte den freisinnigen *Jovellanos*, nachdem er die Vorurtheile beseitigt, die der Monarch gegen ihn hegte, sogar ins Ministerium; den von der Inquisition verfolgten und nach Frankreich geflüchteten *Olavidez* aber führte er ins Vaterland und an den Hof zurück, verschaffte ihm sogar eine Pension. — Gern hätte er Spanien von dem „Absolutismus" befreit, „in welchem es seit zwei Jahrhunderten schmachtete," — denn seiner Meinung nach ist „die erbliche und dem Gesetze untergeordnete Monarchie die erste und die beste von allen Regierungen, wenn sie durch Nationalräthe unterstützt wird." Allein zu einem solchen Unternehmen war in Spanien nichts vorbereitet, und es war nicht Zeit, die Hand an das Werk zu legen, wäre auch das Volk günstig dafür gestimmt gewesen. — Um den *öffentlichen Unterricht* erwarb sich *D. Godoy* ganz besondere Verdienste. Um aber dies zu vermögen, mufste er erst „den Schreck verscheuchen, den sein Vorgänger im Amte, *Florida-Blanca*, Carl IV. von der Aufklärung eingeflöfst hatte." Als ihm nun dies gelungen, zündete er das Licht, das im Verlöschen begriffen war, von neuem an und gab zu dem Ende der *Presse*, statt sie zu fürchten, jede mögliche Freiheit. Er bewirkte ferner, dafs der so lange „von der *peripatetischen* Schule (?) verworfene Studienplan des Raths von Castilien endlich allgemein von den Universitäten und königlichen Collegien angenommen wurde." Er unterstützte, mit einem Worte, Literatur, Künste und Wissenschaften und führt namentlich als Beweisstück eine vom Dichter *Melendez* an ihn gerichtete Ode auf den *Fanatismus* an, die 1797 in dessen Werken abgedruckt wurde. — Um den Ackerbau empor zu bringen, beschränkte er die Vorrechte der königlichen Schäfereien und die Macht des *Rathes der Mesta* *), die fortwährend das Eigenthumsrecht verletzten. Er unterdrückte die privilegirten Gerichte; er setzte die Ordonnanz von 1770 über die *Theilung der Gemeindegüter* in Kraft und liefs noch überdies den Rath von Castilien ermächtigen, auch *Ländereien der Krone* entweder auf Rückkaufszins oder gegen Bezahlung alter Schuldforderungen zu vertheilen. Er half ferner, durch Beförderung der Pferdezucht, einem sehr dringenden Bedürfnisse ab. — Durch Beschränkung der Privilegien der Korporationen oder deren gänzliche Aufhebung wurden die Hindernisse aus dem Wege geräumt, mit denen seither der *Gewerbfleifs* zu kämpfen hatte. — Nicht weniger wurden Handel und Schifffahrt durch unterschiedliche Einräumungen und Anstalten, — wie Strafsen- und Kanalbau, — ermuntert; da aber, wo die Mittel der Regierung zu dem Zwecke nicht hinreichten, wurde der Associationsgeist geweckt. — Endlich entgingen auch die *Finanzen* keinesweges der Obsorge des Premierministers. So wünschte er „leidenschaftlich" das Steuersystem zu verbessern und dasselbe „auf das individuelle Vermögen zu gründen." Zu dem Behufe wurde bereits im J. 1797 mit der topographischen Aufnahme des Landes und der Catastrirung der Anfang gemacht und diese Arbeit, nach *D. Godoy's* Wiedereintritt in die Geschäfte, kräftig gefördert. Führte aber dieselbe gleichwohl zu keinem erheblichen Resultate, so lag davon die Schuld an

*) Bevorrechtetes Tribunal, vor welches alle Streitigkeiten über die Unterhaltung und das periodische Vorübertreiben der herumziehenden Heerden gehörten.

an seinen Nachfolgern im Amte. Diesen sind auch allein die Unordnungen zuzuschreiben, die sich von 1798 bis 1801 in den spanischen Finanzen zeigten und die hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, dafs man ganz wider die von *D. Godoy* aufgestellten Regeln und Grundsätze handelte und dagegen verderbliche Theorien annahm, deren Anwendung Spanien in den Abgrund stürzte.

Wird nun, so fragen wir am Schlusse unsers Berichtes, diese Vertheidigungsschrift, — denn aus anderm Gesichtspunkte vermögen wir gegenwärtige Memoiren nicht zu betrachten, — ihren Zweck erreichen und das Urtheil, wo nicht der gleichzeitigen öffentlichen Meinung, so doch der spätern Geschichte, über den Friedensfürsten, zu seinen Gunsten bestimmen? — Wir bezweifeln es. Gleichwohl ist die Schrift für letztere eine Quelle, die nicht von ihr vernachlässigt werden, da sie auch den andern Theil hören mufs, um ihren erhabenen Beruf mit Unpartelichkeit erfüllen zu können. Bei Ref. aber hat die Lectüre der vor ihm liegenden, seither erschienenen drei Bände die Ansicht hervorgerufen, dafs der Friedensfürst vielmehr noch aus Unfähigkeit, als aus bösem Willen fehlte, dafs ihm aber seine Ergebenheit für den Monarchen, dem er diente, zum Ruhme gereicht und ihn auch der Vorwurf nicht trifft, er habe ihn und sein Reich absichtlich ins Verderben gebracht.

ERDBESCHREIBUNG.

STUTTGART, b. Weise: *Das Meer*, seine Bewohner und seine Wunder. Seitenstück zu *A. F. V. Hoffmann's* Erde und ihre Bewohner. Herausgegeben von *W. F. A. Zimmermann*. — *Erster* Band. 1837. 380 S. 12. (Preis beider Bände 2 Rthlr. 16 gGr.)

Rec. fühlt sich gedrungen, diese Schrift, als höchst belehrend und unterrichtend zur Jugendlectüre angelegentlichst zu empfehlen. Der Vf. hat aus den besten Quellen geschöpft und das Passendste und Wichtigste über die von ihm bearbeiteten Gegenstände beigebracht. Auch der Vortrag ist gelungen und anziehend zu nennen, und die beigegebnen Lithographieen versinnlichen das Dargestellte wohl.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Der Jakobsstern*. Messiade von *Ludwig Storch*. — *Zwei* Theile. 1836. *Erster* Th. 345 S. *Zweiter* Th. 299 S. 8. (3 Rthlr. 4 gGr.)

Die Erwartungen, welche die Juden von einem kommenden Messias hegten und die Weissagungen jüdischer, wie auch christlicher Schriftsteller, dafs der Messias erst kommen — oder wieder kommen — werde, um das Volk Gottes zu dem glorreichsten und herrschenden in der Welt zu machen, veranlafsten verschiedene Betrüger oder Schwärmer sich für den geweissagten Erlöser auszugeben. Der letzte dieser bethörten und bethörenden Schwärmer, der keine geringe Hoffnung von sich erregte und Bewegungen in dem jüdischen Volke veranlafste, war *Sabathai Sevi*, der Held des vorliegenden Romans. Sein Leben ist in *Rocoles* Geschichte merkwürdiger Betrüger, mit Zusätzen von *J. F. Joachim*, Halle 1761, Band II, S. 287 bis 316 ausführlich erzählt worden, und es bleibt danach zweifelhaft ob er mehr Betrüger oder Schwärmer war. Hr. *Storch* hat ihn so aufgefafst, dafs er von seiner Messiaswürde vollkommen überzeugt ist, aber er erscheint nur als eine über die Bühne gehende Erscheinung, welche wir noch hinter den Coulissen wissen, denn die Messiade ist nicht zu Ende mit dem zweiten Bande und wir müssen nothwendig noch eine Fortsetzung erwarten, in welcher die völlige Enttäuschung der Juden uns dargestellt wird. So manche geschichtliche Züge Hr. *St.* auch treu beibehalten hat, so ist doch sein *Sabathai* zum Theil viel zu sehr idealisirt und er kommt vor lauter Denken, Sinnen, Singen, Baden und Reden nicht zum Handeln, weshalb auch nur ein sehr langsamer Fortschritt Statt findet. Ueberhaupt ist der Vf. etwas zu sehr in die Breite gegangen, so schildert er z. B. Gestalt und Kleidung einer jungen Jüdin von S. 8 — 20 und bemühet sich, obwohl mit nicht sehr glücklichem Erfolge seinem Werke Sprache und Geist der orientalischen Poesie zu verleihen. Vergleichen wir den *Jakobsstern* mit der früher von Rec. in diesen Blättern angezeigten *Wundersage von Al Roy*, über den ebenfalls *Rocoles* a. a. O. II, 284 ff. nachzusehen ist, so müssen wir unbedenklich dem englischen Dichter sowohl in Behandlung des Stoffes als in Rücksicht auf Charakteristik und Glanz und Glut der Sprache den Vorzug einräumen, obschon nicht geleugnet werden kann, dafs der Vf. des *Jakobssterns* gute Studien gemacht hat und fortwährend bemüht ist uns mit Gebräuchen, Sitten und Denkungsweise der Juden bekannt zu machen; aber das ist noch nicht genug, der Geist des Orients fehlt und der läfst sich nicht durch Aeufserlichkeiten ersetzen, wie auch Hn. *Zehner* vor einiger Zeit von einem Beurtheiler seiner Schriften dies gesagt wurde. Aufserdem ist auch der reiche Stoff, welchen Sabathai Sevi's Messiasthum darbot, nicht genugsam benutzt. — Druck und Papier sind schön.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Perthes u. Besser: *Historisch-politischer Versuch*, *das Bewufstseyn der Gegenwart zu ergründen*. — Des Versuchs über die Bedeutung der Provinziälstände allgemeiner Theil. Vom Syndikus *Klenze* in Uetersen. (Ohne Angabe des Jahres.) — XX u. 307 S. 8. — (1 Rthlr. 8 gGr.)

Vorliegendes Buch ist der *erste* Theil eines Werks, dessen *zweiter* bereits früher unter dem oben angegebenen Titel erschien. Das Motiv dieser intervertirten Ordnung aber lag, nach eigner Angabe des Vfs, in den von ihm gehegten Zweifeln über die Ausdehnung, welche diesem allgemeinen Theile zu geben sey. In Folge deshalb angestellter Ueberlegungen jedoch erschien es ihm überflüssig, eine generelle Uebersicht der Staatswissenschaften nach dem einen oder dem andern Systeme mitzutheilen, sondern nur darauf anzukommen, die Bedeutung des der Dänischen Monarchie verliehenen Instituts der Provinzialstände für die Staatswissenschaft und den Staatsbau auszumitteln, d. i., wie er sich ausdrückt, das *Bewufstseyn der Gegenwart* zu erstreben. Dieses Buch nun ist das Resultat der von Hn. *K.* deshalb angestellten Untersuchungen, worüber wir hier einen, der von uns beabsichtigten Verständlichkeit für die Leser der A. L. Z. hoffentlich unbeschadet, möglichst kurzen Bericht erstatten wollen, was, gelingt es uns damit, uns um so gröfsere Befriedigung gewähren dürfte, als dem Werke selbst ein gewisser Anstrich von politisch-religiösem Mysticismus beiwohnt.

Der Vf. stellt sich uns von vorn herein als entschiedener Optimist dar: er zweifelt nicht an der fortschreitenden Entwickelung der Menschheit. Denn „der Glaube sagt *ihm*, — im Gegensatze mit den etwaigen Sceptikern, — dafs es eine Weltordnung geben müsse, und Gesetze, nach welchen das Leben der Einzelnen, wie der Menschengesellschaften entsteht und vergeht." — Der Zendavesta, oder wohl zunächst Herder'n, — der, wie aus den Citaten schon ersichtlich, häufig von Hn. *K.* ausgebeutet ward, — entlehnt nun derselbe die bekannte Lehre von den beiden *Principien*, dem *geistigen* (oder gutem) und dem *materiellen* (oder bösem), „die in ihrer Wirksamkeit alle Ergebnisse und Handlungen bedingen." — „Da aber das geistige Princip, fährt er fort, das Gesetz der Einheit und des Lebens, das materielle Princip dagegen das Gesetz der Auflösung und des Todes ist: so folgt, dafs jenes immer mehr sich ausbreiten und in Potenzen fortschreiten, dieses aber fortdauernd in seiner Wirksamkeit schwächer werden wird." — Das *geistige* Princip nun äufsert seine Wirksamkeit in der Menschheit durch drei verschiedene Erscheinungen, die *Kulturideen* genannt werden; nämlich: die *Idee von der Einheit Gottes*, als die höchste zeugende geistige Einheit; die *Idee von der Einheit der Menschheit*, als jene geistige Kraft, welche das Geschlecht der Menschen vereinigt und der Einheit Gottes unterordnet; und die *Idee von der Einheit des Einzelmenschen* oder die geistige Kraft des Einzelmenschen, welche nach der Wirksamkeit der geistigen Freiheit sich zum Bewufstseyn und zur Vereinigung mit sich selbst, der Menschheit und Gottes sich zu erheben trachtet, übrigens aber auch der Einwirkung des materiellen Princips unterworfen ist. Da nun aber in dem Einzelmenschen die ganze Menschheit nur dann ruht, wenn er sich zu derselben harmonisch verbindet, so ist die Idee der Einheit der Menschheit zugleich die Vermittelung oder das *vermittelnde Princip* zwischen dem Einzelmenschen und der göttlichen Einheit. — Die Medien wodurch, in der Form, jene drei Kulturideen der Menschheit offenbart wurden, sind: *Mosaismus*, *Griechenthum* und *Christenthum*, jedoch in der Art, dafs zwar die Offenbarung der Einheits-Idee Gottes allen andern Offenbarungen voranging, die Offenbarung der Idee der Einheit der Menschheit durch Christus aber allererst erfolgte, nachdem sich bei den Griechen die Idee von der Einheit des Einzelmenschen bereits offenbart hatte. Die Offenbarung selbst geschah durch die Form des Worts, dessen höhere Form die Buchstabenschrift den drei Kulturideen das bleibende Daseyn verlieh. — Zu demonstriren, in welcher Weise die vorbefragten Offenbarungen vor sich gingen, füllt die gröfsere Zahl der Blätter des Buchs, die wir aber, um uns nicht allzusehr zu verweitläuftigen, übergehen, uns darauf beschränkend nachzuweisen, wie, nach unserm Vf., die *Verbindung der drei grofsen Kulturideen realiter* bewirkt ward. Da die betreffende Argumentation etwas dunkel ist, so wollen wir, um unsrer Seits keinen Anlafs zu Mifsverständnissen zu geben, uns so viel als thunlich der eignen Worte des Hn. *K.* bedienen. *Dreierlei* Zustände erschliefsen sich ihm, die dem *Bewufstseyn* der Menschengeschichte zu Grunde liegen. Der *erste* Zustand ist der der ganzen Menschheit; alle Nationen und Völker, alle Staaten und Religionsverbindungen sind dem grofsen Entwickelungsgesetze des geistigen Princips unter-

worfen, auf alle wirkt dasselbe von Anfang an bis jetzt ein. Der *zweite* Zustand ist der der bleibenden Offenbarung der grofsen Kulturideen oder des Bewufstseyns in der realen Erscheinung der Ideen unter einzelnen abgesonderten Völkern. Der *dritte* Zustand ist endlich der hier befragte. Um aber denselben, d. i. die reale Verbindung der drei Kulturideen, hervorzubringen, mufste sich die Idee der Einheit der Menschheit in Christo erst mit der menschlichen Gesellschaft verbinden und dieselbe durch materielle Formen eben so fest umfangen, wie die Einheitsidee Gottes durch den Mosaismus gethan hatte. Dies geschah in dem dazu vorbereiteten Weltreiche der Römer und durch den in dasselbe eindringenden kernigten Volksstamm der Deutschen. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber zeigten die Kreuzzüge und der Culminationspunkt des Papstthums, dafs das Christenthum in Europa volksthümlich geworden war und alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens der germanischen Völker durchdrungen hatte. War nun die formelle Entwickelung des Christenthums bis dahin nur einseitig: so begann jetzt die neue Periode, in welcher allmählig das Bewufstseyn durch die in der Schrift fortdauernd bewahrten grofsen Kulturideen von neuem erwachten, dann die alten Formen des bewufstlosen Christenthums zersprengte und von da an immer mehr und mehr der Vereinigung entgegen ging. „Wir sehen aus der Reform der menschlichen Gesellschaft, die das Volk der Deutschen am letztern bewahrt hatte, durch eine merkwürdige Combination der christlichen Idee, die ersten Handlungen des höhern Staatsbaues sich gestalten und durch allmählige Reformen die gesellschaftlichen Formen immer geistiger und einheitlicher werden. So entsteht ein wahres Bewufstseyn des Staats, eine echte Staatswissenschaft, welche nicht *a priori* demonstrirt, sondern auf geschichtlicher Basis den geistigen Inhalt der Erscheinungen ausmacht; es entsteht überhaupt ein wahres Bewufstseyn der Geschichte, eine echte *Geschichts-Wissenschaft*, welche nach den Gesetzen der Einheit, Unterordnung und Mannigfaltigkeit überall klares Bewufstseyn des Geschehenen hervorruft, wo bisher nur eine chaotische Masse dem geistigen Blicke des Menschen sich darbot." Dies aber ist es, was der Vf. *Bewufstseyn der Gegenwart* nennt; ein Bewufstseyn, das, wie er hinzufügt, seinen menschlichen und irdischen Centralpunkt allein in der Person *Christi* hat. „*Christus ist der Mittler, ist der Centralpunkt der ganzen Entwickelung des Menschengeschlechts*"; dieser Satz, sagt er, soll zum wissenschaftlichen Axiom erhoben werden. „Unser Jahrhundert wird diese Aufgabe erfüllen; auf wundersame Weise wird sich Alles vereinigt fühlen, was früher in starrer Bewufstlosigkeit sich feindlich entgegenstand; das lebendige, feurige Gefühl des Alterthums wird mit der klaren und ruhigen Erkenntnifs der Gegenwart sich verschmelzen, für Glauben und Wissen wird es nur *ein* Wort geben; was alle Religionsformen Menschliches und Göttliches enthalten, wird eine erweiterte Form des Christenthums in sich aufnehmen, man wird erkennen, dafs Staat und Kirche eben so wenig bei uns getrennt seyn können (!?), wie sie es im Alterthum waren und wird dieses erkennen, indem sie sich in einer höhern geistigen Form des Christenthums vereinigt haben . . . . Oeffnet die Augen und sehet, wie Alles treibt und drängt! Nicht hier und dort werdet ihr es erkennen, in *Allem* wirkt der *heilige Geist* Gottes und Christi. Wer dieses erkannt hat, der ist getröstet über dieses Erdenleben und schwebt auf den Fittigen des Geistes hoch empor." —

Als Resultate der bisher von ihm angestellten Forschungen giebt uns nun noch der Vf. am Schlusse des Buchs seine „*Ideen über die ersten Gründe der Staatswissenschaft und der Staatsform*" zum Besten. Es hier mit Begründung einer *neuen Theorie* versuchend, ist ihm *das historische Recht in der Form und Reform eine nothwendige Grundlage der Staatswissenschaft*, ohne dafs jedoch bei seiner jedesmaligen Bildung die Wirksamkeit des idealen Rechts ausgeschlossen bleibt, indem vielmehr dieses dabei immer thätig *ist* und seyn mufs. Und so gelangt denn Hr. *K.* endlich, nachdem er die Entwickelungsstufen des historischen Rechts zuerst in der *Familienform*, sodann in der *Patriarchalform* darzustellen gesucht hat, zur *Repräsentativform* und deren Entwickelungselemente. Diese Elemente aber deducirt er aus dem *Mosaismus*, durch die Idee des *Gesetzes*, — aus dem *Griechenthum* durch die Idee der *Communalform* und durch die *äufsere Repräsentation des Gesetzes* und — aus dem *Christenthum*, als Mittelglied in dem repräsentativen System. — Was es indessen mit der Wirksamkeit der Idee des Christenthums in Verbindung mit dem römischen Princip für eine Bewandnifs habe, staatswissenschaftlich zu entwickeln, wie auch das *historische Recht* der repräsentativen Staatsform bis auf unsere Zeit kennen zu lehren, dies ist die Aufgabe des zweiten Theils seines Werkes, das nach Angabe der Vorrede bereits früher erschienen ist und womit wir hier denn auch nichts zu schaffen haben.

MUSEOGRAPHIE.

Zerbst, b. Kummer: *Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland.* Von Dr. *Gustav Klemm*, Königl. Sächs. Bibliothekar, Inspector der Königl. Sächs. Porcellan- und Gefäfsesammlung u. s. w. 1837.

Der Vf. sagt mit Recht in der Vorrede: „Eine Geschichte der Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in unserm Vaterlande schien mir in unsern Tagen, wo so reges Leben in den meisten Museen herrscht, wo die älteren erneuert und ergänzt, wo neue angelegt, wo Museen als nothwendiges Staatsbedürfnifs anerkannt werden, um so wünschenswerther, als des verewigten *Meusel* fleifsig gearbeitete Bücher die letzten umfassenden Arbeiten dieser Art sind. Und selbst diese betreffen nur das Gleichzeitige; wer über die frühern Erscheinungen sich beleh-

lehren will, muſs bei *Hirsching*, *Valentini*, *Neickel* u. A. sich Raths erholen, oder die meist seltenen Kataloge aus den Bibliotheken sich zusammensuchen." — Allerdings gebricht es unserer Zeit an einem allgemeinen, umfassenden Werke, das über das Schicksal der mancherlei trefflichen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst genügende Auskunft gebe. Mancher indeſs dürfte die zweifelnde Frage aufwerfen, die bei jedem Buche zuerst zu beantworten ist: wozu es überhaupt nützen solle, auch dieses untergeordnete Hülfsgebiet mit einer ordentlichen Geschichte zu beschenken, da ja doch das Verlorene hier meist unwiderbringlich verloren bleibt, das noch Vorhandene aber überall durch geographische, statistische, kunstgeschichtliche Werke, Reisehandbücher und Reiseberichte bekannt genug sey? Allein jedes Ding in der Welt hat sein historisches Recht, d. h. nicht nur ein Recht dazuseyn, sondern auch ein Recht geschichtlich zu seyn und also eine Geschichte zu haben. Auch aus einer Historie der Kleidermoden z. B. oder der Möbelformen, und Zimmerverzierungen u. s. w. würde sich viel können lernen lassen. Ein Geschichtswerk der vorliegenden Art aber rettet ja nicht nur das Gedächtniſs so manches ehrenwerthen Mannes, der sein Leben und sein Vermögen durch Anlegung von Sammlungen der Wissenschaft und Kunst opferte; es giebt auch durch die Zusammenstellung der Länder und Städte, wo solche Sammlungen zuerst oder in besonderer Fülle entstanden und sich erhielten, so wie durch Darlegung der Art und Weise, wie sie zusammengebracht, aufgestellt und geordnet wurden, nähere Kunde von dem allgemeinen Zustande der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung zu den verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten; es belehrt den Sammler über sein Geschäft und über die dazu gehörige Literatur; es zeigt dem Gelehrten und Künstler, wo dies und jenes zu finden ist, was er sucht, und wo Manches wieder entdeckt werden könnte, was verschollen ist. Endlich kann man leider auch daraus lernen, wie im politischen und völkerrechtlichen Verkehr Recht und Sitte noch lange nicht zur vollen Herrschaft gelangt sind; wie noch immer das s. g. Recht der Eroberung auch auf künstlerische und wissenschaftliche Schätze ausgedehnt wird, als gelte der Krieg nicht nur dem materiellen, sondern auch dem geistigen Eigenthum der Nationen, als lieſse sich Kunst und Wissenschaft überhaupt erobern. Davon zeugt die Beraubung der berühmten Palatina zu Heidelberg, deren Schätze erst in neuester Zeit und zum geringsten Theile wiedererstattet worden sind; davon zeugt die Düsseldorfer Gemäldesammlung, die noch immer die Münchener Pinakothek schmückt, da sie doch ein unveräuſserliches Eigenthum der Stadt Düsseldorf war und ist; davon zeugen die Kunstschätze Berlins, welche von Napoleon nach Paris geschleppt, nach der Restauration nur sehr geschmälert und verkürzt zurückgekommen sind u. s. w.

Aus dem Allen wird man zugleich ersehen, welches der geistige Gehalt des vorliegenden Buches ist. Uebrigens hat es nur die Bedeutung einer guten Compilation. Neue Forschungen, die freilich auf diesem Gebiete kaum zu erwarten sind, finden sich wenig. Zuweilen wäre es wünschenswerth gewesen, näheren Aufschluſs darüber zu erhalten, wo diese oder jene Sammlung, dies und jenes bedeutende Werk geblieben ist. Auch hätte der Vf. nicht unterlassen sollen, sein Buch mit einem tüchtigen Index oder doch einem genauen Inhaltsverzeichnisse zu versehen, weil Schriften dieser Art doch hauptsächlich zum Nachschlagen dienen müssen. Die gute und natürliche Ordnung, die im Ganzen herrscht, ersetzt diesen Mangel nicht völlig. Wir geben einen Ueberblick über die Disposition desselben, woraus der Leser zugleich ersehen wird, was er hier suchen und finden mag. Der *erste* Hauptabschnitt ist den deutschen Bibliotheken gewidmet; in der *ersten* Unterabtheilung werden die deutschen Bibliotheken bis in das 14te Jahrhundert, in der *zweiten* dieselben von der Mitte des 14ten Jahrhunderts bis zu Ende des 16ten Jahrhunderts, in der *dritten* die Bibliotheken des 17ten, und in der *vierten* die Bibliotheken des 18ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit behandelt (S. 1—135). Sodann folgen die Kirchen als Museen des Mittelalters (S. 135—144). Den *dritten* Hauptabschnitt bildet die Geschichte der Kunst- und Raritätenkammern des 16ten u. 17ten Jahrhunderts (S. 144—230). In ihnen wurde der Sitte der Zeit gemäſs zusammengehäuft, was später mit dem 18ten Jahrhundert in verschiedene Sectionen, in Naturalienkabinette (zoologische, anatomische, botanische Sammlungen u. s. w.), in mathematische Salons, Kupferstichkabinette, Kunst-, Rüst- und Schatzkammern, Gemälde- und Skulpturengalerieen, Münz-, Gemmen- und Anticaglienkabinette, Sammlungen für Geschichte und Völkerkunde, physicalische und technologische Sammlungen u. s. w. abgesondert und eingeordnet wurde, und meistentheils den Namen von Museen erhielt. Diese Museen des 18ten Jahrhunderts sind dann im *vierten* und letzten Hauptabschnitte behandelt (S. 230—328). Die Ordnung im Einzelnen ergiebt sich aus der Natur des Gegenstandes von selbst. Es wird in jedem Hauptabschnitte eine allgemein historische Einleitung vorausgeschickt, Bemerkungen über den Zustand der Kunst und Wissenschaft in dem behandelten Zeitraume, überhaupt, über den Sinn und die Art und Weise Sammlungen anzulegen, aufzustellen und zu ordnen, über die historischen Gründe und Veranlassungen ihrer Entstehung, die einwirkenden günstigen oder ungünstigen Umstände und Verhältnisse für ihre Erhaltung oder Vermehrung, die Ursachen ihrer Zerstörung oder Zersplitterung. Sodann folgt die Geschichte der einzelnen Sammlungen selbst, die in gewisse Classen eingeordnet, nach ihrem Alter, ihrem Werthe und ihren mehr oder minder wichtigen Schicksalen gründlicher oder oberflächlicher betrachtet werden. Für jenen allgemeinen wie für diesen speciellen Theil jedes Hauptabschnittes wird meist vollständig und genau die dazu gehörige Litera-

ra-

ratur angeführt. Besonders dankenswerth sind die wörtlichen Mittheilungen aus den ältesten handschriftlichen und gedruckten, meist seltenen oder ganz unzugänglichen Katalogen, aus denen man in unmittelbarer Anschauung den Sinn und die Weise, womit in frühern Zeiten gesammelt wurde, erkennen kann. Ueberall begegnet man aufserdem gründlicher Kenntnifs der Sache und einem unparteischen Urtheile, wenn auch hier und da eine gewisse, doch nur aus der Pietät des Vfs. entspringende Vorliebe für die Dresdener Museen durchschimmert. Kurz der Vf. ist seinem Unternehmen gewachsen; sein Werk ist brauchbar nicht nur für den Sammler, für Vorsteher und Beamten von Bibliotheken, Museen u. s. w., sondern auch für die Gelehrten und Künstler. — Druck und Papier sind löblich. —

hui.

SCHÖNE LITERATUR.

Schleusingen, b. Glaser: *Fahrten eines Musikanten.* Herausgeg. von *Ludwig Bechstein.* 1837. 1r Th. Der *Student.* VIII u. 134 S. 2r Th. Der *Philhellene.* 365 S. 3r Th. Der *Musikus.* 321 S. 8. (4½ Rthlr.)

Der Vorrede zufolge enthält dies Buch wirkliche Erlebnisse, und da aus innern Gründen nicht das Gegentheil erhellt, so mögen wir es auch immer so ansehen, sollte auch Hr. *Bechstein* die verschönernde Hand der Poesie nicht hinweggelassen haben. Der Held des Buches ist ein musikalisches Genie, wie deren im heitern gesangfrohen Thüringen schon manche erwuchsen, welches durch ein äufserst bewegtes Leben zur Ruhe gebracht und geläutert wird. Im *ersten* Bande wird uns das Schüler- und Studentenleben des Helden mitgetheilt, reich an Possen, Schulanekdoten, Schwänken, Raufereien. Er wird von der Schule gewiesen, von ein paar Universitäten relegirt, fafst den Entschlufs nach Amerika zu gehen mit einem Commilitonen, der, wie er, für die Sache Bolivar's begeistert ist, kommt bis nach Holland, aber nicht nach Amerika, sondern durch eine Verkettung von Umständen nach England und von dort nach Frankreich. In Paris nimmt man den jenaischen Studenten, welcher durch seinen Aufzug nicht unverdächtig erscheint, zumal er obdachlos auf der Strafse übernachten will, in Gewahrsam und macht ihn freiwillig gezwungen zum Rekruten in der Legion Hohenlohe. Seine Freunde Rose und Röder haben gleiches Schicksal. Der *zweite* Band erzählt, wie, nach Corsica übergeschifft, unserm Musikanten die Musik sein Leben erleichtert und die Hauptveranlassung seiner Befreiung wird. Ein neuer Versuch, das in Leipzig und Jena betriebene Studium der Medicin in Würzburg fortzusetzen, wird durch ein unglückliches Duell geendet, welches ihn zur Flucht treibt und den jungen Mann, der mit Freiheitsdrang und Reformationsplänen, Deutschthum u. s. w. erfüllt ist, bestimmt seine Kräfte der Sache des um seine Freiheit kämpfenden griechischen Volkes zu widmen. Er wird Philhellene. Er lernt die Verkehrtheit dieses deutschen und französischen Schwindels für die Befreiung Griechenlands schon in Frankreich kennen, erfährt aber, bei den Griechen angekommen, wo er als Doctor-Major fungirt, die Mühseligkeiten, die Danklosigkeit dieser Theilnahme auf das Nachdrücklichste. Er verläfst das Heer und will sich nach der Heimat wenden, kommt aber bald hier bald dorthin, wie der *dritte* Theil erzählt; besonders begünstigt ihn das Glück in Smyrna. Aber hier und auch an einigen andern Orten, wo ihm mit gröfster Zuvorkommenheit und unter den günstigsten Verhältnissen eine Gelegenheit zur festen Ansiedelung geboten wird, treibt ihn eine Jugendliebe, die er als Schüler schon hegte, hinweg, und er gelangt *post varios casus post tot discrimina rerum* in das Vaterland zurück, wo er sein Röschen, die indessen Wittwe geworden, heirathet und nach nicht zu langer Zeit begräbt. Das Buch bietet, namentlich in den beiden letzten Theilen, viel Anziehendes, und die Schilderungen von dem griechischen Volke und Kriege im Allgemeinen wie im Einzelnen können nur dazu beitragen, eine richtige Ansicht zu verschaffen, und die schreckliche Enttäuschung von der Schwärmerei für das griechische Volk begreiflich zu machen. Einzelne Charaktere von Griechen und Philhellenen sind recht glücklich gezeichnet, wie auch die Schilderung des Landes und einzelner Vorfälle sehr anschaulich ist. Wünschenswerth wäre es, nicht auf Druckfehler zu stofsen, wie Fehde für Fête und ähnliche.

Leipzig, bei Brockhaus: *Empfindsame Reisen.* Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, — Skizzen, — Episteln, — Satiren, — Elegien, — Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 *u.* 1835. Von *L. Rellstab.* 1836. 2 Bdchen. I, XII u. 257 u. II, 242 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Hr. *Rellstab* ist dem Publicum schon seit längerer Zeit als angenehmer Erzähler und als scharfer Theaterrecensent hinlänglich bekannt. Er beweiset sich in den vorliegenden beiden Bändchen von Neuem als das erste und erinnert selber an das zweite. Unstreitig würde er aber viel angenehmer erscheinen, wenn nicht zu sehr die Sucht witzig zu seyn und ein, entweder abgequälter oder seichter berliner Humor, der sich allenfalls für Abend- und Morgenzeitung eignet, darin hervorträte. Wir haben Besseres von Hn. *Rellstab* gelesen und er selber kann nur dabei gewinnen, wenn er sich etwas mehr *zusammennimmt,* damit er nicht zu denen gezählt werde, *welchen ihre Werke nachfolgen,* auch wenn sie eine Novelle: die Gewerke, wie Hr. *Rellstab*, geschrieben haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

BIOGRAPHIE.

Essen, b. Bädeker: *Erinnerungen aus meinem Leben*, nebst Bemerkungen über Erziehung, Unterricht und verwandte Gegenstände, von Dr. *Johann Friedrich Wilberg*, Schulinspector in Elberfeld. 1836. 211 S. gr. 8. (20 gGr.)

Der würdige Vf. dieser Selbstbiographie, geboren am 5. Novbr. 1766 zu Ziesar im Regierungsbezirk Magdeburg, giebt in derselben, welche er in seinem siebenzigsten Lebensjahre geschrieben, ein erfreuliches Beispiel, wie ein frommer Sinn, ein fester Wille und ein treuer Fleifs durch die Mühseligkeiten einer bedrängten Jugend sich hindurchkämpfen hilft, und nach wohlverdienter Anerkennung seines stillen Werthes zuletzt einem Ziele zuführt, welches um so befriedigender seyn mufs, je bescheidener jederzeit die Ansprüche des Mannes an das äufsere Leben gewesen waren, bei heilsamer Strenge der Anforderungen an sich selbst. Ref. glaubt das Buch vorzüglich den Volksschullehrern, so wie Allen welche sich für das Schulleben interessiren, und zum Ankaufe in Schulbibliotheken empfehlen zu müssen. Man wird nicht ohne innige Theilnahme lesen, wie der Vf. zuerst, durch Armuth genöthigt, ein Handwerk erlernen mufste, dann durch allerlei günstige Fügungen und Vermittelungen nach Rekahn kam, dort in dem Hause des ehrwürdigen Domherrn *v. Rochow* Liebe und Unterstützung fand, in der Schule des Ortes sich mit der besseren Lehrweise in Volksschulen bekannt machte, bald darauf Gelegenheit fand, das damalige Seminar in Berlin zu besuchen, bis er von dort aus seine erste, dürftige Anstellung erhielt im J. 1789, zu Hamm bei Bochum in der Grafschaft Mark. Er verheirathete sich dort, im J. 1797, und lebte mit der weise gewählten Gattin, anfangs noch unter manchen Bedrängnissen, bis zum J. 1835 in glücklicher Ehe. Im J. 1802 wurde er nach Elberfeld versetzt, wo er in verschiedenen Verhältnissen stets arbeitsvoll und stets unermüdet stand, bis ihm im J. 1829 die städtische Schulinspection daselbst übertragen wurde. Ueberall hat der Vf. durch gewissenhafte Zeiteintheilung es sich möglich gemacht, nicht nur seinem jedesmaligen nächsten Berufe sich ganz zu widmen, sondern auch an seiner wissenschaftlichen Bildung durch Studium einschlagender Schriften alter und neuer Zeit fortzuarbeiten, und selbst als Schriftsteller dafür zu wirken. Er gab in Elberfeld ein „Lesebuch für Elementarschulen," nachher (1814) ein „Schulbuch für Kinder" hauptsächlich zur Beförderung der Sprachkenntnifs heraus, auch im J. 1834 noch eine Schrift „über Armenwesen;" und manches ohne sich zu nennen. Wie viel seine, stets gut aufgenommenen, Schriften ihm einbrachten, ist S. 115 zu lesen. Von der mehrseitigen Lectüre des Vfs. geben die gelegentlichen Anführungen desselben in der vorliegenden Schrift den Beweis. Die Erzählungen aus seinem Leben sind nämlich häufig mit Digressionen über die eben berührten pädagogischen und verwandten Gegenstände durchflochten; zwar nicht ohne eine gewisse Weitläufigkeit und nicht frei von Wiederholungen, aber immer voll gesunder Vernunft und der Beherzigung werth. Ueber alle pädagogischen Erscheinungen seiner Zeit, über die Schule zu Rekahn, die damalige Bildungsweise der Lehrer, über Lehrerconferenzen, das städtische Schulwesen, das Fabrik - und Armenwesen, über *Basedow*, *Pestalozzi*, *Lancaster* u. A. hört man einen Mann, der sie nicht blos erlebt, sondern mit erfahren hat. Vorzüglich aber hat den Ref. die heitere Gottesfurcht des Vfs. angesprochen, und seine einfach richtige Ansicht von der Natur des Menschen. Er ist allem Frommthun von Grund aus fremd. Ueber den Unterricht sagt er unter anderm (S. 191): „Im Ganzen sind in allen Schulen der Lehrer nicht viele, die der Ueberzeugung leben, dafs Erregung, bildende Uebung und Erhöhung der gemüthigen und geistigen Kräfte der eigentliche Zweck des Schulunterrichts ist, und welche es für das Wesentliche ihrer Wirksamkeit halten, es verstehen und sich die Mühe geben, dem Schüler Lust einzuflöfsen zum richtigen Wahrnehmen und zur genauen Darstellung des Wahrgenommenen, zum Nachdenken, Begreifen und selbstthätigen Erlernen, und ihn dazu zu befähigen, tüchtig zu machen." Wie der Vf. diesen Zweck selbst verfolgte, lesen wir unter anderm S. 141; und bescheiden führt er fort: „Bei allem Fleifse hat es *W.* (— er spricht von sich überall in der dritten Person, wovon er den Grund mit heitrer Laune in der kurzen Vorrede angiebt, —) bis jetzt, in seinem 69. Jahre, nicht dahin gebracht, sagen zu dürfen, dafs er dies aus dem Grunde verstehe, und dafs er sich jemals in seinen Leistungen ganz Genüge gethan habe." Und dennoch suchte der Vf. das, was er *vornehmlich* zu thun habe, stets in seiner *nächsten* Umgebung, in der Aufgabe, welche jeder Tag ihm brachte. Er lernte dabei wohl fühlen, (S. 65) „wie Noth eine menschenfreundliche

che Missionsgesellschaft thäte, die *vor ihrer Thür*, im christlichen Deutschlande, dem Heidenthume und allen, göttliche und menschliche Ordnung zerstörenden, Folgen desselben vorbeugte!"

Nicht selten sind die Darstellungen des heitern Greises mit harmloser Laune gewürzt, deren Gegenstand bald er selbst ist, bald die Sache. Mögen sie die verdiente Anerkennung überall finden, wo sie den beabsichtigten Nutzen zu stiften geeignet sind!

GEOGRAPHIE.

Darmstadt, b. Leske: *Abrifs der Geographie*, französisch und deutsch für Schulen von *H. L. Schmitt*, Lehrer der Geographie, Geschichte und deutschen Literatur an der Militärschule zu Wiesbaden. *Erstes* Bändchen. Die Vorbegriffe und die allgemeine Beschreibung der 5 Welttheile enthaltend. VIII u. 209 S. 8. Mit einem besond. französischen Titel. (1 Fl. 18 Kr.)

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Abrisses, dessen *erstes* Bändchen Ref. hier anzeigt, ist der Umstand, dafs in einer Lehr- und Erziehungsanstalt für Mädchen in Wiesbaden, wofür das Buch zunächst bestimmt ist, in der obersten Klasse der geographische Unterricht in französischer Sprache ertheilt wird; der Vf. will daher durch die französische Bearbeitung des geographischen Stoffes die Zöglinge auf eine ganz leichte Weise im Sprechen des Französischen üben, weil jener seiner Natur nach besonders geeignet sey, einfachen Unterredungen als Anhaltungspunkt zu dienen. Die Vorsteherin habe dem Vf. die Idee zu diesem Buche angegeben; der französische Text ist Hauptsache, meistens aus französischen Lehrbüchern, deren vorzüglichste er nennt, entlehnt und die deutsche Uebersetzung zur Erleichterung für die Lernenden zur Vermeidung des Zeitverlustes beigegeben. Hieraus erkennt man, dafs die Darstellungen mehr compilatorisch als originell sind; Ref. beschränkt sich daher blos auf die Uebersetzung und auf die Anordnung und Behandlung des Stoffes.

Das vorliegende Bändchen enthält die Hauptlehren aus der physischen, mathematischen und politischen Geographie und die allgemeine Beschreibung der fünf Welttheile; Europa und Amerika sollen im *zweiten* Bändchen nach den einzelnen Ländern beschrieben werden, weswegen sie im *ersten* kurz behandelt sind. Der Vf. will auf Einfachheit der Darstellung und leichte Ueberschaulichkeit besondere Sorgfalt verwendet und darum nur kurze Sätze und §§. gegeben haben; nach Bestimmung der Lage wird sogleich die Eintheilung der Erdtheile gegeben, weil nichts die Kenntnifs der Gebirge, Flüsse u. s. w. mehr erleichtert, als wenn vorher die einzelnen Länder eines Welttheiles so eingeübt wurden, dafs sie von den Lernenden mit der gröfsten Sicherheit angegeben werden. Hiermit stimmt Ref. nicht überein, weil er aus vieljährigem Unterrichte die Ueberzeugung gewonnen hat, dafs die Länder und ihren Charakter nichts mehr kenntlich macht als der Zug der Gebirge und Flufsgebiete, und dafs nur diese ein klares Bild von dem Erdtheile und seinen besonderen Ländern verschafft: sie sind für jeden Welttheil die Hauptsache. Auch billigt Ref. die getrennte Behandlung der kleineren Gebirgszüge und Flüsse nebst wichtigsten Nebenflüssen nicht, weil die Theile vom Ganzen losgerissen werden und dieses dadurch zerstückelt wird. Sind auch die vom Vf. genannten Quellen, aus denen er schöpfte, recht gut, so giebt es doch noch manche, welche die Ritter'schen Ideen reiner und in verständlicherer Sprache vortragen, wozu er namentlich *Rougemont, Dittenberger* u. a. rechnet.

Weltgebäude bezeichnet die Gesammtmasse der Himmelskörper; die Namen der Sternbilder sind auch von Gottheiten entlehnt; die Mondbahn, Finsternisse sollten an einer Zeichnung versinnlicht seyn; die letzteren sind auch central; die vom Vf. angegebenen Gründe für die Kugelgestalt der *Erde* sind blos aus Beobachtungen entlehnt, die mathematisch-physikalischen und die aus der Umgebung der Erde mit Luft vermifst man: die Gründe für die tägliche und jährliche Bewegung sind übergangen; von vielen physikalischen Begriffen ist nichts gesagt und die Globuslehre, als interessantester und lehrreichster Theil der mathematischen Geographie, ist nicht berührt, die Schneelinie ist entweder absolut oder relativ und die Lawinen sind verschieden, wovon nichts gesagt ist; die Erklärung der Gegenfüfsler, Neben- und Gegenbewohner u. s. w. gehört zur mathematischen Geographie; *amphisciens, asciens* etc. sind keine richtigen Begriffe, wohl aber *amphiscius, ascius* etc. Unter sehr vielen Gesichtspunkten, welche geographisch höchst wichtig sind, vermifst man eine kurze Notiz über den inneren Bau der *Erde*, über die verschiedenen wässerigen, feurigen und glänzenden Lufterscheinungen, über die mancherlei Küstenarten, über die Thäler, Stufen- und Tiefländer, über den oberen, mittleren und unteren Lauf der Flüsse; über Lage der Vulkane und Eigenthümlichkeiten der Erdbeben; über die Charaktere der einzelnen Menschenracen; über den Einflufs des Klima's, Bodens, der Erdformen und der Landfesten auf den Charakter der Menschen; über den Gang der Gesittung und über mancherlei andere höchst lehrreiche und gemeinnützige Gegenstände, welche eine kurze Erwähnung verdienen.

Die Länge Europa's kann nicht mit dem 6sten, sondern erst nach dem 7ten Grade beginnen, da der äufserste Punkt, das Cap. Sybel in Irland unter 7° 20′ liegt; auch geht seine Breite nur bis 71° 12′, da sein nördlichster Punkt des Festlandes, die Spitze Nordkünn unter 71° 6′ und das auf einer Insel liegende Nordkap unter 71° 12′ liegt; der südlichste Punkt ist nicht das Vorgebirge Matapan auf Morea, sondern die noch 20′ tiefer liegende Spitze von Tarifa. Die höch-

höchsten und tiefsten Länder Europa's, seine Hochebenen, sein Umfang, seine Natur, sein eigenthümlicher Charakter, seine Küstenentwickelung, seine Eintheilung in Nieder- und Hoch-, Nord- und Südeuropa; seine Völkerschaften und deren Gemeinschaft hinsichtlich der Gesittung, des politischen Systems und seiner drei Haupt-Völkergruppen nebst vielen anderen Momenten findet man nicht berührt, was als bedeutender Mangel anzusehen ist, wenn nicht im 2ten Bändchen dieser ersetzt wird. Die Gröfse der Nord- und Ostsee, des Mittelmeeres endlich sollten angegeben und mit den Meeren zugleich die Hauptflüsse, welche in sie sich ergiefsen, namhaft gemacht seyn; die Halbinseln Europa's sind nicht vollständig zu lesen; ähnlich verhält es sich mit den Vorgebirgen, deren man 26 zählt, wovon der Vf. nur 13 nennt; diesen sollte die Angabe der Gebirge vorausgehen; der Charakter der Hauptgebirge sollte nicht übersehen seyn, wie dieses namentlich bei den Alpen sehr vermifst wird, welche durch ihre Glätscher, Lawinen, Thäler, durch ihren Pflanzenwuchs u. dgl. so wichtig werden; der Grofsglockner ist 11470, das Wetterhorn 10466, der Mont Cenis 11058 u. s. w. hoch; von den vorzüglichsten Pässen sagt der Vf. nichts, obgleich diese die Hauptursache sind, dafs die Schweiz mit Italien, Frankreich und Deutschland im Verkehre ist.

In das nördliche Polarmeer gehen aufser der Dwina auch die Peczora, der Mezen und die Onega; in die Ostsee noch die Uler, Newa, zu deren Gebiet die 4 grofsen Seen gehören, der Memel und Pregel, die Stolpe, Persante, Oder, Recknitz, Warnow, Trave und die verschiedenen Elfen: der Vf. nennt blos die Düna und Weichsel; von den in die Nordsee gehenden liest man blos die Elbe, Weser und den Rhein; jene und andere kleinere Flüsse fügt er später bei, wodurch die Sache sehr zerstückelt und manche Wiederholung verursacht wird, wofür interessantere Dinge angemerkt werden konnten; es herrscht in der Darstellung kein System und keine gesetzliche Ordnung, weil der Vf. den aus den verschiedenen Quellen entnommenen Stoff nicht geistig verarbeitete, sondern nur wieder giebt, wie er sich in jenen findet. Eine Uebersicht der europäischen Staaten, welche nach ihren Haupttheilen und Hauptstädten nebst einigen der merkwürdigsten Punkte beschrieben sind, nach der Zahl ihrer Bewohner in den französischen Benennungen ist wohl sehr lobenswerth, enthält aber sehr viele Unrichtigkeiten in den statistischen Angaben; so zählt Rufsland auf 100638 Qu. M. gegen 60 Mill.; Oesterreich bei 12156 Qu. M. über 33½ Mill.; Frankreich bei 9625 Qu. M. gegen 33 Mill. Einwohner u. s. w. Aehnlich verhält es sich mit der Bevölkerung der Städte; denn London hat über 1624000; Petersburg über 480000 u. s. w., Konstantinopel nur 380000 statt 550000; München gegen 96000 Bewohner u. s. w. Die meisten Angaben sind entweder zu hoch oder zu niedrig.

Der Flächenraum Asiens beträgt nach genauen Rechnungen auf Karten gegen 780000 Qu. M., wovon etwa 50000 auf die Inseln kommen; den physischen Charakter dieses Welttheils schildert der Vf. nur höchst oberflächlich; man vermifst namentlich die Angabe der Eigenthümlichkeit der fliefsenden Gewässer, welche einerseits in der grofsen Zahl der vom Meere abgeschlossenen Becken, andererseits in den Doppelsystemen der Zwillingsströme besteht, indem nahe beisammen auf demselben Hochlande aber auf entgegengesetzten Seiten zwei Ströme entspringen, anfangs entgegengesetzt laufen, sich alsdann wieder nähern und nach derselben Mündung laufen oder in geringer Entfernung in's Meer gehen; es fehlt die Bemerkung, dafs die hierdurch gebildeten Mesopotamien oder von jenen Flüssen eingeschlossenen Landstrecken die ersten gesitteten Völker der Erde sich entwickelten; dafs das Hochland und Tiefland sich in dem gröfsten Gegensatze darstellt; dafs die Gegensätze des Pflanzenwuchses nicht blos zwischen Norden und Süden, zwischen Sibirien und Indien, sondern zwischen Osten und Westen, zwischen Indochina und Arabien, zwischen China und Persien, zwischen der Mandschurei und Tartarei sich offenbaren. Diese und viele andere Gesichtspunkte sollten in einer allgemeinen Uebersicht hervorgehoben seyn.

Für Afrika nimmt der Vf. nur 3 Haupttheile an, füglich unterscheidet man ihrer jedoch 7; denn Hochafrika und das Tiefland oder die Sahara machen die Grundformen aus; dann folgen Senegambien, Nigritien mit dem Nilgebiete, die Stufenländer, das Hochland des Atlas und Barka. In der allgemeinen Uebersicht sollte der Vf. den grofsen Zusammenhang der Theile, den Mangel an Busen und Binnenmeeren, an Halbinseln und Landzungen; das einförmige Zusammenstofsen und die sehr geringe Küstenentwickelung; die Einförmigkeit in der vertikalen Ausdehnung und im Klima; die wenigen Flüsse von geringer Wassermasse und kurzem Laufe, den dürren stets durstigen Boden und die an den Flüssen sich zeigende aufserordentliche Kraft des Pflanzenwuchses nebst anderen Eigenthümlichkeiten anschaulich schildern und in der kürzeren Beschreibung der Länder, welche fleifsig bearbeitet ist, den Raum dazu sich verschafft haben; gerade diese allgemeinen Charakterschilderungen sind recht bildend und veranlassen zu den lehrreichsten Vergleichen.

Gleiche Bemerkungen macht Ref. auch über die Beschreibung von Amerika; da dieses jedoch im 2ten Bändchen ausführlicher geschildert werden soll, so will er den Vf. im Besonderen auf solche allgemeine Charakterzüge aufmerksam machen, um daraus zu entnehmen, in wiefern die Continentalform in den ungeheuren Massen, in der Pracht und dem Reichthume der asiatischen Natur erscheint, das Meer die Oberhand erhält; Amerika die abgesondertste Landfeste ist, in genauer Beziehung zu Europa,

ropa, Afrika, Asien und Südindien steht; die verlängerte und schmale Gestalt jeden Gegensatz eines Orients und Occidents unmöglich macht; in wiefern seine Hauptverschiedenheit auf der Eintheilung in ein südliches und nördliches Amerika beruht, wodurch einige Aehnlichkeit mit den 3 Landfesten der alten Welt sich zeigen u. s. w. Uebrigens sind die Angaben des Vfs. für den bestimmten Zweck schon ziemlich vollständig und werden später wahrscheinlich noch lehrreich ergänzt: alle einzelnen Staaten mit ihren wichtigsten Städten findet man berührt; das politische Element tritt mehrfach in den Hintergrund, was Ref. sehr lobt, da dasselbe in den Kreis der weiblichen Welt nicht gehört. Auch Australien wird kurz, aber zweckmäfsig behandelt, so dafs im Ganzen aus dem Buche recht viel zu erlernen ist, wenn der Lehrer den geographischen Stoff zu behandeln versteht. Für die französische Sprache hält Ref. den Gewinn fast für noch gröfser, und wünscht dem Buche eine grofse Verbreitung. Seine äufsere Ausstattung macht dem Verleger Ehre. *P.*

SCHÖNE LITERATUR.

Dresden u. Leipzig, in d. Arnold. Buchh.: *Wein und Oel.* Erzählungen, Charakteristiken, Umrisse und Bilder von *Franz Horn.* 1836. 326 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Das vorliegende Buch des nunmehr verewigten Vfs., der sich sowohl durch seine Schriften über die deutsche Literatur, als durch seine Leistungen über Shakspeare und seine eigenen poetischen Leistungen ein ehrenvolles Andenken unter seinen Landsleuten gestiftet hat, enthält zunächst eine Novelle: der *Interessante*, welche uns einen jungen Mann vorführt, der seiner Vorzüge sich bewufst, sich bemühet stets interessant zu seyn, selbst auf Kosten anderer; der aber seine Bestrafung darin findet, dafs ein edles weibliches Wesen, für welches er wahrhafte Liebe fühlt, ihn wegen dieser Sucht verachtet. Die Erzählung ist leicht gehalten und bietet manche anziehende und feine Bemerkung, so wie auch in den hieran sich anschliefsenden Gesprächen und Charakterskizzen über *weibliche Bildung* eine Fülle trefflicher Beobachtungen liegt. Den *dritten* Abschnitt bilden *Erinnerungen an Klopstock und Göthe* und zwar einmal Erinnerung an den *kurzen Briefwechsel zwischen Klopstock und Göthe*, welcher nur dazu diente, alles freundschaftliche Verhältnifs zwischen diesen beiden grofsen Männern aufzuheben, und Erinnerung an *Göthe's spätere Liebe*, welche den Greis mit Jünglingskraft ergriff. Den Beschlufs machen *Bilder und Scenen aus Franz Horn's Leben; Dichtung und Wahrheit.* Ein seit *Göthe* beliebt gewordener Ausdruck für poetische Behandlung oder Auffassung der Wahrheit. Der Vf. erzählt darin aus seinen Knabenjahren, namentlich auch wie er zur Bekanntschaft mit Shakspeare gekommen und wie seine grofse Vorliebe für diesen Dichter sich gebildet, sodann spricht er mit besonderer Ausführlichkeit von seinen vielen schlaflosen Nächten, die er von Jugend an gehabt, worauf er in anderen Schriften schon hingedeutet und nur hier die Gründe angiebt; indem er von so grofser Erregbarkeit des Geistes stets gewesen. Wäre Hr. *Franz Horn* noch unter den Lebenden, so müfste ihm hier einige Eitelkeit, von der er nicht frei war, vorgehalten werden, zumal schlaflose Nächte bei Dichtern und andern Personen, welche sich mit den Wissenschaften beschäftigen, nicht so unerhört selten sind, ja eine ganz natürliche Erscheinung bleiben. — Druck und Papier sind gut, aber das Büchlein enthält nicht wenige Druckfehler.

KLEINE SCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiefsner: *Können von den Lehrern in den Volks- oder deutschen Schulen körperliche Strafen der Schüler vermieden werden?* Nach Vernunft und Erfahrung beantwortet und den Vorgesetzten der Schulen und den Lehrern in denselben gewidmet von *J. L. Ludwig*, Schullehrer und Cantor zu Bindlach bei Bayreuth. 1836. 61 S. 8. (5 gGr.)

Eine ziemlich gut geschriebene Abhandlung über den auf dem Titel bezeichneten Gegenstand, worin der Vf. sich aus den bekannten Gründen *für* die Beibehaltung der körperlichen Strafen erklärt, ohne etwas Neues oder vorzüglich Interessantes darüber zu sagen. Der Druck war nicht nöthig. Anstatt der Klagen zu Ende des Schriftchens darüber, dafs die Volksschullehrer oft noch nicht genug, bei Schulstrafen sowohl als in andern amtlichen Beziehungen, von ihren Vorgesetzten unterstützt werden, wäre es dem Zwecke angemessener gewesen, wenn der Vf., der meistens *die Ruthe* nennt, sich über das Züchtigungs-*Instrument* und dessen Gebrauch weiter ausgelassen, also z. B. über den *Stab* Wehe in Vergleich mit der Ruthe gesprochen hätte; zumal er S. 39 fg. auch der *Handstreiche* gedenkt, auch der *blutenden Nase* Erwähnung thut, welche doch schwerlich durch den Gebrauch der Ruthe in diesen Zustand versetzt worden war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

LITERATURGESCHICHTE.

Gröningen, b. Omkens: *Theod. Guil. Joann. Juynboll Oratio de Henr. Arentio Hamakero, studii literarum orientalium in patria nostra vindice praeclaro.* 1837. 79 S. gr. 4.

Die Pietät unserer holländischen Nachbarn gegen verdienstvolle Verstorbene hat mehr noch, als dieses in Deutschland der Fall ist, die Sitte beibehalten, das Andenken an dieselben, an ihr Wirken und ihre wissenschaftlichen Verdienste durch academische Elogia zu feiern, die, wenn sie auch selten mehr, wie einst *Ruhnken's* und *Wyttenbach's* Elogien, classische Meisterstücke der academischen Beredsamkeit sind, doch als Denkmäler dankbarer Anerkennung des dahin geschiedenen Verdienstes von Seiten des jüngern Geschlechtes dastehen, und dabei oft mehrfaches literärhistorisches Interesse haben. Der Grund eines Seltener-werdens dieser Sitte in unserem so schreibseligen Vaterlande möchte theils in dem Abnehmen lateinischer Schreibfertigkeit (daher z. B. Jena in dieser Hinsicht eine so rühmliche Ausnahme macht und selbst für andere Universitäten das Versäumte nachholt, wie von *Eichstädt* unter andern in Ansehung *Eichhorn's* geschehen ist), theils auch in einer gewissen Richtung des jüngern Geschlechts gesucht werden, welches nur seine eigenen Verdienste kennt und anerkennt, und nicht erwarten kann, daſs die frühern sobald als möglich vergessen werden. — Ein solches Elogium von der Hand eines dankbaren Schülers für den verstorbenen *Hamaker* ist die vorliegende Rede welche der (durch eine Abhandlung über den Amos rühmlich bekannte) Vf. am 21. Septbr. bei Niederlegung des Rectorats am Athenäum zu Franecker gehalten hat.

Hamaker's Auftreten fiel in eine Zeit, wo die bedeutendsten Männer aus der alten holländischen d. i. Schultensischen Schule, als *H. A. Schultens*, *Schröder*, *Muntinghe* mit Ausnahme des einzigen *Willmet*, schon länger vom Schauplatze abgetreten und in den orientalischen Studien ein ziemlicher Stillstand eingetreten war. Im Jahr 1789 zu Amsterdam in beschränkten Verhältnissen geboren, und früher zum Kaufmann bestimmt, studirte er auf dem Athenäum seiner Vaterstadt unter *Lennep* und *Willmet* mit der ihm eignen Energie klassische und orientalische Philologie, und wurde nachdem er 1816 seine *lectiones Philostrateae* herausgegeben hatte, bald für letztere vorzugsweise gewonnen. Von da nach Leyden berufen erhielt er 1817 den Auftrag zur Anfertigung des Manuscripten-Cataloges, von welchem er schon 1820 sein bekanntes und geschätztes *Specimen* herausgab. Von dieser Zeit an bis zu seinem im Octbr. 1835 im 46sten Jahre erfolgten Tode ist er durch seine Vorlesungen und durch persönliche Anregung seiner Zuhörer mehr noch, als durch umfassende Schriften, ein höchst einfluſsreicher Lehrer und eine der ersten Zierden der Leydner Universität gewesen, während er sich in Hinsicht auf Charakter und Umfang seiner Studien in vielen wesentlichen Stücken von der althölländischen Schule, und zwar gröſstentheils zu seinem Vortheile, unterschied. Die Hauptsache war, daſs seine Studien einen ohne Vergleich gröſsern Umfang hatten. Während *A. Schultens* und dessen Schule sich fast ausschlieſslich auf das Arabische, und zwar das Studium der arabischen Grammatiker und Lexicographen beschränkte, besonders um aus den letzteren Gewinn für die Etymologie der hebräischen Sprache und die Aufklärung des A. T. zu ziehen, ging *H's.* Studienkreis äuſserst (vielleicht *zu sehr*) in das Weite und Breite. Seine Sprachstudien erstreckten sich nicht allein auf alle semitischen Sprachen, sondern auch das Persische und Türkische: ja in den letzten Jahren hatte er sich auch mit der Etymologie des Indogermanischen Sprachstammes beschäftigt, und Vorlesungen darüber gehalten, die selbst von vielen seiner Collegen mit Beifall gehört worden waren. Mit den Sprachstudien verband er aber eine groſse und vorherrschende Neigung zu geschichtlichen Kenntnissen und Forschungen, und nicht etwa blos zu einem unverarbeiteten Aufspeichern von Nachrichten, sondern zu eigentlicher Forschung sowohl in der politischen Geschichte des Orients, als in der Literärgeschichte, wie seine Untersuchung über *Wakedi* zeigt. Dabei nahm er als Bibel-Kritiker und Ausleger des A. T. eine freiere Bewegung, als seine Vorgänger in Holland gethan hatten. Ohne gerade immer den neuesten Ansichten zu huldigen, oder sich vom Lehrbegriff der Kirche im Wesentlichen zu entfernen, nahm er das Recht freier wissenschaftlicher Untersuchung in Anspruch, stellte selbständige gründliche Forschungen auch über Gegenstände der sg. höhern Kritik an, und wollte nicht, daſs die Exegese nur in den Fesseln der Landes-Dogmatik einherschreiten sollte, eine Ansicht, die sich auch auf seine Schüler fortgeerbt zu haben scheint. Der Vf. gedenkt an mehrern Stellen dieser Schrift mit lebhafter Dankbarkeit der höchst anregenden, ja begeisternden Mittheilungen, die *H.* seinen vertrautern Schü-

Schülern in den dazu bestimmten wöchentlichen Abendstunden gemacht, wie er ihre Studien geleitet und gefördert habe, und die im Publicum erschienenen Arbeiten von *Clarisse*, *Uylenbroeck*, *Roorda*, *Weyers* und dem Vf., die er zum Theil mit Zusätzen begleitet hat, geben davon das schönste und rühmlichste Zeugnifs. Aus jenen weitschichtigen Studien und dem Eifer *H's.*, seinem Lehramte zu genügen, erklärt es auch der Vf., dafs der Verstorbene als Schriftsteller nicht noch Bedeutenderes geleistet hat, und dafs so Vieles, was er unternommen und zum Theil schon ausgearbeitet, nicht vollständig zu Stande gekommen ist. Aufser kleinern Abhandlungen in Zeitschriften und mehrern wichtigen Recensionen in der *bibliotheca critica*, sind von ihm erschienen: 1) für arabische Literatur: *Specimen catalogi codicum mss. orientalium*, *Lugd.* 1820. 4. mit den Lebensbeschreibungen der Autoren und reichen Auszügen. *Takyoddini Ahmedis Almakrizii narratio de expeditionibus a Graecis Francisque adversus Dimyatham susceptis*, in den *Opp. instituti Belgici cl.* 3. *T. III.* 1824. *Incerti auctoris liber de expugnatione Memphidis et Alexandriae*, *Lugd.* 1825. Alle verrathen gediegene Sprach- und Geschichtskenntnifs und grofse Belesenheit, auch in den handschriftlichen Schätzen der Leydner Bibliothek. 2) Für die phönizische Literatur: *diatribe aliquot monumentorum Punicorum nuper in Africa repertorum interpretationem exhibens*, *Lugd.* 1822. 4., *Miscellanea Phoenicia*, *Lugd.* 1828. 4. und *Lettre à Raoul-Rochette sur une inscription en caractères phéniciens et grecs récemment découverte à Cyrène. Leyde* 1825. 4. Besonders in der 2ten der genannten Schriften finden sich viele schätzbare Einzelnheiten sowohl für die Etymologie punischer Namen als geschichtliche Expositionen: die Erklärung der Inschriften selbst aber ist dem verstorbenen *H.* nicht gelungen, weil er von unrichtiger Lesung ausging, und eben deshalb hat er auch ein unrichtiges Bild von der phönizischen Sprache gegeben, die er in grammatischer und lexicalischer Hinsicht für eine Mischung aus allen semit. Dialekten, oder wenigstens für ein stark mit Arabismen, Syriasmen, Samaritanismen versetztes Hebräisch hielt (s. dagegen A. L. Z. dieses Jahres Nr. 77.). Hr. *J.* giebt bei aller Verehrung gegen den Verstorbenen jene Irrthümer auch zu, wiewohl ihm die Nachweisung derselben nur zu einem kleinen Theile bekannt war. 3) Für die indogermanische Sprachforschung: *Academische Voorlezingen over het nut .... der grammatische vergelijking van het Grieksch het Latijn en de Germaansche tongvallen met het Sanskrit.* 1835. 8. Der Vf. beschwert sich zugleich im Namen seiner Landsleute etwas über die in diesen Blättern (A.L.Z. EB. 1836. Nr. 1) gegebene abfällige Beurtheilung, und weiset mehrere Vertheidigungen des verstorbenen Vfs. gegen dieselbe in dortigen Blättern nach, deren Werth wir dahin gestellt lassen müssen. 4) Für die biblische Literatur: die Bearbeitung des Werkes von Pseudepiphanius *de vita et morte prophetarum*, dessen nachher kürzlich erwähnt werden wird. 5) Für die griech. Literatur: die *lectiones Philostrateae*. Ueber die unvollendet im Ms. hinterlassenen Arbeiten des Verfassers hatte schon der Auctions-Catalog mehrere Nachrichten gegeben, die hier noch vervollständigt werden, auch durch die Notiz, dafs die meisten derselben für die Leydner Universitätsbibliothek acquirirt worden sind. Wir erwähnen davon: Sammlungen für ein syrisches Lexicon, für welches *Barhebraeus* sehr genau excerpirt worden (dieses ist auch von mehrern schon geschehn); dergleichen für das arabische Lexicon, zu *Willmets* Lexicon geschrieben; ein Commentar zu Jeremia und Habacuc, von ersteren 30 Capp. ins Reine gearbeitet; ein Plan von Karthago (S. 35), eine *Commentatio* über die *pluralia fracta* der Araber und Aethiopier. Auch hatte er den Plan gehabt, *Meidani's* Sprüchwörter und den *Hadschi Chalfa* herauszugeben, desgleichen das Buch Josua der Samaritaner, welchen letztern Plan nach S. 15 der Vf. aufzunehmen gedenkt, als wozu wir ihn nur auf das Dringendste aufmuntern können. S. 67 findet sich eine interessante Notiz über eine von *Golius* und *Reland* bearbeitete Abschrift dieses Ms., welche aus *Reland's* Nachlafs in die Vaticanische Bibliothek gekommen ist, wo sie sich noch befindet. — Im Allgemeinen ist in *H's.* Studien und schriftstellerischen Arbeiten ein Streben nach einer grofsen Universalität des Wissens neben genauer Erforschung des Einzelnen und grofser Selbständigkeit des Urtheils sichtbar, aus welchen rühmlichen Eigenschaften sich aber auch zum Theil schon die Mängel derselben erklären. Ein zu sehr in die Weite gerichtetes Streben hat ihn nicht zu umfassenderen Arbeiten in seinem eigentlichen Fache (wir tragen kein Bedenken als solches die arabische Literaturgeschichte zu bezeichnen) kommen lassen; und das Streben nach Selbständigkeit des Urtheils verbunden mit dem Gefühle einer gewissen Befähigung zu demselben hat ihn zuweilen verführt, eben diesem Urtheil zuviel zuzutrauen, und theils bei Beurtheilung fremder Leistungen tadelsüchtig, theils bei Vertheidigung der seinigen rechthaberisch zu werden und auch wenn er im Unrecht war, in einen derben, fast leidenschaftlichen Ton zu verfallen. Eine besondere Zierde seiner Arbeiten liegt in der schönen Verbindung klassischer und orientalischer, philologischer und historischer, kritischer und exegetischer Studien. **W. G.**

BIBLISCHE LITERATUR.

Kopenhagen, in d. acad. Druckerei: *Fragmentum libri nominum Hebraicorum antiquissimum. E codice Parisiensi edidit Dr. Matthaeus Hag. Hollenberg.* 1836. XXIV u. 102 S. 4.

Vorzüglich zum Zweck der allegorischen Auslegung, die sich häufig an die Etymologie der Eigennamen anknüpft, haben sich die griechisch-redenden Juden und Christen seit Philo ziemlich viel mit der Ety-

Etymologie der biblischen *Nomina propria* abgegeben, und in den Handschriften der griechischen Bibel sowohl, als in besondern *Codices* findet man dergleichen Verzeichnisse, besonders der alttestamentlichen Personen-Namen mit hinzugefügter Etymologie, in sehr verschiedener Anordnung. Bald folgen sie der Ordnung der biblischen Bücher und scheinen aus den erklärenden Randglossen abgeschrieben zu seyn, bald sind sie nach gewissen Klassen geordnet, bald und am häufigsten nach dem Alphabete: ausserdem findet man dergleichen etymologische Erläuterungen noch sehr häufig am Rande der biblischen Handschriften selbst. Einige *Onomastica* dieser Art hat *Martianay* im 2ten Theile seiner Ausgabe des *Hieronymus* mitgetheilt, auch *Montfaucon bibl. Coislin. p.* 2 hat davon gehandelt. *Hieronymus* selbst verfertigte aus solchen Vorarbeiten seinen *liber nominum hebraicorum*, indem er zuerst die Absicht hatte, das allgemein bekannte und verbreitete griechische Büchlein dieses Inhaltes „(*quem vulgo haberia Graecis et bibliothecas orbis implevisse testatur*") ins Lateinische zu übersetzen, dann aber einsah, daſs er sich bei den so sehr abweichenden Exemplaren zu einer neuen Arbeit entschlieſsen müsse. Das von *Hieronymus* erwähnte griechische Werkchen wird von dem Kirchenvater selbst dem Philo zugeschrieben und er beruft sich dabei auf die Auctorität des Origenes (s. die Anfangsworte des *liber nominum hebraicorum*): welche Angabe indessen bedeutenden Zweifeln unterworfen ist, da Origenes (*Comment. in Joa. Opp. T.* 4. *p.* 86) von einer *ἑρμηνεία τῶν ὀνομάτων* als einem anonymen Buche spricht, Eusebius (*KG.* 2, 18) die Abfassung desselben von Philo als zweifelhaft erwähnt, und es an sich viel wahrscheinlicher ist, daſs Andere ein solches Verzeichniſs aus Philo's Schriften entworfen, als daſs er es selbst angelegt habe. Nur soviel erhellt, daſs schon vor Origenes wenigstens Ein Werk dieser Art in mehrern Recensionen, vielleicht auch mehrere ähnliche existirten, die nachher von *Hieronymus* benutzt wurden. Die von *Martianaeus* gegebenen Proben solcher *Onomastica* sind aus sehr späten *Codd.* genommen, dagegen erwähnt zuerst *Montfaucon* a. a. O. ein solches Verzeichniſs in einem der besten biblischen *Codices* aus dem 6sten, spätestens 7ten Jahrhundert, und dieses ist es, welches der Vf. in dem vorliegenden kleinen Buche uns mit viel gelehrter Sorgfalt und Genauigkeit bearbeitet mittheilt. Der *Codex* ist mit Unzialbuchstaben, ohne Worttheilung, Spiritus und Accente geschrieben, das *Onomasticon* aber nicht vollständig, sondern nur ein Fragment von *αλα* (חֶלְבָּה) bis *χυδιως* (*Tob.* 1, 2 *Vat.*), auch in der Mitte fehlen bedeutende Theile, sofern auf *αιως* (3 Esr. 9, 34) sofort *ελεαζαρ* folgt. Die Namen stehn zuweilen im Genitiv oder Accusativ, und werden auch in diesen *Casibus* erklärt, indem man die Formen, sowie man sie in den Bibelstellen fand, in das *Onomasticon* aufnahm. Oft sind mehrere Erklärungen desselben Wortes gegeben, so daſs die Arbeit einen compilatorischen Charakter hat. Die Zahl der Namen beläuft sich in den vorhandenen Buchstaben auf 600 blos aus dem A. T. und den Apocryphen (welches *jüdische* Abkunft des *Onomasticon* beweisen dürfte, Rec.); doch kommen keine aus den Büchern der Maccabäer vor, und fehlen überhaupt viele. — Die Art, wie Hr. Dr. *Hohlenberg* dieses *Onomasticon* bearbeitet hat, ist nun folgende. Voran geht (S. I — XXIV) eine *Einleitung*, welche die historischen und literärischen Notizen und Untersuchungen über die Entstehung und Geschichte solcher *Onomastica*, sowie die genauere Beschreibung der benutzten Handschrift enthält, und deren Inhalt wir schon in Obigem kurz angegeben haben. Vorzüglich wichtig ist die Untersuchung über die philonische oder nichtphilonische Abfassung jenes griechischen *Onomastici*. In welchem Verhältniſs das gegenwärtige zu den von *Hieronymus* benutzten Quellen stehe, hat der Vf. nicht genauer erörtert: jedenfalls scheint es mit demselben verwandt zu seyn. Ueber den Werth dieser Etymologien spricht er sich S. XXIII mit Recht dahin aus, daſs diese nicht auf wissenschaftlicher und gründlicher Sprachkenntniſs beruhenden Etymologien, gleich denen des Philo und Josephus, weit weniger einen wissenschaftlichen, als sprachgeschichtlichen Werth haben, daſs aber auch dieser nicht zu verachten sey. Hierauf folgt mit besonderer Seitenzahl (1 — 102) das *Onomasticon* selbst mit ungemeiner Sorgfalt bearbeitet. Nicht ohne Schwierigkeit war es häufig, nachzuweisen, theils aus welchen Bibelstellen die griechischen Namen entnommen und welchem hebräischen Namen sie entsprächen, theils die Gründe und Quellen der Etymologien anzugeben. Häufig finden sich die gegebenen Formen im Alex. Texte der LXX, zuweilen aber auch in diesem nicht, und scheinen andere verlorene Quellen zu haben: nicht selten war zur Herstellung derselben Conjectur nöthig. Wir enthalten uns, Beispiele sowohl der Etymologien selbst, als der Commentarien des Vfs. zu geben, da diejenigen, welche für den einen oder andern Zweck ein Interesse an diesem Gegenstande nehmen, nicht verfehlen werden, an die Quelle selbst zu gehen; können aber schlieſslich nicht umhin, die gelehrte Ausstattung des Werkchens als eine solche zu bezeichnen, die auch einem weit bedeutenderen Denkmale des Alterthums zur Zierde gereichen würde.

G.

Amsterdam, b. Piper u. Ipenhuur: *Henrici Arentii Hamakeri* Commentatio in *libellum de vita et morte prophetarum*, qui graece circumfertur; sive disputatio historico-chorographica de locis, ubi prophetae Hebraeorum nati et sepulti esse dicuntur. (Ex tertiae Classis Instituti Regii commentariis.) 1833. 231 S. gr. 4.

Eine Schrift, die bei Weitem mehr enthält, als der Titel besagt, und in welcher der Vf., hierin einer altholländischen Sitte vollkommen treu, an einen an sich nicht besonders wichtigen Urtext Erläu-

läuterungen angeknüpft hat, welche diesen an wissenschaftlichem Interesse oft weit übertreffen. Dieser Text ist das unter den Werken des *Epiphanius* erhaltene Büchlein eines unbekannten Verfassers *de vita et morte prophetarum*, von welchem der Vf. beweiset, dafs es aus einem hebräischen Original geflossen, dann aber verschiedene Male übersetzt und bearbeitet worden sey, so dafs sich 4 verschiedene Recensionen desselben nachweisen lassen, von denen eine den *Epiphanius*, eine zweite (vielleicht lateinische) den Dorotheus zum Verfasser hat. Eine dritte enthält ein Augsburger *Codex*, eine vierte der Leydner *Cod. Voss.* 46, dessen sich der verst. Vf. bei diesem Werke bedient und mit dessen Hülfe er häufig den Text des *Epiphanius* emendirt hat. Alle vier scheinen Abkürzungen des vollständigeren hebräischen Originals (S. 220) zu seyn, dessen Alter nicht leicht zu bestimmen ist, welches jedoch vororigenianisch zu seyn scheint, da schon Origenes die Traditionen und Angaben desselben gekannt zu haben scheint. An diesen rabbinisch-patristischen Text, welcher öfter geographische Namen und Angaben enthält, knüpft der Vf. mehrere sehr sorgfältige geographisch-kritische Disputationen, welche jedenfalls die volle Aufmerksamkeit der biblischen Geographen verdienen, als über *Gilgal* (S. 54 ff.), *Gibea* und *Gibeon* (S. 24 — 27), *Abel Beth Maacha* (S. 142 — 147), *Maresa* (S. 157 — 160), *Sichem* (S. 165 ff.), *Beth-Car* (S. 194) u. a. m. *G.*

HOMILETIK.

Weilburg, b. Lanz: *Nassauische Prediger-Arbeiten.* Herausgegeben von *Karl Wilhelm Schultz*, Pfarrer zu Weilmünster. *Erstes* Jahresheft. 1835. VI u. 282 S. in 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Der Herausgeber eröffnet mit dem vorliegenden ersten Hefte ein Archiv für Nassauische Conferenz-Arbeiten, in welches zugleich jeder evang. Geistliche in Nassau gediegene wissenschaftliche oder praktische Arbeiten niederlegen könne. Wir wünschen seinem Unternehmen einen gesegneten Fortgang, zweifeln jedoch an demselben, da die Zahl ähnlicher Schriften, die sich auf Gegenstände der Homiletik beziehn, übergrofs ist. Das erste Heft enthält 3 Abhandlungen, 2 Conferenzreden, 9 Predigten und Reden, welche sämmtlich die gute Meinung bestärken, die man von der Geistlichkeit Nassau's hegt. Sehr zeitgemäfs und anziehend ist die 4te Predigt: „einige Ermahnungen an die zunächst, welche mit ihrer Lage im Vaterlande unzufrieden sind und dadurch veranlafst werden, ein anderes Vaterland zu suchen," von dem Kirchenrathe *Wilhelmi*.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Marienbüchlein.* Gesänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der Allerheiligsten Jungfrau. Ein Buch der Andacht und frommen Erhebung von Dr. *J. B. Rousseau.* 1836. XI u. 483 S. 12. (1 Rthlr.)

Der Vf. scheint den Namen Rousseau in der katholischen Kirche zu Ehren bringen zu wollen; eine so reiche Sammlung von Marienliedern bietet er hier den Gläubigen dar. Rec. als Protestant kann nur im evangelischen Sinne die Holdselige und die Gebenedeiete unter den Weibern anerkennen, daher freuet er sich gern des vielen Schönen und wahrhaft Poetischen, was derselben in ältester und neuester Zeit geweiht worden ist, zu einem Gegenstande der Anbetung aber kann die Gefeierte ihm nicht dadurch werden.

SCHÖNE LITERATUR.

Dresden u. Leipzig, in d. Arnold. Buchh.: *Tibull* und *Virgil.* Zwei Gemälde nach Jules de Saint-Felix von *Th. Hell.* 1836. 139 S. 8. (16 gGr.)

Die erste dieser Erzählungen zeigt uns den liebenswürdigen Dichter *Tibull*, wie er den Entschlufs fafst ein eingezogenes Landleben zu führen, nachdem er durch seine Verschwendung den gröfsten Theil seines Vermögens durchgebracht hat. Um würdig aus der vornehmen Gesellschaft zu scheiden veranstaltet er ein prächtiges Gastmahl, zu welchem alle Freunde und guten Freunde eingeladen werden, um bei dieser Gelegenheit die wahren von den Tafelfreunden unterscheiden zu lernen, wenn ihnen die Vermögensumstände des Dichters bekannt werden. Die Schilderung dieses Gastmahls macht den gröfsten Theil der Erzählung aus und bietet manchen interessanten Zug dar, besonders ansprechend sind die Charaktere der beiden Tänzerinnen und mit Glück ist die Verbannung Ovids hineingezogen, der aus dem Hause Tibull's abgeholt wird wo er ein Rendez-vous mit der Julia hatte. Die zweite Erzählung, *Virgil*, schildert das Seelenleiden einer vornehmen Römerin, welche durch die Vorlesung von Virgil's viertem Buche der Aeneis in Liebe zu dem keuschen Dichter, der davon gar keine Ahnung hat, entzündet ist *et caeco carpitur igni.* Sie sucht Ruhe indem sie in den Orden der Vestalinnen tritt. Uebrigens sind auch diese Erzählungen aus der Uebersetzungs*fabrik* hervorgegangen und mit mannigfachen Druckfehlern geziert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

LITTERARGESCHICHTE.

Berlin, in Commission b. Duncker u. Humblot: *Zur Geschichte der italienischen Poesie.* Von *Leopold Ranke.* Gelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Von gewissen Schriften kann ein Recensent nur ihren Inhalt anzeigen. Dazu gehören namentlich historische Werke, deren Gegenstand ganz oder zum Theil nach neuen, nur dem Autor selbst zugänglichen Quellen bearbeitet ist. Ist letzterer einigermaſsen glaubwürdig, so wird sich gegen seine Darstellung und selbst gegen seine Gedanken und Urtheile wenig einwenden und noch weniger abnehmen oder zusetzen lassen, da selbst das Alte, wo es mit benutzt und ausgeführt ist, durch das Neue, was hinzutritt, eine andere Stellung gewinnen, andere Gesichtspunkte oder Modificationen der Anschauung sich eröffnen werden, welche dem Urtheile jedes Andern aufser dem Autor entrückt sind. Der Rec. kann da nur zusehen, ob sich sein Berichterstatter nicht selbst widerspricht oder falsche Folgerungen zieht, was einem Manne von Geist nicht leicht wiederfahren wird; — und ein solcher ist unstreitig Hr. *Leopold Ranke.* Seine Bücher sind meist von der oben beschriebenen Art: sie entstehen nicht aus einer weiteren Entwickelung des Geistes ihres Urhebers oder aus einer gewissen innern Nothwendigkeit, sondern aus Veranlassung neuaufgefundener historischer Quellen. Auch die vorliegende Abhandlung gehört wenigstens insofern dazu, als sie vermuthlich nicht geschrieben worden seyn würde, wenn der Verf. nicht in der Bibliothek Albani zu Rom ein von *Francesco de Bartolommeo Cimatore* 1508 u. 1509 geschriebenes Manuscript und in ihm die Fortsetzung der bisher mit dem sechsten Buche abbrechenden *Reali di Francia* entdeckt hätte. Diesen Fund beschreibt der Vf. im 1sten Abschnitte: er beweist, daſs jene Handschrift unmittelbar an das 6te Buch der *Reali di Francia* sich anschlieſst und überall die dort abgerissenen Fäden der Erzählung weiter spinnt; er begründet die Vermuthung, daſs der Roman im Anfange des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich durch eine freie Uebertragung und durchgreifende Bearbeitung eines ältern nord-französischen Erzeugnisses entstanden sey; er charakterisirt das Ganze, und zeigt, daſs in ihm überall noch der rein-mittelalterliche Geist, die Idee des ritterlich-streitbaren, durch Sieg und Eroberung sich ausbreitenden Christenthums herrsche. Er berührt alsdann im 2ten Abschnitte die ältesten Bearbeitungen desselben in Versen zunächst von Poeten, die das Volk auf dem Markte zu vergnügen suchten, wie der Florentiner *Altissimo* und *Zenobi di Sostegno*; und bahnt sich so den Uebergang zu den Dichtern des 15ten Jahrhunderts, welche mit der Bildung ihrer Zeit vertraut, denselben Stoff, der durch die rohen volksthümlichen Versuche jener Bänkelsänger allmälig tief und tiefer in die Nation eingedrungen war, zu cultiviren unternahmen. Damit langt er bei seinem eigentlichen Thema an: er will zeigen, wie aus dem Conflicte zwischen den noch vorhandenen, rein-mittelalterlichen Richtungen und Gesinnungen und den aufkeimenden entgegengesetzten Tendenzen der neueren Zeit eine *andere* Weise der Dichtung, durch jenen Conflict hindurch aus der Manier des Mittelalters der *moderne Stil* der Poesie hervorgegangen sey.

Zu diesem Zwecke betrachtet er zunächst das Gedicht des Florentiners *Luigi Pulci.* Es schlieſst sich zwar noch unmittelbar an die Bänkelsängerischen Volkspoeten an; den allgemeinsten äuſsern Umrissen nach ist es aus einem Theile der *Spagna* entnommen. Aber tausend andere Sachen sind hineingemischt; in allem Einzelnen weicht es bedeutend ab; Haſs und Verfolgung der Geistlichkeit tritt hervor, kühne und ernsthafte Fragen über die Religion werden verhandelt; Scherze und Zweideutigkeiten fehlen nicht; ja das Ritterthum ist offenbar mit einer gewissen Ironie dargestellt und religiöse und kirchliche Dinge werden vielfach bespöttelt. Doch erscheint es keineswegs als Satire; das Ritterwesen ist vielmehr im Allgemeinen durch den Charakter *Orlando's* würdig und erhaben repräsentirt, und die tiefern, namentlich speculativen Fragen der Religion sind mit unleugbarem Ernste behandelt. Es drückt nur den religiösen Zustand seiner Zeit aus. Die Ideen des ritterlichen Christenthums sind noch nicht aus den Gemüthern verschwunden, aber sie beherrschen sie nicht mehr ausschlieſslich, andere entgegengesetzte Interessen sind emporgekommen. Die Mythen und Geschichten des Alterthums benutzt und erwähnt *Pulci*, doch im Ganzen nur wie es ihm Laune und Zufall der Erinnerung gerade eingiebt; daneben ist er voll von allerlei anderer Gelehrsamkeit. Doch strebt er keineswegs nach klassischer Vollkommenheit; er ahmt die Alten keineswegs nach, und eben deshalb ist bei ihm an Correktheit der Form gar nicht zu denken, obwohl er im Vergleich zu dem alten Roman der *Spagna* als Dichter von entschiedenem Talente erscheint. Sein Werk hat eben so wenig Einheit der Stimmung, der Gesinnung oder des Eindrucks,

drucks, als der Handlung. Es ist etwas Wildes und Chaotisches darin. Die Elemente, die in dem Zeitalter kämpfend liegen, sind in allen ihren Gegensätzen auch in dem Gedichte vorhanden. *Pulci* ist einer der genialsten, geistreichsten Menschen, die jemals Verse gemacht haben, obwohl sein Werk von aller Vollendung weit entfernt ist. — Es folgt *Matteo Maria Bojardo*, der erste Dichter des in der Italienischen Poesie so berühmten Hofes von *Ferrara*. Er weicht von der ursprünglichen Rolandssage nach der einen Seite mehr, nach der andern weniger ab als *Pulci*. Weniger: indem er die Vertheidigung der Christenheit gegen einen grofsen Angriff, der überdiefs mit der alten Sage zusammenhängt, zu schildern unternahm; mehr: indem er den Sinn der Fabel durch Hinzufügung neuer Bestandtheile wesentlich änderte. *Bojardo* verbindet nämlich die in den beiden grofsen Sagenkreisen von König Arthus und Kaiser Carl getrennten Elemente: dem einen mangelte der grofse und unmittelbar wirksame Gegenstand; dem andern die Bewegung, wo nicht der Liebe, doch der Courtoisie. Die Idee, beide in Ein Ganzes zu verschmelzen, ist es, die *Bojardo's* Dichtung hervorrief und durchdringt. Daraus entspringen die Hauptbestandtheile seines Werks: Waffen, Liebe und Zauberei. Er verwebt ferner die antike Fabel nicht mehr wie *Pulci* blos in flüchtigen Andeutungen, sondern bereits in eigentlicher Ausführung mit seinem Gedichte, nimmt sie aber nicht ganz so auf, wie er sie findet, sondern wandelt sie um, und giebt ihr neue Pointen im Sinne der romantischen Poesie. Obwohl daher sein Werk aufserdem aus Elementen verschiedenen Ursprungs (die beiden grofsen Fabeln von der Gefahr Frankreichs und den Schicksalen Orlandos, und die Erzählung von *Ruggiero*) zusammengesetzt ist, so erscheint es doch ganz wie aus Einem Gusse. Er ist lebhaft ergriffen von alle dem, was im Ritterthum schön und ehrenwerth und rühmlich war, wie namentlich die Charaktere seiner Hauptpersonen zeigen; doch findet sich bei ihm nicht lauter Tugend und Schönheit, Seelengröfse und Gemüth; derbe Sinnlichkeit tritt vielmehr in naivem Ausdruck ganz unverhüllt hervor, nicht ohne anstöfsige Scherze. Kurz *Bojardo* war ein Dichter, der so zu sagen noch an das glaubte, was er sang; aber die Zeiten und die Schicksale seines Vaterlandes störten seine sinnige und heitere poetische Mufse.

Lodovico Ariosto benutzt wie *Bojardo*, mit dem er dieselben Bestandtheile der Dichtung hat, den Sinn und die Fabeln des Kreises von Arthus Tafelrunde, aber danebrn auch noch spätere französische Romane, z. B. *Giron le courtoys*. Während *Bojardo* die antike Fabel bis in's Unkenntliche umbildet, kann man bei Ariost in ganzen Erzählungen Schritt für Schritt den alten Dichter erkennen, den er grade vor sich hatte. *Bojardo* dichtet im Grofsen: die Ereignisse stellen sich ihm auf einmal im Ganzen dar; Ariost's eigenthümliches Talent dagegen liegt in der durchgebildeten Anschauung einzelner Momente. Bei *Bojardo* herrschen Vorstellungen und Dichtungen des Mittelalters vor. Bei Ariosto dagegen ist der Hintergrund allgemeiner Vorstellungen aus den Alten entnommen, und das Alterthum gewinnt in ihm bereits ein entschiedenes Uebergewicht über das Mittelalter. Anderer Seits führt er die moderne Welt in sein Gedicht ein, indem er nicht nur jenen Bezug der Fabel auf das Haus *Este* mehr als *Bojardo* und ausführlicher hervorhebt, sondern auch statt des Costümes einer eingebildeten Epoche allenthalben die Anschauungen der eignen einführt. Einheit der Idee und der Action fehlen auch bei ihm; der Reichthum reizender Abwechselung und contrastirender Verknüpfung ist sein Talent; und die Lebensansicht, die seinen Satiren zu Grunde liegt, eine Verachtung nichtiger menschlicher Bemühungen, eine unschuldige Gesinnung, welche Ruhe, Beschränktheit und Einsamkeit liebt, nicht ohne leichten Spott auf sich selbst mit antiker Einfalt und Ehrlichkeit geschildert, tritt uns auch in seinem Orlando entgegen. Aber Eines fehlt: man kann nicht sagen, dafs er irgend eine Tiefe des menschlichen Wesens und der Natur eröffnet habe. Sein Gebiet ist die sinnliche Anschauung; höheren Schwung der Seele und wirksames Gefühl für die höchsten Interessen wird man bei längerm Fortlesen vermissen. *Bojardo's* Gedicht wird daher in Erfindung und Tiefe der Poesie, Ariostos in der Ausbildung der einzelnen Momente, in anschaulicher Darstellung, glücklicher Verbindung und der Sprache (in der er nächst *Bembo* als Begründer der Italienischen Classicität erscheint), den Preis davontragen. Zusammengenommen lassen sie sich mit einem Januskopfe vergleichen: *Bojardo* enthält die Blüthe der Denkweise und der Lebensformen des spätern Mittelalters, Ariost die erste Entwickelung der modernen Poesie in vollem Glanze.

Wie schnell sich seit *Bojardo* der Zeitgeist umgebildet hatte, zeigt die 40 Jahre später mit Beifall aufgenommene und ihn selbst bald verdrängende Bearbeitung seines Gedichtes durch *Francesco Berni*. Der Unterschied zwischen dem Original und dessen Umgestaltung besteht hier besonders darin, dafs *Berni* nicht nur die Sprache *Bojardo's* correkter machte, sondern namentlich den Ausdruck seines Autors amplificirte, dafs er das Allgemeingültige dem Besondern vorzieht, in den Charakterschilderungen die kleinen Züge geflissentlich verwischt, in der Beschreibung der Begebenheiten und Zustände das eigentlich Unterscheidende darzustellen vermeidet, dafs er den Hintergrund, den das Gedicht in der Mythe des Mittelalters hatte, hinwegnimmt, und dafür das Antike hinstellt, dafs er endlich manche Züge, die auf die mittelalterliche Auffassung des Christenthums hindeuten, ohne Weiteres verbannt — das heifst: die alte Darstellungsweise *Bojardo's* war auf Anschauung, die neue *Berni's* auf Reflexion gegründet; dadurch war das Gedicht dem veränderten Zeitgeiste gemäfs ein ganz andres geworden. — Mit *Berni* im Allgemeinen durchaus verwandt erscheinen *Bernardo Tasso* und *Luigi Alamanni*, die zwischen 1546 und 1557 etwas Aehnliches versuchten, indem je-

jener den Amadis aus der spanischen, dieser den *Giron le courtois* aus der französischen Prosa in toskanische Verse brachte. Hinsichtlich des Stoffes folgen beide ganz sclavisch ihren Urbildern. Auf die Behandlungsweise aber hat zunächst die persönliche Stellung beider Dichter Einfluss geübt: Tasso will durch seine Uebertragung des eigenthümlichst-spanischen Romans Carl V. (von dem die neapolitanischen Fürsten damals abhängig waren); *Alamanni* durch Bearbeitung eines ebenso eigenthümlich-französischen Produkts Franz I. (in dessen Schutz er sich begeben) verherrlichen. Die eigentliche Arbeit beider aber besteht darin, Sinn und Geschmack ihres Jahrhunderts den Originalen mitzutheilen. Daher fügen beide zu den modernen Beziehungen antike Reminiscenzen in grofser Fülle hinzu; daher bei beiden Verwischung individueller Züge in's Allgemeine, summarische Behandlung der Entwickelung der Begebenheiten, Substitution des glänzenden an die Stelle des einfachen Ausdrucks, bei beiden das sorgfältige, aus der strengen kirchlichen Beaufsichtigung des 16ten Jahrhunderts entsprungene Streben nach Ernst und Tugend hinsichtlich des Stoffes, nach Einheit und Abrundung hinsichtlich der Form, letzteres durch die Beschäftigung mit Virgil veranlafst und ebenfalls Forderung des Jahrhunderts. —

Obwohl nun hiernach in diesen Dichtern das *Romanzo* des Mittelalters schon ganz in den Hintergrund gedrängt erscheint, so fanden dennoch eigentlich-durchgeführte Nachahmungen des antiken Epos, wie sie *Bolognetti*, *Giraldi* und besonders *J. G. Tissin* in seiner *Italia liberata* versuchten, bei den Zeitgenossen keinen Anklang. Man befand sich in einer unbequemen Uebergangsperiode, deren Richtung und Ziel noch nicht ganz klar war. Da erstand *Torquato Tasso*, beseelt, wie er selbst in den *Discorsi* andeutet, von dem Gedanken, die Vorzüge des mittelalterlichen *Romanzo* und des antiken Epos zu verschmelzen: er fand den Ausweg, den man suchte, und eben deshalb mit Recht schnellen und reichen Beifall. Hinsichtlich der Wahl des Stoffes schliefst er sich den Alten an, wie er wenigstens selbst meint, indem ja auch der trojanische und thebanische Krieg und die Ankunft des Aeneas in Italien historisch sey; zugleich aber ist er dem Materiale der Romanzatoren, wie er sie nennt, unendlich nahe verwandt, sofern gerade die Eroberung Jerusalems dasjenige Ereignifs ist, aus dessen Idee und Nachwirkung jene alten romantischen Gedichte grofsentheils entsprungen waren Ebenso verhält es sich mit der Bearbeitung und Behandlungsweise des Stoffes. Hier folgt *Tasso* vorzugsweise dem *Guilelmus Tyrius*; aufserdem nimmt er nicht nur die Zauberei und Feerie, sondern auch einzelne Züge aus den früheren Romanzatoren auf, welche noch immer im Geiste seines Zeitalters, das fortwährend glänzende Ritterspiele liebte und pflegte, Anklang fanden; und hält sich so einer Seits auf dem romantischen Gebiete, Anderer Seits aber schliefst er sich in der Regelmäfsigkeit der Disposition des Stoffes nach den 4 bestimmt gesonderten Momenten der Einleitung, der Verwirrung, der glücklichen Wendung und des Schlusses der Aktion, wodurch er das Ganze zur Einheit zu verbinden suchte, so wie in der Masse der fast wörtlichen Nachahmungen Virgils, Homers u. A. entschieden den Alten an. So hat er in der That bei seinem Versuche einen historischen Stoff, nach den Regeln der Epopee zusammenzusetzen, die Elemente zweier verschiedenen poetischen Welten vereinigt. So ist er aber auch nicht ein Dichter, der durch eine freie Schöpfung zu ergetzen sucht; er ist zugleich ein Gelehrter, der einen sehr manniehfaltigen poetischen Stoff herbeischafft, sich angeeignet hat, und nun bemüht ist, ihn kunstgerecht und angenehm vorzulegen. Jene beiden so verschiedenen Elemente würden sich aber abgestofsen haben, wenn es nicht ein drittes gäbe, in welchem sie sich berührten und durchdrängen. Das ist aber vornehmlich die christliche modern-katholische Auffassungsweise und Mythologie. Die Zeiten, in denen die älteren Romanzatoren, wie *Pulci*, *Ariosto*, der Geistlichkeit und dem Papstthume sich feindlich gegenüber stellten, waren vorüber. Tasso fafst von Anfang seinen Helden als höchst christlich, ja heilig; Gott und seine Engel und gegenüber die Hölle mit ihren Blendwerken leiten im Grunde die Aktion. Die Phantasie des Dichters hat dem Zeitgeiste gemäfs eine devote Richtung; und damit stimmt es wohl überein, dafs er von Anfang bis zu Ende eine gewisse Würde und Hoheit behauptet, das Detail vermeidet, und wie seine Vorgänger mehr ins Allgemeine malt. Endlich ist es ein Hauptzug der modernen Zeit, der ihm vorzugsweise angehört, dafs bei ihm in die Epopee die persönliche Stimmung des Dichters eintritt, etwas Phantastisches und Düstres, Melancholie der Liebe und Religion, die Sentimentalität der modernen Zeit. Der Dichter ist nicht frei von Manier, wenn Manier darin besteht, dafs der Autor eine ihm eigenthümliche und werthe Gesinnung in Widerspruch mit den Forderungen des Gegenstandes geltend macht. Damit soll indefs keineswegs Tassos Verdienst geschmälert werden; im Allgemeinen löste er vielmehr die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, und die nun einmal Forderung der Zeit war; er befriedigte nicht nur letztere, sondern auch den Geist seiner Nation so, dafs sein Muster noch heute seine Landsleute beherrscht. Daneben leistete er sogar noch mehr, als er beabsichtigte. Denn er ist in der That der Erste, der ein grofses und glänzendes Beispiel des modern Classischen aufgestellt hat; und eben dadurch hat er eine unendliche Wirkung auf die romanischen Nationen, ja auf die ganze Entwickelung der neueren Poesie ausgeübt. — — Zum Schlusse berührt der Vf. die so vielfach besprochenen Lebensverhältnisse Tasso's, und erklärt (nach den neuesten Notizen vielleicht doch etwas zu voreilig) die in der *Casa Falconieri* kürzlich gefundenen Briefschaften und Documente, welche das bisher sehr zweifelhafte Verhältnifs des Dichters zur Prinzessin Eleonore von Este in

in ein klares Licht setzen sollen, für eine bloſse Mystifikation. —

Man sieht, Hr. *Leop. Ranke* hat nicht nur das Talent, Handschriften zu finden, zu lesen und zu excerpiren, und daraus das historische Detail lebendig, anschaulich und interessant darzustellen; er weiſs auch die einzelnen Glieder des äuſsern Körpers der Geschichte in eine gewisse Beziehung zu setzen zu ihrem Geiste. Allein hier ist es immer, als wenn eine unsichtbare, feine aber scharfe Grenzlinie, die er zu überschreiten sich nicht getraut oder nicht vermag, ihn von weiterem Eindringen zurückhielte. Oft wären nur noch zwei Schritte zu thun, und er befände sich im innersten ideellen Mittelpunkte der welthistorischen Entwickelung des Geistes. Aber diese zwei Schritte thut er nicht; er bleibt stehen, und winkt höchstens hinüber nach der Richtung hin, wo das Centrum liegt. — *kui.*

KUNSTGEOGRAPHIE.

Wien, b. Beck: *Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate.* Geographisch dargestellt von *Franz Tschischka.* 1836. IV u. 448 S. 8. (2 Rthlr. 4 gGr.)

Der Vf. beklagt sich in der Vorrede, daſs in Deutschlands Kunstschriften neuester Art, wie in ähnlichen Abhandlungen der zahlreichen Real-Encyklopädieen die österreichischen Artikel mit geringschätziger Flüchtigkeit behandelt erschienen, während man nur zu oft dem ärmlichsten Machwerke des eignen Vaterlandes ungebührliche Aufmerksamkeit schenke. So müsse man wohl auf die Meinung gerathen, als sey der groſse österreichische Kaiserstaat, seine Nation kaum ausgenommen, fast aller Kunst ledig. Diese arge Ansicht durch die That zu widerlegen, sey der Zweck seines vorliegenden Werkes. — Hätte die Klage des Vfs. Grund, so würden wir behaupten müssen, daſs dieser Grund nur in Oesterreich selbst liege. Es kann nur die eigne Schuld der Oesterreicher, Mangel an literarischer Regsamkeit und Thätigkeit seyn, wenn sie ihre heimathlichen Kunstwerke nicht eben so geltend zu machen wissen, wie Andere die ihrigen. Daſs es Preuſsen, Baiern u. s. w. statt ihrer nicht thun, kann diesen nicht zum Vorwurfe gemacht werden, da es natürlich ist, daſs sich jeder an das ihm Zunächstliegende hält. Auſserdem ist wohl nicht zu leugnen, daſs Fremden das Reisen im Oesterreichischen Staate gerade mehr als anderswo erschwert wird, und wer kann über Kunstwerke schreiben, oder auf Kunstwerke aufmerksam machen, die er nicht gesehen hat? — Uebrigens glauben wir, daſs des Vfs. Klage ungegründet ist. Wir meinen durchweg bemerkt zu haben, daſs auf die wirklichen echten Kunstwerke der österreichischen Staaten in älteren und neueren Schriften, die sich nicht selbst ausdrücklich auf ein bestimmtes Gebiet beschränken, gebührende Rücksicht genommen wird. Wie vielfach wird schon in älteren Werken über Geschichte der zeichnenden Künste (z. B. bei Sandrart, Fiorillo u. A.) auf die Schätze der Wiener, Prager u. A. Kunstsammlungen hingewiesen! Wenn man bei Oberitalien meist zu bemerken vergiſst, daſs es gegenwärtig politisch einen Theil des österreichischen Kaiserstaates bildet, und seine Kunstschätze nicht zu den österreichischen rechnet; so thut man darin vollkommen Recht. Denn in künstlerischer Hinsicht ist diese Verbindung völlig bedeutungslos. Verlangt aber der Vf., daſs auch von Fremden auf alle unter Carl VI., Maria Theresia, Joseph II. erbauten Kirchen und Paläste wie auf wahre, für die Kunst bedeutende Kunstwerke Rücksicht genommen werden solle (vielleicht weil er selbst sie dafür hält), so vergiſst er, daſs ein Gebäude darum, weil es durch Maria Theresia oder Joseph u. s. w. angelegt ist, noch nicht zum bedeutenden Kunstwerke wird. Kaiser Joseph wenigstens hat eben nicht viel Kunstsinn und Geschmack gezeigt, wenn er so manche alte Kirche des 14ten Jahrhunderts, wie z. B. die Hof-Pfarrkirche zum h. Augustin und die deutsche Ordenskirche der h. Elisabeth zu Wien im schlechten Style des 18ten Jahrhunderts hat modernisiren lassen. Für die Kunst und Kunstgeschichte hat nicht Alles Geltung, was seiner Zeit einmal geschätzt wurde. Legen wir den *kunstgeschichtlichen* Maaſsstab an, so muſs Oesterreich nothwendig gegen andere Länder Europas zurücktreten. Kein Theil der österreichischen Monarchie, Oberitalien abgerechnet, ist jemals Sitz einer welthistorischen Entwickelung oder Bildung der Kunst gewesen. Es giebt keinen österreichischen Styl, keine österreichische Schule, weder in der Malerei und Architektur, noch in der Musik und Poesie, wenn man nicht etwa den Haydn-Mozart'schen Styl der Musik mit dem unpassenden Namen des österreichischen bezeichnen will. Die Hauptsitze der *deutschen* Kunst in allen ihren Zweigen sind nun einmal historisch die westlichen Gegenden unseres Vaterlandes gewesen. In Kunst*geographischer* Hinsicht dagegen, d. h. in Beziehung darauf, daſs viele ausgezeichnete Kunstwerke in dem österreichischen Kaiserstaate sich finden, behauptet letzterer allerdings seinen Rang, der ihm nicht streitig gemacht werden kann, unsers Wissens aber auch nicht streitig gemacht worden ist. Allein Kunst*geschichten* werden mit Recht mehr und öfter geschrieben als Kunstgeographieen; und so ist es denn sehr erklärlich, daſs Oesterreichs Name im Gebiete der Kunst nicht so oft erwähnt wird, als andere Länder.

(Der Beschluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

KUNSTGEOGRAPHIE.

WIEN, b. Beck: *Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate.* Geographisch dargestellt von *Franz Tschischka* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 220.)

Des Vfs. Werk ist nun näher betrachtet eine Art Kunst - Geographie des Oesterreichischen Kaiserstaates; und eben deshalb ein dankenswerthes Unternehmen. Er hat das Ganze nach den vier Hauptnationen der Monarchie, nämlich der Deutsch - Illyrischen, Italienischen, Böhmisch - Polnischen und Ungarischen, in vier Hauptabtheilungen eingeordnet; und behandelt zunächst die Deutsch - Illyrischen Länder, d. h. Oesterreich unter der Ens, Oesterreich ob der Ens und Salzburg, Tirol und Vorarlberg, Steiermark und Illyrien; sodann die Italienischen Länder: Lombardei und Venedig; die Böhmisch - Polnischen Länder: Böhmen, Mähren und Schlesien, Galizien, Lodomerien und Bukowina; und endlich die Ungarischen Länder: Ungarn, Slavonien, Croatien, Siebenbürgen, die Militärgrenze und Dalmatien. Man sieht, die vier Hauptabschnitte zerfallen wiederum nach den einzelnen Provinzen in Unterabtheilungen; und innerhalb derselben werden sodann auch die einzelnen Städte und Flecke besonders betrachtet. Wir können diese Anordnung, vom geographischen Standpunkt aus betrachtet, nur zweckmäfsig finden, besonders da das hinzugefügte dreifache Register: ein Sach- Orts- und Künstlerverzeichnifs, das vollständig und sorgfältig gearbeitet ist, das Nachschlagen und dadurch den Gebrauch des Buches, das bei seiner Trockenheit Wenige ganz durchzulesen geneigt seyn möchten, sehr erleichtert. Angehängt sind aufserdem noch: Notizen über Melk, Kunst und Alterthum betreffend, vom Professor *Jgn. Fr. Keiblinger*, und: Geschichtliche Notizen über österreichische Künstler. — *Wissenschaftlichen* Werth im strengen Sinne des Worts können wir nun dem Werke, im Ganzen genommen, nicht beimessen. Es ist im Grunde selbst nur ein Register, eine Sammlung von Notizen über Ort, Zeit der Entstehung, Namen der Verfertiger und die sonstigen äufsern Schicksale der verschiedenen Kunstwerke. Eine wissenschaftliche Kunstgeographie hätte aber vor allen Dingen das so interessante Verhältnifs der klimatischen und sonstigen natürlichen Beschaffenheit der einzelnen Länder und Ortschaften zu ihrem Kunstbetriebe, ihrer Kunstbildung und Kunstblüthe feststellen, sie hätte untersuchend und betrachtend eingehen müssen auf den durch die natürliche Beschaffenheit des Landes bedingten Charakter und Sinn seiner Bewohner in Beziehung auf die Kunst u. s. w. Von Forschungen solcher Art, welche alle Geographie erst in's Gebiet der Wissenschaftlichkeit erheben, ist hier nicht die Rede; das Wort Geographie ist vielmehr in dem alten unwissenschaftlichen Sinne genommen, in welchem es eine Zusammenstellung und kurze Notirung oder Beschreibung alles dessen bezeichnet, was etwa Beachtenswerthes in einem Lande sich vorfindet. Indessen mufs es auch Werke geben, welche zunächst nur das Material zusammentragen, sichten und ordnen, das Einzelne bemerkbar machen und eine Uebersicht darüber geben. Sie sind nothwendige Vorarbeiten, und eben deshalb, sobald sie nur genau und sorgfältig angefertigt sind, für die Geschichte und die wissenschaftliche Geographie von der gröfsten Brauchbarkeit. Diesen Vorzug wollen wir nun auch der Schrift des Vfs. keineswegs absprechen. Sie zeichnet sich durch Fleifs, Vollständigkeit und Genauigkeit vortheilhaft aus; die Anordnung ist gröfstentheils übersichtlich und natürlich, die Beschreibung des Einzelnen klar und bestimmt; auch die Quellen, aus denen die Angaben geschöpft sind, wo es nöthig ist, beigefügt. Dafs der Vf. in letzterer Beziehung nicht eigentlich diplomatisch zu Werke gegangen ist, nicht aus den Urkunden und den letzten Autoritäten selbst geschöpft, sondern meist auf gute Vorarbeiten verwiesen hat, kann ihm bei dem grofsen Umfang seines Werks nicht zum Vorwurf gemacht werden. Hält man den Gesichtspunkt fest, dafs das Ganze nur ein orientirendes, eine leichte Uebersicht gewährendes, zum Nachschlagen brauchbares Register in der Hand des Kunstkenners und Forschers oder des gebildeten Reisenden seyn soll, so ist jener Mangel an Urkundlichkeit, von der weitläuftige, kritisch-historische, die Uebersichtlichkeit störende Erörterungen unzertrennbar gewesen seyn würden, sogar ein Vorzug und zweckgemäfs zu nennen. Freilich hätte dann aber dieser Gesichtspunkt in mancher Beziehung auch strenger festgehalten werden sollen. Konnte und wollte der Vf. weder auf historische noch ästhetische Kritik sich näher einlassen, so mufsten auch alle allgemeinen Anpreisungen einzelner Kunstwerke fehlen. Es ist selbst über ein anerkannt treffliches Kunstwerk wie Canova's Grabmal der Erzherzogin Christina von Oesterreich in der Hof-Pfarrkirche zu Wien nichts gesagt, wenn der Vf. bemerkt: dieses berühmte Grabmal gehöre in artistischer Hinsicht zu den Ersten von ganz Europa.

ropa. Solche allgemeine Redensarten geben keinen Maſsstab der Beurtheilung ab; und um auf das Kunstwerk die gebührende Aufmerksamkeit zu lenken, boten sich andere Mittel dar, genügte es hier z. B. nur den Namen Canova mit gesperrten Lettern drucken zu lassen. Ebenso hält es Rec. für unzweckmäſsig, daſs bei den groſsen Gemälden und sonstigen Kunstsammlungen oft mehrere Seiten hintereinander die Namen der Künstler, von denen sich Arbeiten in denselben befinden, verzeichnet sind. Die groſse Masse der Künstler-Namen verwirrt den Unkundigen, und kann dem Kundigen zu nichts helfen, sobald nicht auch zugleich die Werke dabei angegeben sind. Es wäre daher ersprieſslicher gewesen, die Haupt*werke* solcher Sammlungen mit kurzen Angaben ihres Gegenstandes, und auſserdem nur die vorzüglichsten Künstlernamen zu nennen, für alles Uebrige aber auf andere Schriften, (Kataloge u. s. w.), aus denen das Nähere zu ersehen wäre, zu verweisen. Dadurch wäre Raum gewonnen worden, und die historischen und beschreibenden Bemerkungen hätten insbesondere bei manchen eigentlich vaterländischen Kunstwerken, wovon allerdings mehrere eine genauere Kenntniſsnahme und gröſsere Aufmerksamkeit verdienen, reichlicher und ergiebiger flieſsen können. Ueberhaupt hat sich der Vf. zu weite Grenzen gesteckt, wenn er z. B. sämmtliche, auch die unbedeutendsten Kirchen Wiens namhaft macht. Die Masse der Gegenstände muſs auch hier verwirren, und eine wenn auch stillschweigende Kritik, welche das ganz Unerhebliche oder minder Bedeutende aussondert, um das Wichtige hervortreten zu lassen, muſs nun einmal auf dem Gebiete der Kunst auch bei Werken der vorliegenden Art ausgeübt werden; sonst gehen sie in's Grenzenlose, und werden eben damit unbrauchbar.

Das Buch ist übrigens rein von störenden Druckfehlern, und Druck und Papier für einen deutschen Verlagsartikel gut zu nennen. Auch in dieser Hinsicht ist es also empfehlenswerth. —

Aschaffenburg, b. Pergay: *Die Miniaturen und Manuscripte der königl. bayer. Hofbibliothek in Aschaffenburg.* Beschrieben und erläutert von *J. Merkel*, Hofbibl. u. Prof. u. s. w. Nebst 14 Blättern mit Umrissen. 1836. kl. Fol. 6 Bogen u. 15 Kupfer.

Auch unter dem Kupfertitel:

Beschreibung der Miniaturen der königl. Hofbibliothek zu Aschaffenburg. (2 Rthlr.)

Vorliegendes Werk ist eine erfreuliche Erscheinung der Kunst, und liefert den Beweis, daſs der Buchhändler *Pergay* einer der edlen Deutschen ist, welche zu Opfern für Literatur und Kunst durch Herausgabe neuer Werke selbst dann bereit sind, wenn sie sich nach der Natur des Gegenstandes und nach der Bearbeitung des Textes auch keinen groſsen Absatz versprechen können; daher derselbe auf den Dank des gelehrten Publicums gerechten Anspruch hat.

Dieses Kunst-Werk ist eigentlich nach 2 Abtheilungen zu betrachten, deren vorzüglichste und erste die schönen Nachbildungen alter Miniaturen durch *H. v. Hefner* (vermuthlich Zeichnungslehrer an der Gewerbsschule zu Aschaffenburg), und deren zweite, *als Zugabe*, das Verzeichniſs der Abbildungen selbst, wie auch einiger Handschriften zu Aschaffenburg ist. Wir befassen uns zuerst mit dem wichtigeren Theile der 15 Kupfertafeln, und bemerken, daſs das schöne Titelblatt oben links den Kopf und die Jahreszahl von *A. Dürer*, rechts von *H. S. Beham*, und in der Mitte zwischen denselben die Namenszüge von *Niklas Glokenton* hat. Unten kniet der Kurfürst Albert von Mainz nach einem Gemälde aus dem Missale; rechts ist Aschaffenburg, und links Mainz. Der Cardinalshut liegt vor dem Betenden, dessen Bildniſs dem M. Luther's sehr ähnlich ist. Dann folgen erst die auf dem gedruckten Titel angegebenen 14 Kupfertafeln, deren *Verzeichniſs* (nicht Erklärung) am Ende des Textes *unter* Beziehung auf dessen Seiten und Numern steht. (V Der vor der Messe knieende Bischof ist S. 10. Nr. 6, statt S. 11. Nr. 9 anzugeben) das I. schöne Blatt stellt den heiligen Mauriz mit Gefolge vor. II. Vier Anfangsbuchstaben nebst einer Arabeske aus dem Missale des Kurfürsten Albert. III. Die vier Monate Januar, März, Mai und November bildlich vorgestellt. IV. Die Berichte von *J. S. Beham*. V. Der Bischof, wie er vor der Messe am Altare kniet. VI. David im Rückblicke auf Jehova. VII. Das Begräbniſs eines Klostergeistlichen. VIII. Die Trauung eines Ehepaares durch einen Bischof, und dessen Firmung in 2 Bildern. IX. Drei Arabesken. X. Ein Anfangsbuchstabe mit den Bildnissen von David und Goliath, dann der Besuch der Maria bei Elisabeth. (Beide Gegenstände sollten, wie im Buche, von einander mehr getrennt seyn.) XI. Verschiedene Anfangsbuchstaben als Figuren desselben Psalters aus dem XII. Jahrhunderte. XII. Der heil. Udalrich aus einem Psalter von 1250. XIII. Die heil. Margaretha. XIV. Anfangsbuchstaben des Psalters, nebst Abbildung des Besuches der Maria von der Elisabeth und 4 kleinere Abbildungen. Der kunstfertigen Nachbildung dieser Gegenstände ist Alles Lob zu spenden; nur zu bedauern, daſs die Blätter 9 u. 10 nicht nach ihrer Ordnung, die einzelnen Gegenstände eines und desselben Blattes, wie alle zusammen nicht nach der chronologischen Ordnung der Mscpte. selbst, verzeichnet wurden, was auch dem Texte in Beziehung auf die einzelnen Bilder jedes Kupferstiches abgeht. Die Mühe, jede Numer der Kupferstiche an der geeigneten Stelle des Text-Verzeichnisses beizusetzen, war doch sehr gering.

Die Zugabe des Textes stammt aus der Feder des Hn. Hofbibliothekars *Merkel*, und befaſst sich im ersten Bogen mit Titel und Vorrede, im 2ten und 3ten mit einer guten Uebersetzung mehrer Beiträge zur Biographie des Kurfürsten *Albert* von Bran-

Brandenburg zu Mainz, im 3ten noch mit 23 Numern der Vorzüge des Meſsbuches, welches der Kurfürst 1524 durch *N. Glokenton* verfertigen lieſs; im 4ten Bogen mit der Verzeichnung der 11 Vorzüge des Gebetbuches von *Glokenton* aus dem J. 1531. Mit gleicher Verzeichnung der 8 Vorzüge des um dieselbe Zeit verfertigten Gebet-Buches von *J. S. Beham*, dann des Domschatzes, welcher in Dreihaupt I. S. 853 — 876 mit 232 Figuren auf 15 Kupfertafeln abgedruckt ist. Bei dieser I. Abtheilung der Miniaturen können wir nicht billigen, daſs sie *Albertinische* genannt werden. Denn durch diese Benennung könnte mancher Leser auf den Irrthum, Kurfürst *Albert* habe sie verfaſst, oder nach seiner Zeichnung malen lassen, gerathen. II. Dann folgt noch ein *Namen - Verzeichniſs* von 32 Handschriften der Aschaffenburger Bibliothek, bei deren undatirten einige Gründe für das angegebene Alter erwünscht gewesen wären. Der Vf. dieser Verzeichnisse würde sich um das groſse Publicum um so mehr verdient gemacht haben, wenn er in der Einleitung aus dem kunstgeschichtlichen Schachte der Hofbibliothek nur Einiges über das Wesen und die Bedeutung der Miniaturen überhaupt, dann eine kurze Biographie von *N. Glokenton*, dessen Originalbriefe über seine Arbeiten zu *Dessau* sich befinden, und von *J. S. Beham* mitgetheilt hätte. Auch wäre zu wünschen, daſs der deutsche Stil weniger Provinzialismen hätte, z. B. hausmachene Tüchtigkeit, umsurrt, hochrückige Katze, Schlode rauchen u. s. w. Uebrigens wird das Publicum sich mit Rec. freuen, daſs der Hr. Hofbibliothekar seiner kleinen Schrift über die Aschaffenburger Incunabeln jetzt auch das Verzeichniſs der dortigen Miniaturen und Handschriften schon nach 4 Jahren folgen lieſs, und daſs er auch die Ausgabe einer auszugsweisen Uebersetzung der besten Lateiner des XV. und XVI. Jahrhunderts hoffen läſst. Eine neue Ausgabe der Werke des Jesuiten *Balde* hat er schon früher versprochen. Möchte dauernde Gesundheit und Heiterkeit seine Unternehmungen unterstützen!

POLIZEIWISSENSCHAFT.

Coesfeld, b. Riese: *Die gesammte Polizei-, Militär-, Steuer- und Gemeinde - Verwaltung in den Königl. Preuſs. Staaten.* Ein Handbuch zunächst für Magistrate u. s. w.; ferner für Medicinalbeamte u. s. w.; so wie für diejenigen, welche sich diesen Fächern des Staatsdienstes widmen wollen; zur Hülfe auch für Landräthe u. s. w. Von *Heinrich Ostermann*, Kön. Pr. Prem.-Lieutenant v. d. Armee a. D., Kreissekretär, Ritter des eisernen Kreuzes II. Klasse. *Erster* Band enthaltend den *ersten* Theil: *Die Polizei-Verwaltung.* 1836. XII u. 711 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Auf dem Wege der bloſsen Speculation kann man, wie es scheint, nicht zu einer festen Begrenzung der Polizeiwissenschaft gelangen. Die neuesten geistreichen Schriften von *Robert Mohl* über die Polizeiwissenschaft und über die von ihm sogenannte Präventivjustiz geben davon durch ihre von den bisherigen Ansichten so bedeutend abweichenden Resultate genügenden Beweis. Man möchte daher vielleicht glücklicher seyn auf dem Wege der Erfahrung. Man sammle, wie es bereits *v. Berg* versucht hat, die Polizei-Verordnungen der cultivirtesten Staaten. Die Gegenstände, welche sie alle umfassen, sind die wahren Gegenstände der Polizei, jedoch auch nur einer solchen, wie sie provisorisch, für den jetzigen Zustand der menschlichen Vollkommenheit, passend ist. Denn die Cultur der Einzelnen schreitet rasch vorwärts, und die Staaten müssen sich anstrengen, gleichen Schritt zu halten, und womöglich noch voranzueilen.

Niemand wird es bestreiten wollen, daſs Preuſsen im Verhältniſs zu andern Staaten auf einer hohen Stufe der Cultur steht. Seine Polizei-Gesetzgebung kennen zu lernen, muſs daher für jeden Gebildeten schon von Interesse seyn; vielmehr noch für den Staatsmann, der Belehrung sucht, auch seinen Staat in der Cultur höher zu heben. Der Vorwurf, welcher hin und wieder der Preuſsischen Regierung gemacht wird, daſs sie zu viel regiere, wird sicher dem Munde des Fremden nicht entschlüpfen, der in den Preuſsisches Polizeigesetzen Belehrung sucht. Darum verdient der Herausgeber gewiſs Dank, daſs er die Preuſsische Polizeiverwaltung darzustellen unternahm, und eine leicht faſsliche Uebersicht hiefür wählte. Er theilt nämlich das Ganze in die üblichen beiden Theile, in die Sicherheits- und Ordnungs-Polizei, und in die Cultur- und Wohlfahrts-Polizei. Jeder dieser Theile zerfällt in sechs Titel, denen der Vf. jedes Mal eine sehr kurze Einleitung voraussendet. Die zum ersten Theile gehörigen Titel handeln von der Sicherheit der Personen in Beziehung auf das Leben, die Gesundheit, die Freiheit der Person, der Sprache, der Presse und des Gewissens, in Beziehung auf die Ehre, den guten Namen und das Eigenthum; der sechste Titel, der längste, (S. 181 bis 563) handelt von der öffentlichen Ordnung und Sicherheit überhaupt. Der *zweite* Theil zerfällt in die Bevölkerungs, Landwirthschafts, Gewerbs, Handels, Wege- und Sitten-Polizei, mit welcher letztern auch die drei von ihr getrennten Titel: Erziehungs, Religions, Kirchen-Polizei und die Sorge der Polizei für die Vergnügungen und den Genuſs des Lebens hätten verschmolzen seyn können.

Zu dem oben angedeuteten Standpunkte hat sich der Vf. nicht erhoben; der theoretische Gesichtspunkt ist ihm fremd geblieben. Er wollte unmittelbar praktischen Nutzen stiften; er wollte ein Handbuch liefern, nicht bloſs etwa für den Polizeibeamten im Regierungsbezirke Münster, sondern für alle Preuſsische Polizeibeamte. Sehn wir daher, ob der Vf. diesen sich vorgesteckten Zweck erreicht hat. Der Vf. macht Ansprüche auf Vollständigkeit, obwohl er, auffallend genug, das siebenmal stärkere Zeller'sche Werk über Preuſsische Polizeiwissenschaft als unvollständig bezeichnet. Sehen wir, ob dieſs eigne Lob des Vfs. sich bewährt. Wir wollen

zu

zu diesem Zwecke aus den vielen Abschnitten, in welchen er von der öffentlichen Ordnung und Sicherheit überhaupt handelt, einen herausheben, den von der Wasser-Polizei, den er zusammenhängend von S. 329 bis 339 abhandelt. Hier fehlen nicht weniger als eilf theils Königliche, theils Ministerial-Verordnungen. Bei Gelegenheit der Reinigung und Räumung der Gräben hat der Vf. die allgemeinen Edicte vom 9ten Novbr. 1717, vom 7ten Octbr. 1726 und vom 6sten Julius 1773 nicht angeführt. Man könnte glauben, der Vf. beschränke sich auf die nach Abfassung des Landrechts ergangenen Verordnungen; aber diefs ist nicht der Fall; denn er hat Münstersche Verordnungen aus den Jahren 1720, 1738, 1765 und 1771 hier angeführt. Bei Gelegenheit der Hemmung des Wasserlaufes fehlt die Verordnung vom 6sten April 1791, wonach kein Kahn unter den Brücken der Flüsse zur Aufbewahrung befestigt werden soll. Bei der Behütung der Deiche sind die Patente vom 14ten Febr. 1727 und vom 5ten Junius 1828 übersehn, durch welche die Regel dieses Verbotes aufgestellt ist, von welchem der Vf. nur die an einem andern Orte beliebte Ausnahme hinsichtlich der Schafe anführt. Eben so ist das Rescript des Ministerii des Handels vom 26sten August 1818 übersehn, wonach die Fortschaffung des Dorngesträuches und der Bäume von den Deichen vorgeschrieben ist; ingleichen die Strafbestimmung gegen die Uebertreter dieses Verbotes im Patente vom 15ten Julius 1821, so wie die in der Verordnung vom 6sten April 1791 noch strenger ausgesprochene Beahndung der Hirten und Aller, welchen eine besondere Verbindlichkeit obliegt, alle Beschädigungen der Deiche zu verhüten. Eben hier hätte auch das Patent vom 12ten Febr. 1727 seine Stelle finden sollen, wonach das Anlegen der Schiffsgefäfse an den Buhnen, Packwerken und Pflanzungen bei 10 Thaler Strafe verboten ist. Die Strafe für Verunreinigung der Flüsse hält der Vf. nur für bestimmt durch die besondern Stromordnungen — die der Vf. zwar vollständig, aber in gar keiner Ordnung, und so flüchtig aufgezählt hat, dafs er z. B. die Deich- und Ufer-Ordnung für die Oder und das Oderbruch zweimal, wenige Zeilen von einander entfernt S. 339, anführt —; und doch haben wir die Kabinetsordre vom 24sten Februar 1816 wonach der Schneidemüller, welcher Sägespäne und Borke in einen Flufs wirft, 10 bis 50 Thaler als Strafe verwirkt hat. Aehnliche Mängel liefsen sich in jedem Capitel nachweisen.

Während sich auf solche Weise herausstellt, dafs dieses Buch viel zu wenig enthält, so ist auf der andern Seite wieder viel zu viel in demselben gegeben. Was bedarf der Polizeibeamte in Gumbinnen der Publicanda der Regierung zu Oppeln, oder etwa der Polizeibeamte im Regierungsbezirk zu Frankfurt an der Oder der Publicanda der Regierung zu Münster? Diese letztern scheinen vollständig im Buche angeführt zu seyn, so dafs selbst ein dortiger vom Oberpräsidio genehmigter Entwurf von Statuten eines Rindviehversicherungsvereines S. 340 ff., ja sogar Verordnungen des ehemaligen Grofsherzogthums Berg mitgetheilt werden. Sicher besteht der zehnte Theil des Buches aus provinciellem Münsterschem Polizeirecht, und ein eben so grofser Theil des Buchs enthält Verordnungen der übrigen Regierungen des Königreichs. Doch wenn gleich zehn Regierungen in ihren Publicandis gleichmäfsige Regeln aussprechen; es kann diese Regel dadurch doch zu keiner gemeinrechtlich-preufsischen erhoben werden. In den Regierungen, in welchen diese Publicanda nicht erlassen sind, kann der Polizeibeamte danach nicht sprechen; sie nützen nur mittelbar, wie im Eingange bemerkt: *de lege ferenda*.

Wahrscheinlich der Preufsischen Polizei eigenthümlich ist die Beschränkung des Strafrechts der Polizei, welche vor wenigen Jahren erst vom Ministerio dahin ausgesprochen ward, dafs der Polizei das Recht der Bestrafung nur alsdann zukomme, wenn in dem übertretenen Polizeigesetze bereits eine Strafe angedroht war. Die Veranlassung zu dieser auffallenden Verordnung war folgende. Ein Gutsbesitzer hatte rotzige Pferde gehabt, und nach deren Tode nicht die in den Polizeigesetzen vorgeschriebene Reinigung der Ställe und der darin befindlichen Gegenstände vorgenommen. Auf die Beschwerde der Nachbaren verurtheilte ihn der Landrath nach einem sehr richtigen Takte auf die höchste erlaubte Polizeistrafe, auf eine Geldstrafe von 50 Thalern. Der Gutsbesitzer beschwerte sich darüber bei der Regierung, und da der Justitiar derselben ein Anhänger der Feuerbach'schen Theorie: *nulla poena sine lege* war, so wurde der dadurch entstandene Zweifel an das Ministerium gebracht, und dieses erklärte sich bestimmt dafür, diese für das Criminalrecht aufgestellte Ansicht auch auf das Polizeirecht anzuwenden. Das Preufsische Polizeistrafrecht ist damit zum grofsen Theile vernichtet, und es bedarf einer Masse von neuen Polizeigesetzen und Deklarationen, um der Polizei-Obrigkeit die fast ganz entzogene Strafgewalt wiederzugeben. Erst wenn hierin das Nöthige von den Regierungen und zum Theil auch vom Ministerium geschehn ist, dann mögen für die einzelnen Regierungsbezirke die ergangenen Verordnungen so vollständig gesammelt werden, wie sie hier für den Münsterschen gesammelt sind. Das wird fruchtbringend für die preufsische Polizei seyn, um allmählig so viel als möglich Einheit in die Verwaltung zu bringen; und auf eine solche Basis gestützt wird erst ein vollständiges Preufsisches allgemeines Polizeirecht entstehn können, wie es den Forderungen der Vernunft für den Augenblick entspricht. Denn welche Regierung möchte wohl im Stande seyn, ausführliche Regeln der Handels- und der Sitten-Polizei in der Art aufzustellen, dafs sie auch nur für mehrere Decennien passend und ausreichend wären!

Druck und Papier ist eben so lobenswerth, als der Eifer, mit welchem die Verlagshandlung das Buch seinem Ende zuzuführen eilt. *A. v. B.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

DRAMATURGIE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Ben Jonson und seine Schule*, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch *Wolf Grafen von Baudissin*. *Erster* Theil. Mit zwei Kupfertafeln. 1836. XXVIII u. 444 S. *Zweiter* Theil. 1836. 536 S. gr. 8. (5 Rthlr. 12 gGr.)

Nachdem *Tieck* begonnen hat, uns mit dem Vortheater Shakspeare's bekannt zu machen, erwirbt sich nun Herr Graf *von Baudissin* das Verdienst, ein Gleiches mit dem Nachtheater des grofsen Dichters zu thun, und mit Meisterschaft in der Ausführung. Der Gründer der neuen Schule, welche einen Shakspeare in eine hundertjährige Vergessenheit brachte, bis die Nebel in Nichts verflatterten und er mit neuem verstärktem Glanze, ein Ehrfurcht gebietender Kolofs, dastand, war der zehn Jahre später (1574) geborene *Ben Jonson*, der 1599 neben Shakspeare mit einem Lustspiele: *Every man out of his humour*, in die Schranken trat, ein geistreicher und sehr gelehrter, aber höchst pedantischer und genieloser und daher auf einen Shakspeare neidischer Dichter. Er überlebte seinen grofsmüthigen Nebenbuhler um einundzwanzig Jahre und gewann dadurch Zeit, seine dramatischen Grundsätze, die man gegen Shakspeare's ideale als rationale bezeichnen kann: gemeine Wirklichkeit, mit alterthümlicher und scientifischer Gelehrsamkeit gefirnifst, bei der laxesten Moral auf moralischen Effect berechnet, geltend zu machen, und zwar nicht sowohl durch seine eigenen Arbeiten, als durch die seiner genievollern Schüler, *Fletscher* und besonders *Massinger*. Warum diese das grofse Vorbild eines Shakspeare gegen das geschmacklose eines *Ben Jonson* verschmähten, läfst sich nur erklären, wenn man annimmt, dafs sie wohl fühlten, ein Shakspeare sey ihnen unerreichbar, und dabei *Ben Jonson's* Einflufs bewirkte, dafs das Publicum, welches von dem Adel einer Elisabethszeit immer mehr herabsank, jene Meisterstücke, für die sich auch wohl seine Empfänglichkeit vermindert haben mochte, immer mehr aus den Augen verlor. — Erleben wir doch fast das Nämliche an unserm *Schiller*, und ohne dafs wir eine solche Schaar „grofsartiger Manieristen," wie das Vorwort sie richtig bezeichnet, aufzuweisen haben, wie die Nachzeit Shakspeare's, sondern in eine fast gänzliche Sterilität versunken sind. — Englands tragische und komische Muse scheint in den meisten der uns hier vorgeführten Werke dieser Schule kaum ihre Fibeljahre durchgemacht zu haben, und hatte einen *Hamlet*, *Macbeth*, *Lear*, einen *Sturm*, *Cymbeline*, *die lustigen Weiber von Windsor* und ähnl. vor Augen: und wie war's nur möglich, dafs solche Machwerke daneben ertragen werden konnten, und dafs die Folie, zu welcher sie jenen Edelsteinen hätten dienen sollen, für die wahren Edelsteine selbst gehalten — und die Edelsteine weggeworfen wurden? — O sehr möglich: *sie fröhnten der Gemeinheit, und die verwildernde in Sinnlichkeit versinkende Menge fand sich darin wie zu Hause*; denn wir erblicken in diesen Dramen gewifs ein treues Bild der damaligen Zeit in England, und dies würde dem Unternehmen des Hrn. Uebersetzers schon keinen geringen Werth verleihen. — Doch beschränkt sich das Verdienst desselben keineswegs darauf, und wir müssen ihm darin gegen *A. W. Schlegel's* Behauptung, dafs diese Schule keiner nähern Beachtung werth sey, beistimmen; denn, wer meinen sollte, es liefse sich von ihr gar nichts lernen, als allenfalls wie man's nicht machen solle, der würde wahrlich sehr irren. — Wenn auch Conception und Composition schwach sind, so ist dagegen die kecke Charakteristik und das dramatische Leben in den einzelnen Scenen zu loben. Ihr gröfster Fehler ist, dafs sie vorzüglich auf Effect ausging, und daher oft in Karrikatur verfiel. Allerdings verschmähte sie dafür kein Mittel, und dies führte zu Anstöfsigkeiten mancherlei Art, wie unsre überfeinerte und dadurch fade Bühne nicht zu erlangen vermag, die wir aber auch, so geneigt unsre jüngern Literaten dazu immerhin seyn möchten, unsrer Bühne doch nicht wünschen können, bei dem gegenwärtigen Stande unsrer Kultur. Sehr wahr sagt in dieser Hinsicht der Hr. Uebersetzer in der interessanten und geistreichen Vorrede S. XIII: „Wie grofs übrigens oft die Anstöfsigkeit der alten englischen Dramatiker sey, so wird sie doch von den Lustspieldichtern unter Karl II. noch überboten, und kommt uns in Vergleich zu den modernen französischen Ausgeburten fast harmlos vor. Wenigstens beschränkt sich das siebzehnte Jahrhundert darauf, Schwarz Schwarz und Weifs Weifs zu nennen, *und ist ganz frei von jener dämonischen Tendenz des neunzehnten, welche den Schlamm und Staub des Lebens verklären möchte, und dafür das Edle und Heilige mit Füfsen tritt.*" — Dieses Vorwort führt eine Parallele zwischen der bildenden Kunst in Italien und der dramatischen in England durch, zwischen denen der Hr. Uebersetzer eine auffallende Aehnlichkeit entdeckt zu haben glaubt und nachweiset. „Beide, die bil-

bildende Poesie jenseit der Alpen, wie die dramatische in England, sind auf durchaus heimischem Boden entsprossen, und dienen im allerersten Entstehen der Kirche; werden aber sehr bald selbständig und frei, erfassen ihre Aufgaben mit bewundernswürdiger Naivetät und Innigkeit, und reizen uns ganz besonders dadurch, dafs sie ohne Eitelkeit und Nebenabsicht nur um die lebendigste Auffassung ihres Gegenstandes, nicht sowohl bemüht, als von ihm durchdrungen sind, und dafs für dessen Darstellung ihnen das anmuthigste Colorit zu Gebote steht. Wie uns die Grazie des Mönchs von Fiesole, oder des Benozzo Gozzoli entzückt, hat auch die englische Bühne ihre Bilder auf Goldgrund und in Tempera, und eine Färbung, die an Lieblichkeit und Klarheit den alten florentinischen und venetianischen Gemälden gleichkommt." (S. VII u. f.) — Peele, Green, Marlow und der witzige Lilly sind als die dramatischen Repräsentanten dieser Periode bezeichnet. Dann kamen Raphael und Shakspeare, beide unerreicht und einzig. Darauf kam die Periode des Effects. Wie Michael Angelo, seiner innersten Natur nach, als Gegensatz des Raphael auftrat und erste Ursache des Schisma wurde, den dann die manierirten Baroccio oder die Virtuosen von Bologna überboten und ihrer Zeit mehr galten als Raphael; so — der freilich weit untergeordnetere *Ben Jonson* und seine grofsartigen Schüler in der englischen Dramaturgie. „Vom *Poetaster* an" (einem satirischen Lustspiel, in welchem *Ben Jonson* die vermeinte Unwissenheit und falsche Richtung Shakspeare's zu züchtigen meinte) datirt, man kann es wohl sagen, die veränderte Tendenz des Drama in England, die gestörte naive Auffassung des Publicums und die falsche Kritik. Selbst *Jonson's* bekannte *Commendatory Verses* enthalten, trotz alles anscheinenden Lobes, doch eine sehr vornehme Geringschätzung des grofsen Dichters und eine mitleidige Rüge seiner Ignoranz; im Innersten seines Herzens mag er über ihn geurtheilt haben wie unsere gleichzeitigen deutschen Kunstrichter über Kotzebue (?). S. IX. — Es ist uns nicht ganz deutlich, was der letzte Satz sagen soll, und ist die Parallele auch treffend, so dünkt sie uns doch etwas gewaltsam herbeigeführt, da Italiens malerische und Englands dramatische Entwicklung an sich in gar keinem Zusammenhange stehen. — Die interessante *Chronologische Uebersicht der Geschichte der englischen Bühne von ihrer ersten Entstehung* (1100 *unter Heinrich I.*) *bis zu den Zeiten Cromwell's* (1648), aus Collier's Geschichte der englischen Bühne, ist besonders dankenswerth. Sie giebt uns ein anschauliches Bild der Entwicklung und der Verfassung der englischen Bühne; so wie das Kupfer von der innern Ansicht einer altenglischen geschlossenen Bühne, und das Titelkupfer die Façade, die Durchschnitte und den Grundrifs des Sommer-Theaters „*The fortune*," 1599 für die Schauspieler-Gesellschaft des Lord-Admiral erbaut von Alleyn, der an ihrer Spitze stand, wie Burbage und Shakspeare an der des Lord-Chamberlain zu Blackfriars, der zweiten der damals privilegirten Gesellschaften. — Von Dramen enthält der *erste* Theil zwei der berühmtesten Lustspiele von *Ben Jonson* und eins von *Fletscher*, alle von fünf Aufzügen. Das erste von Jonson: „*Der Alchemist*" kam 1610 auf die Bühne, und ihm geht folgendes *Argument* voraus, das ein Akrostichon bildet, und nebst dem Titel den Inhalt des Stücks kurz und treffend anzeigt:

„*D*ie Krankheit tobt: dem Diener überläfst
*E*in Herr das Haus und flüchtet vor der Pest.
*R*uchloses Volk verführt den Knecht: ein schnöder
*A*dept, der eine Dirne hält als Köder.
*L*eer steht das Haus: das pafst in ihren Plan,
*C*ontractlich wird's dem Kleeblatt aufgethan.
*H*ier gaunern sie im Grofsen, plündern Leute,
*E*in Drittheil bleibt für jeden von der Beute.
*M*anch armer Wicht wird heillos nun geprellt;
*I*n Spiegeln zeigt man ihm den Lauf der Welt,
*S*chenkt Fliegengeister, lehrt des Steins Gebrauch:
*T*inctur und Gold vergeht zuletzt in Rauch."

Nach dieser platten Reimerei folgt dann der Prologus, der für Dichter und Spiel Gunst erfleht, so wie am Ende die Gnadenphrase nicht fehlt, welche dem Hauptschelm in den Mund gelegt ist. — Das Ganze bewegt sich in der Sphäre der gemeinsten Prellerei, und wenn wir den Namen der weiblichen Hauptrolle angeben: *Dortchen Allgemein* — (die Engländer geben ihren Personagen gern bezeichnende Namen) — so wird man schon vermuthen können, in welche Gesellschaft wir geführt werden, und welche Art Spafs mit unterläuft. — Was das obige Akrostichon nicht anzeigt, ist: dafs der Hr. Heiter, dessen Haus in seiner Abwesenheit so gemifsbraucht und der als ein ganz rechtlicher Mann geschildert wird, die Gaunerei in seinen Nutzen verwendet und sich dadurch zu einer hübschen und reichen Frau verhilft, und dies folgendermafsen zu vertheidigen sucht:

Der Herr,
Dem solch ein Glück durch seinen Diener ward,
So schmucke Wittwe, und so reiche Mitgift,
Wäre höchst undankbar, erwies' er nicht
Ein wenig Nachsicht jenes Dieners Witz,
Und hülfe seinem Glück; müfst auch sein Ruf
Ihm etwas durch die Finger sehn. Drum, Herren
Und werthe Gönner, wenn ich überschritt
Des Alters strenge Richtschnur, so bedenkt,
Witz und ein hübsches Weib besiegt die Regel;
Vor ihnen streicht selbst Gravität die Segel!

Von eigentlichem *Witz* haben wir nicht viel in diesem Lustspiel entdeckt, wohl aber von oft ziemlich grober Gaunerlist. Merkwürdig ist uns, dafs der Dichter es doch nöthig fand, sich gegen sein Publicum zu entschuldigen, welches also noch nicht ganz auf gleicher Stufe der Gemeinheit und Frivolität mit der Bühne gestanden haben mufs. Einzelne Scenen, wie besonders die erste zwischen den beiden Hauptgaunern und ihrer Dirne, sind meisterhaft. Von innerm dramatischem Zusammenhange ist in diesem Lustspiele nicht die Rede, und noch weniger in dem folgenden: *Der dumme Teufel*; eine Reihe gröfstentheils lustiger Scenen, aus denen das öfter schon gewonnene Resultat hervorgehen soll, dafs der Teufel noch

noch etwas vom Menschen profitiren kann. — Puck, der kleine Teufel, erbittet von Satan einen Urlaub, auf der Erde den Vortheil der Hölle zu fördern, in Begleitung des Lasters (*Vice*, in den ältern Morals der Schalksnarr), und erhält ihn nach einigem Widerstreben Satans, der ihn für viel zu unschuldig hält, um unter den Menschen, besonders in den nicht ganz gemeinen Klassen, etwas auszurichten, denn die alten Sünden sind alle abgenutzt, daher er ihm auch die Begleitung des Lasters als unnöthig abschlägt. Puck mufs sich aber gefallen lassen, in den Leib eines frisch gehenkten hübschen Diebs zu schlüpfen, und sich dem Ersten, dem er begegnen werde, zum Dienste anzutragen. Sein Urlaub geht vorerst bis zur Nacht wenn der Hahn gekräht. So geräth Puck an einen geizigen aber eitlen Gecken, Fitz Gimpel, der eine hübsche Frau hat, der ein junger Cavalier nachstellt. Hier finden wir in Puck das Urbild zum *Plumper* in Jünger's, aus dem Englischen des Centliver bearbeiteten „Er mengt sich in Alles," und die Züge, dafs die Mündel (hier die Frau) dem Liebhaber eine einladende Antwort giebt, die Plumper als das Gegentheil versteht, und dafs der geizige Vormund (hier Fitz Gimpel) sich eine Unterredung mit seiner Mündel in seiner Gegenwart abkaufen läfst, sind dem dummen Teufel entliehen. — Auf eine höchst unnatürliche Weise läfst aber Ben Jonson seine junge Frau unter den anstöfsigsten Verhältnissen treu bleiben. — Einzelne Züge sind belustigend, die Erfindung des Ganzen ist schwach, und der Vf. hat es nicht verstanden, den Puck gehörig in's Spiel zu setzen: er scheint nur da, um Prügel zu bekommen, welches aber auch der jungen Frau passirt. — *Der spanische Pfarrer*, Lustspiel von Fletscher, das den ersten Theil beschliefst, und welches der Uebersetzer einen echten Repräsentanten der Manier Fletscher's in den komischen wie in den pathetischen Scenen nennt, und dieser acht Jahre nach dem Tode seines sonstigen Mitarbeiters Beaumont geschrieben hat, steht zwar höher als die Lustspiele Jonson's, leidet aber an einer doppelten Intrigue, von denen die eine komisch, die andere mehr tragischer Natur ist und die in einem äufserst losen Zusammenhange mit einander stehen. Die erste, dafs ein habsüchtiger und eifersüchtiger Advokat geprellt wird, besonders von dem dafür gewonnenen Pfarrer und seinem fresgierigen Mefsner, um dem Galan seiner Frau Spielraum zu gewinnen, und an denen, die ihn geprellt haben, dann eine Advokaten-Rache nimmt, indem er sie, als zur Versöhnung der Schnurre, zum Frühstück einladet, und sie auf ihren verdeckten Tellern mit dem Verhaftbefehl wegen Schuldforderungen regalirt und in den Aufwärtern die Häscher erkennen läfst, welches dann — nicht eben zur Satisfaction des Advokaten — durch einen Cavalier ausgeglichen wird, ist ziemlich gut gelöset. Dagegen ist die zweite Intrigue, dafs ein Cavalier auf Antrieb seiner vermeinten Gattin, um seinen jüngern Bruder um die reiche Erbschaft zu bringen, ein Kind adoptirt, und dieses sein eigener natürlicher Sohn ist, worüber dann das Weib wüthend wird, dafs er mit einer andern ein Kind zeugen konnte, und nicht mit ihr — (ein guter psychologischer Zug) — und zur unwahrscheinlichsten Rache übergeht, diese ist gewaltsam über's Knie gebrochen. Beide Intriguen sind, nach den belehrenden Anmerkungen, welche den drei Lustspielen angehängt sind, zwei verschiedenen spanischen Quellen entnommen. — Der *zweite* Theil enthält: *Die unselige Mitgift*. Trauerspiel in fünf Aufzügen von *Philipp Massinger* und *Nathanael Field*. Der letztere, wahrscheinlich nach Gifford der bekannte Schauspieler, hat, wie der Hr. Uebersetzer meint, vermuthlich nur zwei Scenen hineingedichtet. Der Sohn eines Marschalls, der wegen einer zum Besten des Staats gemachten Schuld im Gefängnisse gestorben ist und auf dessen Körper rachsüchtige Gläubiger Arrest legen, wendet sich an den Gerichtshof und erbietet sich, dem Cimon gleich, für seinen Vater die Fesseln zu tragen. Ihn löset aus der oberste Gerichtspräsident, aus Verehrung für den Vater und aus Liebe für den edlen Sohn, und giebt ihm die Hand seiner Tochter mit einer reichen Mitgift. Die Tochter hat sich mit einem faden Stutzer in Liebelei eingelassen und reicht zwar als Jungfrau dem vom Vater erwählten Gatten mit der Versicherung, dafs sie ihn lieben könne, die Hand; giebt sich aber dann in dem Hause eines kupplerischen Sängers dem frühern Liebhaber schamlos Preis. Ihr Gemahl überrascht sie (beinahe auf der Bühne) auf der That, ersticht im Zweikampf ihren Verführer und stellt die Tochter dem Vater, als oberstem Richter, vor Gericht. Dieser findet sie des Todes würdig und der Beleidigte ersticht sie. Nun wendet der Schmerz das Herz des Vaters, er klagt ihn in Gemeinschaft mit dem Vater des Verführers, dem ihm im Amte nachgefolgten ersten Präsidenten des Gerichtshofes, der Blutschuld an, Charolais (so heifst der Angeklagte) vertheidigt sich und der Gerichtshof spricht ihn frei, ein Freund des Verführers ersticht ihn aber und diesen wieder ein Freund Charolais. — Die Fabel ist grotesk, und wenn auch tragisches Interesse diesem Trauerspiele nicht abzusprechen ist und, wie der Uebersetzer in den Anmerkungen richtig bemerkt, ganz andere Begriffe von Pflicht und Ehre vorwalten, als in „Menschenhafs und Reue," so können wir doch nicht einstimmen, wenn er meint, „es würde ohne die falsche Prüderie unsers heutigen Publicums eine wahre Zierde der Bühne seyn," denn wir können die Erfindung gerade nicht für vorzüglich erkennen, und die Conflicte sind noch bei weitem anstöfsiger als der berüchtigte Schrei in Mozart's Don Juan. — Die zartesten Verhältnisse sind einer widrigen Rohheit preisgegeben. Der fünfte Akt ist gänzlich misrathen und stört gänzlich die Wirkung, welches der Anlage nach das Trauerspiel machen könnte; aber es hat mehrere schöne Rollen, die zu den dankbaren für den Schauspieler gehören, wie der milde, edle und gerechte Vater, dessen — wir möchten doch nicht mit dem Uebersetzer sagen „fast kindischer" Schmerz wahrhaft erschüttert, wenn er, der sein einziges angebetetes

tetes Kind verurtheilt hat, mit so vieler Naturwahrheit dem Gatten, der sie getödtet hat, sagt:

Und du erstachst sie?

Charol. Ja,

Und that's auf Euren Spruch.

Rochf. Doch fällt' ich ihn

Nur als ein Richter, als ein Freund des Rechts;
Und eifrig, die verletzte Ehre Dir
Zu schützen, brach ich jedes Band des Bluts
Und eines Vaters Lieb' und zarte Neigung
Verbannt' ich. Ja, ich hüllte mich für Dich
In einen blutgefärbten Scharlachmantel
Von Grausamkeit; doch als Erwiederung
Hast Du die Gnadenfahne nicht entrollt.
Ich sah den schwergekränkten Gatten, doch
Dein Auge blieb dem Vater fest verschlossen.
Beaumelle, meine Tochter!

Charol. Dies ist Wahnsinn.

Rochf. Hinweg! Kam Dir kein freundlicher Gedanke,
Der Dich gemahnt, sie sey des Greises Trost,
Erzeugt von sünd'gen Menschen, als ein Weib,
Und von Natur der Schwachheit drum verfallen?
Oder weshalb blieb Dankbarkeit Dir stumm,
Und rief Dir all' die Wohlthat nicht entgegen
Die ich an Dir verschwendet, felsenherz'ger,
Fühlloser Charolais!

Dann auch der soldatenhaft zornige Roment, Charolais Freund, und Charolais edle ritterliche Haltung selbst, besonders auch in dem wirklich meisterhaften Plaidoyer des ersten Aktes und in der Verlobungsscene u. m. Aber auch die Zeichnung der übrigen Charaktere ist keck und in den meisten Scenen ist dramatisches Leben, es findet ein interessanter Climax statt, und die Sprache ist ziemlich frei von Schwulst und im Ganzen gehaltener als bei Shakspeare, gegen dessen tragische Kraft aber Massinger weit zurücksteht. — *Der Herzog von Mailand*, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Philipp Massinger (gedruckt 1632). — In diesem Trauerspiele ist, wenn gleich Intrigue, doch weit mehr echte tragische Kraft, als in den vorhergehenden, und einzelne Scenen, wie vorzüglich die des höchst edel gezeichneten Sforza vor dem Sieger Carl V., sind eines Shakspeare würdig. — Der Hauptzug in diesem Trauerspiel ist: Sforza hat sich mit einer edlen Schönheit vermählt, die er und die ihn anbetet. Als er sich in Carl's Lager begiebt zu einem ungewissen Ausgange, trägt er seinem Günstlinge die Regierung auf während seiner Abwesenheit, aber auch, dafs er bei der möglichen Nachricht von seinem Tode Marcelia seine Gattin ermorden solle, weil er den Gedanken der Möglichkeit nicht ertragen könne, dafs sie einen Andern beglücke. Der Günstling sucht durch die Eröffnung dieses Auftrages an die Herzogin selbst ihre Gunst zu gewinnen: sie aber stöfst ihn zurück, obsich gleich ihr Herz gegen den vermeinten kalten Egoismus des Herzogs empört, dem sie es will fühlen lassen, wie er gegen sie gefehlt. Er kehrt zurück, ihm wird eine kühle Aufnahme, und der Günstling weifs es dahin zu bringen, dafs Sforza sie für untreu mit dem Verräther hält und sie ersticht. — Die Verrätherei des Günstlings wird — aber nur zu schwach — durch die Rache gegen Sforza motivirt, der seine Schwester verführt und dann verlassen hatte. Dieses Motiv hätte früher als gegen das Ende sollen herausgehoben seyn. — Marcelia's Charakter ist unnatürlich durchgeführt, wenn auch an sich er nicht unpsychologisch ist. Es kommt unter anderm eine Zankscene zwischen den Fürstenweibern vor, die Fischweibern Ehre machen würde, und gegen die jene bei Schiller oft getadelte zwischen Elisabeth und Maria unendlich zart ist. Die Engländer lieben es die Farben stark aufzutragen. Unbedingt stellen wir aber dieses Trauerspiel, eine der frühern Arbeiten des Dichters, höher als „die unselige Mitgift;" doch halten wir dafür, dafs die Verpflanzung desselben auf unsere Bühne nicht blos mit einer geringen Abänderung, wie der Uebersetzer meint, zu bewerkstelligen seyn würde: wenn es überhaupt geschähe, so würden wir die in den Anmerkungen mitgetheilte Schlufsscene, wie sie in neuerer Zeit auf der Londoner Bühne gespielt worden ist, der von Massinger selbst vorziehen: sie ist effectvoller. — *Der ält(e)re Bruder*, Lustspiel in fünf Aufzügen von John Fletscher. Ein Vater aus leichtfertigem französischem Blut hat zwei Söhne, von denen er den ältesten zum Gelehrten, den jüngsten zum Hofmann erzogen hat. Beide schlagen vollkommen ein: der eine wird ein Pedant, der andere ein Fat. — Der letztere gefällt dem Herrn Papa am besten und auch einem Lord, der eine einzige schöne Tochter hat, die, da sie Reichthum zur Hauptbedingung ihrer Vermählung macht, unter den beiden Brüdern wählen soll. Für die Väter ist die Wahl schon bestimmt: sie fällt auf den brillanten Hofmann, dem der ältere Bruder seine Ansprüche als ältester leicht abtreten wird, wenn der nur in seinen Studien leben kann; allein siehe, der Gelehrte wird durch den Anblick der Schönen gewahr, dafs es noch andere beglückende Güter giebt, als die Klassiker in den seltensten Ausgaben und köstliche mathematische und physikalische Instrumente, und die Schöne findet dagegen, dafs Wissen bei Reichthum doch schätzenswerther sey als Fadheit, und er verweigert die Abtretungsurkunde zu unterzeichnen, und sie erklärt sich für ihn. Die Väter sind darob höchlich erzürnt und jagen beide von sich. Die jungen Leute lassen sich das gefallen, unterstützt von dem Oheim des Gelehrten, der ihn wegen seines Strebens nach Wissenschaft besonders liebgewonnen hat. Der wüthende Hofmann bricht mit seinen Freunden bei den beiden Liebenden in der Nacht, in der sie höchst bescheiden sich gegenseitig verhalten, ein, und will die Schöne rauben oder dem Gelehrten abtrotzen; dieser aber bemächtigt sich des Degens seines Bruders und treibt die feigen Gesellen, die über seinen Muth ganz verdutzt sind, zu Paaren. —

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

DRAMATURGIE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Ben Jonson und seine Schule*, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch *Wolf* Grafen *von Baudissin* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 222.*)

Der jüngere Bruder im bereits angeführten Lustspiel pafst dem älteren auf, will sich mit ihm schlagen, weil er seine Ehre für verfallen hält, der Oheim kommt dazwischen, versöhnt die Brüder und endlich auch die Väter. — Die Grundidee ist gut, und auch bis zum vierten Aufzuge gut durchgeführt, aber nun mufsten noch zwei Aufzüge gefüllt werden; da häufen sich Ungehörigkeiten auf Ungehörigkeiten, von denen eine, die Fopperei des alten Brissac bei dem Rendezvous mit einer jungen Gärtnersfrau, allerdings belustigend ist; der Uebersetzer bemerkt dabei in den Anmerkungen, dafs einige in der That sehr anstöfsige Stellen haben wegfallen müssen. Die Frauen sind in diesem Lustspiel alle höchst tugendhaft: fein ist aber der Zug, dafs Liebe nur auf Achtung festgründet, und dafs die, zuerst besonders nach Reichthum Wählende, der Entbehrung nicht achtet, als die Liebe sie beseelt. Ueberhaupt ist Angelina gut gezeichnet in ihrer verständigen Mädchenhaftigkeit. — *Eine neue Weise alte Schulden zu bezahlen*, Lustspiel in fünf Aufzügen von Philipp Massinger. — Die Weise besteht darin, dafs ein junger, besonders auch durch seinen wucherischen Oheim und Vormund zu Grunde gerichteter Mann, eine reiche Dame, eine Freundin seines Vaters, zu bereden weifs, dafs sie die Miene annimmt, als wolle sie ihn mit ihrer Hand zum Besitzer aller ihrer Besitzthümer machen, dadurch den Vormund zu dem Wunsche bringt, wieder Einflufs auf den Neffen zu gewinnen, um ihn von Neuem rupfen zu können, und ihm daher Geld aufdringt, mit welchem dieser seine alten Schulden bezahlt und zuletzt noch den Vormund zwingt, sein väterliches Gut herauszugeben, um das er ihn spitzbübisch gebracht hatte. Die Intrigue wäre gut; allein sie geht, wie im Geizigen Moliere's, über das Lustspiel hinaus: das gemifshandelte verworfene Werkzeug des Wucherers, Luchs, deckt des Wucherers Betrügereien auf und dieser fällt in wirkliche Tollheit. Auch sind, um die leidigen fünf Aufzüge zu füllen, unbedeutende Episoden — von denen eine sogar als durchgeführte Nebenhandlung auftritt — eingemischt. Von der schielenden Moral, die durchs ganze Lustspiel geht, wollen wir nicht sprechen, so wie nicht von der Uebertreibung in dem Charakter des Wucherers, der übrigens gut componirt ist; die niedrigste Habsucht mit der Eitelkeit, seine Tochter zur Lady zu erheben; aber ein höchst belustigender Zug ist der, dafs ein Leckermaul, mit der Anordnung eines Gastmals beauftragt, schon in Gedanken sich an den von ihm recht nach seinem Munde beorderten Leckerbissen labt, davon ausgeschlossen wird, weil zu viele Gäste eintreffen. Seine Verzweiflung darüber ist höchst komisch, und überhaupt fehlt es hier an Komik nicht. — *Die Bürgerfrau als Dame*, Lustspiel in fünf Aufzügen von Philipp Massinger. Der Titel besagt schon, worauf es in diesem Lustspiel ankommt, in welchem alles übertrieben, und das besser angelegt als durchgeführt ist. Eine eitle Närrin, die Frau eines reichen Kaufmanns, spielt die vornehme Dame und zerrüttet beinahe das Glück ihrer Töchter, die sie mit ihrer Narrheit angesteckt hat. Man glaubt fast das Drama in seiner Kindheit zu sehen, wenn es auch an einzelnen guten Zügen, ja selbst an Schönheiten nicht gerade Mangel ist. Der Herr Uebersetzer sagt freilich am Schlusse der Anmerkungen davon: „Das vorliegende Drama gehört zu den reichsten Sittengemälden jener Zeit, und der Charakter des Lukas, (eines heuchlerischen hartherzigen Schurken, dessen Hartherzigkeit allerdings durch erlittene Mifshandlungen motivirt wird, die aber doch seiner Natur angehört), ist mit grofser Kühnheit und Kunst entworfen. Gleich die erste Scene versetzt den Zuhörer (?) sehr geschickt mitten in die Handlung; eben so wohl erfunden ist die schlaue Tücke, mit welcher die beiden Handlungsdiener von dem Heuchler verführt werden, um vielleicht in Zukunft Vortheil aus diesem Umstand ziehen zu können; und der Monolog, in welchem er die gefundenen Schätze beschreibt, erscheint von höchst poetischer Gewalt und Schönheit der Sprache." — Wir geben alle diese Einzelnheiten zu, — und doch erscheint uns das Ganze höchst mangelhaft, und der Charakter des Lucas, wie weit steht er hinter der Schöpfung eines *Fallstaf* zurück. Das geht über den Humor hinaus. — Der Herr Uebersetzer hat diese verdienstvolle Arbeit *Ludwig Tiek*, dem Beförderer seiner englischen Studien, gewidmet und würde ein Verdienst darein setzen, wenn sie diesen veranlafste, den früheren ausgesprochenen Vorsatz, ein umfassendes Werk über Shakspeare, seine Zeitgenossen und Nachfolger zu schreiben, auszuführen, worin wir ihm von ganzem Herzen beipflichten. Er selbst verheifst am Ende des Vorwortes,

tes, wenn dieser Versuch Beifall fände, aus dem reichen Vorrath der schon genannten Dramatiker, so wie aus den Lust- und Trauerspielen Ford's, Webster's und Schirleys, eine gewählte Ausbeute zu unserer Kenntnifs zu bringen. — Dafs der Hr. Uebersetzer vollkommen der Mann dazu ist, mufs unbedingt anerkannt werden; dafs für den, der sich für die englische Bühne interessirt, und besonders für den Literar-Historiker, dies ein Gewinn wäre, in sofern dieser nicht der englischen Sprache mächtig seyn sollte, ist auch nicht zu leugnen, so wie es schon ein Verdienst ist, auf diese reichen Fundgruben hingedeutet zu haben; dafs unsere Dramatiker, besonders aber in der Haltung einzelner Scenen des Lustspiels und in der Charakteristik viel daraus lernen könnten, ist eben so wenig zu bezweifeln: zur Unterhaltungs-Lectüre aber dürften sich diese Dramen nicht besonders eignen. — Die typographische Ausstattung ist schön.

NATIONALÖKONOMIE.

Berlin, b. Logier: *Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen über die jetzt allgemein in Europa zunehmende National- und Privat-Armuth, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen und besonders ihr vorzubeugen.* Von *F. H. — Bodz Reymond. Erster* Band. 1837. LXIV u. 396 S. gr. 8. (Preis des completen Werkes in 4 Bänden 6 Thlr. 8 Gr.)

Wir erachten vorliegendes Werk für eine in ihrer Art nicht unwürdige Erscheinung. In wissenschaftlicher Hinsicht gehört es jener Disciplin an, welche die neuere französische Schule sehr bezeichnend *la science de la société* nennt, und die bei weitem umfassender, als die Nationalökonomie, nach dem gewöhnlich damit verknüpftem Begriffe, ist. In Betreff der Tendenz jedoch findet zwischen den Schriftstellern jener Schule und Hn. *B.* ein so wesentlicher Unterschied statt, dafs man ihn mit Fug und Recht einen entschiedenen Antipoden aller mehr oder minder berufenen Apostel der Bewegung nennen kann. Ja es möchten die von ihm zu Tage gelegten Bestrebungen und in dem Buche entwickelten Ansichten wohl manche seiner Leser verleiten, ihn unter der Kategorie der sogenannten Stabilitätsmänner, sogar der Retrogaden zu begreifen, daneben ihn auch noch für einen philantropischen und politischen Phantasten, ja selbst für einen religiösen Schwärmer zu halten. Und in der That giebt er selbst und zu viel Anlafs, ihn des Hanges zur Bigotterie insbesondere zu verdächtigen; denn das Werk ist von alt- und neutestamentarischen Citationen, die nicht selten fast mit Gewalt herbeigezogen sind, von Anfang bis zu Ende durchwebt, was selbst dem unbefangenen Kritiker ersten Blickes um so mehr auffällt, als jene Citationen überall nur auf irdische Dinge, die an sich mit der heiligen Schrift nichts zu schaffen haben, bezogen werden. Indessen wollen wir doch gleich von vorn herein bemerken, dafs der Verf. eben diese irdischen Dinge gemeinsam aus religiös-sittlichem Gesichtspunkte, ihren Konsequenzen nach, betrachtet, ihm sohin wohl die Befugnifs zusteht, seine Ansichten darüber mittelst biblischer Argumentationen in so fern zu unterstützen, als er selber von der Wahrheit durchdrungen ist, dafs alle höhere Menschenbildung, so weit das Christenthum verbreitet ist, in dem Buche der Bücher ihren Urquell hat.

Ziehen wir nun das Werk seinem so viel befassendem Inhalte nach in nähere Erwägung, so läfst sich dasselbe, was den Stoff anbetrifft, in zwei Haupttheile zerlegen, wovon der Eine dem Gebiete der Nationalökonomie im engern Sinne angehört; der Andere aber in das der Anthropologischen Doctrinen zu überweisen ist. Letztere jedoch bilden gleichsam die Basis des vom Verf. in ersterem Betreff aufgestellten Lehrgebäudes, worunter man sich jedoch keine methodisch durchgeführte und systematisch vollendete Theorie denken darf. Es wird dieselbe vielmehr nur in einzelnen Sätzen angedeutet, worin Ideen entwickelt werden, deren Realisirung sich zu jenen Doctrinen wie Mittel zum Zwecke verhalten, d. i. deren practische Ausführung als unumgängliche Bedingung möglichst erreichbarer menschlicher Wohlfahrt in so fern gefordert wird, als in deren Nichtbeachtung der Vf. die eigentlichste Ursache der vielen Uebel gewahrt, worüber in unsern Tagen die Menschheit zu klagen hat. Im Verfolg unseres Berichtes werden wir uns nun zwar an vorgedachte Eintheilung keinesweges binden; doch wollen wir es zuerst versuchen, Hn. *Bs.* nationalwirthschaftliche Hauptgedanken zur möglichst klaren Anschauung unsrer Leser zu bringen.

So konservativ auch im Ganzen genommen die Strebnisse unsers Vfs. sind, so fängt er doch damit an, alle seither bekannten und mehr oder weniger accreditirten nationalökonomischen Systeme in ihren Grundvesten zu untergraben. Princip und Zweck derselben erscheinen ihm theils mangelhaft, *theils* irrthümlich und selbst verwerflich.

„Der oberste Grundsatz", sagt er unter anderm in dieser Beziehung, „welcher den staatswirthschaftlichen Schriftsteller leiten soll, besteht nicht etwa darin, dafs die Wissenschaften und Künste die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit erregen mögen; oder dafs es einem Volke gelinge, sich bis auf die höchste Stufe des politischen Glanzes, durch Siegesruhm und Uebermacht empor zu schwingen; oder dafs dessen Betriebsamkeit und Handeln alles übertreffe, was bis jetzt bei ihm gesehen worden ist und was bei den andern Völkern jetzt noch gesehen wird; oder dafs ein Land überschwängliche Reichthümer an sich ziehe und zusammenhäufe; sondern lediglich darin, dafs *die Menschen so gut und glücklich, wie möglich, auf Erden werden mögen*; oder mit andern Worten, wenigstens dafs *Niemand, weder geistig noch körperlich, Noth leide. — Dein Reich komme! Dein Wille geschehe, so wie im Himmel, also auch auf Erden!* — Alle sonstige Bestrebungen der Zeit, wenn

wenn sie auch bisweilen zur Förderung dieses höchsten Endziels beitragen können, verhalten sich doch immer nur zu demselben, wie die Mittel zum Zweck. Das Unglück der Zeit liegt aber darin, das die Welt, jetzt viel mehr, als jemals, den Zweck nur in den Mitteln sucht." — Nach dieser Anführung läfst sich wohl erachten, dafs Hr. *B.* ein entschiedener Gegner Adam Smith's ist, dessen System er, mit Bezugnahme auf Ancillon, das *ponocrati*sche im Gegensatze des *agrocrati*schen (physiocratischen) nennt und welches, ihm zufolge, die grofse Krankheit ist, woran die europäischen Staaten leiden. Denn giebt er auch zu, dafs der berühmte Schottländer eine wichtige Entdeckung gemacht, indem er zeigte, dafs Arbeit die Quelle des Reichthums für die Völker sey, so sey es doch zweifelhaft, ob seine Lehre überhaupt mehr Gutes als Böses gestiftet habe. Namentlich habe sein Prinoip der *Universal-Concurrenz* grosses Unheil angerichtet, indem einerseits die Anhänger desselben die revolutionaire Tendenz und die Zerstörungen, welche diese angerichtet, benutzt, andrerseits aber die Apostel des revolutionairen Freiheitsschwindels, bei Verbreitung ihrer verderblichen Lehren, die blendenden, verführerischen Smithischen Gründe vorgeschoben hätten. — Wir würden den uns in diesen Blättern gestatteten Raum überschreiten, wollten wir alle die schlimmen Folgen hier aufzählen, die, Hn. *B's.* Meinung nach, aus dem auf vorerwähntem Princip gegründetem Systeme der *unbeschränkten Gewerbs- und Handelsfreiheit* für die gesellschaftlichen Interessen entspringen. Offenbar sieht er die Dinge aus all zu trübem Lichte an; indessen dürften doch wohl manche Betrachtungen, die er darüber anstellt, selbst practische Beherzigung verdienen. Wir führen davon ein Beispiel an. „Das Innere vieler Staaten von Europa", sagt er, „ist in Folge dieser irrthümlichen Ansicht, — nämlich dafs vorbefragtes System die unerläfsliche Bedingung des Glücks und der Wohlfahrt der Völker sey, — in einem fortwährenden Niederreisen alter, den Handel und die Gewerbe schützenden Einrichtungen begriffen, welche weniger deshalb misfallen, weil ihnen leicht abzuschaffende Misbräuche ankleben, als deshalb schlechthin, weil sie *Einrichtungen* sind. Die Gränzen der verschiedenen Staatsgebiete sind mit Mauthbeamten besetzt, nicht aber um den Handel in heilsamen Dämmen zurückzuhalten und die Völker vor deren verderblichen Ueberströmungen zu bewahren, sondern hauptsächlich nur um Steuern zu erheben, welche doch zuletzt auf die Völker, nebst den durch das stehende Heer der Mauthbeamten verursachten Kosten, als indirecte Abgaben zurückfallen. Das . . . . mehr *die Welt*, als *sich selbst* regierende England giebt seinen Handel den andern Staaten nicht frei, will aber bei den andern Staaten den Handel frei finden. Auf allen Märkten Europa's verdrängen seine Fabrikate die inländischen. Es ist aber selbst bei diesem Bestreben von dem Auswuchs seiner Arbeiter-Bevölkerung so abhängig geworden, dafs es mit fortwährenden Aufläufen und sein eignes Fortbestehen gefährdenden Unruhen zu kämpfen hat. Die französische Revolution hat die Welt nicht mit gröfserem Unheil bedroht, als uns von dieser Seite her beständig immer imminenter droht. Vollends unabsehbar für die Zukunft erscheinen die Fortschritte des überall um sich greifenden Uebels, erwägt man die einmal irre geführte Stimmung der Völker und ihre staarartige Verblendung. So grofser, so vieler Erfahrungen ungeachtet, scheinen die neuern Nationen unbeschränkte Handels- und Gewerbfreiheit, als die erste nothwendige, ihnen schuldige Bedingung ihrer Wohlfahrt und ihres Glücks immer lauter zu verlangen, je nachdem sie eben dadurch immer tiefer ins Unglück und Verderben gestürzt werden." — Gewahrt nun der Vf., als ein umgekehrter Adam Smith, in der von diesem empfohlenen Gewerbs- und Handelsfreiheit, statt einer Quelle des Reichthums, die *äufsere Hauptquelle künstlicher Armuth*, so geht er bei der betreffenden Beweisführung etwa, wie folgt, zu Werke. *Künstliche* Armuth, im Gegensatze der *natürlichen*, entsteht, 1. „wenn die Familien die Gelegenheiten zu der sie ernährenden Arbeit verlieren;" 2. „wenn der Preis der Subsistenzmittel die Einnahme der Leute übersteigt." Auf dafs nun aber diese Zustände nicht eintreten, fordert der Verf., als obersten Grundsatz, *Fixität der Preise*, die bei der Handelsfreiheit unmöglich ist. —

Von eben demselben Princip, das zu controversiren, schon weil es gar zu paradox ist, die Mühe nicht lohnen dürfte, läfst sich Hr. *B.* ebenfalls bei seinen Betrachtungen über die *innern Armuthsquellen* leiten, wenn schon wir auch in diesem Abschnitte des Werks auf manches Beherzigungswerthe gestofsen sind, überall aber den guten Absichten des Vf's. auch hier volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen. Wie dort gegen das Princip der allgemeinen Handelsfreiheit, eifert er hier gegen das der *allgemeinen Concurrenz*. Diese ist, behauptet er, im Innern des Staats die beständigste, allgemeinste und fürchterlichste Quelle der künstlichen Armuth. Sie ist nichts anders als der Zeitgeist, der Freiheitsschwindel, der Unglaube, die *erste* Sünde, welche, was früher nicht geschah, nunmehr auch bei den gewerblichen Verhältnissen, bei den Unterhaltsmitteln der Gesellschaft zum Vorschein kommt. „*Concurriren* bedeutet *zusammenlaufen*. Zwei oder mehrere Leute *concurriren*, wenn sie zugleich nach demselben Gegenstande streben und jeder sich bemüht, die übrigen auszustechen und in ihrem Angesichte den Gegenstand zu erhaschen. Ohne weiter zurückzugehen, ist also die *Concurrenz*, schon an und für sich, ein abstofsendes, gehässiges, menschenfeindliches, egoistisches Princip ... Gesetzliche Privilegien irgend einer Art gestattet die *Concurrenz* nicht. Wenn sie es thäte, so wäre sie schon nicht mehr vollkommene Concurrenz. Sie stellt also alle Menschen auf gleicher Linie. Wenn der Knecht Herr, die Magd Dame seyn will; wenn der Herr den grofsen Herrn, und die Dame die grofse Dame spielen will; wenn der grofse Herr regieren und die gro-

grofse Dame neben ihm auf dem Regentensitze die Huldigungen der Menge theilen will, so ist das immer Concurrenz ... Die Sprache der Universalconcurrenz, ... was bedeutet sie? *Den Kampf Aller gegen Gott, und jedes Einzelnen gegen Alle.* Das Treiben der Hölle auf Erden." — Als eine weitere innere Armuthsquelle betrachtet Hr. *B.* das *Centralisationssystem.* Es bezweckt, nach ihm, vor Allem Unterdrückung der Individualitäten, d. i. der Stände und Corporationen, im Staate. Man geht dabei aber auf zwei Wegen zu Werke: „*Von Oben herunter* und *von Unten hinauf*, so dafs, wenn die Individualitäten im Staate sich mit einem Lichte vergleichen liefsen, man mit vollem Rechte sagen könnte: Es brenne bei demselben an beiden Enden." Auf letzterm Wege wird solches bewirkt indem die „Künstler des Zeitgeistes" sich bemühen, durch öffentliche Rede und Schrift, „in amtlichen Sitzungen und in Gesellschaften, in Zeitungen und Büchern" als etwas bereits Anerkanntes und Angenommenes darzustellen, dafs Stände und Corporationen aller Arten, „doch die vom Zeitgeist ausgehenden und den Zeitgeist fördernden Klubs ausgenommen" nichts weiter als „veraltete, gerostete Einrichtungen, feudalistische, barbarische Ueberreste, *Kasten*" sind, welche die jetzige Aufklärung wie „Nachtgespenster" verjagen mufs: „*Staaten im Staate*, die also der Staat wie nagende, feindlicke, in seinem Schoofse nistende, fremde Staaten nicht früh genug auflösen und austilgen kann." Die Folge aber davon ist, dafs eben diese Corporationen sich überall entweder von selber auflösen, oder doch wie alte Ruinen zusammenstürzen, theils weil deren Mitglieder durch die allgemeine Concurrenz dermafsen von allen Seiten verfolgt werden, dafs sie genug mit ihren eignen persönlichen Angelegenheiten zu thun haben, theils weil sie auch selber vom Zeitgeist ergriffen, oder wenigstens von demselben dermafsen eingeschüchtert werden, „dafs, wenn sie auf herkömmliche Vorrechte, Würden, Vortheile *öffentlich* noch hielten, sie dadurch ihre persönliche Ehre zu compromittiren glaubten." — Wird nun aber auch noch von Oben herunter zur Zerstörung der Individualitäten hingewirkt, so geschieht dies einerseits, weil die Regierungsmänner mehr oder weniger vom Zeitgeiste hingerissen sind, andrerseits weil sie sich vor demselben fürchten, was die nämlichen Resultate hervorbringt, als die Hingebung in dessen Launen. Endlich bemerkt der Vf., Centralisation sey nichts anders als *tabula rasa* im Sinne einer Regierung. „Sie ist bei einer Regierung eben das, was *Freiheit und Gleichheit*, was, mit einem Worte, der *Jacobinismus* bei den Völkern ist. Das Mifsverständnifs liegt aber darin, dafs mittelst der Centralisation die Regierungen sich gegen den drohenden Zeitgeist, den *Jacobinismus*, zu stärken glauben, während, im Gegentheil, sie gerades Weges sich selbst den besten Boden, auf dem sie ruheten, aushöhlen und dem Zeitgeiste, dem *Jacobonismus*, vorarbeiten."

Indessen begnügt sich Hr. *B.* keineswegs damit, die Uebel, woran die Staatsgesellschaften leiden, aufzudecken und deren ursächliche Verhältnisse zu erörtern. Die Mittel ihnen abzuhelfen findet man im fünften Theile des vorliegenden Bandes angegeben; wir aber wollen hier zum Schlusse nur noch einige seiner politischen *Therapeutica* entlehnten Einzelbestimmungen andeuten. — Um eine der Hauptquellen der befragten Uebel, wovon so eben die Rede war, zu verstopfen, fordert der Vf. zu oberst *Stände-Privilegien*, welche, wo sie vorhanden sind, zu beschützen, wo sie aufgehört haben, herzustellen, wo sie fehlen, zu ertheilen, die „unerläfsliche Pflicht einer väterlichen Regierung ist." Zu dem Ende aber mufs vornehmlich in *grofsen Städten* — denn in kleinern genügen weniger Klassen, — „jede Klasse von Handwerkern, jede Klasse von Händlern, die Klasse der Kaufleute, die Klasse der Fabrikanten, die Klasse der Gastwirthe und Restaurateurs, die Klasse der Dienerschaft, kurz Alles, was eine Klasse bildet, oder als eine Klasse angesehen werden kann, auch wirklich *eine Klasse* bilden ... Es müssen *Corporationen* und *Stände*, namentlich: *Gewerke, Innungen, Gilden, Zünfte, Meisterschaften*, und was für Namen sie sonst führen mögen, wie sie ehemals bestanden, mit Weglassung der Mifsbräuche und Zufügung zweckmäfsiger Einrichtungen, wieder ins volle Leben treten." Es mufs ferner jedes Dorf, wie jede Stadt auch eine Corporation ausmachen; die Bürger- und Communalrechte aber sollen *erblich* seyn und auf Kindeskinder für immer übergehen, nicht aber durch Aufenthalt oder für eine gewisse Retributive zu erlangen seyn, noch durch Wegziehen verloren gehen. So wären denn also „zwei Dämme überhaupt den beiden ausgetretenen, die europäischen Staatsgebäude bedrohenden Strömen der *Demagogie* und der *Concurrenz* und mithin der *künstlichen Armuth* entgegenzusetzen: *Erbliche Rechte* und *Corporationen.*" — Ein weiteres Heilmittel in der Regelung der auswärtigen Concurrenz gewahrend, fordert der Vf., dafs zu dem Behufe allerdings der *nothwendige* oder *natürliche Handel*, d. i. derjenige Handel, der den Umtausch der Producte, die dem einen Lande fehlen und die das andere hervorbringt, zum Gegenstande hat, nicht blos geduldet, sondern auch begünstigt werde; dagegen aber soll der *künstliche* oder *Luxushandel*, der nur „auf Fabrikaten, auf Speculationen beruht, die einen beständigen Wechsel unterworfen sind," gänzlich ausgeschlossen bleiben und daher mit solchen Auflagen beschwert werden, „dafs er entweder aufhöre, oder dafs der Staat durch den Ertrag in den Stand gesetzt werde, selbst bei wechselnden Umständen den Opfern desselben zu Hülfe zu kommen." — Hierauf nun verbreitet sich noch der Vf. über *Ersparnisse im Staatshaushalte*, die er als Mittel zum befragten Zwecke dringend anempfiehlt und die vornehmlich im Grofsen deshalb zu treffen sind. Zuletzt aber widmet er noch einen besondern Abschnitt den *Staatspapieren*, die er, sofern sie zinsbar, für die verderblichsten, zugleich aber für die verstecktesten aller indirecten Steuern hält und an deren Stelle „zinsbare Pfandbriefe" in Umlauf gesetzt werden sollten.

Wir haben bereits im Eingange dieses Berichts unsere Ansicht über vorliegendes Werk angedeutet; wir wollen daher nur noch in Kürze bemerken, dafs dasselbe mit gegenwärtigem Bande keineswegs geschlossen ist, vielmehr noch eine auf drei weitere Bände berechnete Fortsetzung desselben zu erwarten steht. In diesen aber wird sich, wie aus der vorläufigen Inhaltsanzeige ersichtlich, Hr. *B.* mit der Detailausführung der von ihm einstweilen blos skizzirten Ideen beschäftigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

MEDICIN.

Calcutta: *Transactions of the medical and physical Society of Calcutta.* Vol. VII. Calcutta. 1835. 497 S. 8.

Wir befolgen bei der Anzeige dieses neuen Bandes dieselbe Ordnung, wie bei der Anzeige der früheren A. L. Z. 1836. Nr. 83.

I. *Endemische Krankheiten und medicinische Topographie.* 1) *On the Climate of Van Diemens Land, as a resort for invalids from India. By Dempster.* p. 344. Die Gegend von Hobart Town ist gebirgig und dicht bewaldet, in einer gewissen Höhe werden die Berge kahl und endigen in einen basaltischen Kamm; nur ein kleiner Theil des Landes scheint culturfähig. Der Herbst (März, April, Mai) hat 65° Fahrenh. mittlerer Temperatur, die Abende waren kühl, dafs man heizen mufste; die mittlere Temperatur des Winters 44° F., in den Ebenen kein Schnee, auf den Höhen aber, der 3000 F. hohe Mount Wellington war immer mit Schnee bedeckt; das Wasser fror nur Morgens; Nachts und Morgens herrschen im Winter starke Nebel, am Tage ist das Wetter heiter; im Frühjahre sind die Temperaturveränderungen grofs und oft plötzlich. Im Sommer ist der Landwind sehr heifs, dafs das Thermometer oft auf 110° F. steigt; aber darauf folgt oft eine Abkühlung, dafs man heizen mufs. Orangen, die in Sydney sehr gut gedeihen, tragen in Van Diemens Land nicht mehr, Trauben reifen, sie müssen aber sorgfältig gepflegt werden, alles englische Obst gedeiht vortrefflich. V. D. L., was fast in der Breite, wie Rom liegt, hat daher mildere Winter, als Neapel, aber kühlere Sommer, als Paris. Die Vegetation ist daher eigenthümlich, es wachsen da drei schöne Farrnkräuter sehr üppig. Die Kinder bekommen schon in der ersten Generation blondes Haar und blaue Augen, werden schlank und schnell mannbar, sie sind kräftig und klug, und fühlen sich selbst über ihren Voreltern stehend (dann ist es ja ein wahres Verbesserungshaus). Der heifse Landwind deutet auf Sandwüsten im Innern Neuhollands. Van Diemens Land ist gesund, aber sein Clima ist doch zu sehr gerühmt worden. Anginen herrschen oft, acute und chronische Rheumatismen sind heftig und hartnäckig, Lungenentzündungen sind gefährlich, wenn sie nicht sehr eingreifend behandelt werden. Als der Vf. nach Van Diemens Land kam, hatte noch keine exanthematische Krankheit dort geherrscht, im Winter 1833 kam ein Fall von echtem und unverkennbarem Scharlach vor. Puerperalfieber herrschte im Herbst 1833. Augenentzündungen herrschen oft. Viele Menschen (aber unter den Verbrechern! —) leiden an Manie und organischen Herzkrankheiten. Syphilis in allen Formen ist häufig. Der Vf. glaubt, dafs sich Van Diemens Land zu einem Sanitarium für die Indische Armee eigne. — 2) *Burnes Facts relating to some diseases, which prevail in Bokhara.* p. 459. Eine der lästigsten Krankheiten in dieser Stadt ist der *Fadenwurm* (Dracunculus, hier Reshter genannt), die Einwohner suchen die Ursache in dem Trinken des faulen Cisternenwassers, die Ursache mufs wenigstens in der Stadt liegen, da das Land frei davon ist, ⅛ der Einwohner leiden jährlich daran, eben so Reisende, bei Afghanen, die dahin reisen, bricht die Krankheit oft erst aus, wenn sie wieder zurück in Cabul sind. Ferner herrscht hier eine Aussatzform (*Mukkow* oder *Koli* genannt), die Krankheit ist unheilbar, und die Befallenen werden ausgestofsen. Die Cholera hat hier überall geherrscht. (*It appears to have taken the route of the caravans, and advanced from India, step by step, into eastern Europe. It raged for a year in Cabul; it then crossed the Hindokoosh, in the following season, and desolated Balkh and Koondooz. For a year it fluctuated between the valley of the Oxus and Herat. It then attacked Bokhara, Kokun, and the ather Uzbeck states, and after devasting the country, passed on to Khiva, Orenburg and Astracan.*) In Turkestan herrscht eine aufserordentliche Trockenheit der Haut, und viele Leute verlieren Augenbraunen und Augenwimpern. Augenentzündungen sind häufig, der Kropf ist in diesen Ländern unbekannt. — 3) *A. Campbell observations on the Congenital goitre in Animals, which occurs in Nipal.* p. 1. Schon in früheren Bänden hatten wir Gelegenheit auf den endemischen Kropf der Thiere Nipals aufmerksam zu machen; was der Vf. über die Anatomie des Kropfs sagt, ist nicht neu, dagegen behauptet der Vf., dafs der angeborne Kropf (der in dem Menschen dort nicht vorkommen soll) immer tödtlich sey, auch sind sonst seine Beobachtungen mittheilenswerth. 1) *Goats and Sheep brought from the north-western Provinces of India, where goitre is not known, to Nipal and Tirhoot, where it is very common, produce goitred young (though they were pregnant previous to arriving in the infected districts).* 2) *a goat or sheep unaffected, and in perfect health produces in Nipal goitred offspring.* 3) *a female parent having the disease scarcely ever produces other than diseased young ones.* 4) *Of twenty-three lambs included born with* bron-

bronchocele, all died within a few minutes after birth. 5) *the tumors in the offspring of goitred parents, are invariably larger than in that of healthy ones.* 6) *the death of the affected young ones, does not depend on the size of the goitre.* — 4) *Observations on goitre by* **Mc. Cleveland.** p. 145. So wenig wir auch glauben, daſs des Vfs. Beobachtungen über den endemischen Kropf in Kamaoun entscheidend über die Ursachen desselben seyn werden, so wollen wir doch den Lesern die durch tabellarische Uebersichten bewiesenen Beobachtungen nicht vorenthalten; er behauptet: 1) *In primitive districts, where limestone does not exist as a principal rockformation, goitre is not found, or if found, it is only in the proportion of one to five hundred of the population.* 2) *In transition and floetz-districts, where limestone prevails, one seventh of the whole population are affected with goitre.* 3) *In districts 2 the population are not equally affected in every village: but one village is affected in the midst of others which are healthy, and vice versa.* 4) *That goitre does not depend on temperature, altitude or aspect of irregularity in the surface of the earth, on hereditary taint, nor on the usual causes of glandular enlargements in other parts of the body.* 5) *That those villages, in which goitre exists, are always erected on, or in close vicinity to, great limestone formations and that the water is always furnished, for the use of the inhabitants of such villages, by springs which are derived from limestone-rocks.* 6) *No instance to the contrary of 5 has occurred to the author.* 7) *That the morbid principle in the water is removed, or modified, according to the distance it runs.* 8) *That goitre affects both sexes indiscriminately, and children are exempt from it, until the age of three years.* 9) *In villages where goitre prevails, it is not usual for the lower animals to be affected by it* (bei uns wenigstens ist das ganz anders, unter Hunden ist er gar nicht selten, auch bei Katzen nicht, von Ochsen und Ziegen kenne ich ihn auch; die vorhergehenden Beobachtungen sprechen dafür, daſs dem in Indien eben so seyn möge). 10) *The lowest kaste of persons are more subject to the disease, than their masters.* — 5) *On the pendulous tumor of the Ear common in Nipal, by* **M. I. Bramley.** p. 71. Bereits bey der Anzeige des vorigen Bandes machten wir auf diese höchst sonderbare endemische Krankheit aufmerksam; Herr *Bramley* theilt hier seine Bemerkungen über dieselbe mit. Die Krankheit ist rein örtlich und die Constitution leidet gar nicht darunter; sie beginnt mit kleinen Anschwellungen am äuſsern Ohr, am liebsten im Ohrläppchen, die sich bald vergröſsern und das Ansehen von Balggeschwülsten haben; vorzüglich leidet nur das weibliche Geschlecht der niedersten Volksclasse; überdies, wie der Vf. bemerkt hat, nur in einem kleinen Theile, einer Quadratmeile groſs, von Nipaul, aber seit undenklichen Zeiten. (Ist es eine zufällig entstandene, erblich gewordene Miſsbildung? Der Beschreibung nach möchte man an die Vielfingerigkeit, an die erblichen Balggeschwülste der Nase u. s. w. erinnert werden!) — 6) *On Elephantiasis by* **T. A. Wise.** p. 156. Der Vf. theilt mehrere Beobachtungen von Elephantiasis, besonders des Scrotums mit; bekanntlich ist die Krankheit in heiſsen Ländern endemisch, doch von der in Europa vorkommenden nicht verschieden; sie ist weder ansteckend, noch erblich, sondern die Meinung, daſs sie es sey, rührt nur von einer Verwechselung mit der *lepra tuberculosa* her. — 7) *Case of Beri Beri by* **Mouat.** p. 243. Das Wesen der unter dea Namen Beriberi bekannten, im Orient endemischen, Krankheit ist bekanntlich noch sehr dunkel, der Vf. theilt eine genaue Beobachtung nebst Section mit, aus der er mit Recht schlieſst, daſs die Krankheit die gröſste Aehnlichkeit mit der *Phlegmasia alba dolens* habe, und in einer Entzündung der Venen der untern Extremitäten bestehe. Wie aber die Häufigkeit der Krankheit zu erklären, der Vf. sah' sie so besonders in Rangoon, erfahren wir nicht. — 8) *Observations on Dracunculus by* **A. Duncan.** p. 273. Die Naturgeschichte des Nharu oder Dracunculus ist immer noch dunkel. Die Krankheit ist äuſserst häufig und gefährlich in Bhewndy, 8 Meilen von Bombay; nach den Regen wimmeln die Pfützen „*with a worm smaller and more slender, but otherwise exceedingly like Nharoo*", der Vf. scheint keine hinreichenden zoologischen Kenntnisse zu besitzen, um die Uebereinstimmung zu beweisen. Dagegen hat sich der Vf. überzeugt, daſs der Nharu lebendige Junge gebiert, die er in groſser Anzahl in ihm fand, und schlieſst 1) *that when the time of producing its young has arrived, it then exerts itself, to get out of its nidus;* 2) *that the yong are capable of fixing themselves to an appropriate substance, and working themselves into it;* 3) *that the period of growth from the animals birth to the procreation of its young is somewhere about 12 months;* 4) *that the irritation produced by a broken worm is to be mainly attributed to the young ones.* In der Regel konnte der Vf. die Jungen 6 Tage in Wasser am Leben erhalten. — 9) *Cases of Dracunculus in Calcutta. By* **W. Twining.** p. 476. Zwei von Bombay kommende Araber litten am Nharu. Der Vf. schlieſst: „*If we suppose the disease to be excited by ova taken in at Bombay, they must have been at least 15 months in the system, and the disease is so rare in Calcutta, that we must hesitate to ascribe it to any particular endemic cause.*"

II. **Epidemische Krankheiten**: 1) *Some Account of a peculiar form of fever which exists in Bengal, by* **Goodeve.** p. 9. Unter den Wechselfiebern Bengalens glaubt der Vf. eine auch von den arabischen und indischen Aerzten bereits angenommene eigene Form unterscheiden zu können; die angeführten Symptome scheinen indessen kaum dafür zu sprechen. Die Anfälle sollen sich bestimmt nach dem Monde richten. — 2) *An Account of the numerous cases of apoplexy which occurred during the hot season of 1833, at Chunar, by* **Lindesay.** p. 81. Von etwa 200 Mann starben in 6 Wochen 17 Mann am Schlage, sie waren jedoch fast alle sehr lange in Ost-

Ostindien, und Trinker, so dafs die grofse Hitze wohl nur nachzuhelfen brauchte. — 3) *Some account of the Fevers, which prevailed in Calcutta, in the year* 1833, *by* **W. Twining**. p. 258. Der berühmte Vf. fand, wie der vorige Beobachter, während der grofsen Hitze des J. 1833 grofse Neigung zu Apoplexien; dann traten Catarrhalfieber auf, zugleich entzündliche Fieber mit Localleiden des Gehirns, des Magens, auch der Leber und Milz, es wurden starke Blutentziehungen (erste Aderlässe zu 20, zweite zu 16 Unzen) gemacht und Kälte auf den Kopf angewendet, und Abführmittel gegeben. Von der Mitte Juli bis Ende October herrschte das bengalische remittirende Fieber besonders sehr häufig. Von Anfang Novembers an fanden sich die intermittirenden Fieber ein. Im Ganzen war das Jahr 1833 an Krankheiten sehr reich, die Hauptursachen findet der Vf. in der ungewöhnlich grofsen Hitze, einem Sturme mit grofser Ueberschwemmung d. 22. Mai, der Ueberfüllung der Häfen mit beschädigten Schiffen, und so wurden die Monate Juli und August besonders ungesund. — 6) *Epidemic diseases which occurred at Bangalore during* 1833, *by* **J. Mouat**. p. 282. Der Vf. theilt Monat von Monat die Beschaffenheit des Wetters, den Thermometerstand und die Krankheitsconstitution mit, stellt dann den Thermometerstand für das ganze Jahr zusammen, und fügt allgemeine Bemerkungen über die herrschenden Krankheiten hinzu. Diese waren Influenza und Cholera. Die Influenza brach im December 1832 im 35ten Sepoyregiment aus, im Januar allgemein im 39ten englischen und 13ten Dragonerregiment. (Bangalore liegt unter 77° ö. L. v. Greenw., sie herrschte aber, nach im vorigen Bande mitgetheilten Nachrichten im Juli 1831 in Pulo Pinang, und im Januar 1833 in Petersburg.) Die Cholera brach im März aus und dauerte im April und Mai fort. Auch hier nahmen zur Zeit der Cholera alle andern Krankheiten ab. Die Bemerkungen des Vfs. über die Ursachen der Krankheit, das Alter, die Verhältnisse u. s. w. der Ergriffenen sind übrigens lesenswerth, übrigens starben von 750 Kranken nur 40! Was uns denn hoffen lassen darf, dafs sie auch bei uns mit der Zeit ihre Kraft verlieren werde. — 5) *Observations on the Fever which prevailed at Howrah in June and July* 1834, *by* **Duncan Stewart**. p. 363. Howrah liegt in der Nähe von Calcutta, und ist besonders von Menschen bewohnt, die beim Schiffbau beschäftigt sind. Der Ort war immer ungesund, in diesen Monaten aber herrschten besonders bösartige Fieber von sehr verschiedenem Typus, und bei denen bald der Kopf, bald der Darmkanal, bald die Leber mehr ergriffen war. — 6) **F. Furnell** *on the Vaccine and Varioloid Diseases in Sylhet*. p. 453. Der Vf. impfte Kinder von Kühen, die dort ziemlich oft an Kuhpocken (*Mata*) leiden, aber sein eigenes Kind bekam in Folge dieser Impfung die allgemeinen Pocken und starb daran (indessen ist in diesem und einem andern ähnlichen wohl eine Contagion vor der Vaccination möglich gewesen? Wenigstens scheint es dem Rec. wahrscheinlich bei der Betrachtung der ganzen Erzählung). Aufserdem kommen noch p. 475. p. 482 und p. 485 Nachrichten über Cholera und ihre Behandlung vor.

III. *Pathologie*: 1) *On the Pathology of Dysentry, by* **I. Murray**. p. 101. Aus seinen Beobachtungen, und besonders Sectionen glaubt sich der Vf. berechtigt, eine neue Ansicht über das Wesen der Ruhr aufzustellen. Diese ist aber keine andre, als dafs sie eine ähnliche Krankheit, wie die pustulöse Entzündung des Dünndarms (Enterodothinien), sey, eine Meinung, die Rec. vor kurzer Zeit in Hinsicht *einer* Form der Dysenterie ebenfalls öffentlich ausgesprochen hat. Die Vergleichung mit äufsern Hautausschlägen sagt aber dem Rec. nicht zu. — 2) *On the Pathology of some of the Diseases of the abdominal Viscera, by* **C. Morehead**. p. 19. Neun Beobachtungen und genaue Sectionen ebenfalls über die pathologischen Veränderungen der Schleimhaut der dicken Därme, besonders in der Ruhr, die auch sehr schätzbar sind; wie denn überhaupt die indischen Aerzte, vorzüglich *Annesley* und *Twining* vieles Licht über das Wesen der Ruhr verbreitet haben. — 3) **J. Davidson** *a Case of Abscess in the Coats of the Bladder*. p. 16. Der Abscefs bildete sich über der Schaamvereinigung und wurde durch einen Einschnitt geöffnet; der Umstand, dafs vor der Oeffnung Harnverhaltung bestand, und dafs nachher Eiter mit dem Urin ausgeleert wurde, veranlafst den Vf. anzunehmen, dafs der Abscefs seinen Sitz in den Häuten der Blase hatte. — 4) **I. Hutchinson** *Observations on Land Scurry*. p. 389. In der mitgetheilten Beobachtung möchte man wohl kaum einen Skorbut erkennen, eher eine Krankheit des Gehirns, dieses wurde aber bei der Section nicht untersucht. — 5) **Ch. Reid** *A Case of Enlargement of the Spleen*. p. 456. Es entstanden während der bestehenden Milzanschwellung Geschwüre der Unterlippe, Entblöfsung des Kiefers, dessen Zahnfortsatz vollständig exfoliirte. Sie wurde hergestellt durch ein Pulver aus Jalappe, Rhabarber, Skammonium, schwefels. Eisen, schwefels. Chinin und Cremor Tartari! — 6) **A. Gilmore** *Account of a man in whose stomach a number of Rupees were found on post-mortem examination*. p. 470. Ein Mann hatte lange Jahre an Magenkrampf gelitten, nach seinem Tode fand man 9 silberne Münzen in der Nähe des Pylorus, die er vor langen Jahren verschluckt hatte. — 7) **I. Lawder** *Case of Abscefs of the Kidney*. p. 473. Ein armer Pariah hatte eine Geschwulst auf der rechten Seite des Unterleibs, sie wurde für einen Leberabscefs gehalten, und der Bauch aufgeschnitten, da indessen die Geschwulst jetzt einem Leberabscefse nicht ähnlich sah, so wurde sie nicht geöffnet. Er starb in Folge der Operation. Nach seinem Tode fand man, dafs die Geschwulst von der linken Niere gebildet wurde, welche 23 Pinten gutes Eiter enthielt.

IV. *Botanik und Pharmakologie*: 1) **N. Wallich** *Descriptions of some rare and curious Plants*. p. 215.

p. 215. Es scheinen besonders schöne neue Pflanzen zu seyn, die der berühmte Botaniker hier beschreibt: *Hitchenia glauca, Alsodeia bengalensis, Viola distans, Phlebochiton extensum.* 2) *Wallich on the Plant yielding the genuine mudar.* p. 458. Es ist *Calotropis procera R. Br.* oder *Asclepias herbacea Roxb.* 3) *Hutchinson on the Extract of Cherayta.* p. 464. Es wird für ein unbedeutendes bitteres Mittel erklärt.

Aufserdem enthält dieser Band noch eine Anzahl chirurgische Beobachtungen von keinem besondern Interesse.

Heusinger.

SCHÖNE LITERATUR.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Galathee.* Ein Roman von *A.* Freih. *von Sternberg.* 1836. 230 S. 8. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

Der vorliegende Roman, welcher aus Briefen und Bekenntnissen besteht, entfaltet ein interessantes psychologisches Gemälde vor dem Auge des Lesers. Die handelnden Personen sind aus den höheren Ständen und gehören, wie der Ort der Handlung, den Andeutungen zufolge, einem süddeutschen Hofe an. Die Hauptperson ist Robert, Graf von St. Cyr, ein junger Mann von edlem Gemüthe, aber durch Zwiespalt und Irrungen in seinem Innern zerrissen, weil er der wahrhaften, allein beruhigenden und sicher leitenden religiösen Durchbildung ermangelt und daher zu sehr vom Augenblick, von der Phantasie beherrscht wird. Seine Grundsätze, seine Lebensweisheit ist nur von Aufsen an ihn gekommen, und er sagt von sich selbst im ersten Briefe an seinen Freund S. 6.: „Entsetzlich, Arthur, welche leichtsinnige Jugend liegt vor mir! — ist es nicht Zeit, dafs ich jetzt abschliefse? Sollen immer neue Fäden angeknüpft werden, bis das Ganze zu einem Netze wird, in dem die athmende Seele zuckend untergeht? Soll ich noch immer weiter zehren von Gütern, die ich nur geraubt und nicht erworben habe?" — Er ist auf dem Wege abzuschliefsen in der Liebe zu einem schönen edlen Mädchen, *Galathee,* von welcher der Roman den Namen führt, deren Verlobten er im Zweikampf tödtet; aber, obschon Galathee ihn warnt, läfst er doch seine Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit durch den Hofpater der Fürstin aufregen, wird, obschon vorher Spötter des Katholicismus, Katholik, um in dieser Religionsveränderung Beruhigung und Einheit mit sich zu gewinnen, verläfst seine Geliebte, welche aus Gram stirbt und vermählt sich mit der Favorite des Fürsten, um in dieser Ehe seine Unbesonnenheit noch mehr bereuen zu müssen. Er beschliefst sein Leben als Mönch einer strengen Ordensregel. Die Schilderung von dem Leben und Treiben der Personen zeigt, dafs dem Hrn. Vf. diese Kreise der Gesellschaft genügend bekannt sind, und die ganze Darstellung im Roman läfst auch dieses Werk sich an die gelungenen Leistungen des Vfs. würdig anschliefsen. Druck und Papier sind gut.

Wien, b. Wallishausser: *Balladen und Romanzen* von *J. N. Vogl.* Neue Folge. 1837. 170 S. gr. 8. (18 Ggr.)

Diese neue Folge von Vogl's Balladen und Romanzen, deren Titelblatt ebenfalls mit einer Vignette, welche hier zu der Ballade der Grabeswächter S. 76 — 80 gehört, geziert ist, schliefst sich der ersten Sammlung würdig an und zeigt uns den Dichter in gleicher Frische und Kräftigkeit, so dafs dasselbe davon gilt, was Rec. bei der Anzeige derselben in diesen Blättern früher bereits ausgesprochen hat. Die vorliegende Sammlung enthält zwei und funfzig Gedichte, wenn auch von ungleichem Werthe, doch der Mehrzahl nach trefflich und überall, selbst in den schwächern Stücken, den wahren Dichter bekundend, nicht dem mühsam Gedanken suchenden federzerkäuenden Grübler vergleichbar, wie Vogl S. 144 in der Romanze *von zwei Poeten* schildert, sondern dem frischen fröhlichen Gesellen gleich, der

„Zieht dahin mit freud'gem Muth,
Denn es flattern die Gedanken
Ihm von selbst ja in den Hut."

Unbekümmert freilich ob alles meisterhaft sey, wie der Vf. uns auch in seinen lyrischen Blättern erschienen ist. Die von dem Dichter behandelten Stoffe gehören theils den Sagen seiner Heimath an, theils einem gröfsern Kreise, wie z. B. *der Schelm von Bergen, Kaiser Karl's Jagdritt,* eine Anecdote aus Karl's des Grofsen Leben, *die Sage vom Untersberg, bei Salzburg,* welche, wie hier von Kaiser Karl, sich ebenso von Friedrich Rothbart im Kiffhäuser wiederholt, *Doctor Faust in Salzburg* u. A.; theils gehören sie auch dem Auslande, wie *der Grabeswächter, Quanahanna* u. s. w. oder es sind Erzeugnisse der Phantasie. Einzelne Stoffe, wie *die Nothglocke* S. 130 sind auch von andern Dichtern schon bearbeitet worden, doch steht Vogl ihnen darin nicht nach. Das Schauerliche der Sage und des Aberglaubens herrscht auch in dieser neuen Folge von Balladen und Romanzen vor, obschon nicht in dem Mafse, wie in der ersten Sammlung, denn wir finden auch heitere und komische Dichtungen darunter, welche man, sobald die Lachlust nicht da ist, freilich auch sehr ernsthaft nehmen kann, wenn man die Moral daraus zieht, dahin gehören: *Der Zecher Heimgang, des geizigen Krämers Traum.* — Dem Buche sind von S. 165 — 170 erläuternde Anmerkungen beigegeben; die beiden letzten Seiten füllt das Inhaltsverzeichnifs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

BOTANIK.

1) Wien, b. Beck: *Genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Auctore Stephano Endlicher.* Nr. 1. August. 1836. 1—80 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

2) Prag, b. Haase: *Tentamen Pteridographiae s. genera Filicacearum, praesertim juxta venarum decursum et distributionem exposita.* Auctore *Carolo Bor. Presl*, M. D. Caes. Reg. Profess. p. o. hist. natural. universal. in Universitate Pragensi etc. (Ex Actis Regiae Bohemicae societatis scientiarum.) 1836. 290 S. 8. Mit 12 Kupfertafeln und 1 lithogr. Tafel in Querfol. (2 Rthlr. 12 gGr.)

3) Ebendas.: *Prodromus Monographiae Lobeliacearum.* Auctore *C. B. Presl*, M. D. etc. (Ex Actis reg. Boh. societ. scientiar.) 1836. 52 S. 8. (6 gGr.)

4) Ebendas.: *Bemerkungen über den Bau der Blumen der Balsamineen.* Von *Karl B. Presl*, Doct. d. Med. u. s. w. (Aus der Abh. der K. Böhm. Ges. d. Wissensch.). 1836. 54 S. 8. Mit einer lithograph. Tafel. (8 gGr.)

5) Wien, b. Rohrmann u. Schweigerd: *Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse, nachgewiesen in der Vegetation des nordöstl. Tirol's.* Von Dr. *F. Unger*, ord. öff. Prof. der Botanik und Zoologie am Ioanneum zu Grätz, ehedem Physikus zu Kitzbühel u. s. w. Mit 2 Karten und 6 Tabellen. Eine von der Königl. Bot. Gesellsch. in Regensburg gekrönte Preisschrift. 1836. 367 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.)

Nr. 1 hilft auf eine sehr erfreuliche Weise einem längst fühlbaren Bedürfnisse ab. Das dabei zum Grunde gelegte System wurde vom Vf. und *Unger* nach anatomischen Principien entworfen und soll sowohl in den noch zu erwartenden Prolegomenen zu diesem Werke, als auch in den *Aphorismis botanicis* ausführlicher abgehandelt werden. Aus dem vorliegenden ersten Hefte ergiebt sich übrigens zur Gnüge, wie die Anlage und weitere Ausführung des ursprünglichen Plans beschaffen ist. Die Hauptabtheilungen werden durch *regiones* bezeichnet, deren erste die *Thallophyta* (*Cryptophyta Link*) ausmachen. Indess scheint uns diese Bezeichnung nicht der Sache völlig entsprechend, wir versparen aber darüber unsre Bemerkungen, bis wir das ganze System mit seiner vollständigen Gliederung vor Augen haben. Unter den hier neu eingeführten Namen fallen besonders *pantachobrya* und *chorobrya* auf. Die weiteren Sectionen sind: I. *Protophyta*, wohin die erste Klasse (Algen) mit 7 Ordnungen, die zweite Klasse (Flechten) mit 4 Ordnungen gehören, und II. *Hysterophyta*, dritte Klasse: *Fungi* mit 4 Ordnungen. Unter der zweiten Region (*Cormophyta*) stehen folgende Sectionen: I. *Acrobrya* und zwar *Coh. I. A. Anophyta* mit der 4ten Klasse (*Hepaticae*), deren Ordnungen 5 sind. Die fünfte Klasse bilden die Laubmoose (*Musci*) mit 3 Ordnungen, wovon besonders die letzte (*Bryaceae*) sehr viele Gattungen enthält, die unter einige Unterabtheilungen hätten gebracht werden sollen; *Coh. II. Acrobrya Protophyta* mit der sechsten Klasse (*Equiseta*), siebenten (*Filices*, unter 7 Ordnungen), achten (*Hydropterides*, unter 2 Ordn.), neunten (*Selagines* unter 2 Ordn.), zehnte Kl. (im Texte verdruckt gleichfalls als neunte; *Zamiae* mit 1 Ordn.). *Coh. III. Acrobrya Hysterophyta*: eilfte Klasse (hier fälschl. die zehnte) *Rhizantheae* mit 3 Ordn.; — II. Sect. *Amphibrya* mit 1 Kl. (*Glumaceae*), deren erste Ordnung (*Gramineae*) nur im Anhang mitgetheilt wird. Gegen manche Einzelnheiten in dieser Stellung liefsen sich nicht unwichtige Einwände vorbringen; da jedoch in dem erst mit dem letzten Hefte auszugebenden Prolegomenen der Schlüssel zu dieser Reihenfolge geliefert werden wird, worin vielleicht auch eine Rechtfertigung zu finden seyn dürfte, so würde man uns nur der Voreiligkeit zeihen können, wenn wir schon jetzt unser Urtheil über solche Zusammenstellung abgeben wollten. Dennoch können wir nicht unser Befremden über Einrangirung der Pilze zwischen Algen, Flechten und Moosen unterdrücken. Sie sollten als Afterorganismen, die ihr Daseyn erst der Zersetzung anderer höherer Organismen verdanken, entweder den Anfang oder den Schluss der Gewächsreihe bilden. Dagegen sind die Algen und Flechten so verwandter Natur, dass man sagen kann: die Algen sind *Wasserflechten* und die Flechten sind *Luftalgen*, weshalb sie hier auch naturgemäfs auf einander folgen. Ferner stehen die *Equisetaceae* sicher höher als die *Filices*, da sowohl ihre Stengel, als Fructificationstheile vollkommner entwickelt sind, als bei den Farrngewächsen. Die weitere Einrichtung des Buches besteht darin dass nach den Namen die Synonymen mit Citaten der Schriften, eine kurze gesperrt gedruckte Diagnose und weitere Beschreibung sowie Angabe der Dignität, des Vaterlandes und des Standortes geliefert wird. Bei den einzel-

zelnen Gattungen folgen jedoch erst nach den Diagnosen die Synonyme und weiteren literarischen Nachweisungen. Ein besonderes Interesse würden auch die statistischen Angaben der zur Zeit bekannten echten Arten eines jeden *Genus* erregt haben. Dafs übrigens im Ganzen die Ausarbeitung mit Fleifs und Umsicht geschehen, läfst sich im Voraus von einem so gelehrten und gründlichen Botaniker erwarten, als welchen sich der Vf. schon in mehreren Schriften bewährte, und wir können aus eigener Prüfung hinzusetzen, dafs diese gute Meinung von neuem durch vorliegende Arbeit gestützt werde. Kleine Unbilden können in der That nicht den wesentlichen Werth derselben schmälern und wir wollen nur auf ein Paar unrichtige Stellen aufmerksam machen, um wenigstens zu zeigen, dafs wir das Ganze sorgfältig durchgesehen. So ist z. B. die Gattung *Fissurina Fée* einmal unter *Leucogramma* als Synonym aufgeführt, während *Diorygma Eschw.* in einer ganz andern Ordnung stehend, mit *Fissurina* durchaus identisch ist, wie *Eschweiler* selber sagt. Die Gattung *Limboria* bedarf noch einer sehr genauen Sichtung und ist vielleicht am besten mit *Verrucaria* zu vereinigen. Auch fragt es sich, ob die Gattungen *Urceolaria* und *Patellaria* noch beizubehalten sind. Bei *Collema* wird bemerkt: *ad terram nudam*, während doch ein sehr grofser Theil echter Collema-Arten an Bäumen getroffen wird. Die ehemalige Gattung *Variolaria Ach.* ist gänzlich unbeachtet gelassen, obschon sie unter *Pertusaria* zu erwähnen war. — Unter den vom Vf. hier zuerst aufgeführten Gattungen sind hervorzuheben: *Cynopsole* (*Balanophoreae*), *Palaeozamia* und *Zamiostrobus* (*Cycadeaceae fossiles*), *Carovaglia* (*Bryaceae*), *Naccaria* und *Leiblinia*. Mehrere davon wurden früherhin als Arten anderer schon bekannter Gattungen betrachtet. Durch Aufzählung und Charakterisirung der fossilen Gattungen wird das Werk auch Geologen wichtig, sowie es sich denn noch durch schönes Papier und correcten Druck sehr zu seinem Vortheile auszeichnet. Ein Inhaltsverzeichnifs der Gattungsnamen ist vorgedruckt. Schliefslich verdient bemerkt zu werden, dafs 10 — 12 solcher Lieferungen versprochen werden, deren baldiger Erscheinung wir mit Sehnsucht entgegensehen.

Nr. 2. Wir bedauern, diese *Pteridographia* nicht durchgängig gut heifsen zu können, indem theils mannichfache Verstöfse gegen Latinität und selbst Grammatik, (wie z. B. *potebunt*), theils auch die ganze Weise der Behandlung des Stoffs keineswegs geeignet sind, dem Buche unbedingt Lob zu verschaffen. Nachdem bereits mehrere Monographen der Farrngewächse besonders auf den Aderverlauf der Farrnblätter aufmerksam gemacht hatten, war es allerdings an der Zeit eine durchgreifende Untersuchung der hierher gehörigen Verhältnisse bei allen echten *Filices* vorzunehmen, wie auch unser Vf. nach Kräften gethan. Verkennen wir nun auch durchaus nicht das Verdienstliche vorliegender Arbeit, so mufs man doch gestehen, dafs der Adernverlauf in der Natur nicht immer treu wiedergegeben worden ist und dafs namentlich eine Menge Gattungen auf sehr unbedeutende Differenzen gegründet werden. Zwar sucht er sich in letzterer Hinsicht gegen den ihm daraus zu erwachsenden Vorwurf in sofern zu vertheidigen, als er angiebt, andere Forscher würden diese seine *Genera* nur als *subgenera* gelten lassen; allein diefs kann sein Verfahren in unseren Augen nicht rechtfertigen, denn vor allen hätte hier die Frage gestellt und beantwortet werden müssen, was im Allgemeinen bei den Farrngewächsen als Kriterium der Gattung zu betrachten sey. Wäre nun letztes gefunden und gehörig begründet, so könnten nur hierauf ausschliefslich naturgemäfse allgemein beifallswürdige *Genera* basirt werden. Nun ist zwar gleich in der Einleitung viel über die Dignität der Adern und der auf den Aderlauf zu gründenden *Genera* gesagt worden, allein der Vf. hat gänzlich vergessen, diesen Gegenstand mit den zeitherigen Ansichten im Einzeln zu vergleichen und so erst seinen Werth gehörig nach allen Seiten hin zu beleuchten. Denn unmöglich kann das in der Vorrede Gesagte dazu hinlänglich erscheinen, wenigstens ist hierdurch noch keineswegs die Unstatthaftigkeit der zeither angenommenen Gattungen zur Gnüge bewiesen. Die neueren Pteridologen haben ja stets auch den Adernverlauf beachtet und manchem Verdienste, wie namentl. dem des zu frühzeitig verstorbenen *Kaulfufs*, wird zu nahe getreten, wenn die selbst in dieser Hinsicht so schätzbare Genauigkeit dieses Forschers angetastet wird. Bei dieser Gelegenheit können wir uns nicht enthalten, ein Pröbchen des Stils anzuführen, indem es S. 170 heifst: *Beatus Kaulfufs conatus est genus circumscribendi — et characteres differentiales inveniendi.* Besonders hinsichtlich der Beschreibung der einzelnen Organe mufsten noch viele Ausstellungen gemacht werden, wovon wir aber nur Einiges andeuten wollen. So sind die sogenannten Brutzwiebeln, welche doch bei mehrern Farrnkräutern vorkommen, ganz übergangen. Die Keimhäufchen werden (namentlich bei *Aspidium bulbiferum Sw.*) mit zusammengesetzten Früchten verglichen und auch männliche Genitalien statuirt. Letztere aber erscheinen bei näherer Betrachtung nur als verkümmerte Keimstaubgefäfse (Kapseln), welche bisweilen gestielten Drüsen ziemlich nahe kommen. An einzelnen Stellen stöfst man auf directe Widersprüche, wie S. 37, wo es heifst: *subinde plures venae oppositae inferiores in arcus triangulares uniangulatos confluunt.* Auch will es uns scheinen, dafs durch eine sorgfältiger ausgearbeitete Terminologie des Aderlaufes die hierhergehörigen Charakteristiken noch bezeichnender und kürzer ausfallen könnten. Ueberhaupt ist es sehr wünschenswerth, dafs sich ein tüchtiger Botaniker die Mühe nimmt und die Gattungen der Phanerogamen nach dem Aderverlauf studirt, weil sicherlich das Blattskelet sehr gute charakteristische Merkmale bietet. Doch betrachten wir noch die Anordnung des Stoffes. In der Einleitung redet der Vf., wie bereits gesagt, von der Wichtig-

tigkeit der Adern oder Nervenvertheilung für Bestimmung der Gattungen, erwähnt das Historische der Bearbeitung der Farrngattungen, betrachtet die Farrngewächse als eine besondere Klasse mit 5 Ordnungen (1. *Filicaceae*; 2. *Hymenophyllaceae*; 3. *Marattiaceae*; 4. *Osmundaceae*; 5. *Ophioglosseae*), wovon er nur die erste im vorliegenden *Tentamen* behandelt, und schliefst mit Angabe der Gelehrten, welche ihm bei seiner Arbeit mit Rath und That unterstützten. Dann folgt eine Definition der *Filicaceae* mit ausführlicher Erläuterung und Beschreibung der einzelnen Organe.

Die erste Unterordnung (*subordo*) ist die der *Helicogyratae Bernh. Trib. I. Gleicheniaceae Kunze. Trib. II. Cyatheaceae*; der zweite *Subordo* ist der der *Cathetogyratae Bernh. Cohors prima: Hymenophoreae. Trib. I. Peranemaceae, Trib. II. Aspidiaceae. Trib. III. Aspleniaceae. Trib. IV. Davalliaceae Gaudich. Trib. V. Dicksoniaceae. Trib. VI. Adiantaceae. Cohors secunda: Trib. VII. Vittariaceae; Trib. VIII. Polypodiaceae; Trib. IX. Grammitaceae; Trib. X. Taenitideae. Trib. XI. Acrostichaceae.* Den Schlufs macht ein Anhang, wo einige weniger bekannte Gattungen kurz erörtert werden, die Erläuterung der Abbildungen und das Register. Die einzelnen Gattungen erhalten ebenso wie die Hauptabtheilungen ihre besondern Diagnosen und Beschreibungen, doch werden die Arten nur mit Namen und Synonymen aufgeführt, wobei die Angabe des Vaterlandes sehr wünschenswerth erscheint. Die Anzahl der hier abgehandelten Gattungen beläuft sich auf 117, was nicht Wunders nehmen kann, wenn man bedenkt, dafs z. B. *Aspidium Sw. et auct.* in folgende *Genera* zerfällt. 1. *Lastrea*; 2. *Oleandra Cav.* 3. *Nephrodium Schott.* 4. *Polystichum Schott.* 5. *Phanerophlebia*; 6. *Cyclodium*; 7. *Cyrtomium*; 8. *Sagenia*; 9. *Aspidium Schott.* und 10. *Didymochlaena Desv.* Sämmtliche Gattungen werden in einer oder auch mehreren Repräsentanten, mit Ausnahme der *Genera Sticherus* und *Matonia*, auf den gröfstentheils vom Vf. nach der Natur gezeichneten und von *Skala* sauber gestochenen Tafeln dargestellt. Nur die zwölfte Tafel, welche sehr vergröfserte Abbildungen der Keimkörner (Sporen) enthält, ist von *Corda* lithographirt.

Nr. 3. Die alte Linné'sche Gattung *Lobelia* zerfällt hier in folgende Gattungen: *Mezleria*, *Myopsia*, *Dobrowskya*, *Monopsis Salisb.*, *Rapuntium Tournef.*, *Tylomium*, *Solenopsis*, *Lobelia*, *Enchysia*, *Byrsanthes*, *Isotoma Brown.*, *Grammotheca*, *Clintonia Dougl.*, *Lysipomia*, *Hypsela*, *Trimeris*, *Pratia Gaudich.* *Macrochilus*, *Delissea Gaudich.*, *Cyanea Gaud.* *Rollandia Gaudich.*, *Clermontia Gaudich.* und *Centropogon.* Im Anhange folgen entweder nur den Namen nach bekannte oder sonst zweifelhafte Lobeliaceen. Die bereits hinlänglich bekannten Arten sind blos mit Namen aufgeführt, die neuen aber werden charakterisirt. Besonders liefert das Kap viele Beiträge. Indefs scheint doch die Literatur noch nicht vollständig ausgebeutet zu seyn, da selbst genau beschriebene Arten, wie *Lobelia trigona Roxb.* von uns vermifst wurden. Namen, wie *linarioides*, *arenarioides*, *pteropodum* etc. hätten vermieden werden sollen. Uebrigens erheischt diese Uebersicht Dank und verdient auch in sofern von denjenigen Botanikern welche noch unbeschriebene Arten in ihren Herbarien besitzen, beachtet zu werden, als sie hieraus ersehen können, was dem Vf., der eine vollständige Monographie der Lobeliaceen vorbereitet, noch abgeht, um ihn nach Kräften zu unterstützen. Dafs diese Absicht erreicht werde, wünscht der Rec. aufrichtig. *Linné* hatte in der zweiten Ausgabe seine *spec. plant.* (Stockh. 1763) 26 Arten von *Lobelia* aufgeführt, hier werden schon 156, mit Auslassung alles Fremden, unter den bereits genannten Gattungen aufgezählt und dennoch lehrte uns ein flüchtiger Blick, dafs namentlich noch manche ostindische Art nicht mit erörtert wurde.

Nr. 4 ist eine mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn abgefafste Abhandlung, welche den bekannten Streit über die Architektonik der Kelch- und Blumentheile der Balsamineen zu schlichten sucht, indem eine in der Entwickelung der einzelnen Gattungen begründete Ansicht niedergelegt wird, ohne dafs man behaupten kann, diefs sey hier zuerst geschehen. Denn schon *Richard* und *Kunth* waren bereits früher der richtigen und hier weiter ausgeführten Ansicht ganz nahe gekommen. Bei dieser Gelegenheit müssen wir eines Irrthums gedenken, den sich der Vf. zu schulden kommen liefs, in sofern er S. 13 bei Angabe der Kunth'schen Worte: *interstitio pro quinto superiore deficiente*, letztes Wort (*deficiente*) nicht auf *interstitio* bezieht, was doch deutlich der Sinn jener Stelle ist, wenn man sie im Grundtexte mit den übrigen Worten vergleicht. Eigentlich werden in vorliegender Schrift blos *Impatiens Noli tangere*, *Balsamina hortensis* und *Hydrocera triflora* verglichen; sie würde aber an Interesse noch gewonnen haben, wenn sämmtliche Balsaminenarten verglichen worden wären. Schliefslich machen wir noch auf eine im *Madras Journal* Nr. 14. January 1837 erschienene, von Dr. *Robert Wight* verfafste Abhandlung: *On the Genus Impatiens* aufmerksam, wo 17 neue oder wenig bekannte indische Arten beschrieben und zum Theil abgebildet worden. Hier scheint jedes der beiden gegenüberstehenden Blumenblätter bei *I. rivalis* aus 3 einzelnen verwachsen zu seyn, auch ist die Frucht ein- und nicht fünffächerig. — Die der Presl'schen Schrift beigegebene Tafel stellt ideale Querdurchschnitte der Blume von *Impatiens Noli tangere*, *Balsamina hortensis*, *B. h. pentamera*, *Hydrocera triflora* und einige Gartenbalsaminen mit Blumen dar, deren Blumenblattwirtel sich verdoppelt hatte. Noch mehr würde aber diese Darstellung für viele Leser an Deutlichkeit gewonnen haben, wenn auch wirklich von diesen sämmtlichen Blumen die Blätter und Genitalien nach ihrer natürlichen Form geliefert worden wären. Papier und Druck der beiden

den letzten Presl'schen Abhandlungen sind vorzüglicher, als bei dem *Tentamen Pteridographiae*.

Nr. 5. Diefs Buch verdient die Auszeichnung, die ihm von der Königl. Baier. bot. Gesellschaft zu Regensburg zu Theil geworden ist und liefert ein Muster, wie Floren gröfserer Landstriche zu behandeln sind. Indem der Vf., welchen wir schon längst als einen denkenden Naturforscher kennen gelernt haben, zunächst das hier gesteckte Ziel, die Erörterung des Einflusses des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse zu liefern, zu erreichen sich bemüht, macht er uns zugleich mit dem im Ganzen botanisch noch sehr wenig gekannten nordöstlichen Tirol bekannt. Es ist diefs um so mehr zu verwundern, als andere, weiter vom Herzen Deutschlands, ja aufserhalb der Grenzen desselben gelegene Alpenzüge ihre Monographen fanden und Tirol ein Land ist, welches, als der Edelstein in der Krone Oesterreichs bezeichnet, reich an wunderbaren Naturschätzen und erhabener imponirender Felsenbildung ist, ohne nur der Treue, Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit seiner Bewohner gedenken zu wollen. Wir brauchen daher kein Wort weiter zu verlieren, über das Verdienst, das sich der Vf. schon darum erwarb, dafs er gerade ein solches Land zum Gegenstand seiner botanischen Forschungen wählte. Er war beinahe 6 Jahre lang Gerichtsphysikus in Kitzbühel (im Unterinnthale) gewesen und hatte daselbst bei dem vielbewegten Leben eines praktischen Arztes doch jeden freien Augenblick aufs sorgfältigste benutzt, um seine nächste Umgebung besonders hinsichtlich ihrer Vegetation näher kennen zu lernen. Wohlwollende Freunde unterstützten ihn mit Nachdruck in seinem wissenschaftlichen Bestreben und erleichterten ihm dergestalt die Erreichung des vorgesteckten Zieles nicht wenig. Diefs aber war kein geringeres als die Vegetation der Kitzbüheler Umgegend in einer Ausdehnung von 19½ □ Meilen aufs genaueste zu untersuchen und ihre Beziehung zur Aufsenwelt bis ins Einzelne zu verfolgen. Hierzu waren nicht nur Forschungen über die Erdoberfläche dieses Landstriches im Allgemeinen, und im Besonderen über die atmosphärischen Verhältnisse u. s. w. nöthig, sondern er mufste auch eine Menge von Untersuchungen über das Pflanzenleben selbst und namentlich über die Art und Weise, wie die Ernährung der Gewächse vor sich geht, veranstalten, denn nur durch eine solche umsichtige, genaue Methode konnte es möglich werden, die geahnte Gesetzmäfsigkeit in der räumlichen Verbreitung der Gewächse zu begründen. Doch sehen wir, in wie weit dem Vf. sein Vorhaben gelungen, indem wir den Inhalt des Buches noch näher angeben wollen. Dieses zerfällt in einen geognostischen, meteorologischen und botanischen Theil. Der erstere mit 2 Abtheilungen: Chorographie und Petrographie, behandelt die Lage und Begrenzung des Territoriums von Kitzbühel, Bergsystem, Thäler und deren Bewässerung, Temperatur der Quellen, ihre Bestandtheile und die Seen. Ferner die geognostischen Verhältnisse, wobei mehrere sehr interessante Erscheinungen zur Sprache kommen. Fünf Formationen werden dabei unterschieden: I. *Granit - Gneus - Formation*; II. *Gneus-Glimmerschiefer - Formation*; III. *Glimmerschiefer - Thonschiefer Formation*; IV. *Thonschiefer-Formation* und V. *Formation der Grauwacke*, wohin als Glieder: 1) der Kalk (Uebergangskalk); 2) der Thonschiefer mit seinen Uebergängen in Grauwakkenschiefer und 3) der rothe Sandstein oder Grauwakkensandstein, auch Uebergangssandstein genannt, gerechnet werden. Besonderes Interesse erregen auch die Nachrichten über den in jenem Territorium betriebenen Bergbau, woselbst bekanntlich die bis jetzt tiefsten Schächte waren, die man leider ohne wissenschaftliche Benutzung (z. B. hinsichtlich der Erdtemperatur) längst schon wieder eingehen liefs. Die darüber mitgetheilten Nachrichten sind aus officiellen Papieren zusammengestellt. Sehr zu bedauern ist es, dafs die zur Charakterisirung einzelner Schichten dienenden Petrefacten nur meist mit ihren generischen Namen und im Allgemeinen aufgeführt sind.

(*Der Beschlufs folgt.*)

LITERARGESCHICHTE.

Schaffhausen, b. Hurter: *Johann von Botzheim, Domherr zu Constanz, und seine Freunde.* Ein Beitrag zur Reformations - und Gelehrten - Geschichte von Südschwaben. Mit einem Anhange ungedruckter Briefe und biographischer Notizen. Von *K. Walchner.* 1836. XVI u. 192 S. 8. (21 gGr.)

Eine wohlgelungene Monographie des durch Liebe zu Wissenschaft und Kunst und rechtliche Gesinnung ausgezeichneten Domherrn von Constanz, Johann von Botzheim, genannt Abstemius, weil er sich aller Sinnlichkeit fremd zeigte. Der sehr specielle Inhalt des kleinen Büchleins erschwert es, aus demselben einen Auszug zu liefern und wir müssen uns begnügen, dasselbe der Aufmerksamkeit aller Derer zu empfehlen, welche sich das Studium der Reformationsgeschichte erwählt haben. Beschreibungen des wissenschaftlichen Lebens vor dem Beginnen des grofsen Glaubenswerkes, Schilderungen von Botzheim's Verbindungen mit seinen Freunden Ulrich Zasius, Bonifacius Ammerbach, Michael Hummelberg, Beatus Rhenanus, Erasmus, Ambrosius Blaarer und anderen, dann der Annäherung Botzheim's an Luther im Jahre 1520, seiner Freude über die anfangende Reform in der Theologie, aber zugleich seiner Abneigung gegen alle Gewaltschritte, gegen jede Leidenschaftlichkeit und Verfolgungssucht und seiner dadurch seit dem J. 1525 veränderten Gesinnung gegen die Reformation, die ihn sich endlich von den Reformatoren lossagen liefsen, ohne dafs er darum die Reformation je verdammt hätte, machen den Inhalt der Schrift aus. Viele Briefe Botzheim's an Erasmus und andre Gelehrte sind eine werthvolle Zugabe dieses Buches.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

BOTANIK.

5) Wien, b. Rohrmann u. Schweigerd: *Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse, nachgewiesen in der Vegetation des nordöstl. Tirol's.* Von Dr. *F. Unger* u.s.w.

(*Beschluss von Nr.* 225.)

Die in dem Braunkohlenflötz von *Haringen* aufgefundenen und der gelehrten Welt noch unbekannten fossilen Pflanzenarten will der Vf. selbst noch unter Beifügung von Abbildungen zur öffentlichen Kenntniss bringen, wodurch er sich ein neues Verdienst erwerben wird. Hinsichtlich der grofsen Findlinge von Urgebirgsmassen, die in den abgesteckten Terrain gefunden werden, bemerkt der Vf., dafs sie wahrscheinlich von Süden her durch die Fluthen an ihre jetzigen Fundörter gebracht worden seyen. Es wäre überhaupt eine sehr interessante Aufgabe für einen Geologen die norddeutschen Geschiebe mit diesen süddeutschen zu vergleichen und wo möglich bis zur ursprünglichen Lagerstätte vorzudringen. — Die meteorologischen Beobachtungen sind eigentlich nur die Frucht von 4 Jahren, daher dieser Umstand manchem Bedenken gegen die daraus gefolgerten allgemeinen Sätze Raum giebt. Dagegen müssen wir auch hier dem Vf. das Lob der sorgfältigsten Beobachtungen dieser Art ertheilen und wünschen nichts mehr, als dafs sie in gleichem Geiste weiter fortgeführt werden mögen. Der botanische Theil ist in sofern etwas unförmlich geworden, als der eigentlich in den Anhang zu verweisende Excurs über die Ernährung, mitten in die Untersuchung gewaltsam hineingezogen wurde, wenn er auch eine dankenswerthe Uebersicht des zeitherigen Wissens über diesen Gegenstand und eigne Forschungen des Vfs. zur Sprache bringt. Namentlich haben die Untersuchungen über die Wurzeleinsaugung von *Lemna minor* ihren Werth, wiewohl sie nicht ganz zu Ende geführt werden konnten. Auch wird im Folgenden zuerst die kalkabsondernde Eigenschaft mancher Saxifrageen, welche durch eigene hier ausführlicher beschriebene Absonderungsorgane der Blätter geschieht, erwähnt und durch Abbildungen erläutert. Inzwischen wird die Feuchtigkeit aufsaugende Function der Stengel- und Blatthaare viel zu weit ausgedehnt, indem das Blatt wenigstens nicht ausschliefslich für diese Thätigkeit gebildet wurde. Je nachdem die Gewächse nur dieser oder jener Bodenart eigen sind, oder zwar nicht einer einzigen Bodenart allein angehören, eine bestimmt jedoch allen andern vorziehen, oder endlich durchaus an keine Bodenverhältnisse gebunden sind, erhalten sie vom Vf. die Namen von *Bodensteten*, *Bodenholden* und *Bodenvagen Pflanzen*. Bei specieller Angabe von dergleichen Pflanzen finden sich manche gewagte Behauptungen aufgestellt, wie z. B. dafs die hier als *schiefer* stete bezeichneten Gewächse, wenn sie auch auf Kalkgebirgen getroffen werden, nur erst dahin verpflanzt und nicht ursprünglich daselbst wild seyn. Auch stimmen wir dem Vf. nicht bei, wenn er mehrere gute Arten für blofs durch den Bodenunterschied erzeugte Modificationen hält, so *Silene alpestris* und *rupestris*, *Dianthus alpinus* und *glacialis*; ja selbst die sogenannten vicarirenden Arten, welche in einer besondern Tabelle der 3 Hauptgebirgsarten (1. Kalkgebirge, 2. Thonschiefergebirge und 3. Granit- Gneus- und Glimmerschiefergebirge) übersichtlich dargestellt werden, bedürfen wohl noch einer sorgfältigen Prüfung. Ueberhaupt bleibt es immer ein gewagtes Unternehmen aus seinem so engen Districte allgemein gültige Regeln entwickeln zu wollen. Auch ist es nicht eigentlich die geognostische Beschaffenheit des Bodens, welche dem Gedeihen besondrer Pflanzen förderlich ist, sondern vielmehr die Zersetzung und Verwitterung desselben, wodurch es erst möglich gemacht wird, das rechte Maafs der Pflanzennahrung zu erzeugen, da doch die Bildung kohlensauren Wassers das Haupterfordernifs bleibt. Das am Ende des botanischen Theils stehende „*Verzeichnifs der im Gebiete von Kitzbühel frei vorkommenden Gewächse*" liefert keineswegs eine vollständige Aufzählung aller in diesem Gebiete wachsenden Pflanzen, indem wir mehrere von andern Forschern hier aufgefundene Arten unerörtert fanden. Indefs verdient es doch in sofern Dank, als man den Angaben des Vfs. unbedingten Glauben beimessen darf. Es enthält die Arten nach Familien geordnet, indem von der Art selbst Namen, Synonyme, Standort und die anderweitige geographische Verbreitung angegeben wird. Wir hätten gern auch die Angabe der Blüthenzeit oder bei manchen Kryptogamen der höchsten Entwicklungszeit, Fruchtentwickelung u. s. w. so wie der Autoren bei manchen anderweitigen parallelisirten phytogeographischen Beobachtungen gesehen. Mehrere zuerst vom Vf. bei Kitzbühel neu entdeckte Arten werden hier mit kurzer Diagnose versehen. Namentlich gab es noch reichliche Nachle-

lese bei den Pilzen. So *Uredo Paeoniae*, *Puccinia Salviae*, *P. Herniariae*, *Aecidium Phyteumatis* (von *Trachsel* in Briefen als *Aecidium alpinum* bezeichnet), *Cylindrospora maior*, *C. crassiuscula*, *C. nivea*, *C. Padi*, *C. Polygoni*, *Ramularia didyma*, *Erineum trichophyllum*, *Botrytis conferta*, *B. grisea*, *B. pygmaea*. Ob der Vf. aber nicht zu weit geht, wenn er mehrere von andern Autoren aufgestellte Arten unberücksichtigt läfst, obgleich sie in seinem Gebiete vorkommen? So führt er blos *Monotropa Hypopitys L.* an, ohne näher zu bestimmen, welche von den beiden bekanntlich unter diesem Namen begriffenen Formen an dieser Stelle gemeint ist. Eine neue aber nur in einem einzigen Exemplare auf *Hypericum dubium* gefundene *Orobanche* wird *O. Hyperici* genannt. Die von den neueren Botanikern als besondere Arten betrachteten Euphrasien führt er sämmtlich auf *Euphrasia officinalis L.* als Varietäten zurück und nur *E. salisburgensis* nimmt er als selbstständige Species an. Auch glaubt er alle deutschen Myosotisarten blos von 2, ja vielleicht nur von 1 Urart herleiten zu müssen. Im Ganzen werden 1733 Pflanzenarten auf oben angegebene Weise durchgemustert. Die angehängte Phytopetrographische Karte der Umgebungen von Kitzbühel ist illuminirt und sehr unterrichtend, indem zugleich durch Zahlen die Standörter der übergreifenden kalksteten und übergreifenden schieferstetten Pflanzen bemerkt werden. Eine zweite Querfolio-Tafel stellt verschiedene geognostische Profile und einige vergröfserte Pflanzendurchschnitte dar, wobei jedoch noch immer hinlänglicher Raum geblieben ist, um die vom Vf. hier zuerst erwähnten Gewächse zu versinnlichen, was leider nicht geschah. Eine andere interessante Zeichnung stellt den nordöstlichen Durchschnitt des Thales von Kitzbühel dar. Die übrigen Tabellen gehören theils zu dem meteorologischen, theils zu dem botanischen Theile und entsprechen ihrem Zwecke. Druck und Papier läfst hinsichtlich der Schönheit nichts zu wünschen übrig, wohl aber die Correctheit des Satzes, indem eine grofse Menge von Namen völlig unrichtig ist, auch hätten manche Ausdrücke wie z. B. *eigenartig* st. eigenthümlich (S. 123) vermieden werden sollen. Endlich vermifst man auch ein genaueres Register über das Einzelne. Abgesehen von diesen kleinen Mängeln gehört das Werk zu den interessantesten und vorzüglichsten, welche in unserer Zeit über die Flora irgend eines enger begrenzten Districts erschienen sind, und wir brauchen wohl nicht erst nach solchen Erörterungen das botanische Publikum zu einem genauern Studium desselben einzuladen.

GENEALOGIE.

1) **Gotha**, b. Perthes: *Gothaisches genealogisches Taschenbuch auf das Jahr* 1838. Fünf und siebenzigster Jahrgang. VIII und 452 S. in 12.

2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr* 1838. Eilfter Jahrgang. IV u. 582 S. in 12. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Nr. 1. Referent hat bei der Anzeige dieses Taschenbuches ein leichtes Geschäft; denn er darf bei dem Leser dieser Blätter die Fortsetzung desselben nur erwähnen und dessen Inhalt bemerken, um ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen.

Der Redakteur ist mit Recht bei der bisherigen Ordnung geblieben. Zuerst stehen *Nachträge* und *Berichtigungen zur Genealogie und zum diplomatischen Jahrbuche*. Dann folgt der *Kalender* für diejenigen Länder, wo er eingeführt werden kann. Ferner ist der diesjährige Jahrgang mit sieben saubern Kupferstichen versehen, welche Bildnisse von Personen darstellen. Der erste zeigt uns das liebliche Bildnifs der Königin *Victoria* von Grofsbritannien, welches sehr getroffen seyn soll. Dann folgen, *Amalie*, Königin von Griechenland; Herzog *Ernst*, Erbprinz von Sachsen-Coburg-Gotha; Herzog *Albert*, Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha; *Georg*, Grofsherzog von Mecklenburg Strelitz; *Albrecht*, Prinz von Preufsen; Graf *Paskewitsch-Eriwansky*, *Fürst Warschawsky*.

Die *Genealogie* zerfällt in d r e i *Hauptabtheilungen*.

Die *erste* umfafst die *Genealogie der europäischen Regenten*, wie *derjenigen*, *europäischer Abkunft*, und *aller lebenden Glieder ihrer Häuser*. Die Hinweisungen bei den Stämmen oder Geschlechtern auf die Jahrgänge des Almanachs von 1830, 1831 u. 1832 beziehen sich auf die darin enthaltenen historisch-genealogischen Uebersichten. Daher können für den Liebhaber der Geschichte die vorigen Jahrgänge neben dem gegenwärtigen nicht entbehrt werden.

Die *zweite* Abtheilung enthält die *Genealogie anderer fürstlicher Häuser*. Die geschichtlichen Uebersichten dazu befinden sich im 73. Jahrgange des Almanachs auf 1836. Sehr brauchbar ist die vor den meisten Häusern stehende Uebersicht der Besitzungen derselben, ihrer Gröfse, und der Zahl der Einwohner.

Die *dritte* Abtheilung beschäftigt sich mit der *Genealogie derjenigen gräflichen Familien*, *deren Häuptern in Folge der Beschlüsse der Bundesversammlung das Prädikat Erlaucht* zukommt.

Hierauf folgen die Zeitpunkte des Regierungsantrittes der jetzt lebenden Regenten europäischer Abkunft, desgleichen das *diplomatische Jahrbuch*. Hierunter begreift der Redakteur ein Verzeichnifs der europäischen und amerikanischen Ministerien und obersten Verwaltungsbehörden, so wie der an den verschiedenen Höfen beglaubigten diplomatischen Agenten, nach der Buchstabenfolge der Staaten geordnet. Da hier so oft Veränderungen vorfal-

fallen, so sind die Nachträge bei diesem Artikel die häufigsten.

Die Geschichtstafeln sind, so viel Ref. bemerkt hat, die nämlichen, welche in dem vorigen Jahrgange des Taschenbuches gefunden wurden, ausgenommen die neuesten Ereignisse, welche bis zum Ende des Junius 1837 hinzugefügt sind.

Das Ganze wird durch ein genaues Register für die *Genealogie* und für das *diplomatische* Jahrbuch beschlossen.

Nr. 2. Das *genealogische Taschenbuch der gräflichen Häuser* erschien ehedem nicht alle Jahre; aber es fand bisher so grofsem Beifall, dafs der Verleger ohne Zweifel dadurch bewogen wurde, es jährlich erscheinen zu lassen.

Bis zum *neunten* Jahrgange wurden sämmtliche den einzelnen Artikeln vorgesetzte historische Uebersichten, Einleitungen, Notizen über die Abstammung u. s. w. alljährlich wieder abgedruckt; allein die durch Aufnahme neuer Artikel stets wachsende Zunahme an Bogenzahl und die Rücksicht, dafs der Umfang des Taschenbuches nicht über die Gebühr ausgedehnt werde, gestatteten dies nicht länger. Daher hat schon bei dem vorigen Jahrgange die Einrichtung getroffen werden müssen, dafs auf den frühern verwiesen wurde. Auch für den gegenwärtigen war dies der Fall. Demnach enthält derselbe von den ausführlicheren geschichtlichen Uebersichten nur solche, welche entweder ganz neu abgefafst oder durch neuere Aufschlüsse ergänzt oder berichtigt worden sind.

Man mufs es der Redaktion zum Ruhme nachsagen, dafs sie sich unablässig bemüht, Lücken auszufüllen und Fehler zu verbessern. Denn dafs bei einer so ungeheuren Anzahl von Namen hier und da einer ausgelassen, ein andrer falsch angegeben, oder eine Jahrzahl unrichtig aufgeführt ist, wird niemand verargen, der von einer solchen Arbeit einen Begriff hat.

Was den Inhalt betrifft, so steht vor dem Titelblatte das in Kupfer gestochene Bildnifs des K. K. Staats- und Konferenz-Ministers *Franz, Grafen von Kolowrath.* Ferner sind *Abtheilungen* gemacht, wie bei dem *Gothaischen genealogischen Taschenbuche.* Die *erste* Abtheilung führt einen *Grafen mit Landeshoheit* auf. Dieser ist der *Graf von Bentinck.* Da der denselben betreffende Erbfolgestreit noch nicht entschieden worden ist, so stimmt der gegenwärtige Aufsatz ganz mit dem im vorigen Jahrgange überein.

Die *zweite* Abtheilung enthält die Genealogie derjenigen gräflichen Familien deren Häuptern in Folge der Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung das Prädikat *Erlaucht* zukommt. Sie sind alphabetisch nach dem Anfangsbuchstaben geordnet.

Die *dritte* Abtheilung umfafst die übrigen gräflichen Häuser. Unter den am Schlusse verzeichneten Nachträgen und Berichtigungen finden sich einige bedeutendere für die Häuser: *Auersperg, Norrmann-Ehrenfels* und *Saint-Julien* welche bei dem vorgeschrittenen Drucke nicht mehr in die alphabetische Ordnung eingereihet werden konnten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Weilburg, b. Lanz: *Predigten* von *Karl Wilhelm Schultz,* Pfarrer zu Weilmünster. 1834. IV u. 364 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf. (Herausgeber der Nassauischen Prediger-Arbeiten) hat die dreifsig Predigten, welche der vorliegende Band enthält, vor Landgemeinden gehalten und sie bei der Durchsicht vor dem Drucke nur wenig verändert: Er ist nämlich überzeugt, dafs bei gesundem Menschenverstande, bei einem frommen Gemüthe, bei fleifsigem Bibellesen und Kirchenbesuche sich das Verständnifs auch für den höhern Predigton aufschliefse. Rec. theilt diese Ueberzeugung; es ist auch in diesen Arbeiten keine zu finden, welche sowohl in Beziehung auf Materie als auf Behandlung etwa sehr schwer zu verstehen wäre; der aufmerksame Landmann, der oft christlicher gebildet ist, als der oberflächliche Städter, wird aus allen viel Gutes für Geist und Herz geschöpft haben. Nur die *Länge* einzelner Vorträge scheint uns bedenklich z. B. die der anziehenden Predigt: „wozu uns der Gedanke verpflichte, dafs jeder Mensch ein eigenthümliches Wesen ist", über 1 Cor. 7, 7. Sämmtliche Predigten sind wohl disponirt, einfach und behaltbar; die Sprache erhebt sich zwar nicht zu einem bedeutenden Schwunge, ist aber überall klar und edel.

Stuttgart, b. Löfflund: *Sammlung einiger Passions-* und *Kasual-Predigten* von *G. C. Seubert,* Dr. der Philos. und Garnisonspfarrer zu Stuttgart. 1835. VIII und 379 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Eine eben so kräftige Speise für die, welche wahre Erbauung suchen, als die in den Jahren 1833 und 34 von dem Vf. herausgegebenen Predigten. Unter den Kasual-Predigten befinden sich zwei am Tage der Konfirmation gehaltene, zwei am Reformationsfeste, eine am Erntedankfeste, welche letztere wir als sehr gelungen bezeichnen müssen. Der Vf. spricht überall mit Entschiedenheit und Energie; seine Sprache streift oft an das Dichterische, ist aber immer würdig und sachgemäfs. Die Hauptsätze sind öfters etwas zu lang; die Disposition durchgängig lobenswerth.

JUGENDSCHRIFTEN.

Weimar, b. Voigt: *Stoff zur Bildung des Geistes.* Ein Hülfsbuch für Schulen und zur Selbstbelehrung bearbeitet von *Wilh. Wedemann,* Seminarlehrer in Weimar. 1836. VIII u. 296 S. 8. (1 Rthlr.)

In den beiden ersten Abschnitten dieses Buchs, welche das Wichtigste aus der Seelenlehre und Denk-

Denklehre enthalten, giebt der Vf., außer den allgemeinen Grundsätzen dieser Wissenschaften, so weit sie für die Jugend und den nicht eigentlich wissenschaftlich Gebildeten sich passen, Anleitung zu zweckmäſsigen Uebungen, die er in dem 3ten Abschnitte noch weiter fortsetzt, und mannichfaltiger macht. Das Buch wird insonderheit Jugendlehrern ein recht gutes Hülfsmittel bei den Stilübungen gewähren.

Leipzig, b. Köhler: *Gemälde der alten Welt*, oder Leben und Wirken der berühmtesten und edelsten Männer des Alterthums von *P. A. Dethier*. *Erster* Bd. mit 12 Bildnissen. 1836. XL u. 315 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Gut geschriebene Biographieen von David, Brutus, Miltiades, Leonidas, Themistokles, Aristides, Kimon, Perikles, Alkibiades, Sokrates, Epaminondas, Demosthenes, Alexander und Hannibal; denen eine zweckmäſsige einleitende Uebersicht über die alte Geschichte vorangeht. Wir können das Buch der Jugend mit gutem Gewissen als Bildungslektion empfehlen.

SCHÖNE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Loyola*. Von *Eduard Duller*. 1836. *Drei* Theile. *Erster* Th. 346 S. *Zweiter* Th. 350 S. *Dritter* Th. 320 S. 8. (4 Rthlr. 21 gGr.)

Von Hn. *Duller's* schriftstellerischen Erzeugnissen und seinem schönen Talente hat Rec. in diesen Blättern bereits öfter Gelegenheit gehabt zu reden; allein er muſs so ziemlich immer dasselbe sagen. Hr. *Duller* schreibt zu viel und kann daher seinen Werken nicht die Vollkommenheit geben, zu welcher er doch befähigt wäre; auſserdem scheint ein sich gewaltsames Aufreizen zum Erhabenen und Groſsartigen, welches dadurch gezwungen und oft schwülstig werden muſs, unverkennbar bei ihm sich zu zeigen. Wir glauben gern daſs dieses, wie auch das Vielschreiben in Hn. *Duller's* ungünstigen Verhältnissen liege und müssen es um so mehr bedauern. Auch das vorliegende Buch ist in der ersten Hälfte seines ersten Theils nicht frei von einem stellenweis vorkommenden Wortbacchanal und man dankt Gott, wenn man aus den Wirbeln und Strömen heraus in die ruhige Fahrstraſse der Erzählung gelangt ist. Der Vf. hat den heiligen Ignatius von *Loyola* mit Geschick und Geist aufgefaſst und sich dabei durchgängig soviel als möglich an die Geschichte gehalten, so daſs er uns ein treues und anschauliches Bild von diesem merkwürdigen Manne giebt, welcher der Stifter eines Mönchsordens wurde, der in geistiger, sittlicher und politischer Beziehung den gröſsten Einfluſs ausgeübt hat. Schon die groſse Bedeutsamkeit des Helden muſs den Leser anziehen und er wird nicht ganz unbefriedigt von dem Buche scheiden, nachdem er dem kühnen Ignaz, welcher sein Ziel unverrückt im Auge behält, durch die verschiedenen Stadien seines Lebens gefolgt ist. Viele und zum Theil sehr anziehende Charaktere gruppiren sich um Loyola, der aber immer als Mittelpunkt sichtbar bleibt.

Güstrow, b. Opitz u. Frege: *Die Sünde des Vorurtheils*. Ein Roman, entlehnt aus dem wirklichen Leben. Von *L. v. Alvensleben*. 1836. *Zwei* Theile. *Erster* Th. 218 S. *Zweiter* Th. 206 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.)

Der vorliegende Roman ist nicht uninteressant, gleichviel ob er aus dem wirklichen Leben entlehnt ist oder nicht, denn es ist genug aus dem Leben Gegriffenes darin, wenn auch die Charakteristik der Personen nicht immer die Tiefe zeigt, welche zu wünschen wäre, um in der Darlegung der innersten Falten des Herzens uns den Beweis zu liefern, daſs der Vf. auch *den* und *die* Menschen genau und durchblickend beobachtet habe. Stil und Sprache verdienen im Ganzen Lob und wenn der in Redestehende Roman sich auch nicht über das Mittelmäſsige erhebt, so zeichnet er sich doch vor vielen andern aus und wird in Leihbibliotheken ein gangbarer Artikel seyn. — Druck und Papier sind gut.

Dresden u. Leipzig, in d. Arnold. Buchh.: *Marchese Pensorosa*, Novelle und *die Leiden einer groſsen Seele*, Erzählung von *H. F. Mannstein*. 1836. 232 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Marchese Pensorosa ist ein Wüstling, welcher in Folge einer Verwundung zur Erkenntniſs Gottes kommt und sein früheres Leben durch Buſse zu sühnen sucht. Man findet einzelne Anklänge an Manzoni's Verlobte. Die *leidende groſse Seele* ist der berühmte Mirabeau, welcher gegen Irrthümer und Hohlheiten seiner Zeit ankämpft und nur Verkennung findet; seine Jugendgeschichte ist hauptsächlich ausgeführt. Für Leihbibliotheken wird das Buch ganz zweckmäſsig seyn, denn es ist weder etwas Besonderes daran zu loben noch zu tadeln.

Berichtigung.

Nach wiederholter genauer Prüfung der von mir in Nr. 128 der A. L. Z. angezeigten Schrift des Hn. Dr. *W. Rein* habe ich mich überzeugt, daſs der von mir angedeutete Verdacht eines Plagiat's ungegründet, daſs vielmehr der Hr. Vf., wie mir derselbe ausdrücklich versicherte, nur ehrenhaften Gebrauch von erlaubten Hülfsmitteln gemacht habe.

Dr. *v. Madai*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

December 1837.

SCHÖNE LITERATUR.

Hannover, b. Hahn: *König Wilhelm.* Tragödie in fünf Acten von *Heinrich Wenzel.* 1836. 223 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir blicken immer aus, ob nicht ein dramatischer Geist aus dem Schwall der neuesten Dramatiker auftauche, der unsre abgestandene Bühne, — die tragische wie die komische — elektrisiren werde, und nehmen daher jedes Werk eines noch unbekannten Mannes mit Erwartung in die Hand, frei von allem Vorurtheil für frühere Erscheinungen, die ihre Zeit zu elektrisiren vermochten, und die wir etwa als unumstöfsliche Normen aufstellen möchten. So wenig ist dies letztere der Fall, dafs uns selbst ein zu sichtbares Festhalten an der Manier einer frühern Periode, — sey es die *Schiller's*, oder die ihr zum Grunde liegende *Shakspeare's*, — mifstrauisch macht. Unsre Erwartung sieht sich aber leider immer noch getäuscht und wir finden selten mehr als eine Anmahnung an das, was in einer frühern sehr glänzenden Periode, in welcher freilich Dichter und Publikum — dieses durch seine Empfänglichkeit dafür und jener durch sein idealos Streben — o dreimal glückliche Zeit, in der dieses zeitgemäfs war! — einander entgegen kamen. Unsre im Speculativen untergegangene Zeit mangelt des belebenden Hauches, ohne welchen die Kunst nichts Höheres und Tiefergreifendes zu schaffen vermag. — Unter den Tragödien der neuesten Zeit, z. B., zeichnet sich die vorliegende in manchen Hinsichten nicht unvortheilhaft aus. Sie ist, ohne Prüderie, doch von aller Frivolität entfernt, sie enthält noch ziemlich mäfsig sogenannte liberale Ansichten, sie ist ziemlich gut geleitet, sie strebt durch die echten Elemente der tragischen Kunst zu wirken, durch Mitleid und Furcht, der Dialog ist geschmeidig, die Diction streift nur selten an den neumodischen Schwulst; allein der Vf. setzt unzählige Hebel zu seinen Wirkungen in Bewegung und — sie bewirken wenig oder nichts, und von tragischer Erschütterung ist nichts zu spüren; sie ist durch falsche süfsliche Sentimentalität gelähmt. — König Wilhelm von Sicilien hat den Thron bestiegen als ein Vermächtnifs König Rollo's unter der Bedingung, dafs er sich mit dessen ältesten Tochter Margarethe, damals noch ein Kind, vermähle. Er setzt in Kriegsruhm sein gröfstes Glück, und giebt dadurch sein blühendes Reich der Verheerung und dem Unglücke preis, indem er es durch den Kriegsruhm seines Königs für reich entschädigt hält. Endlich zieht er, trotz dem Flehen seines Volkes, in's gelobte Land zum Kreuzzuge, um dort Lorbeeren zu gewinnen, und hinterläfst sein Reich und seine künftige Braut der Obhut eines Grafen Robert als Reichsverweser. Dieser, von milder Gesinnung, wendet seine Macht an, dem Reiche den Frieden zu bewahren und die ihm geschlagenen Wunden durch eine weise Verwaltung zu heilen. — Da kommt ein Gerücht, dafs König Wilhelm zurückkehre. Es erschreckt die Edlen wie das Volk und sie dringen in Robert, aus den Händen des Volks, *des wahren Souverains*, die Krone anzunehmen, und sich mit Margarethen, deren Herz sich zu Robert gewendet hat, zu vermählen. Der Wunsch, Siciliens Glück zu sichern, und die Liebe für Margarethe vermögen ihn, bei innerem Widerstreben, der Aufforderung zu folgen. Es vergehen Monate, von König Wilhelm ist nichts zu hören, und sie lassen sich in Sicherheit einwiegen. Da überrascht sie unvorbereitet die Landung des Königs mit einer Schaar tapferer, unter ihm sieggewohnter Söldner. — Robert versammelt seine Edlen, um den von König Wilhelm gesandten Herold zu bescheiden. Sie beschliefsen die Königsveste zu vertheidigen, bis Hülfe vom Lande herbeikommen kann, und erklären dem Herolde, als er sie auffordert, ihrem wahren Könige die Burg zu öffnen und ihm seine Verlobte herauszugeben, dafs nicht er, sondern Robert der Gemahl Margarethens, ihr wahrer König nach freier Wahl sey, und bestätigen dies, als der Herold sich als König Wilhelm selbst zu erkennen giebt; doch lassen sie ihn ungehindert ziehen. — Wilhelm stürmt mit seinen Söldnern die Veste, Robert und seine Helden unterliegen der Uebermacht, und Robert fällt in Wilhelms Hände. Das Todesurtheil wird über ihn als Hochverräther gesprochen und soll in vier und zwanzig Stunden vollzogen werden. Ein junger Edelknappe Margarethens kennt aber einen verborgenen Schlupfwinkel, wohin er Robert und Margarethe flüchtet, indem er Roberts Wächter niederstöfst. Otto, der Hauptanführer der Söldlinge und Wilhelms Liebling, hat ein Mädchen beim Sturme am Fenster erblickt, das seine Begierde entflammt und er sich zur Beute ausersieht. Das Mädchen flüchtet vor seiner ungestümen Zudringlichkeit zu König Wilhelm, und es ergiebt sich, dafs sie Margarethens Schwester Bianka, König Rollo's zweite Tochter, ist, und Wilhelm nimmt sie in seinen Schutz und verliebt sich zum Ueber-

Ueberfluſs selbt in sie, aber ohne Ansprüche, da er Margarethe einmal für seine Braut erklärt hat. Der Söldnerhäuptling läſst sich aber nicht so leicht abschrecken; er überfällt Bianka mit seinen Zudringlichkeiten abermals, hindert sie an der Flucht mit ihrer Schwester, und entreiſst der Geängsteten das Geständniſs, daſs sie um Roberts Flucht und Versteck wisse. Darauf baut er nun den Plan sie sich geneigt zu machen, indem er dies dem Könige Wilhelm verrathe, dieser werde Bianka zum Geständniſs zwingen wollen, er werde sie mit dem Tode bedrohen, sie werde standhaft bleiben, und dann werde er sie gegen des Königs Gewaltthat schützen. Alles geschieht so; allein Otto, der ein Complott gegen Wilhelm angezettelt hat, sieht sich im entscheidenden Momente von den Seinen verlassen und wird von Wilhelm ins Gefängniſs geworfen; — Bianka aber soll, da er die Drohung einmal ausgestoſsen hat, und nichts entdecken will, von ihm durchbohrt werden, als Robert zu ihrer Rettung erscheint. Er hat in seinem Verstecke von Bianka's Gefahr gehört, und verläſst seine in Schlaf versunkene Gattin, um sich selbst Wilhelms Händen zu übergeben. — Dieser ist sehr erfreut, seine Drohung gegen Bianka nicht erfüllen zu dürfen, — denn sonst würde er, als ein Mann, der sich selbst Wort hält, kein Bedenken getragen haben, die liebliche und geliebte Jungfrau, die halb noch Kind ist, niederzustoſsen. — Er bietet, — höchst edel — Robert einen Zweikampf an, in welchem dieser erliegt. Margarethe ist dem Gatten gefolgt, und stirbt, als Wilhelm sie von dessen Leiche wegreiſsen will, um sie zu seiner Gattin zu machen. — Wilhelms Gegner ist todt, Margarethe auch, und — jetzt bindet ihn zunächst kein sich gegebenes Wort mehr; aber ein junger Graf Adelbert, dessen greisen, würdigen Vater König Wilhelm hat hinrichten lassen, Bianka's Geliebter — ist durch's Land gezogen. Er trifft auf Fischer, von denen einer bei der Landung König Wilhelms, dem er die Anerkennung verweigert, geschlagen wurde und seine Kameraden zur Rache und zum Beistande des guten Königs Robert aufgestachelt hat. — Bevor er sich an ihre Spitze zum Sturme der Veste stellt, schleicht er sich in dieselbe, kommt dazu, als der aus dem Verhaft entlassene Söldnerhäuptling abermals einen Angriff auf Bianka macht und schlägt ihn nieder. — Hier findet er die Leiche seines Vaters und verfällt in Wahnsinn, (was mehreren in dieser Tragödie passirt,) und schleppt sie in seinen Armen hinaus ins Lager der Fischer. Am Morgen ermannt er sich und führt zum Sturm an. Dieser wird leicht, denn die Söldner haben König Wilhelm verlassen und — der durchbohrt sich selbst. — Die beiden jugendlichen Liebenden sind von *Allen*, bis auf die Fischer, allein noch übrig, und Adelbert schlieſst Bianka als König in seine Arme, wie der Traum, den sie früher ihrer Amme erzählte, es verkündigt hatte. — Dies sind die Hauptzüge der, nicht in der Situation, wohl aber im Ganzen schlecht erfundenen Fabel, wozu dann noch, auſser mehreren, eine gar nicht eingreifende Episode kommt, die sich aber sehr breit macht: die Feuerliebe einer von König Wilhelm verlassenen orientalischen Schöne, die ihm heimlich nach Sicilien gefolgt ist, von ihm auf's schnödeste gemiſshandelt wird, und — sich daher vor ihm ersticht. — Man sieht, an tragischen Motiven hat der Vf. es nicht mangeln lassen und Blut flieſst genug. — Der Hauptfehler liegt aber doch in der Verzeichnung fast aller Charaktere, von denen nur einer, der König Wilhelms, welchen der Vf. mit sichtbarer Vorliebe gezeichnet hat, einigermaſsen consequent durchgeführt ist. In ihm wollte er einmal die absolute Idee der Königswürde und dann die echte Mannheit darstellen, die nichts von Himmel und Hölle wissen will oder verlangt, sondern ihr eigener Gott ist, und die jede Menschlichkeit für Schwachheit hält, wenn sie sie in einem einmal gefaſsten Entschlusse wankend machen könnte. Sein Gegner Robert dagegen ist ein inconsequenter, weichlicher, schwacher Mann, keines festen Entschlusses fähig. Margarethe weiſs nichts als zu beten; Bianka ist ein naïves Gänschen. Das gröſste Uebel ist nun, daſs man sich für keine einzige Person in der ganzen Tragödie wahrhaft interessiren kann. — An langen Reden und Selbstgesprächen fehlt es nicht, und wie kräftig diese zum Theil sind, davon mag König Wilhelms Rede aus der sechsten Scene des vierten Akts, als er Bianka erwartet, um ihr das Geständniſs abzuzwingen oder sie zu durchbohren, Zeugniſs geben:

> In solcher Stimmung war ich nie, *als jetzt* (sic!):
> Wild mit einander kämpfen die Gedanken,
> Und tödten jeden Entschluſs, eh' er noch
> Geboren ist. So wär' es also doch,
> Doch keine Lüge, daſs im Menschenherzen
> Wohnt eine Kraft, die, unabhängig von
> Des Willens Herrschaft, unabhängig herrscht?
> Es schreit in meiner Brust etwas zu mir,
> Das mich vor meinem ausgesproch'nen Wort,
> Mit Tod Bianka's Schweigen zu bestrafen,
> Schreckhaft zurückeschaudern läſst.
> Neu ist mir dieser Streit — doch weiſs ich wohl,
> Daſs ich mich nicht besiegen lassen werde.
> — Zwar, wenn Bianka spräche, wenn sie nicht
> Auf's Aeuſserste es kommen lieſse: wahrlich,
> Willkommen würde mir der Ausweg (?) seyn.
> Und wird es anders seyn? Die Todesfurcht
> Im Bunde mit der Lebenslust der Jugend
> Und Weibesschwäche werden sie bestürmen,
> Daſs sie nicht widerstehen wird. Nein, sie wird
> Sich nicht zum Opfer fremden Lebens machen!
> Und wenn nun doch? — Nun wohl, so will ich zeigen,
> Daſs nichts dem Willen unausführbar ist.
> Mein Wort soll nicht ein Hauch seyn, den die Luft
> Verweht: was ich beschlieſse, soll den Tod
> In schwächlicher Empfindung nimmer finden:
> Was hätt' ich vor dem Sklaven sonst voraus,
> Deſs feiger Sinn sich vor dem Schicksal krümmt? —
> Nein, dann vermag ich erst es zu bewähren,
> Daſs ich frei bin, ganz frei bin. Eine That,
> Vor der mein Geist erschrickt, ist meiner werth!

Kräftiger ist König Wilhelms Sprache im dritten Akte, wo ihm die Krone gebracht wird und er über ihren Zauber reflectirt. — Aber wozu sich auf-

aufhalten bei einem Produkt, dafs die Kritik als verfehlt verwerfen mufs? — Doch finden wir hier Einzelnheiten von naiver Anmuth, wie gleich im ersten Akte zwischen Adelbert und Bianka, und dann zwischen des Fischers Tochter und ihrem Bräutigam, und andere, die dramatisch gut gedacht sind, wie König Wilhelms Erscheinung in der Rathsversammlung, Adelberts Benehmen gegen seinen Vater, der ihn erkennt, und noch andere voll Natur und Wahrheit, wie in der Fischer-Scene, so dafs wir diese Tragödie wohl einer nähern Beachtung werth achteten, weil wir darin Talent erkennen. Wir möchten Hn. *Wenzel* auffordern, sich selbst die Idee einer Tragödie zu bilden, und dann nur dieser und keiner fremden, und wäre sie eine Schiller'sche oder eine Shakspeare'sche oder Calderon'sche, zu folgen; besonders aber sich vor Stoff-Ueberflufs und Häufung der Motive zu hüten, die nur einander tödten. Er versuche es, mehr den innern Kern seines tragischen Sujets zu entwickeln, als ihn durch Aeufseres anzuschwellen. — Es ist recht gut, dafs unsere Tragiker sich von der französischen Zwangherrschaft losrissen und sich an *Shakespeare* wandten; allein — *Shakespeare's* grofse Weltgemälde können auf unsrer Bühne keinen Raum finden, sie ist darunter in mehr als einer Hinsicht, auch in materieller, erlegen und es ist hohe Zeit, sich wieder der antiken Einfachheit — mit romantischer Freiheit — zu befleifsigen und dahin zu streben, mit Wenigem viel zu bewirken, da wir sehen, dafs wir mit Vielem gar wenig ausrichten. — Der Dichter, welcher uns zeigen wird, dafs es zu einer echt dramatischen Wirkung so grofser Vorbereitungen gar nicht bedarf, der wird eine neue Epoche begründen und der Retter unsrer Bühne und unsrer dramatischen Dichtkunst seyn. — Die Aufgabe ist freilich schwerer, als man wohl glaubt, aber gewifs nicht unlösbar.

Wien, b. Gerold: *Griseldis.* Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Von *Friedrich Halm.* 1837. 138 S. 8. (1 Rhlr.)

Plan und Ausführung stehen bei diesem dramatischen Gedichte, welches wir als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete des ernsten Schauspiels betrachten, in einem auffallenden Widerspruche. Der Vf. (unter dem schlichten Namen *Friedrich Halm* birgt sich der Freiherr *von Münch-Bellinghausen*, der Spröfsling eines berühmten, angesehenen österreichischen Geschlechts) hat die Idee seines Gedichtes dem bekannten Märchen Boccaccio's von der demüthigen, frommen Griseldis entnommen. Dort ist sie die Gattin des Marquis von Saluzzo, hier die Gattin Percival's in Wales, eines Ritters von König Arturs Tafelrunde, dort ist die Geschichte in den Zeiten der Feudalherrschaft vorgegangen, hier ist sie an den Hof des Königs Artur verlegt, dort fehlen die Motive, welche der Dichter in der Erscheinung der Königin Ginevra und ihrer Umgebung hinzugethan hat. Wir wissen nicht, welche Gründe diese Veränderung herbeigeführt haben, halten sie indefs nicht für vortheilhaft. Denn ohne Noth ist das Stück aus dem Gebiete der Wirklichkeit in eine so gut wie mythische Zeit verschoben worden und der weit bessere, kräftigere Hintergrund, der das Lehnswesen für Zeit und Sitte darbot, aufgegeben worden. Für die vom Dichter gewählte Zeit sind seine Personen, namentlich die Königin Ginevra, zu gebildet und dem ganzen Hofe Arthur's ist eine geistige Politur aufgedrückt worden, welche eher an den Hof Ludwigs XIV, als an den Hof jenes mythischen englischen Königs gepafst haben würde. Abgesehn von diesen Mängeln, die freilich immer die Mängel eines bedeutenden Talents bleiben, ist das Stück reich an Gedanken wie an dramatischen Effecten, dabei wohl angelegt und mit wohlgezeichneten Charakteren so wie mit einer glänzenden, gedanken- und bilderreichen Diction ausgestattet. Auf den ersten Bühnen Deutschlands hat es seit zwei Jahren viel Glück gemacht und für die Schauspielerinnen von Talent und Gefühl ist Griseldis eine durchaus dankbare Rolle.

Der Inhalt ist dieser: König Artur hat die Ritter und Herren seines Reiches in Karduel zu einem glänzenden Feste versammelt. Unter ihnen zieht Percival von Wales, der sonngebräunte, schwarzgelockte Ritter, den „sie im Land den Riesentödter nennen", die Aufmerksamkeit der Königin Ginevra auf sich. Sie vernimmt, dafs er seit drei Jahren sich vom Hofe fern gehalten und sich eine Hausfrau heimgeführt habe, deren Namen und Stand keine ihrer Damen anzugeben im Stande ist. Hierdurch neugierig fordert sie ihn zu sich und wird noch neugieriger, als Percival ihr angiebt, dafs seine Gattin Griseldis nur ein Köhlerkind sey. Sie verlangt, sehr unmuthig über die Begeisterung, mit welcher Percival von seiner Griseldis, als der Krone aller Frauen spricht, die Erzählung, wie Percival zu dieser Gattin gelangt sey. Er befriedigt ihre Neugier in einer Erzählung, die wir zu den schönsten Stellen des Gedichtes rechnen. Aber die rührende Einfachheit derselben reizt die Königin zum Spott, den Percival mit harten Worten vergilt, ihre Ritter greifen zum Schwert und der Kampf soll eben beginnen, als König Artur zwischen die aufgehobenen Schwerter tritt. Er entscheidet, dafs auf beiden Seiten das Unrecht gleich sey, doch solle Percival das verletzte Burgrecht büfsen, er soll sein Wort widerrufen, dafs „wenn es nach Verdienst und Recht auf dieser Erde ginge, Ginevra knien müfste vor dem Köhlerkinde." Er weigert sich standhaft. Da bietet ihm die Königin einen Wettkampf an. Sie will knien vor dem Köhlerkinde, wenn Griseldis aus Liebe zu Percival zuerst ihr Kind ausliefert, dann demüthig und still einwilligt, das Band ihrer Ehe gelöst zu sehn und trotz dieses Leides noch wärmer an Percival hange als damals, wo er sie als sein Weib heimgeführt hat. Percival, zu fest überzeugt von seines Weibes Lie-

Liebe, dabei stolz und hoffärtig, nimmt den Kampf an, trotz des Abrathens des Königs und besorgter Freunde.

In den folgenden drei Akten wird nun Griseldis Liebe erprobt. Sehr geschickt ist es vom Dichter angelegt, dafs auch Griseldis nicht ganz schuldlos erscheint und dafs sie sich vorwerfen mufs, über ihre Liebe zu Percival ihres blinden Vaters Cedric vergessen und selbst die sterbende Mutter nicht noch einmal gesehen zu haben, da sie gerade zu jener Zeit die schweren Wunden ihres Gemahls pflegte. Percival erscheint, begleitet von zwei Rittern, die Zeuge seines Thuns seyn sollen. Griseldis reifst sich mit blutendem Mutterherzen von ihrem süfsen Kinde los (die Schlufsscene des zweiten Aktes ist im hohen Grade ergreifend), Percival kündigt ihr in der Versammlung aller Vasallen, seiner selbst kaum mächtig und schon das der Königin gegebene Wort bereuend, die Trennung ihrer Ehe an, die sie mit stiller Demuth, doch in den rührendsten Tönen des Abschieds, aufnimmt, und im schlechten Wollenkleide, wie er sie vor drei Jahren aus dem Köhlerhause fortgetragen hatte, verläfst sie sein Schlofs in demselben Augenblicke, wo die Königin anlangt, um selbst Zeugin des Triumphes zu seyn, an dem sie nicht mehr zweifeln zu können glaubt. Griseldis kehrt in des Vaters Hütte zurück. Der harte Greis empfängt sie mit vorwurfsvollen Worten, schmäht sie, dafs sie um Percival und seines Namens Prunk Kindespflicht und Mutterliebe vergessen habe, und erkennt darin Gottes Gerechtigkeit, dafs sie verstofsen und nun in seine Hütte fliehen mufs.

> Die Thür ist offen, meine Arme nicht. —
> Du bist mein Gast, mein Kind bist du gewesen.

Gleich darauf erscheint Percival. Er verkündigt der Gattin, die laut jubelt ihn wieder zu sehen, dafs ihn der König geächtet habe, dafs er auf der Flucht sey und keine Rettung wisse. Als die Verfolger nahen, heifst Griseldis ihn sich in den Schluchten einer nur ihr bekannten Höhle bergen: die Königin läfst sie, die sich weigert den Zufluchtsort des Gatten zu nennen, ergreifen und gefesselt mit ihrem Vater nach Percival's Schlosse abführen. Wie schön auch immer die Diction ist und wie ergreifend die Situationen, in denen Griseldis ihre Liebe zu Percival und ihrem Kinde bewährt, so ergreift doch den Zuschauer und Hörer — mehr noch als die Leser — oft ein sehr beengendes Gefühl, dafs alle diese Noth so ganz umsonst und dafs ein so freventliches Spiel mit einem so treuen Herzen getrieben sey.

Im fünften Akte soll Griseldis wieder in alle ihre Rechte eingesetzt werden. Percival harrt voll Freude dieses Moments und der Erniedrigung der Königin, seine Liebe, so hofft er, soll Griselden für alles Leid schadlos halten. Artur erklärt der Erstaunten, dafs Alles nur leerer Schein gewesen sey, eine übermüthige Hofdame spricht es aus, dafs Alles nur ein „Fastnachtsscherz, ein „Mummenschanz" gewesen sey, den „Percival, der Schalk, mit ihr getrieben" und Ginevra bekennt sich zu ihren Füfsen als die Ueberwundene. Aber Griseldis bebt erschrocken zurück, sie glaubt nicht dem, was sie hört und sieht, sie ruft endlich aus, dafs dies ein „hartes thränenreiches Spiel" gewesen sey. Percival bittet, fleht, verspricht; vergebens. Griseldis erkennt, dafs Percival sie nie geliebt:

> Denn nur um Liebe giebt sich Liebe hin,

und von dem Augenblicke an, wo sie einsieht, dafs Alles nur Täuschung war, um ihren Werth zu prüfen, entsagt sie ihrer Liebe und trennt sich von dem Gemahl, der „selbst der Liebe Band zerrissen hat." Wir können uns es nicht versagen, eine treffliche Stelle hierherzusetzen:

> O Percival! mein Blick sucht dich mit Thränen,
> Die Lippe bebt, die dich begrüfsen soll.
> Doch sprechen mufs ich, denn es mufs entschieden,
> Klar mufs es seyn: in Klarheit wohnt der Frieden! —
> Mein Herz war dein, du hast es nie verstanden;
> Es brach in deiner Hand! — du konntest spielen
> Mit seiner reinen Gluth, du konntest prahlen
> Mit seiner Treue, seinem Opfermuth!
> Du hast mich nie geliebt! Dahin geschwunden
> Ist meines Lebens froh beglückter Wahn,
> In Trümmer ist mein Paradies gesunken,
> Und eine Wüste starrt mich freudlos an!
> Ich kann nicht mit dir gehen, Hand in Hand,
> Wenn Herz von Herzen nüchtern sich gewandt,
> Ich kann's nicht, Percival! Es hängt mein Leben,
> Die Achtung meiner selbst, mein letztes Streben
> An meiner Träume göttergleichem Bild,
> An deinem Bild! — O lafs mich es bewahren,
> Wie's hell und funkelnd meine Seele füllt.

Ungerührt von Percival's Bitten, den nahen Tod im Herzen fühlend, verläfst sie den Saal, und Percival, der sie halten will, wird vom König Artur mit den Worten zurückgewiesen

> Nun wohne einsam in den öden Hallen,
> Dir selbst genug und in dir selbst zerfallen.

Wir bemerken nur noch zum Schlufs, dafs des Dichters Talent auch darin hervorleuchtet, dafs er nicht wie ein „weichherziger Vater" Griselden und Percival am Schlusse wieder „fein bürgerlich zusammengiebt." Der Schlufs ist sehr kräftig, fast unerwartet, und wir haben wohl den Wunsch aussprechen hören, dafs das Stück doch anders hätte enden mögen. Aber wie? sollte Griseldis etwa am gebrochenen Herzen sterben? Nein, ein solcher Charakter mufste auch bis zum Schlufs hin kräftig seyn, und wir finden grade hierin einen Beweis mehr für des Dichters Talent, das wir hoffentlich bald in neuen Schöpfungen anzuerkennen Gelegenheit haben werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

December 1837.

SCHÖNE LITERATUR.

Leipzig, in Comm. b. Köhler: *Das Jahr der Erde und der Mensch.* Ein allegorisch erzählendes Gedicht von *Gottfried Wilhelm Fink.* 1835. 146 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Wer sich von dem Lesen dieser Dichtung etwa darum hätte abhalten lassen, weil dieselbe als allegorische angekündigt ist, was wohl die Besorgniſs von Langweiligkeit erregen kann, dem kann Rec. die Versicherung geben, daſs diese Besorgniſs durchaus ungegründet ist. Man rechnet allegorische Dichtungen zu den didaktischen, welche bekanntlich von Vielen gar nicht anerkannt werden, weil Lehren — wobei man jedoch meist an Unterrichten denkt — Sache des Verstandes sey, die Poesie aber nicht den Verstand allein, sondern das ganze Gemüth in Anspruch nehme. Hiemit verurtheilt man jedoch mit Unrecht die Gattung, und mit Recht nur das Verfehlte in dieser Gattung. Wie dem aber sey, so läſst sich davon keine Anwendung auf die vorliegende Dichtung machen. Das Allegorische in ihr ist kein schwerfälliges Räthselhaftes; was aber das Didaktische betrifft, so ist gewiſs, daſs hier weder ein physikalischer Unterricht ertheilt noch gewöhnliche moralische Nutzanwendungen gemacht werden, und daſs diese Dichtung, wie viel Lehrreiches sie auch enthält, nur auf die Weise belehrend ist wie jedes gute Gedicht. Man findet hier einen echten Dichter und eine vom Geist der Poesie durchdrungene Dichtung, welche als humoristische wol am richtigsten wäre bezeichnet worden, denn alles, was zur poetischen Humoristik gehört, lebenvolle Phantasie, Tiefe des Gemüths, Zartgefühl, satirischer Witz und liebenswürdige Herzlichkeit findet sich darin vereinigt. Selbst in der Form kündigt sich das Humoristische an, denn diese Dichtung bildet nicht ein einziges in sich geschlossenes Ganzes, wie ein Epos, und hätte daher auch nicht als erzählendes Gedicht bezeichnet werden sollen, sondern sie besteht aus 40 in sich nicht zusammenhängenden, jedoch einen Cyklus bildenden, Gedichten, in denen schildernde und lyrische Darstellungen mit Erzählung abwechseln, in welcher der Dichter sich wieder an kein bestimmtes Metrum gebunden, sondern es jedesmal dem Inhalt anzupassen gesucht hat. Wie nun aber der Dichter seinen reichen Stoff poetisch behandelt hat, das wird eine kurze Uebersicht des von ihm Dargestellten am besten zeigen.

Er beginnt mit dem *Nahen des Frühlings*, aber nicht mit einer bloſsen Schilderung aller der stürmischen Scenen, die beim Scheiden des Winters dem Frühlinge vorangehn, sondern er versetzt uns sogleich in das Leben der Natur, indem er uns die Jahreszeiten als menschlich wirkende Wesen thätig vorführt. Mit einem lyrischen Zuruf des Frühlings an die geliebte Erde hebt er an, und nun mischt sich in die Schilderung der hierauf folgenden Naturscenen der Ausdruck der Sorgen der Erde um ihre Kinder, und es wechseln Furcht und Hoffnung, bis der greise Winter den lächelnden Jüngling erblickt, den er liebend empfängt:

> Ich lasse mit Freuden die Sorgen der Herrschaft, und gäbe
> Sie lieber sogleich in deine beglückteren Hände.
> Ich liebe die Tochter. Sie kennt mein Lieben und ehrt mich.
> Nur noch wenige Tage beherrsche die Luft
> Verbunden mit mir. Dann geh' ich in Freuden zu ruhen.

Die Schilderung dieser wenigen Tage vollenden die zwei folgenden Gedichte, *der Fischer* und *der Eisgang*, die uns in die Menschenwelt während jener Naturereignisse einführen. Der Dichter verliert sich dabei nicht in die Breite, sondern hat nur wenige Personen zu Repräsentanten dieser Welt auserwählt, den alten rüstigen Fischer, den das Leben geprüft und es weise zu benutzen gelehrt hat, seinen braungelockten tüchtigen Burschen Christoph, den trägen unhäuslichen Zimmerer, und Trudchen, schlank, blaſsgeröthet, überall geschäftig und überall ruhig freundlich, von welcher wohl jeder sogleich vermuthet, daſs Christophs Herz sich ihr zuneigt. Die Handlung, in welche der Dichter diese Personen versetzt hat, charakterisirt sie aufs genaueste. Wie hier bei der vorbereitenden Arbeit, so bei dem verheerenden Eisgange selbst, zu dessen Bewirkung die Erde die Geister der Tiefe heraufruft.

> Und züngelnde Salamander gliehen sich ein
> In das Wassergestein,
> Das zischend kracht,
> In Risse gesprengt von der schnaubenden Macht.
> Und unten zu Hauf
> Wachen die Nixen auf
> Und fassen
> Am Boden die deckenden Massen
> Und schieben und toben
> Die Blöcke nach oben.
> Es meiselt und hämmert am Uferrande
> Der Gnomen geschäftige Bande,
> Und wirft im Tollen
> Der schaurigen Lust
> Die knisternden Schollen
> Den keuchenden Nebeln an die Brust.

Dem Eisgange folgt das *Auferstehungsfest*. Der Eisgang war der Polterabend der Erde, und nun wiederholen Frühling und Erde ihre Hochzeit, zu deren Feier alle Geister sich beeifern das Brautgemach neu zu schmücken. Da kommen

Bunt durch einander
Elfen mit Gnom und Salamander
Und klopfen bei jeder Knospe an:
„Aufgethan!
Lafs Liebchen mich ein
Bei Sternenschein
In dein liebliches Kämmerlein."
Und die Elfenkönigin
Geht selbst zum Jelängerjelieber hin
Und spricht
Mit freundlichem Angesicht:
Du kleiner Wicht
Willst du heraus?
Du darfst mir nicht fehlen beim Hochzeitsschmaus.
Geschwind! geschwind! gleich zieh dich an!
Dein Hoffnungsröckchen angethan,
Dein zartes, schönes Laubenkleid! u. s. w.

Als drauf der Mensch vom Schlaf ersteht,
Und lauere Luft die Brust ihm umweht,
Hell grünen er sieht Gesträuch und Flur,
Da singt's ihm im Herzen: Wie schön Natur!

Das folgende Gedicht: *das Kreuz*, führt in ein Trauerhaus, denn in der Nacht jener Feier waren eine Mutter und ihr Säugling entschlafen, dieselben, wegen deren Trudchen bei ihrem ersten Erscheinen den Fischer um Hilfe angesprochen hatte, und da gab es denn Menschen, welche nicht sahen, wie hold der Frühling lachte und wie die Erde sich schmückte.

Vom Mitleid noch verschönt, sprach mild die Erde
Zum Frühling: „Wer nur auch den Menschen könnt' erfreun!"
Er küfst' ihr froh die Stirn und lächelte:
„Der Punkt begreift nicht, was er ist, und will nicht, was
Er soll, und pfropft mit lächerlicher Müh
Das Ewigfeste den Vergänglichkeiten ein.
Die Mutter drauf: Verdamm' ihn nicht, mein Lieber!
Die Füfs' am Boden festgewurzelt, und das Haupt
Nach oben, mitten in dem Punkt das viel
Getheilte Herz, — die Stellung ist gefährlich."
Er küfst ihr Mund und Brust: „Das soll er besser lernen.
Er will zu unverständig und verlangt zu viel,
Und dünkt sich immer klüger als er ist.'

Eine neue Person tritt jetzt in den Kreis der vorigen ein, *der Sänger*, und dieser, von dem es heifst:

Was sein Traum zum Herzen spricht,
Dünkt ihn Himmelsglück von oben,

steht nicht absichtlos gerade zwischen dem vorigen Gedicht und dem folgenden: *der heilige Abend vor dem Osterfest*, an welchem, beim Untergange der Sonne, Mutter und Säugling in die Gruft gesenkt werden. In der *Nachfeier der Nacht* hören wir die Erde zum Frühling sagen:

Siehst du dort den frischen Hügel?
Kind und Mutter schläft darin:
Breitet euch mit leisem Flügel,
Schönste Düfte', drüber hin!
Holder kann's im weiten Leben
Nichts als Mutterliebe geben;
Selbst im Tod schläft sie nicht ein. —
Leicht will ich euch Beiden seyn!

Es bleibt indefs keine Zeit zu weiteren Klagen, denn die Kirschenblüthen sollen neu erwachen, und die Maienblümchen erspriefsen, und da mufs die Erde eingestehn:

Da gilt es kein Säumen und kein Ruhn.
Ach Lenz, wir haben noch viel zu thun!

Beim Nahen des Tages ruft sie der Nacht zu:

Nun spude dich, Schwester, und küsse den Tag,
Dafs er recht heiter kommen mag,
Und sag' ihm, eh' du ihn küssend verläfst:
's ist heute Auferstehungsfest!

Das Osterfest erscheint nun, und der Dichter führt uns nicht blofs zu erhebender kirchlicher Feier, sondern benutzt diesen Tag zugleich zur Anlage für die künftige Verwicklung des Schicksals seiner Personen, indem er uns tiefere Blicke in ihre Herzen eröffnet. Wir sehen, wie Christoph und der Sänger in Einer Liebe sich begegnen, und ahnen aus der Schilderung Trudchens, wohin deren Herz sich neigen werde. Sie ist jetzt mit ganzem Herzen Mutter der verwaisten Kinder. Als diese beim Besuch des Fischers der begrabenen Mutter kindlich gedenken, sagt sie:

— — „Sie hält ganz andre Ostern, Kinder;
Viel schöner noch, als wir. Sie lebt in unserm Gott!"
Der Fischer sah sie freundlich an und redete:
„Das thun wir auch, mein Kind! Ob hier, ob dort,
Wir leben stets in ihm und freun uns unsres Heils;" —
„Das hier in Thränen wird gesät der Ewigkeit,"
Setzt Trudchen mild hinzu, den Blick nach oben wendend.

Der Fischer. „Ruh' ist nicht des Erdenlebens Ziel;
Es ist die That der Liebe, die sich freut,
Und Vollgenufs des Segens der Natur."
Drauf Trudchen: „Und die Sehnsucht, lieber Meister,
Nach dem Verlornen und dem Bessern kennt ihr auch."
Der Meister sprach: „Du hast zu früh der Kümmernifs
Gelauscht! Es ist nicht gut, wenn solche Jugend wie
Das Alter fühlt. Die Jugend mufs erst lernen, wie
Sich's lebt. Der Hoffnung und der Zeit gehört sie an."
Und Trudchen warf sich gleich dem Fischer an die Brust:
„Treu werd' ich thun, was mir die Pflicht befiehlt;
Was übrig ist, vergieb dem schwachen Herzen: und
Verbefsre das Gemüth; berathe meine Wege!"

In den zwei folgenden Gedichten: *Draufsen* und *Innen*, welche die Zeit bis zu Himmelfahrt umfassen, entwickelt sich mehr und mehr das Blüthenleben der Natur und der Liebe. Während aber Alles sein Leben in Freude treibt, klagt der Frühling allein den Menschen an:

Der Mensch allein kann murren und zagen;
Versteht nicht mit uns liebend zu hausen:
Denn die Natur, sie lebt ihm *draufsen*.

Es

Es ist also das *Innen* nicht so recht der Natur gemäfs, worauf nun auch der Meister bei Trudchen hindeutet, wenn er zu Christoph sagt:

— — — Der Frauen Achtung
Ist wol ein schönes Glück: doch hilft sie nie
Zur Liebe, was man auch beginnt. Das ist betrübt
Für sie mehr, als für uns, wenn wir es richtig fassen.
Dein Trudchen achtet dich, und hoch! das mufs sie wohl!
Denn sie ist edel und sie dankt dir viel.
Doch liebt ihr Herz ein überirdisch Schwärmen.
Sie ist nicht Eva's rechtes Töchterchen, wie sich's
Für dich und für die Meisten pafst. So zur
Marienart gehört ihr zartes Bild. Sie wird
Als Frau nicht glücklich seyn, nicht glücklich machen.
„Doch seh' ich mit den Kleinen sie, sprach Christoph,
So mufs als beste Mutter ich sie ehren."
Der Meister drauf: dergleichen Wesen opfern gern
Sich auf, und finden Lust am Opfer jeder Art,
Was mit der Sehnsucht Himmelstraum sich eint.

Als solch ein Himmelstraum durch des Sängers Lied erregt wird, welches mit den Worten schliefst:

In schönern Hainen
Sollst du erscheinen:
Im Schlafe geht dein Kind
Wieder heim, wo Freuden sind!

da heifst es dann:

Und Trudchen hob den feuchten Blick empor
Und sah des Sängers brennendes Gesicht.
Ihr blaues Aug' durchflog ein lichter Glanz
Und hoher Röthe Lust ergofs sich auf die Wangen.
Der Fischer sah's und schwieg. Und Christoph blickte nieder.
Die Jungfrau war bewegt und seufzte lächelnd auf.
Der Meister nahm zuerst das Wort und sprach:
Das ist ein schönes Lied: doch soll man's recht verstehn! —
Und Christoph rief: Ich wollte wohl, wir redeten
Das Näh're von des Liedes Inhalt ernstlich aus.
Ach nein! nicht deuteln! fiel die Jungfrau ein.
Leicht ist dem zarten Hauch der Duft genommen.
Ein jeder soll's verstehn, so gut er kann,
Und sich nach seiner Weis' in Liebe deuten.

Die *Vorbereitung zum Pfingstfeste* ist ein Gemälde *à la Teniers*. *Pfingsten* selbst wird von den Dorfbewohnern so gefeiert, dafs der Meister bemerken mufs: „das ist kein heil'ger Geist, der heute sich ergiefst." Der Zimmerer zeichnet sich dabei auf seine Weise aus. Christoph, verstimmt wie er ist, nimmt keinen Theil, sondern ergiefst sich nur in bittern Bemerkungen, deren eine den Meister erschreckt:

Auch sind die Weiber, merk' ich, edle Wesen;
Die Ein' ist gierig und die Andre himmelt.

Es knüpft sich indefs hier der Knoten durch das angedeutete Verhältnifs zwischen dem gnädigen Herrn und des Zimmerers Frau und durch die nöthige Vorsorge für deren aufblühende Tochter, Röschen. Die *Mummerei* an der Mittwoche nach dem Feste vollendet, was bei der Vorbereitung begann; *die Folgen* jedoch zeigen sich zunächst besonders schlimm in des Zimmerers Hause, dann aber auch im Allgemeinen in: *der Erde Mitfeier*. Zwar freut sie sich der Freude auch der Menschen, kann aber ihrem Gemahl auch nicht bestreiten, dafs sie gar zu leicht wild und ausgelassen werde. Diesem Uebel abzuhelfen, ruft sie:

Erdflöhe sonder Zahl,
Wohlauf und schmaufst einmal
In ungestörten Scherzen
Die schönsten Pflanzenherzen.
Vermehrt euch schnell, ihr Wanzen!
Denn meine Menschen tanzen.
Ihr Mücken, Käfer, Fliegen,
Herbei zu lustgen Siegen!
In jedem Raupenneste
Kriecht aus zum schönsten Feste.
All Strakelvielgebeine
Fresst und benagt das Seine!
Kein Mensch wird euch verhindern,
Denn jung' und alte kindern.
Mein Wurmheer, im Verzehren,
Soll That und Weisheit lehren.

Ermuthigung. Wir finden sie zuerst bei Christoph, dem das Raupen und Ordnen in des Zimmerers Garten aufgetragen war, und der dabei das rührige Wesen Röschens, ihren fröhlichen Sinn bei der Arbeit, ihr heitres Vertrauen kennen lernt; dann auch bei allen:

Denn steht's nur erst in Hoffnung gut,
So wächst den Menschen auch schon der Muth.

Erhöhtes Leben. Gespräch zwischen Erde und Frühling über das Verkennen des Frühlings, wenn er den Namen des Sommers annimmt, da er doch derselbe bleibt, und nur mit erhöhter Glut wirkt, damit alles reife, woran die Menschen sich stärken und laben. Die Erde bemerkt dabei:

Sie trennen und scheiden wol allzuviel
In ihrem verrauschenden Lebensspiel;
Doch kann es wol kaum anders gehen;
Sie lernen sonst nimmer den Kern verstehen.
Drängt doch im tausendfält'gen Schein
Zu Vieles auf einmal den Sinnen sich ein.
So mögen Begriff an Begriffe sie schleifen,
Um endlich den rechten zu begreifen.

Der Sommermorgen, stellt uns Christoph und Röschen anmuthig idyllisch dar. *Das Gewitter*, humoristisch eingeführt, trefflich geschildert, eröffnet zugleich einen noch tieferen Blick in Röschens Herz, so wie *der Spaziergang* nach dem Gewitter in das Herz Trudchens, die dem blassen Sänger sagt:

Wer sich des Traumes erfreut, ist meist der Wirklichkeit ledig
Ich hab' auf sie von jeher, mein Lieber, nicht vertraut.
Im schönern Lande wachen hell wir auf.

In den folgenden Gedichten: *die Heu- und Kirschenernte*, das *Prunk- und Freudenmahl* (ein Duett zwischen Erde und Sommer), das *Johannisfest*, der *Sommerabend*, rückt das Leben der Natur und das Idyllenleben der Liebenden immer dem Ziele näher; *die stille Gesellschaft* aber, die des Schiffers nämlich mit

mit seinen abgeschiedenen Geliebten, worüber er äufsert:

Die Sterne leuchten hell; viel dank' ich ihrem Schein!

scheint nur zwischen jene Gedichte eingereiht, um auf den Schlufs des Sommerabends vorzubereiten, der offenbar mit Trudchens obiger Aeufserung in Beziehung steht. Röschen sagt von ihr:

„Sie lebt nicht, wo sie lebt; und das geht nimmer gut!
Sie will wo anders seyn und doch auch hier!
Das will sich doch nicht passen, lieber Meister!"
„Sie hat das Künft'ge lieb: du nicht auch, Röschen?"
„Ich freu' mich wol auf Vieles, was erst kommt: —
Und kommt's, wie's soll, da will ich's tüchtig fassen!
Nur soll mir's drum das Heute nicht verbittern.
Denn thu ich nichts für heute: das ist ja
Für heut' und morgen schlimm, und wird aus Beiden
So viel als nichts am Ende." — Der Meister küfst
Sie auf die Stirn und sprach: „Dabei verharre,
Mein gutes Kind! und leit' uns Deine Wege.
Ich glaub', es steckt ein Fehler in der Frömmigkeit,
Wie sie nun heuer ist. Denn wär's die rechte,
Sie müfste mir für unsre Erd' auch besser passen."
Christoph. „Ich glaub', sie pafst auch für den Himmel nicht.
Denn wär der Himmel Traum, so wär's ein schlechter Himmel."

Die Erntezeit giebt dem Dichter wieder Stoff zu einem schönen Duett zwischen Sommer und Erde, dessen Inhalt das Loos des Menschenlebens ist. Die Erde sagt:

Gemischt soll Glück und Unglück seyn,
Dafs sie nicht Weh von beiden,
Ermattung nicht von Glückesschein,
Nicht von Verzweiflung leiden.
Denn Kindern sind, wie täglich Brot,
Die Uebung und die Wünsche noth.

Der *Rettung*, wodurch die Liebenden vereint werden, folgt: *der Liebe Siegel*. Wieder ein lyrisches Wechselgespräch zwischen Erde und Sommer, der aber jetzt *als Herbst* erscheint, und als solcher der Liebe Siegel, die *Treue*, wohl preifsen kann. Am Schlusse sagt er:

Auf allen Bäumen kehr' im Wiederschein
Ein Farbenschmelz entflohner Freudentage:
Und zärtlich treu soll unser Abschied seyn,
Eh' unsre Kinder ruhn im kalten Sarkophage.

Die folgenden Gedichte: *Der Junker und der Sänger*, *der Abschied*, *die Vorjagd* und *die Vergeltung*, berichten das Schicksal des Sängers und Trudchens. Man erkennt wol, dafs die Disharmonie, welche dadurch in das Ganze gebracht wird, von dem Dichter beabsichtigt ist, allein sie dürfte nur in Ansehung Trudchens befriedigend gelöst seyn. Desto befriedigender sind alle die Gedichte, welche zum Schlufs des Ganzen führen, sowohl in der Natur als in der Menschenwelt. In jener rückt die Zeit des Scheidens immer näher, und *die Herbstlust* selbst erweckt ernste, jedoch freundliche, Gedanken: und da zu *Michaelis* der Herbst selbst sagt:

Fast wird es mir selber im Nebelthal
Ein wenig zu kühl und zu sentimental;

so erwartet wol Niemand einen weinerlichen Abschied. Die Erde ist nur noch besorgt, dem Moste der Beeren den tröstenden Rausch der Liebe beizumischen und so nehmen denn in der *Uebergabe*, der Herrschaft nämlich an den Winter, beide mit den Worten Abschied:

Herbst. Wohlauf! wohlan zu neuem Lenzbeginnen,
Zu neuem Jubel ziehn wir froh von hinnen!
Erde. Und ich küss' euch wieder im wärmeren Licht'
Und die glückliche Mutter vergifst euch nicht!

Zwischen diese Gedichte sind einige idyllische Schilderungen eingereiht: *Die Glücklichen* und *die Weinlese*. Die Scene mit der Ueberschrift: *die Bettlerin und der Fischer* (wo S. 136. Z. 4. statt *mein* ohne Zweifel *Mann* stehen soll), kann überflüssig scheinen, aber nur, wenn man sie nicht in Zusammenhang mit dem Schlusse des vorhergehenden Gedichtes bringt. Wir sollen hier in dem Fischer den vielgeprüften Greis erkennen, damit die Worte des letzten Gedichtes; *Die Ruhe*, um so tieferen Eindruck machen. Der Greis, müde zwar, jedoch nicht überdrüssig des Lebens, gedenkt hier auch seines Winters, aber sagt:

Christblumen blühen bald, noch eh der Frühling naht,
's sind Hoffnungsblüthen einer hellern, schönern Zeit.
So sey denn fröhlich, vielbewegtes Herz, und lafs,
Von Sturm und Weh gedrückt, dir deine Freudentage
So hell wie Jugendglück vorüberziehn.
Ob ich den Frühling wieder sehe? — Wohl, mein Herz!
Den schönen Frühling siehst du doch erblühn!
Denn mein ist Leben und Tod, und mein ist Himmel und Erde!
Still harr' ich meines Heils.

Man sieht, wie diese Trostesworte eines bald scheidenden Greises sich an die obigen Abschiedsworte an-, und in Wahrheit das Ganze abschliefsen; man wird aber auch erkennen, dafs hier, ohne dafs gelehrt wird, beim lächelnden Beschauen des Lebens zu lernen ist, wenn man lernen will. Auf jeden Fall kann man hier lernen, dafs es auf der Erde eine noch andre Seligkeit gibt als die Trübseligkeit, und warum sollte man dies nicht von einem Dichter lernen wollen, der tiefen Ernst in heiterem Spiele bietet? Wer sich nun aber blofs an das heitere Spiel halten will, der wird hier volle Genüge finden, schon durch die mythische Darstellung der Jahreszeiten, die, weit entfernt von schwerfällig mystischer Symbolik, in ihrer Naivetät zuweilen an Hebel erinnert, ohne dafs jedoch an eine Nachahmung zu denken wäre; denn hier ist eigenthümlicher Geist. Rec. mufs sich aber begnügen, hierauf nur überhaupt aufmerksam gemacht zu haben. Wer diese Dichtung gelesen, wird eingestehen, dafs sie zu den ausgezeichneten in unsrer neuen poetischen Literatur gehört.

Halle, gedruckt in der Gebauerschen Buchdruckerei.

MONATSREGISTER

vom

DECEMBER 1837.

I.

Verzeichnifs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Wil-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 60.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte December 1837 enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

B. Anzeigen.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.